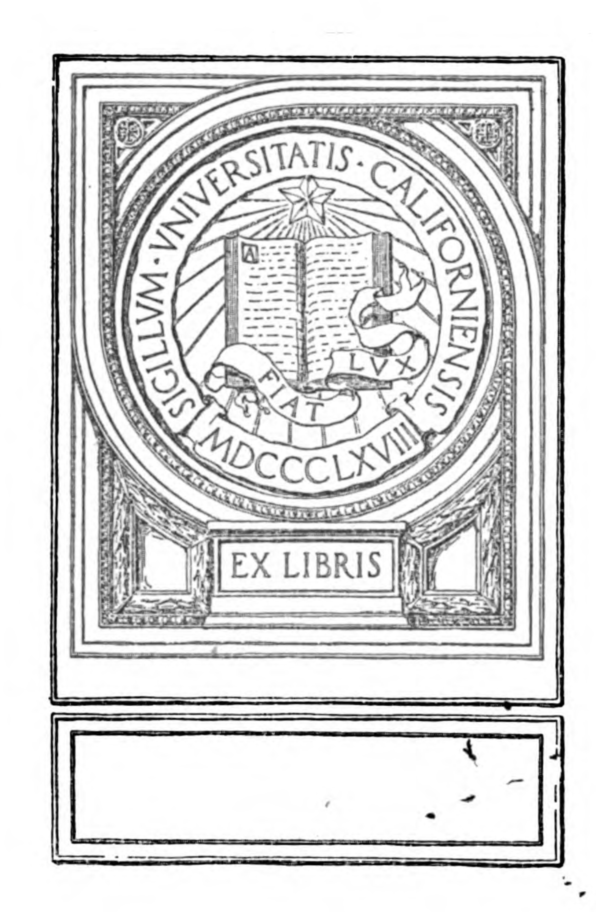
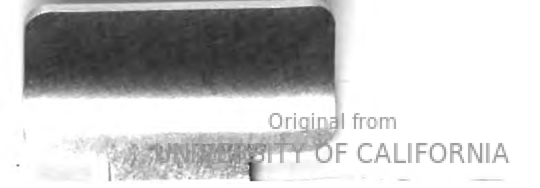



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

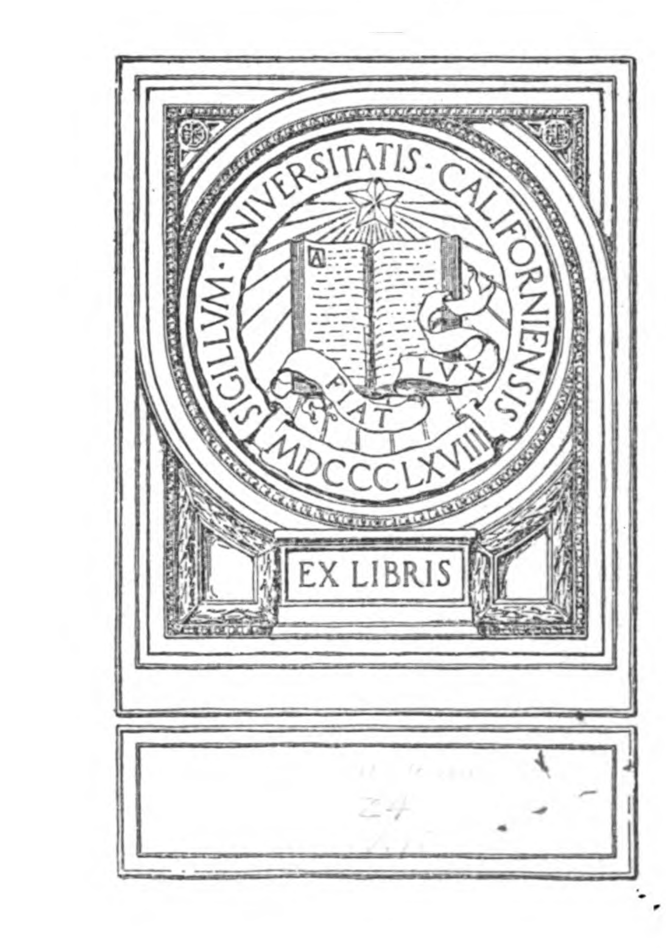


PAGE NOT AVAILABLE






SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



ZEITSCHRIFT FÜR EXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

OF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

NTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

Dr. J. BROMAN (Lund) — Prof. Dr. M. DESSOIR (Berlin) — Prof. Dr. P. FAHLBECK (Stock- — Prof. Dr. G. HEYMANS (Groningen) — Dr. S. VAN HOUTEN (Haag) — Geh. Med.-Rat Dr. J. JADASSOHN (Breslau) — Hofrat Prof. Dr. L. v. LIEBERMANN (Budapest) — Geh. Hofrat Dr. K. v. LILIENTHAL (Heidelberg) — Dr. MAX MARCUSE (Berlin) — Prof. Dr. G. AZZINI (Rom) — Geh. Justizrat Prof. Dr. W. MITTERMAIER (Gießen) — Geh. Sanitätsrat ALBERT MOLL (Berlin) — Prof. Dr. W. NEF (St. Gallen) — Privatdozent Dr. SAND (Kopenhagen) — Geheimrat Prof. Dr. R. SEEBERG (Berlin) — Geh. Med.-Rat Dr. H. SELLHEIM (Halle) — Prof. Dr. S. R. STEINMETZ (Amsterdam) — Prof. Dr. NDLER (Wien) — Prof. Dr. A. VIERKANDT (Berlin) — Prof. Dr. L. v. WIESE (Cöln)

REDIGIERT VON

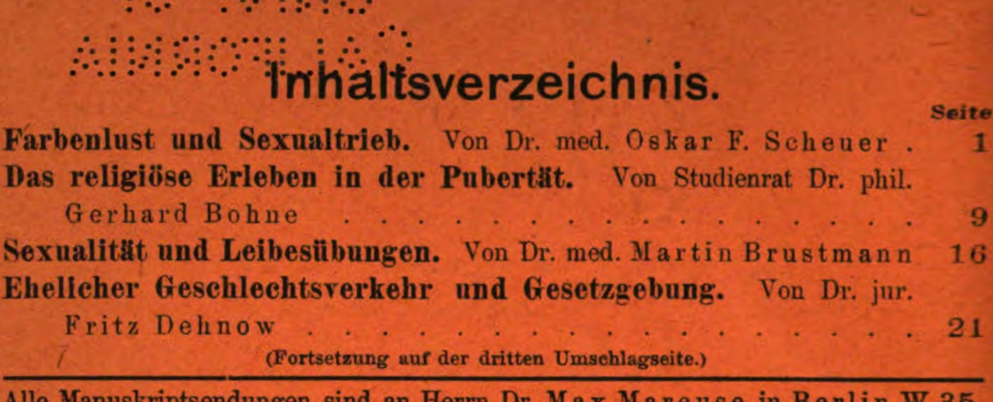
Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

BAND APRIL 1923 1. HEFT



BONN

. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

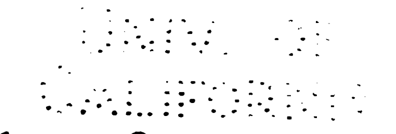
Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Der Abonnementspreis beträgt für die Zeit vom 1. April bis zum 30. Juni 1923
Mk. 1000.—

Um die hohen Portokosten, die durch das Versenden der Rechnungen entstehen, zu vermeiden, bitten wir, den Betrag von Mk. 1000.— auf unser Postscheckkonto: Dr. jur. Albert Ahn in Bonn, Nr. 8032, Köln, einzuzahlen. Sollte der Betrag bis zum 1. Juni nicht bei uns eingegangen sein, werden wir uns erlauben, denselben durch Postnachnahme zuzüglich Spesen zu erheben.

A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn
(Dr. jur. Albert Ahn).





Zeitschrift

für

Sexualwissenschaft

Begründet von

Prof. Dr. A. Eulenburg und **Dr. Iwan Bloch**

herausgegeben im Auftrage der

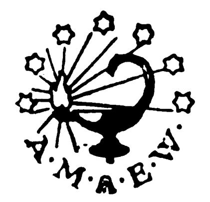
Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung.

Redigiert von

Dr. Max Marcuse, Berlin

Band X

April 1923 bis März 1924



A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn



Made in Germany.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.



Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen.





Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band | April 1923 | 1. Heft

Farbenlust und Sexualtrieb.

Von Dr. Oskar F. Scheuer
in Wien.

Die Farben sind physikalisch betrachtet nichts anderes als Ätherschwingungen. Ihre Verschiedenheit wird durch eine größere oder geringere Geschwindigkeit der Ätherwellen bedingt, die ihrerseits wieder von dem chemischen Aufbau der Stoffe abhängig sind und von diesen beeinflußt werden. Außerhalb des Auges gibt es also keine Farben, nur Ätherwellen, zu Farben werden sie erst im Gehirn (Becke)[1]). Die Farben sind demnach Produkte unserer eigenen körperlichen und geistigen Organisation, sie sind die auf psychischem Gebiete in die Erscheinung tretenden Folgen einer auf die peripherischen Teile des Sehnerven einwirkenden Reizung durch Licht oder, wie Becke (a. a. O.) sagt: „Die Farbe ist eine subjektive, auf psychischen Vorgängen beruhende Empfindung im Gehirn." Und auch alles das, was für uns an einer Farbenerscheinung haftet, das Angenehme und Unangenehme, das Fröhliche und Traurige, das Sanfte und Feurige, auch dies alles spielt sich nicht auf der Netzhaut ab, sondern ist eine rein seelische Angelegenheit und hängt ausschließlich mit der Wahrnehmung und seelischen Deutung des empfangenen Farbenreizes zusammen, also von ausschließlich psychologischen Erscheinungen ab (Sitte)[2]).

Da nun durch bestimmte Farben besondere Gemütsstimmungen hervorgerufen werden können (schon Goethe weist in seiner Farbenlehre darauf hin und folgert daraus, daß die Farbe sich zu gewissen sinnlichen Zwecken anwenden lasse), darf es uns nicht wundern, daß die Farben auch im menschlichen Liebes- und Geschlechtsleben eine bedeutsame Rolle spielen. Kommt doch beim Menschen für die Liebeswahl in erster Reihe der Gesichtssinn in Betracht. Er hat, wie wir nach den Untersuchungen G. Ruges[3]) wissen, gegenüber dem Gehör und Geruch „beim Menschen mit völlig aufgerichtetem Körper und frei umherspähendem Kopfe die Herrschaft übernommen". Der Gesichtssinn, sagt Mantegazza[4]), ist der „erste Bote der Liebe", „der mit der Linken hart an der Erde entlang die

---

[1]) Max Becke, Über das Wesen der Farben und des Farbensehens. Wien 1920, 13.

[2]) Camillo Sitte, Über Farbenharmonie. Wien 1900, 17.

[3]) Georg Ruge, Die Körperformen des Menschen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und ihrem Bedingtsein durch den aufrechten Gang. Leipzig 1918, 68.

[4]) Paul Mantegazza, Die Physiologie der Liebe. 10. Aufl. Jena o. J., 175, 179.

Wollust geleitet, während er mit der Rechten unsern Blick in die höchsten Regionen des Ideals hinauflenkt". Der Gesichtssinn vermittelt die Schönheit unserem Bewußtsein; durch ihre geistige Wahrnehmung entspringt in uns die Liebe. „Denn alle Schönheit", ruft Möbius[5]) aus, „ist wahrnehmbar gewordene Liebe." Doch nicht nur der Erweckung der „ästhetischen Liebe" (Leonhardt)[6]) dient der Gesichtssinn, er begünstigt auch wie kein zweiter Sinn ihre Erfüllung. Durch ihn werden Farben und Formen, Kleidung und Schmuck zu geschlechtlichen Reizen. Dies zeigt sich schon in der Tierwelt, denn auch hier spielt der Gesichtssinn[7]), wo er einigermaßen entwickelt ist, eine wesentliche Rolle im Liebesleben. Auch hier wirken Farbe und Form des einen Partners anregend auf den andern, und zwar ist es zumeist das Männchen, welches durch seine „Geschlechtsfarben" werbend auf das Weibchen wirkt. Solches kann man beobachten bei Schmetterlingen und Fischen, bei Amphibien und Vögeln, bei all denen das Männchen die lebhaftesten Farben zeigt. Bei vielen dieser Tiere nehmen namentlich zur Paarungszeit Haut und Gefieder besonders prächtige Färbungen an (Hochzeitskleid). Darwin[8]) führt bekanntlich diese Schönheit in Form und Farbe bei Tieren auf die geschlechtliche Zuchtwahl zurück. Das schöner gefärbte, kräftigere Männchen gefällt dem Weibchen besser, regt seinen Geschlechtstrieb stärker an und wird daher von ihm „gewählt". Eine Ansicht, der vielfach, insbesondere von Wallace[9]) und in jüngster Zeit von Meisenheimer[10]) entgegengetreten wurde. Wallace bezieht einen Teil geschlechtlicher Farbenunterschiede auf natürliche Zuchtwahl (Schutz-, Warn-, Gattungsfarben), auf Einwirkung von Nahrung, Licht und anderen mehr oder weniger bekannten Ursachen, oder auch auf eine nach außen sich offenbarende produktive Kraft überschüssiger Energie. Eine Auffassung, die wir auch bei Eimer[11]), Banks[12]) u. a. finden. Bei Eimer, der in den lebhaften Farben der männlichen Eidechsen, in den Prachtfarben des Hochzeitskleides der Vögel Kraftfarben sieht, bei Banks, für den die in Farbe oder Form hervorstechenden Eigenschaften der Spinnenmännchen Dokumente überschäumender Lebenskraft darstellen. Wie immer man sich zu dieser Frage stellen mag, sicher ist, daß auch im Sinne

---

[5]) P. J. Möbius, Die Geschlechter der Tiere. 1. Tl. Halle 1905, 32.

[6]) W. Leonhardt, Die Bedeutung der Sinne im Liebesleben des Menschen. In: Anthropophyteia X. 1913, 178.

[7]) „Farbige Schönheit nämlich findet sich besonders bei Sehtieren, während die Riechtiere in der Regel unscheinbar aussehen. Die vollkommensten Sehtiere sind die Vögel und sie übertreffen an Farbenreichtum bei weitem die Mehrzahl der Säugetiere." (J. P. Möbius, a. a. O., 29.)

[8]) Charles Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Deutsch von Carus, Stuttgart. Bd. I. Stuttgart 1875, 276/77.

[9]) A. R. Wallace, Die Tropenwelt. Braunschweig 1879; Der Darwinismus. Braunschweig 1891.

[10]) Johannes Meisenheimer, Geschlecht und Geschlechter im Tierreiche. Bd. I. Jena 1921.

[11]) Th. Eimer, Untersuchungen über das Variieren der Mauereidechse. In: Arch. f. Naturgeschichte. XLVII. 1881. Bd. I.

[12]) Banks, Secondary sexual charakters in spiders. Proced. Entomolog. Soc. Washington. V. 1903.

Wallaces und der anderen oben genannten Autoren die Farben in unmittelbarer Beziehung zum Sexualleben im Tierreich stehen. Meisenheimer, der die Ansicht von Wallace, „für welchen der Kräfteüberschuß der Männchen ein schöpferisches Prinzip umfassendster Wirkung darstellt", als physiologisch kaum ausdenkbar bekämpft, sieht auch die aktive, bewußt ausgeübte Wahl von seiten der Weibchen im Wirken einer geschlechtlichen Zuchtwahl im Sinne Darwins als unsicheren Faktor an. Er meint hingegen, daß alle die verschiedenen Bewerbungsformen der Männchen vor den Weibchen den Sinn haben, die Weibchen auf die Gegenwart des andersartigen Geschlechtsgenossen aufmerksam zu machen, die eigene männliche Geschlechtsbereitschaft, die eigene Geschlechtserregung ihnen anzuzeigen und im Gefolge davon diese nämliche Geschlechtserregung auf sie zu übertragen. Alle diese erstrebten Beeinflussungen werden um so schneller und um so wirksamer realisiert werden, je stärker die Mittel sind, deren sich die Männchen bedienen können. Das heißt nichts anderes, als daß die bestausgerüsteten (d. h. am schönsten gefärbten und kräftigsten) Männchen die meisten Chancen haben, auf Weibchen in geschlechtserregendem Sinne einzuwirken, ihren Widerstand zu beseitigen und zum Endzweck der Paarung zu gelangen. Es brauchen also die Weibchen in keiner Weise eine direkte bewußte Wahl auszuüben, sie ergeben sich ohne alle überlegende Auswahl unbewußt eben dem Männchen, welches den stärksten sexuellen Einfluß auszuüben vermag kraft seiner trefflichen männlichen Eigenschaften.

Beim Menschen ist es nicht anders; auch hier gelten alle Künste, wenn es sich darum handelt, des Weibes Herz zu erringen. „Alles Schöne in der Natur", heißt es in Sudermanns „Im Zwielicht", „ist ein Spiel der männlichen Gefallsucht — und vieles Furchtbare ist es auch. Diese Gefallsucht, durch welche im Tierreich das männliche Wesen sich seinem Gesponse bemerkbar zu machen und seine Mitbewerber zu verdrängen sucht, äußert sich in drei Eigenschaften: erstens Farbenglanz, zweitens Gesangskunst, drittens Kampfesmut. Vom Paradiesvogel bis zum Pavian und bis zum Husarenleutnant sehen wir das ewig Männliche in herrlichster Farbenpracht erstrahlen . . ." Treffende Worte, die uns an die leidenschaftliche Schwärmerei für militärische Uniformen gemahnen, welche die Frauen zu allen Zeiten und in allen Ländern genährt haben. Woher kommt nun der Reiz, den das „doppelte Tuch" auf das Weib auszuüben vermag? Sind es die Farben allein, die hier erregend wirken? Fink[13]), Moll[14]) u. a. antworten darauf mit einem Nein, „denn verschiedene Angestellte, darunter sogar Dienstmänner und Telegraphenboten, tragen ebenfalls Uniformen, ohne durch dieselben einen besonderen Eindruck auf das weibliche Herz zu machen". Wohl richtig, dennoch besteht zwischen der Uniform eines Militärs und jener eines Dienstmannes ein gewaltiger Unter-

[13]) H. T. Fink, Geschlecht und Liebe. I. Bd. Berlin o. J., 486.

[14]) Albert Moll, Untersuchungen über die Libido sexualis. I. Bd. Berlin 1898, 200.



schied[15]). Die Uniform liegt dem Soldaten oder Offizier eng an und kann, was auch Moll betont, schon das dadurch bedingte deutlichere Hervortreten der Körperformen einen sexuell erregenden Einfluß ausüben. Und dann, worauf J. A. Ssymonds[16]) hinweist: „Zunächst werden Soldaten auf Grund ihrer kräftigen Körperbeschaffenheit für den Dienst ausgesucht, sind durch den Drill gut entwickelt, haben eine gute Haltung und fallen durch ihre Uniform, die ihre Körperformen hervorhebt, günstig auf.“ Alle diese Momente fallen wohl bei anderen Uniformträgern weg, abgesehen davon, daß die Militäruniform seit jeher viel buntere und auffallendere Farben aufwies, als die Kleidung anderer uniformierter Klassen. Wohl sind die letzten Reste des bunten Kriegerkleides (Endres nennt es geradezu ein „grelles Hochzeitskleid“)[17]) dem Weltkrieg zum Opfer gefallen, wohl ist an Stelle der „Prachtform“ die „Zweckform“ getreten. Doch früher einmal: Je prächtiger das Kleid des Soldaten war, sagt Prof. Bie[18]) in einer Studie über die „Uniform“, desto besser; je bunter es aussah, desto wirkungsvoller. Vom Landsknecht bis zum Grenadier Friedrichs, vom napoleonischen Soldaten bis zum Preußen von 1870 ist eine deutliche Abwandlung der Stile in Renaissance, Barock und moderner Nüchternheit; aber die Farbe geht durch alle Abarten gleichmäßig hindurch; und je höher ein Offizier stand, desto buntere Streifen legten sich auf sein Kleid. Bald erinnerte ein monströser Helmaufsatz, bald ein Riesenschweif, bald ein Küraß, ein hängender Mantel, ungeheuere Schnüre und gewaltige Streifen an ethnologische Vorbilder, die sich in die Epoche des Prunksoldaten hinübergerettet hatten. Sämtliche Farben des Spektrums spielten auf den Röcken. Die Parade dieser Uniformen hatte etwas Überwältigendes. Sie war für den Effekt gedacht und wirkte als Zauber. Nicht nur das Auge des Fürsten hing stolz an dieser Farben- und Formengestalt, auch das Mädchen, das den stolzen Mann liebt, sah ihn am frohesten in dieser ungewöhnlichen Tracht, die den Mannesmut ihres Auserwählten in seinem Berufskleide gewährleistete und ihn so hoch über alle Zivilisten hob. Drum steht auch, wie Hirschfeld[19]) mit Recht betont, die Soldatenuniform, „das zweierlei Tuch“, in der weiblichen Sexualität als Fetisch obenan. Dieser Uniformfetischismus kann einen solchen Grad erreichen, daß die Zuneigung mancher Frauen sich in Abneigung verändert, wenn der Mann, in den sie sich verliebten, als er Soldat war, eines Tages in Zivil erscheint. Alle Arten von Uniformen kommen hier in Betracht, am häufigsten vielleicht die der Kavallerie und der Marine. Ich hatte selbst einen solchen Fall zu beobachten Gelegenheit, in dem ein Mädchen sich heftig in einen jungen Mann, der Marineuniform trug, verliebte, sich mit ihm ver-

[15]) Schon Goethe weist in seiner Farbenlehre darauf hin: „Die Uniformen sollten Charakter und Würde haben; die Livreen können gemein und ins Auge fallend sein.“

[16]) J. A. Ssymonds, Soldatenliebe und Verwandtes. In: Havelock Ellis und J. A. Ssymonds, Das konträre Geschlechtsgefühl. Leipzig 1896. 285 ff.

[17]) Franz Carl Endres, Feldgrau. Aus der Geschichte der Uniformen. In: Frankfurter Zeitg. 1915. 14. Nov.

[18]) Oskar Bie, Uniform. In: Deutsches Volksblatt (Wien) 1916. 23. Sept.

[19]) Magnus Hirschfeld, Sexualpathologie. 3. Teil. Bonn 1920, 73.



lobte, dann aber, als er nach Schluß des Krieges in Zivil heimkehrte, eine unüberwindbare Abneigung, ja Abscheu gegen ihn an den Tag legte.

In der Buntheit der Uniformen liegen uralte Gedanken; Gedanken, die zurückgehen bis in die Zeiten primitivsten menschlichen Anfangs. Denn ursprünglich war der Mann, nicht wie heute das Weib, der geschmücktere. Dies lehrt uns nicht nur die Geschichte, dies lehrt uns auch ein Blick auf die heutigen Naturvölker. Auch bei diesen prangt vielfach noch der Mann in weit reicherem Schmucke jeglicher Art, während das Weib in bescheidener Einfachheit sich zeigt. Die Wilden, sagt Westermarck[20]), schmükken, bemalen, tätowieren und verstümmeln sich, um dem anderen Geschlecht anziehender zu erscheinen; die hierfür gewählte Zeit ist die der Mannbarkeit, ein Beweis dafür, daß diese Verrichtungen nur Werbungszwecken dienen.

Insbesondere werden die Körperbemalung und die Tätowierung zum Zwecke der sexuellen Anlockung und Anreizung vorgenommen. Der tätowierte Mensch ist der Schönere und Begehrenswertere. Selbst wenn ursprünglich eine andere Ursache, meint Bloch[21]), z. B. irgendein medizinischer Zweck, das Bemalen und Tätowieren herbeigeführt hat, oder dieses vielleicht als ein soziales oder politisches Unterscheidungszeichen galt, so haben doch diese Zeichen und sichtbaren Veränderungen der Körperhaut sofort einen mächtigen Einfluß auf das andere Geschlecht ausgeübt und wurden durch geschlechtliche Zuchtwahl zu sexuellen Lockmitteln. Daß vor allem die Tätowierung als farbige Hülle geschlechtlichen Zwecken dient, bestätigten sogar die Einwohner von Lukunar dem Reisenden Mertens, der nach der Bedeutung des Tätowierens fragte, indem sie ihm antworteten: „Es hat denselben Zweck wie eure Kleider, nämlich den Frauen zu gefallen“ (Waitz-Gerland)[22]).

Ob die Natur mehr ein Werben des Mannes oder des Weibes verlangt, ist hier nicht zu untersuchen. Sicher ist, daß ursprünglich der Mann der geschmücktere war und sich der Farben und des Schmuckes als sexueller Lockmittel bediente. Erst der Gang der Kultur hat die Rollen verwechselt. Und wenn wir heute auf der Straße und im Salon, bei Spiel und Tanz den weiblichen Teil als den lockenden sehen, so erklärt uns dies Sudermann in seinem „Im Zwielicht“ eben damit, daß dies in unserer „verrotteten Hyperkultur“ gelegen sei: „Wo die Eheschließung Schwierigkeiten macht und drüben die Gefahr naheliegt, als alte Jungfrau zu sterben, da beginnt das Werben des Weibes um den Mann, da legt man Rot auf . . .“ und färbt das Haar blond, möchten wir hinzufügen, und läßt Wimpern und Augenbrauen durch künstliche Schwarzfärbung stärker hervortreten. Wozu all diese farbigen Lockmittel? Stoll[23])

[20]) Eduard Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe. Jena 1893, 542.

[21]) Iwan Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit. Berlin 1907, 145.

[22]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1872 Bd. V, 67. (Zitiert nach Bloch, Beiträge II.)

[23]) Otto Stoll, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. Leipzig 1908, 290.



meint, „daß, während willenskräftige, natürlich und gesund denkende Mädchen ohne jeden Zwang auf alle derartigen Künste verzichten, bei gewissen Naturen schon im jugendlichen Alter das Bedürfnis sich zu schminken triebartig und fast krankhaft auftritt, und zwar selbst ohne daß solche Mädchen es darauf absehen, einem bestimmten Manne zu gefallen; sie wollen, ohne sich dessen voll bewußt zu sein, einfach dem ganzen männlichen Geschlecht nach ihrer Meinung vorteilhaft erscheinen . . .“ Ganz richtig. Daher pflege ich derlei weibliche Wesen gerade heraus als „Dirnennaturen“ zu bezeichnen, die durch Schminke und Farbe nichts anderes bezwecken, als dem männlichen Partner in der Sucht nach Befriedigung des Kontreaktionstriebes anziehender zu erscheinen, oder, vom Tier auf den Menschen übertragen, nach den Worten Meisenheimers, die Männer auf die Gegenwart des andersartigen Geschlechtsgenossen aufmerksam zu machen, die eigene weibliche Geschlechtsbereitschaft, die eigene Geschlechtserregung ihnen anzuzeigen und im Gefolge davon diese nämliche Geschlechtserregung auf sie zu übertragen. Am ausgesprochensten zeigt sich dies bei den Prostituierten, die durch das Schminken des Gesichts und Färben der Haare ja nichts anderes bezwecken, als den Männern ihre Geschlechtsbereitschaft anzuzeigen. Ihre Geschlechtserregung ist allerdings nur eine vorgetäuschte, ein Unterschied, der aber meiner Auffassung nicht widerspricht, denn diese farbigen Lockmittel, die Rumpf[24]) zu den „zusätzlichen Farbenreizen“ zählt, sollen ja dem Beschauer die Illusion der Wirklichkeit erleichtern, ein Zweck, den ja u. a. die Gesichtsbemalung der Schauspieler in erster Linie verfolgt. Und ebenso dienen die künstlichen Farbenreize der Frauen der Täuschung und tritt eben deren erotisch-kosmetisches Motiv am ausgesprochensten und unverhülltesten bei den Prostituierten zutage, bei denen, wie wir durch Ovid und Martial wissen, das Schminken schon im Altertum üblich war.

Das Schminken hat sich zweifellos aus der Schmucksitte der Körperbemalung entwickelt. Letztere wurde durch die zunehmende Bekleidung immer mehr eingeschränkt, bis ihr endlich das Antlitz als einziger Schauplatz übrig blieb. Andeutung der früheren vollständigen Bemalung finden wir u. a. noch bei der kreolischen Damenwelt in Carácas, bei der sich das Schminken auch noch auf den Busen erstreckt, sowie in der Sitte des Orients, die Nägel an Händen und Füßen mit Henna ziegelrot zu färben[25]). Doch auch bei uns verbringen viele Damen Stunden des Tages mit Manicure und Pedicure, damit Finger- und Fußnägel „rosig“ erglänzen, von der Modenarrheit abgesehen, nach der sich im Jahre 1912 — so berichteten damals die Tageszeitungen — verschiedene Pariser Damen ihre Fingernägel vergolden ließen. Und wenn viele Naturvölker ihre Zähne bemalen, weil sie in deren Schwarzfärbung eine Steigerung ihrer körperlichen Schönheit erblicken, so versuchen bei uns, den kultivierten Völkern, die Damen durch Goldfüllungen ihrer schad-

[24]) Fritz Rumpf, Der Mensch und seine Tracht. Berlin 1905. 293.

[25]) Friedrich von Hellwald, Das Schminken und die Schminke. In dessen: Ethnograph. Rösselsprünge. Leipzig 1891. 250.



haften Zähne einen gewissen Farbreiz auszuüben. Ja, den Amerikanerinnen wird nachgesagt, daß sie sich derartige Füllungen nur um der Reizwirkung willen sogar in gesunde Zähne einsetzen lassen. Ist dies Gerücht begründet, dann beweist es weiter nichts, meint Rumpf (a. a. O. 294), als daß die Schönen Amerikas trotz ihres Selbstbewußtseins von der Kultur noch nicht allzusehr beleckt sind. Dasselbe müßte man dann auch von denjenigen unserer Frauen und Mädchen sagen, die gleich den „wilden" Abessinierinnen auf ein reines und weißes Gebiß so hohen Wert legen, daß sie die Wirkung der natürlichen weißen Zahnfarbe durch absichtliche Dunklerfärbung der Umgebung, also z. B. der Lippen, zu steigern versuchen. Und wenn sie auch nicht wie die Massai-Mädchen ihr Zahnfleisch dunkel färben oder wie die Abessinierinnen es sogar tätowieren[26]), so sind sie dennoch bemüht (ähnlich den Maoris, die die Gewohnheit haben, ihre Lippen blau zu färben und die es daher „für eine Frau als Schmach" betrachten, „rote Lippen zu haben"[27]), die Kontrastwirkung blendend weißer Zähne mit einer dunklen Umgebung durch Auflegen von Lippenrot zu erreichen.

Und wie die Färbung der Nägel, Zähne und Schleimhäute, so spielt auch die Farbe der Haut selbst und die der Haare in der Geschlechtswahl im täglichen Leben selbst der höchstzivilisierten Völker eine große Rolle. Die Farbe der Haut weist innerhalb der Menschheit alle möglichen Schattierungen vom dunkelsten Ebenholzschwarz bis zum hellsten Elfenbeinweiß auf. Linné hat auf dieser Erscheinung bekanntlich seine Einteilung der Menschenrassen in weiße, gelbe, rote und schwarze Rassen begründet. Nach Darwin (a. a. O.) verdanken diese Rassenunterschiede ihre Entstehung den verschiedenen Schönheits-Maßstäben. Denn „die Menschen jeder Rasse", sagt er, „ziehen dasjenige vor, woran sie gewöhnt sind; sie können keine große Änderung ertragen, aber sie lieben die Abwechslung und bewundern jede auf eine mäßige Spitze getriebene Eigentümlichkeit . . ." Daher bewundert der Mensch wie alle anderen ihm von der Natur verliehenen Charaktere auch die ihm von der Natur gegebene Hautfarbe. Der Neger spottet über die Haut des Weißen und bewundert seine schwarze Haut in so hohem Maße, daß der Zulukönig unter anderen Titeln auch den führt: „Ihr, die Ihr schwarz seid"; der Chinese hält die weiße Farbe des Europäers für abschreckend, der Indianer hält nur eine rötlich lohfarbene Haut für schön. Der Weiße bewundert demgemäß nur eine weiße Hautfarbe, wie es mit Deutlichkeit die Dichter aussprechen. Sie vergleichen sie bald mit Rosen und Lilien, bald mit Milch und Blut, bald mit Wachs und Schnee. Am meisten hat Heine die weiße Hautfarbe gepriesen. Bald liebt er eine „kleine weiße Hand", bald „weiße Lilienfinger", bald ist er über eine „schneeweiße Schulter" entzückt; ganz besonders liebt er aber einen „schönen lilienweißen Leib". Dies ist um so leichter zu verstehen, als bei den hellen Rassen das weibliche Geschlecht weniger pigmentiert zu sein pflegt als das männliche und daher die hellere

[26]) Stoll, a. a. O., 376.
[27]) Westermarck, a. a. O., 273.



Hautfarbe des Weibes gegenüber dem Manne Geschlechtszeichen ist, das je mehr hervorgehoben und verstärkt um so anziehender auf den Mann wirkt.

Immerhin kann auch die dunklere Haut einer Brünetten als schön und anziehend gelten, wenn sie zart und glatt ist. Der Kontrast spielt hier mit eine Rolle. So waren dem jungen blonden Schopenhauer, wie er selbst erzählte, vor allem die Brünetten gefährlich [28]). Vielleicht auch deshalb, weil die braune Hautfarbe als Zeichen kräftiger Vorsätze und der Neigung zur Sinnlichkeit gilt. Daher der bekannte Halbvers:

„Nigra praecipitosa ruit"

Lieder zum Lobe der braunen Mädchen sind in Italien sehr verbreitet, und ein römisches Ritornell, das an Ovid erinnert, sagt:

„Nehmt nicht die Weiße, sie ist fade;
Auch nicht die Rote, sie ist hitzig;
Nehmt die Brünette, die ist schmackhaft." [29])

Auch Goethe hielt die brünetten Mädchen für feuriger [30]) als die Blondinen mit weißer Haut, denn er sagt:

Wie der Schnee, so weiß,
Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt . . .
(Die Braut von Corinth.)

Die sexuelle Wirkung des Unterschiedes der Hautfarbe zeigt sich aber besonders deutlich überall dort, wo äußerlich weit differenzierte Angehörige verschiedener Rassen und Völker in Berührung kommen. Nicht nur der blonde germanische Kriegsgefangene wirkte einst auf die dunkelhaarigen Römerinnen suggestiv, auch die Neger und Rothäute inmitten der weißen Bevölkerung Amerikas fanden als Andersgefärbte bei den weißen Mädchen und Frauen jenes suggestive Interesse, das zur Bastardierung, ja zur Entstehung individuenreicher Misch-Rassen führte [31]). Man vergleiche damit auch das Verhalten unserer Damen jenen dunkelfarbigen Stämmen gegenüber, die in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg durch die Hauptstädte Europas zogen, wo geradezu von einer Faszination des weiblichen Gemüts gesprochen werden muß. So sind im Frühjahr 1907 in Berlin mehrere Mädchen einer Aschantigruppe nachgerannt und in Wien ging es während der hygienischen Ausstellung 1907 in der Rotunde, als die Indianer sich dort produzierten, sehr lebhaft zu. Tolle Liebesszenen spielten sich auch 1910 in Berlin ab, als die Senegalesen, die dort im Passage-Panoptikum gastiert hatten, abreisten [32]). Ebenso genossen die Beduinen, die im Jahre 1912 in

[28]) W. Gwinner, Arthur Schopenhauer. Leipzig 1862, 46.

[29]) Rafael Corso, Das Geschlechtsleben in Sitte, Brauch etc. des italienischen Volkes. 1914 (Beiwerke z. Stud. d. Anthropoph. Bd. VII) 673.

[30]) Vielleicht findet man eben deshalb heutzutage eine von der Sonne gebräunte Hautfarbe bei unserer Damenwelt für schön. Nicht umsonst wird in den Zeitungen „braune" Schminke angeboten. Bei derlei Annoncen steckt immer etwas Sexuelles dahinter.

[31]) A. Th. Sonnleitner, Suggestion des Fremdartigen. In: Die Frau und die Kriegsgefangenen. Hrsg. v. Prof. Beck. Nürnberg 1919, 26.

[32]) „Mangel an Rassebewußtsein". In: Reich, 1910, April.



Hamburg zur Schaustellung gelangten, diese eigenartige Gunst der deutschen Weiblichkeit[33]).

Nun „das Weib integriert, der Mann differenziert die Rasse“, meint Lanz-Liebenfels in seiner Schrift über die Vorliebe des Weibes für den Mann minderer Artung[34]). (Fortsetzung folgt.)

Das religiöse Erleben in der Pubertät.

Von Dr. phil. Gerhard Bohne.

Die Frage nach der religiösen Entwicklung ist etwa seit Rousseau untrennbar verbunden mit der Frage nach der sexuellen Entwicklung. Denn seine noch heute geltende Feststellung, daß die religiöse Entwicklung erst mit der Pubertätszeit beginnt, läßt weittragende Schlüsse auf eine Verwandtschaft des religiösen und sexuellen Lebens zu. Diese Verwandtschaft wird durch Beobachtungen von Psychologen und Psychopathologen anscheinend voll bestätigt. Ich bin durch die Untersuchung von Jugendentwicklungen an der Hand von Autobiographien zum Teil zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangt und glaube, daß die Frage einer gründlichen Nachprüfung bedarf. Wenn ich im folgenden versuche, meine Feststellungen kurz zu schildern, so muß ich freilich betonen, daß es im engen Raum eines solchen Aufsatzes nicht möglich ist, den Nachweis für alle Behauptungen im einzelnen zu erbringen. Ich muß dazu auf meine Schrift „Die religiöse Entwicklung der Jugend in der Reifezeit“ (bei Hinrichs, Leipzig) verweisen. Ich halte aber die Untersuchung der religiösen Jugendentwicklung zur Klärung der Frage nach dem Verhältnis von Religion und Sexualität für besonders wertvoll, da sich in dieser Zeit die gegenseitigen Beziehungen erst anbahnen. Dabei verfolge ich den — eigentlich selbstverständlichen — Grundsatz, die Entwicklung jedes Lebensgebietes — in unserem Falle des religiösen — zunächst ganz aus sich und seinem Wesen zu verstehen und erst dann, wo das zur Erklärung der einzelnen Erscheinungsformen nicht mehr genügt, die Ursachen solcher Erscheinungen in einem anderen Lebensgebiet — etwa dem sexuellen — zu suchen.

Ich muß eine kurze Begriffsbestimmung des so unklaren Begriffes Religion vorausschicken. Das Wort Religion wird in dreifachem Sinne gebraucht. Erstens (I) bedeutet es die objektive Tatsache der Gottgebundenheit des Menschen, zweitens (II) die subjektive Bejahung dieser Tatsache durch den Menschen — d. h. die Anknüpfung der Gottesgemeinschaft — und drittens (III) die Ausdrucksform, die sich der Mensch in Kult, Dogma und Sittlichkeit für sein Verhältnis zu Gott schafft. Die subjektive Religion, um die es sich bei einer psychologischen Untersuchung nur handelt, entsteht, vom Menschen aus betrachtet, aus dem Bedürfnis nach Befriedigung der tiefsten Lebenssehnsucht, die nicht aus der gegebenen Welt entstanden ist, also auch nicht von ihr, sondern nur von einer höheren Welt befriedigt

[33]) „Sind das deutsche Frauen?“ In: Leipziger Tageblatt 1912, Juni.
[34]) Lanz-Liebenfels, Rasse und Weib . . . Wien 1916, 7 (Ostara, Bücherei Nr. 21).



werden kann. Die Seite unseres Wesens, der diese Sehnsucht entspringt, ist die religiöse Anlage. „Religion“ hat der Mensch, wenn er durch ein lebendiges Verhältnis zum Göttlichen, — in der höchsten Form durch volle Gemeinschaft, — die gesuchte Lebensbefriedigung ganz oder teilweise erlangt hat. „Religiöses Erlebnis“ im weitesten Sinne ist dabei jedes Erlebnis, das durch einen unmittelbaren Seeleneindruck von der Wirklichkeit einer ewigen Welt und eines höheren Zusammenhangs überzeugt.

Im allgemeinen hält man die Religiosität des Kindes für wertlos und erklärt sie mit Nachahmung. Eine oberflächliche Nachprüfung bestätigt das, aber eben nur eine oberflächliche. In Wirklichkeit ist bereits beim Kind die religiöse Anlage wach und das Kind fähig zu echtem religiösen Leben. Dafür spricht schon die Fähigkeit des Kindes, auch religiös eigne Wege zu gehen — daß es sich etwa trotz harter Strafen weigert, das Tischgebet laut zu sprechen, weil ihm lautes Beten unbesieglich widersteht — und dann seine starke Aufnahmefähigkeit und -freudigkeit für religiöse Eindrücke und Anregungen. Wenn es genügt, daß man einmal die Mutter am Abend beten hört, um von da an selbst regelmäßig mit großer Andacht zu beten, so kann man das nicht mehr mit Nachahmung erklären. Entscheidend sind aber vor allem zwei Tatsachen: das Kind ist in der Lage, das unverlierbare Erlebnis göttlicher Realität zu machen. Es kann von Persönlichkeiten (etwa der Mutter) starke religiöse Eindrücke empfangen und hinter ihnen höhere Kräfte und Wirksamkeiten fühlen. Es kann, etwa durch Gebet, religiöse Wirkungen hervorrufen (z. B. Überwindung des Neides als Gebetserhörung erleben). Endlich kann es in Naturerscheinungen, etwa dem Gewitter, höhere Gewalten wirksam fühlen und dadurch das Ereignis religiös werten. Daß es sich dabei um echtes religiöses Leben handelt, wird aber zweitens durch die Tatsache bestätigt, daß das religiöse Erleben des Kindes auch für später seinen Wert behält. Begönne das echte religiöse Leben erst mit der Pubertätszeit, dann wäre alles, was vorher liegt, bedeutungslos und würde mit beginnender Reife als „kindlich“ abgeworfen. Das ist aber nicht so. In der Kindheit empfangene Gotteserlebnisse behalten für später ihren Wert. Jede Förderung der religiösen Anlage hat gute, jede Hemmung schlechte Folgen für die Zeit der Pubertätsentwicklung. Durch lebendige Anregung kann die ganze Zeit des Erwachens vorweggenommen, durch falsche Behandlung (Katechismuseinprügelung in der Schule) die religiöse Empfänglichkeit des Kindes für alle Zeiten zerstört oder doch gehemmt werden. Steht aber dieser enge Zusammenhang zwischen der Religion der Kindheit in der Reifezeit fest, dann kann man höchstens einen Gradunterschied zwischen beiden machen, darf aber der kindlichen Religion nicht das Leben absprechen.

Die dagegen erhobenen Einwände sind nicht stichhaltig. Man verweist auf die kindlich-religiöse Vorstellungswelt, die der der Märchen so ähnlich ist; diese wird allerdings restlos überwunden. Aber Vorstellungen sind ja nur Ausdrucksformen (Rel. III) und zeugen als solche gerade von innerem Leben. Die Form wandelt sich, das Leben bleibt, so wie die unbeholfenen Jugendzeichnungen



eines Künstlers Ausdruck desselben Lebens sind, das in den Gemälden des reifen Mannes glüht. Auch die starke Abhängigkeit des Kindes von fremden Einflüssen beweist nichts gegen das innere Leben. Denn in den Inhalten des Geistes sind wir alle abhängig, was der Mensch aber von sich gibt, ist die innere Verarbeitung und Entwicklung des Empfangenen. Und dazu ist auch das Kind fähig, wenn auch naturgemäß in viel geringerem Maße als der Erwachsene. Daß es von Erwachsenen leicht vergewaltigt werden kann, beweist nur die Zartheit des kindlichen Lebens, aber nicht, daß es sich bei seiner Religion um tote Nachahmung handelt. Und das endlich, was man als kindliche Leichtgläubigkeit belächelt, ist in Wirklichkeit ein Vertrauen zum anderen Menschen, das das Kind nur adelt, uns aber, die wir's nicht verdienen, tief beschämen sollte. Nicht durch Reife, sondern durch viel Enttäuschung überwindet man diese kindliche Leichtgläubigkeit. —

Gibt man eine gewisse Lebendigkeit der kindlichen Religiosität zu, so ist meist der letzte Einwand der, daß man das alles als Vorläufer der Pubertät bezeichnet. Die Behauptung ist aber ein reines Vorurteil und muß erst bewiesen werden. Es müßte dazu nachgewiesen werden, daß dieses kindlich religiöse Leben Spuren des erwachenden sexuellen oder erotischen Lebens trägt und nur so erklärbar ist. Das ist aber nicht der Fall. Vielmehr ist das kindlich religiöse Leben in den meisten Fällen aus dem Wesen der Religion selbst verständlich und bedarf keiner weiteren Erklärung. Wenn „die Natur zuerst die Ahnung und Verehrung des Göttlichen weckte“ oder das glaubensstarke Leben der Mutter dem Kind zu einer so starken Gottesoffenbarung wird, daß der Eindruck noch die Zweifel der Studentenjahre zu überwinden vermag, so wird das Kind wirklich „durch einen unmittelbaren Seeleneindruck von der Wirklichkeit einer höheren Welt überzeugt“ (s. Begriffsbestimmung). Es handelt sich um echtes religiöses Leben, das keiner weiteren Erklärung bedarf. Das Leben ist so früh geweckt durch starke Eindrücke, wie eine zeitige Frühjahrssonne schon im Januar oder Februar die Blumen aus der Erde locken kann. Wer da die Wurzeln des religiösen Lebens in der sexuellen Entwicklung sucht, geht von ausgesprochen materialistischer Grundlage aus, und von da aus wird man das Wesen der Religion nie verstehen.

Damit ist eigentlich die grundsätzliche Unabhängigkeit der religiösen Entwicklung von der sexuellen und die Tatsache, daß beide in keiner notwendigen Beziehung zueinander stehen, erwiesen. Trotzdem gewinnt die Frage beim Beginn der Pubertätsreife ein neues Interesse; denn es fragt sich, ob das religiöse Leben eine fühlbare Einwirkung durch Erotik oder Sexualität erleidet, oder nicht.

Die Kindheitsreligion wird zunächst in einer Periode des Übergangs unter gleichmäßig günstigen äußeren und inneren Bedingungen langsam überwunden. Das geschieht in der Form, daß man plötzlich „begreift“, was man längst „wußte“ oder daß bei zunehmender Reife neue Erkenntnisse ohne ersichtliche Ursache aus dem Seelengrund auftauchten. Neue Erlebnisse, die als Bereicherung empfunden werden, wandeln die kindlichen Vorstellungen und drängen sie

allmählich zurück. Häufig aber führt die Entwicklung auch zum katastrophalen Zusammenbruch der Kindheitsreligion. Das hat zum Teil innere Gründe. Dem Kind sind religiöse Vorstellungen übermittelt worden ohne begleitende und bestätigende Erlebnisse, sodaß die Vorstellungen der Grundlage entbehren und in sich zusammenbrechen, sobald etwa das Kind entdeckt, daß auch Erwachsene nicht an Gott glauben. Oder es veranlassen äußere Gründe den Zusammenbruch, etwa das Erlebnis recht schwerer Lebensführungen, die das Kind an der Liebe des „lieben Gottes“ zweifeln lassen. Dabei ist unverkennbar, daß das Kind inzwischen geistig reifer geworden ist. Man fühlt eine innere Spannung und Wachsamkeit, die zum Teil an Mißtrauen grenzt. Das Kind will begreifen oder Beweise sehen, es faßt die Erfahrungen lebhafter auf und verarbeitet sie selbständiger. Dabei erwähnen zwar einige Autobiographen das gleichzeitige körperliche Erwachen, aber eine Beziehung innerer Art zwischen beiden Gebieten war an den Erlebnissen nicht erkennbar. Die Erlebnisse sind rein religiöser Natur — etwa das Erlebnis der „Ewigkeit“ durch den Tod lieber Menschen —, und auch die geistige Wachheit entspringt ganz der religiösen Anlage, d. h. dem Bedürfnis nach einer festen Lebensgrundlage.

Schließlich erwacht, etwa gleichzeitig mit dem sexuellen Erwachen, auch die religiöse Anlage zu vollem geistigem Leben. In der nun folgenden Jugendentwicklung sind drei Perioden erkennbar, ein erster Höhepunkt des religiösen Lebens, eine Zeit der religiösen Entfremdung und der Hinwendung der jungen Menschen zu den anderen Lebensgebieten und ein zweiter religiöser Höhepunkt, in dem die religiöse Entwicklung ihren Abschluß findet. Die Gründe für diesen Verlauf der Entwicklung müssen im Laufe der Darstellung klar werden.

Beim ersten Wachwerden der Persönlichkeit sieht sich der junge Mensch sofort in großer Not. Sein Ich löst sich mit Bewußtsein aus dem umgebenden Weltganzen heraus. Er sieht, daß sein Leben, Vergangenheit und Zukunft ein einheitliches Ganzes ist, das er gestalten muß. Da steht er plötzlich vor der Notwendigkeit der Entscheidung, welche Ziele er sich stecken, welche Werte er als die höchsten anerkennen soll. Er muß sein wahres Sein erfassen und zugleich die objektiven Grundlagen des Lebens finden. Diese Not ist religiöse Not. Aus ihr wird der erste Höhepunkt des religiösen Lebens geboren, der vor allem durch Sehnsucht nach Gott und einem höchsten Lebenswert gekennzeichnet ist. Die ganze ungeheure Fülle der Erscheinungsformen, die diese Zeit hervorbringt, kann hier auch nicht annähernd geschildert werden. Stärkste innere Kräfte sind in dem jungen Menschen wach und treiben zur Selbstgestaltung, die sich in dauernden Kämpfen mit äußeren und inneren Hemmungen vollzieht. Nur einige Nöte seien angedeutet. Unter großen Schwierigkeiten spielen sich die Teilfunktionen der religiösen Gesamtfunktion, Verstand, Gefühl und Wille, aufeinander ein, deren harmonisches Zusammenspiel zum lebendigen religiösen Leben notwendig ist. Vor allem der Verstand sucht häufig die Alleinherrschaft an sich zu reißen. Denn in dieser Zeit, wo der junge Mensch vor allem eigenem Vorteile folgen will, bietet sich



das logische Denken beim Fehlen von Erlebnissen als untrüglicher Maßstab der Wahrheit an. Das muß auf dem religiösen Gebiet, das die Verstandesherrschaft am wenigsten verträgt, zu schwersten Konflikten führen. In starken Gefühlserlebnissen wehrt sich die Natur gegen das Übermaß des Verstandes. Dabei führt die Überspannung der Kräfte bei solchen Kämpfen notwendig zu plötzlicher Erschlaffung, die sich in starken Willensschwankungen, Depressionen u. dgl. äußert. Zu solchen inneren Nöten kommen äußere. Da liegt mit einem Male das ganze Leben vor einem und will begriffen sein mit all seinen Unbegreiflichkeiten, tieferen und höheren Zusammenhängen und seinen großen Widersprüchen, schwere Lebensführungen stellen an die sittliche Kraft des eben erst zu sich selbst erwachten jungen Menschen höchste Anforderungen, und falsche Erziehung und Beeinflussung stürzen in innere Not und Unklarheit. Dabei sorgt unsere Schule mit ihrer einseitigen Verstandeskultur gründlich für die Störung des inneren Gleichgewichts der Kräfte und die Erschwerung dieser Kämpfe. Im Ganzen ist diese Periode dadurch gekennzeichnet, daß das religiöse Lebensgebiet ganz in sich abgeschlossen ist und zu den übrigen Lebensgebieten, die unter dem Begriff „Welt" ihm gegenüber stehen, fast keine Beziehungen hat. Alle Kämpfe und Erlebnisse haben als Ziel die innere Klärung der religiösen Funktion, das Zusammenspiel ihrer Teilfunktionen, weshalb ich diese Periode die der funktionellen Klärung nennen möchte. Damit wäre aber auch gesagt, daß trotz der annähernden Gleichzeitigkeit des religiösen und sexuellen Erwachens — die vielleicht auf einem ähnlichen Entwicklungsrhythmus von Körper und Geist beruht — doch beide Gebiete in dieser Zeit in keinem ursächlichen Zusammenhang stehen.

Das soll nicht heißen, daß es jetzt, wo Religion und Erotik im Menschen wach geworden sind, nicht Erlebnisse geben sollte, in denen beide Gebiete in engere Beziehung treten. Gesagt sein soll nur, daß das religiöse Leben in keiner Weise seine Ursachen aus der erwachten Sexualität nimmt. Aber gegenseitige Berührung ist natürlich da. Sie ist z. B. fühlbar in dem Satze eines Mädchens: „Oft hielt ich mich des Abends krampfhaft wach, saß mit glühendem Kopf und bebendem Körper an meinem Schreibtisch und schrieb Verse, die nach Freiheit und Liebe schrien." Hier ist offenbar Streben nach eigner Menschwerdung und Bedürfnis nach Anlehnung, Sehnsucht nach Menschen, unmittelbar miteinander verbunden. Und dieser Fall ist nicht vereinzelt. Aber es liegt in dieser Sehnsucht nach Liebe wohl nicht erotisches Verlangen, sondern das Gefühl der Hilflosigkeit und das Bedürfnis nach helfenden Menschen, das bei der Frau naturgemäß stärker ist als beim Mann. Klarer erkennbar ist dagegen der erotische Einschlag, wenn viele Frauen das Äußere ihrer Lehrer in unmittelbarer Verbindung mit religiösen Erlebnissen schildern. „Er war ein noch junger Mann, schön wie ein Christus ... Er hatte eine sanfte sentimentale Religiosität. Dieser treffliche Mann, wenn er auch meinen Verstand nicht immer befriedigen konnte, wußte doch stets mein Herz zu rühren .... Die ruhige kleine Stube hatte eine sanfte, mystische Harmonie, ich wähnte mich in einer anderen Welt, in der Gegenwart Gottes selbst."

[Oder ein anderes Wort über einen jungen Prediger, der später der Verlobte (!) der Erzählerin wird: „Das war ein junger Herder, er nahm in meiner Phantasie Platz als der inspirierte Prophet einer neuen Wahrheit“.] Auch bei Knaben fehlen ähnliche Äußerungen nicht. „Nicht das, was er sagte, sondern das Wie, die Persönlichkeit, die dahinter stand, das schlug durch.“ Bei genauer Nachprüfung ergeben sich aber bei beiden wesentliche Unterschiede, die auch Klarheit geben über das Verhältnis der Religion zur Erotik. Der Knabe will zum Ausdruck bringen, daß er unter dem Eindruck religiöser Lebenswirkung stand, daß er fühlte, wie Religion Männer schafft. Das ist ein echtes religiöses Erlebnis, d. h. ein mit ganzer Persönlichkeit aufgenommener Eindruck von Kraftwirkung einer höheren Welt, vermittelt durch einen Menschen. Das Erlebnis des Mädchens dagegen ist nicht echt religiös; denn bei ihm liegt der Hauptton auf der Beziehung des Mädchens zum Mann. Es erhält in Wahrheit nur einen Eindruck von einem Menschen, dem es sich echt weiblich hingibt. Es folgt ihm, wohin er es führt — in diesem Falle in das Gebiet der Religion, schwelgt aber in Wirklichkeit nur in dem Menschen, nicht im religiösen Erleben. Es handelt sich hier also nicht um eine Verquickung zwischen religiösem und erotischem Erleben, sondern um ein rein erotisches Erlebnis, nämlich um die — vielleicht nur dunkel empfundene — Liebe zu einem religiösen Manne. Es ist klar, daß auch aus einem solchen Verhältnis eine gewisse religiöse Bereicherung folgen kann, da die Frau die Dinge gern mit den Augen des geliebten Mannes sieht und ihren Wert danach einschätzt. Auch die Auswirkungen der beiden Erlebnisarten, die hier nicht näher zu schildern sind, kennzeichnen ihre Verschiedenheit. Daß sie im Sprachgebrauch oft nicht klar unterschieden werden, daß manche Mädchen ihre erotischen Empfindungen „fromm“ nennen, ist bei der heute besonders großen religiösen Sprachverwirrung nicht weiter verwunderlich. Es braucht schließlich wohl kaum betont zu werden, daß auch einem Mädchen einmal ein Mann zum echt religiösen Erlebnis werden kann. Dann wird aber die erotische Beimischung fehlen.

Die inneren Beziehungen zwischen Religion und Sexualität werden aber ganz andere in der folgenden Entwicklungsperiode. Zunächst eine kurze Charakteristik derselben. Die religiöse Entwicklung kann während der ersten Höhenperiode nicht zum Abschluß gelangen, denn der Mensch kann keine Entscheidung über den höchsten Wert fällen, solange er noch nicht alle Werte kennt. Deshalb endet die erste Periode meist mit einem Mißklang. Man hat sich der Religion im Gegensatz zu den übrigen Wertgebieten zugewandt. Die Religion läßt infolgedessen alles das im Menschen unbefriedigt, was nach „Welt“ verlangt. Die Reaktion gegenüber der Religion, die die in sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllte, und zugleich der erwachende Geschlechtstrieb erzeugen jetzt im Menschen eine entschiedene Hinwendung zur Welt und den verschiedenen Geistesgebieten, die je nach der äußeren Lebensführung und dem Strukturprinzip des Menschen abwechselnd in den Vordergrund treten. Damit beginnt die strukturelle Klärung des inneren Lebens, d. h. die Auseinandersetzung des religiösen Geistesgebietes



mit den übrigen (Kunst, Wissenschaft usw.), durch die die geistige Struktur des Menschen endgültig festgelegt wird.

Jetzt ändert sich die Rolle der Erotik und Sexualität im religiösen Leben. Jetzt wirken beide in hohem Maße bestimmend auf die religiöse Entwicklung ein. Wenn auch ganz innerreligiöse Gründe auf eine Hinwendung zur „Welt" dringen, so ist doch das Erwachen der Sexualität und der damit verbundenen sinnlichen Lebensfreude in hohem Maße mitwirkende Ursache. Diese Hinwendung geschieht nicht immer plötzlich, sondern bahnt sich oft bereits während der ersten religiösen Höhenperiode langsam an. Das geschieht etwa in der Form, daß man „sich instinktiv auflehnt gegen die Schmerzensgestalt des Gekreuzigten" und in kleinem, selbstgeschaffenem Heiligtum „Baldur, den blühenden Gott des steigenden Lichtes" anbetet. Oder es setzt ein Kampf ein, ob man dem Christentum, das man in dieser Zeit meist asketisch versteht, ganz folgen solle, oder ob nicht auch die Welt ihre Berechtigung habe. Solange das religiöse Leben noch ausgesprochen das Übergewicht hat, „fühlt man sich stark, den Kampf mit der Erbsünde zu beginnen". Hier tritt die Erotik noch ausgesprochen als Feind auf. Bald ändert sich das. Man fühlt ihren Reiz und sie wird zum Versucher. „Gleich als wollte mich der Versucher auf die Probe stellen, so fühlte ich zu gleicher Zeit die Liebe zum Leben und zu allem, was es Schönes gibt, in voller Stärke in mir erwachen." Und nach einiger Zeit muß man vielleicht schon sagen: „der Wunsch, die übersichtlichen und faßbaren Erdenfreuden zu genießen, war entschieden vorherrschend". Bezeichnend ist dabei, daß die Erotik — wenigstens zunächst — nicht das Wesen, die Klangfarbe der Religion bestimmt, sondern im Gegenteil als Feind auftritt und mit der Religion kämpft. Meist unterliegt dabei die Religion aus den oben angeführten Gründen. Ist dabei die religiöse Entwicklung auch aus dem Wesen der Religion (Entscheidung für den höchsten Wert) verständlich, so muß man doch zugeben, daß wohl nur in den seltensten Fällen der junge Mensch sich des religiösen Grundes bewußt ist. Meist folgt er einem mehr oder weniger starken inneren Drang, in dem das erwachende sexuelle Leben sein Recht fordert. So wenig innere Beziehung zur Religion dieser sexuelle Drang im Augenblick auch hat, so hilft er doch die letzte religiöse Entscheidung vorbereiten, indem er den Menschen zwingt, die Gesamtheit der übrigen Lebensgebiete, die „Welt" in ihrer Ganzheit und in ihrer spezifisch nichtreligiösen Färbung zu erleben und zu werten. Indem dabei die „Welt" vom Feind zum Versucher und schließlich zum Freund wird, deutet sich die allmähliche Erfassung aller Lebensgebiete von einem Zentrum der Persönlichkeit aus an. Damit hat die sexuelle Entwicklung eine große ursächliche Bedeutung für die religiöse Entwicklung, indem sie die Endentscheidung für den höchsten Wert vorbereitet. Zu der letzten Lebensgestaltung, die sich in der religiösen Entscheidung vollzieht, ist das Zusammenspiel aller körperlich-seelischen Kräfte notwendig. Als Zeichen, daß auch die Periode der Entfremdung religiöse Bedeutung hat, tauchen auch während dieser Zeit je und dann religiöse Erlebnisse auf, oft inselartig, anscheinend ganz ohne Beziehung zum augenblicklichen

Erleben, oft systematisch in der Form, daß man die Welt religiös zu erfassen sucht.

Nachdem nun alle Wertgebiete durchlaufen sind, tritt zum zweiten Mal an den Menschen die Notwendigkeit einer Entscheidung für den höchsten Wert heran. Jetzt muß und jetzt kann sie fallen. Sie ist aber nun ganz anderer Art, als sie früher hätte sein können. Es handelt sich jetzt nicht mehr um ein Entweder-Oder zwischen der Religion und den übrigen Geistesgebieten, sondern um die Frage, welches Verhältnis sie zueinander einnehmen. Die Frage wird gelöst durch Werturteile. Der höchste Wert wird beim religiösen Menschen in der Religion erkannt, da sie der Persönlichkeit die volle innere Einheit geben kann, indem der Mensch nicht nur volle Befriedigung in ihr findet, sondern sich durch sie zugleich in den höheren Zusammenhang und das umgebende Weltganze in voller Harmonie einfügt. Alle übrigen Lebensgebiete werden nun vom religiösen Zentrum aus durchdrungen, auch das der Erotik und der Sexualität. Und dabei kommt es nun zu den mannigfachen Beziehungen zwischen ihnen, die im allgemeinen so auffallen. Sie gestalten sich gegenseitig. Die Erotik hinterläßt ihre Spuren in der Marienverehrung, Jesusmystik usw., und die Religion gestaltet das Gebiet der Erotik, indem es Ehe, Kindeszeugung und Erziehung und die gesamte sexuelle Betätigung religiös wertet und den religiösen Gesetzen unterstellt. Die Irrungen und Krankhaftigkeiten, zu denen diese gegenseitige Durchdringung geführt hat, gehen uns hier nichts an. Beide Gebiete sind einer besonders innigen Verschmelzung fähig; denn wie der Geschlechtstrieb den Menschen über sich selbst hinausweist und das Einzelwesen der ganzen Gattung dienstbar macht, so hebt auch die Religion den Menschen als Einzelwesen auf und stellt ihn in höheren Zusammenhang hinein. Ich hoffe aber, es ist klar geworden, daß man diese Beziehungen nicht ohne weiteres in die Jugend oder gar die Kindheit zurückverlegen und weitgehende Schlüsse auf eine gegenseitige Abhängigkeit der beiden Gebiete von einander daraus ziehen darf.

Sexualität und Leibesübungen.

Von Dr. med. Martin Brustmann,
Sportarzt in Berlin.

Leibesübungen sind Arbeitsformen, deren Bedeutung nicht in dem erarbeiteten materiellen Produkt, sondern in der durch sie erzielten höheren Leistungsfähigkeit der betätigten Organe liegt. Leibesübungen sind also zu den verschiedensten Zeiten bei allen möglichen Rassen und Kulturen bewußt gebrauchte Mittel körperlicher Erziehung. Der Schwerpunkt ihrer Anwendung lag und liegt noch heute, abgesehen von Deutschland, in der körperlichen Erziehung zum Krieg, also zur Wehrhaftigkeit.

Ein Blick in die belebte Natur zeigt aber auch, daß in der mehr triebgeleiteten Tierwelt Leibesübungen instinktiv betrieben werden mit demselben Erfolg wie vom zielbewußten Menschen, nämlich der Erzeugung eines höherwertigen funktionellen Zustandes. Zwei



Formen der Leibesübung weist die Tierwelt auf, die ihre Wurzel in Triebmächten haben: das Spiel und den Sport.

Das Spiel der jungen Tiere besteht vorwiegend in Bewegungsformen, die sie ihren Eltern absehen beim Nahrungserwerb, oder in mehr reflexiven Bewegungen der Selbstverteidigung. Junge Füchse spielen Haschen und Greifen und üben sich damit die Jagd-, Kampf- und Abwehrmethoden ihrer Eltern ein; junge, zahme Hunde spielen das gleiche Spiel, das ihren wilden Voreltern einst lebenerhaltender Ernst war, während ihren domestizierten Eltern die Betätigung ihrer Jagd- und Kampfinstinkte vielleicht längst so aberzogen ist, daß sie ihren Sprößlingen darin kein Vorbild mehr sein konnten und deren Jagdspiel also nur ererbten atavistischen Instinkten entstammt. Der jungen Stadtkatze, die niemals eine lebendige Maus sah, wird ein rollendes Garnknäuel zum Anlaß, ihre Jagdinstinkte zu betätigen und ihren Organen in lebhaft betriebenem Spiel den Entwicklungsanreiz zu geben, den sie zur Entfaltung ihrer Erbanlage nötig haben. Bei spielenden Hunden kann man beobachten, daß ihr Spiel die Leistungsfähigkeit ihrer Organe oft genug bis zu sehr hohen Anstrengungsgraden beansprucht und infolge dieser starken Belastung als Übung wirkt, d. h., in der darauf folgenden Ruhepause einen Zustand der Bereitschaft für eine Leistung schafft, die qualitativ und quantitativ höher als die bisherige Höchstleistung liegt.

Unverkennbar und für die Bedeutung des instinktiv betriebenen Spiels von höchster Bedeutung ist der Lustton, der der spielerischen Betätigung beigegeben ist und der zur Folge hat, daß, sowie durch Ruhe und Ernährung die im Spiel ausgegebenen Kräfte wieder zurückerlangt sind, neuer Anreiz zum Spiel und damit zur Entwicklungssteigerung gegeben ist.

Beim menschlichen Kind sind die gleichen Bedingungen vielleicht noch etwas krasser vorhanden. Die heutige Überwertigkeit des Gehirns als lebenswichtiges Organ zwingt, der geistigen Ausbildung einen zehnmal größeren Zeitraum zu widmen als der körperlichen; dazu ist die zwangsweise körperliche Ruhigstellung auf der Schulbank unerläßlich. Wie unlustvoll dem Kind in der ersten Schulzeit diese erzwungene Stillegung seines Körpers ist, wird wohl jedem Leser noch erinnerlich sein, ebenso der starke Lustton des ungezwungenen Spieles nach vollbrachter Schulstunde.

Die vom Kind angewandte Spielform ist weitgehend von seiner Sexualität beeinflußt. Krieg, Jagd und männliche Berufe geben die Vorbilder für das Knabenspiel; Kinderpflege, Haushalt und Küche für das der Mädchen. Zugehörigkeit zu sexuellen Zwischenstufen ist oft schon in früher Jugend in der bevorzugten Spielform angedeutet. Das knabenwilde Mädel, der puppenspielende Junge offenbart instinktiv manches, was in späteren Jahren Scham und Erziehung verbergen und überdecken. „Vater- und Mutterspiele" mit mehr oder minder zielsicher angestrebter Sexuallust sind oft zu beobachten und gehen in der Nachahmung des Verhaltens der Erwachsenen je nach der kindlichen Intelligenz und Beobachtungsmöglichkeit oft recht weit. Onanistische Manipulation in Spielform eingekleidet sind nichts Seltenes; wieweit ihnen im Sinne des allgemeinen Charakters des Spiels als Übungsmittel ein Entwicklungsanreiz zukommt, ist nur zu vermuten.



Das Spiel als lustvolle, instinktive Leibesübung bleibt nicht Alleingut des Wachstumsalters. Es wird in den verschiedensten technischen Formen vom Kegeln bis zum Tennis von den Erwachsenen eben wegen seines Lusttons übernommen und konsequent als Genußmittel ausgebildet, ein Genußmittel, das, wenn es zu kräftiger allgemeiner, die Berufsbeanspruchung kompensierender Leibesübung sich aufschwingt, von unzweifelhaftem hygienischen Wert ist, durch Übertreibung aber genau wie Tabak und Alkohol die Gefahren des Mißbrauchs mit sich führen kann.

Die andere Instinktform der Leibesübung ist der Sport, das ist die Leibesübung im Wettkampf. Philologische und psychologische Herleitungen und Begriffsbestimmungen des Wortes „Sport“ gibt es verschiedene, ohne daß sie den Wesensinhalt voll ausschöpfen. Desportare = zerstreuen trifft den heutigen Wesensinhalt des Sportbegriffes nicht, viel eher ein aus der Bibelübersetzung des Ulfilas stammendes gotisches Wort, das „Rennbahn“ bedeuten soll. Ich habe durch Befragung vieler Sportsleute ermittelt, was der Sportsmann selbst unter Sport versteht: eine Leibesübung, die Kampf enthält, und zwar entweder den Wettkampf mit dem menschlichen Gegner oder mit Naturgewalten wie Wasser, Wind und Gebirge. Die Betonung des Kampfmomentes hat in der Sportwelt gelegentlich zu erbittertem Meinungsstreit geführt, so im Rudern, wo die Rennruderer sich jahrelang als die alleinigen Hüter des Rudersports fühlten und auf den nur zu seinem Vergnügen bootfahrenden Wanderruderer verächtlich herabsahen.

In einer über dreiundzwanzigjährigen Beobachtungszeit, in der ich zahlreiche wettkämpfende Sportsleute des In- und Auslandes kennen lernte, fiel mir auf, daß die Neigung zum Wettkampf zeitlich mit der vollen Ausbildung des sexuellen Betätigungsdranges zusammenfällt. Nach meinen Ermittlungen stellt das Alter zwischen 18 und 25 die Hauptmenge der wettkampftreibenden Sportsleute.

Vergleichende Beobachtungen im Tierreich zeigten, daß auch dort typische Sportwettkämpfe betrieben werden, bei denen das Hauptcharakteristikum des „Kampfes Mann gegen Mann“ äußerst scharf betont ist. Diese sportlichen Wettkämpfe der Tiere sind nur eindeutiger an die Zeit der Geschlechtsreife geknüpft als beim Menschen. Es sind nämlich ganz ausschließlich Brunftkämpfe, die zur Paarungszeit stattfinden und dem stärksten männlichen Individuum den Vorrang in der Fortpflanzung sichern. Teilweise sind diese Sportwettkämpfe der Tiere von der Grausamkeit römischer Gladiatorengefechte. So nach Gourmonts „Physik der Liebe“ bei einer afrikanischen Antilope, bei der nur etwa 1 Proz. der Männchen die Brunftschlachten überlebt. Teils ähneln sie, wie die Brunftkämpfe unserer Rothirsche, bei denen es nur selten zu schweren oder gar tödlichen Verletzungen kommt, unseren studentischen Mensuren, teils sind es überhaupt nur Zurschaustellungen von Kraft und Schönheit, wie bei den balzenden Auer- und Birkhähnen, und manchen unserer turnerischen Freiübungen zu vergleichen, bei denen auch nicht die im Wettkampf mit Bandmaß, Stopuhr und Wage meßbare Leistung, sondern die zur Schau gestellten Körperformen und -funktionen ästhetisch gewertet werden.

Mit dem Brunftkampf der Tiere haben die menschlichen Sportwettkämpfe die Tatsache gemein, daß der Grad der Anstrengung äußerst hoch ist und von einem unmittelbaren Lustton bei der Sportübung selbst, wie etwa beim Spielen, kaum zu reden sein dürfte. Im Gegenteil bestätigten mir viele gute Sportsleute meine eigene, in mehreren Hunderten von Wettkämpfen gewonnene Erfahrung, daß während des Kampfes stark unlustvolle Anstrengungs-, Ermüdungs- und Schmerzgefühle überwiegen und auch hinterher nur wenige den Genuß der Siegerfreude haben, während die meisten, die im geschlagenen Felde endigen, mit Beschämung, Wut und Ärger, bestenfalls mit Resignation sich begnügen müssen. Wenn trotzdem, wie ich oft genug beobachten konnte, selbst wenig erfolgreiche Sportsleute jahrelang die Unbequemlichkeiten des Trainings und des Wettkampfes auf sich nehmen, so entspringt dies zweifellos einem von starken Instinktspannungen geförderten leidenschaftlichen Trieb, dem leidenschaftlichsten überhaupt, dem Begattungstrieb. Beim Brunftkampf der Tiere ist der Siegespreis der Vorrang im Liebesgenuß, genau wie bei den mittelalterlichen Ritterturnieren die Gunst der Dame sehr reale Leistung war. Den modernen Sportsmann lohnt zwar nur noch ein Siegeszeichen in Gestalt eines Ehrenpreises, einer Medaille oder eines Diploms, aber die hartnäckige Leidenschaft, mit der diese Siegeszeichen erstrebt werden, lassen für den Einsichtigen in ihnen das Symbol des eigentlichen Sexualzieles nicht verkennen.

Im Gegensatz zu der zweckbewußt nach körperhygienischen Zielen strebenden Ausbildungs-, oder Gesunderhaltungs-, oder gar Heilgymnastik, setzt der sportliche Wettkampf Gesundheit und Kraft bereits voraus, unterwirft sie aber jedesmal durch die in ihm geleistete maximale Arbeit einer Belastungsprobe und zeigt die dieser nicht Gewachsenen rücksichtslos auf. Den im Wettkampf Besiegten erteilt nun die Scham der Niederlage einen starken Anreiz zu bewußter Leistungssteigerung durch Übung, zum Training. Während der vom starken Platzhirsch abgekämpfte Beihirsch in immer neuen, wenn auch vergeblichen Anstrengungsversuchen seine Kraft und Leistung steigert, bis er endlich einen schwächeren Gegner oder vielleicht auch dem schon abgebrunfteten Platzhirsch überlegen ist, sucht der junge Sportsmann nach dem Mißerfolg der ersten, in Selbstüberschätzung meist zu hoch gesteckten Zielsetzung die Rangklasse von Gegnern auf, denen er allenfalls gewachsen ist, versucht von seinen glücklicheren Gegnern ihre bessere Arbeitstechnik und Kampftaktik zu erlernen und durch immer wiederholte Übung und Einstellung von Ernährung und gesamter Lebensweise auf das Ziel der Leistungssteigerung seine Kraft und Ausdauer systematisch, meist unter Anleitung Erfahrener, zu erhöhen. Der Erfolg solchen Trainings ist eine starke Förderung der Entfaltung seiner spezifischen Anlagen, nachdem Versuche auf verschiedenen Wettkampfgebieten erstmal gezeigt haben, für welches Spezialgebiet auf Grund der ererbten Eigenschaften eine besondere Anlage und damit die höchstmögliche Siegeschance besteht.

Differenzierung und Spezialisierung mit dem Erfolg der funktionellen Höchststeigerung der mitgebrach-



ten Erbanlage ist also das instinktiv erstrebte und erreichte Ziel des sportlichen Trainings und Wettkampfs. Scheinbar steht diese einseitig spezialisierte Maximalausbildung im Gegensatz zu der gesundheitlich wichtigen allgemeinen körperlichen Durchbildung zu optimaler Funktion; jedoch zeigt die sportliche Praxis, daß nur in seltenen Ausnahmefällen die Entwicklung zur Höchstleistung auf einem Spezialgebiet ohne die Vorschule allgemeiner gesundheitsfördernder Durchbildung erstrebt wird.

Damit ist die rassenbiologische Bedeutung des Sports, d. h. der aus Instinkt betriebenen Leibesübung im Wettkampf dargetan. Die zahlreichen Formen sportlicher Leibesübung gestatten für die ganze Variationsbreite des männlichen Geschlechts angepaßte Betätigungsgebiete zu finden, vom hochgradig ermüdenden, schmerzhaften und oft gefährlichen Boxkampf, der an Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer, Mut und Standhaftigkeit höchste Anforderungen an diese männlichen Tugenden stellt, über die leichtathletischen Übungen, denen ein Gefahrmoment kaum innewohnt, bis zum Eislauf oder gar Turniertanz, bei dem ästhetische Momente in erster Linie entscheidend wirken.

Das Fußballspiel, das gerade nach dem Kriege seine Anhängerzahl auf über eine Million gebracht hat, verbindet höchst wirksam das Lustmoment des Spiels mit dem Kampfmoment des Sports. Außerdem verlegt es den Kampf vom Einzelnen weg auf die Mannschaft, bringt also die den Einzelnen entlastenden Faktoren sozialer Hilfe und gemeinschaftlicher Aktion ins Treffen. Ferner gestattet es den verschiedenen Typen „Mann", ihren Platz im Spiel je nach ihrer speziellen Veranlagung einzunehmen. Der temperamentvolle, schnelle, aber rasch ermüdende Schnelläufer findet als Stürmer Verwendung, der langsamere, aber zähere Dauerläufertyp spielt in der „Läuferreihe", schwere, muskelkräftige Leute finden als Verteidiger Gelegenheit, den schnellen Angriff an ihren wuchtigen Figuren zerschellen zu lassen, und der Torwächter kann mit großer Körperlänge und Reichweite der Arme einen Posten seiner Besonderheit entsprechend finden. Das Fußballspiel ist nun außerdem noch die Wiederbelebung einer alten Jagdmethode (der Ball ist das Symbol eines Wildes, dem die beiden Stürmerreihen ihre Kräfte leihen; das Wild versucht eine der beiden Zufluchtshöhlen zu gewinnen, wird aber daran von den einen Jägern [Torwächter, Verteidiger] gehindert, von den anderen [Läufer] gehetzt). Daher auch die intensive Anteilnahme der oft nach Zehntausenden zählenden Zuschauer, die, körperlich passiv, wenigstens geistig-seelisch die Befriedigung alter, sonst meist ruhender Jagdinstinkte lustvoll mitempfinden. Die Tatsache, daß das Fußballspiel Lust und Kampf mit vielseitigster körperlicher Tätigkeit verbindet, macht es zu einer Leibesübung par excellence, besonders für die handarbeitenden Bevölkerungsklassen, da es die für die Berufsarbeit wichtigsten Organe, die Hände, in hervorragendem Maße schont und die Tätigkeit der Ballbeförderung den derberen, stiefelgepanzerten Füßen überträgt.



Ehelicher Geschlechtsverkehr und Gesetzgebung.

Von Dr. Fritz Dehnow
in Hamburg.

In einem Aufsatz über „die eheliche Pflicht" hat im 7. Heft des IX. Bandes dieser Zeitschrift Bovensiepen im einzelnen untersucht, unter welchen Umständen Ehegatten zum ehelichen Geschlechtsverkehr rechtlich verpflichtet seien.

Eine abweichende Auffassung des Gegenstandes sei in Kürze ausgesprochen. Abweichend nicht allein darin, daß ich dieses Gebiet nicht mit Bovensiepen als „heikel" ansehe; wir kommen ja wohl immer mehr davon ab, Sexualia als heikel zu empfinden; echte Wissenschaft sollte ohnehin nichts „Heikles" kennen. Abweichend auch nicht nur darin, daß ich, gegensätzlich zu Bovensiepen, ein Zurückgreifen auf das römische Eherecht nicht für wertvoll halte. Uns Heutigen haben weder die eherechtlichen Definitionen der altrömischen Juristen, noch ihre Termini („debitum conjugale" usw.) noch etwas Wesentliches zu sagen; es wird kein Schade sein, wenn sie endlich ins Antiquitätenkabinett getan werden. Ostwalds Bemerkung: „Nicht in alten Pergamenten, sondern in dem ewig neuen Born der Erfahrung werden wir das Wissen finden, das uns not tut", gilt auch für das Recht, und nicht am wenigsten für das Eherecht.

Die Lage nach dem geltenden deutschen Recht ist die folgende. Zur „ehelichen Lebengemeinschaft", zu der implizite auch der Geschlechtsverkehr gehört, sind die Ehegatten einander verpflichtet, mit zwei Einschränkungen: der Ehegatte darf das Verlangen nach Lebensgemeinschaft nicht mißbrauchen, und er hat ferner dann keinen Anspruch auf Lebensgemeinschaft, wenn der andere Ehegatte scheidungsberechtigt ist (§ 1353 BGB.), Wenn hinsichtlich der Lebensgemeinschaft Willensverschiedenheiten zwischen den Ehegatten auftreten, so steht die Entscheidung — da sie ja nicht grundsätzlich von dritter Seite beigezogen werden kann — dem Manne zu; wiederum mit der Einschränkung, daß er sein Entscheidungsrecht nicht mißbrauchen darf. Mißbraucht er es, so ist die Frau nicht verpflichtet Folge zu leisten (§ 1354 BGB.). — Diesen weitgehend eingeschränkten und ganz auf Billigkeit abgestellten ehelichen Verpflichtungen ist der „Rechtspflicht"-Charakter insofern überhaupt genommen, als das Gesetz hier jedwede Vollstreckungs- und Zwangsmaßnahmen versagt. Die Urteile auf Herstellung der ehelichen Gemeinschaft bleiben darum im wesentlichen auf dem Papier stehen.

Bei dieser Sachlage befremdet es, wenn Bovensiepen von einer „weiblichen Hörigkeit in der modernen juristischen Zwangsehe" spricht (S. 192) und wenn er findet, im BGB. sei eine „Geschlechtshörigkeit des Weibes proklamiert" (S. 187)! Davon, daß das Weib sich z. B. von Rechts wegen „dem Ehemann auf dessen einseitiges Verlangen auch in Augenblicken stärkster Unlust oder physischer Ermüdung hingeben" müsse (S. 187), ist ja inhalts des eben erwähnten § 1354 gar keine Rede. Bovensiepen zitiert die übrigen ein-



schlägigen Gesetzesbestimmungen mit ihrem Wortlaut — läßt aber den § 1354 Absatz 2:

> „Die Frau ist nicht verpflichtet, der Entscheidung des Mannes Folge zu leisten, wenn sich die Entscheidung als Mißbrauch seines Rechtes darstellt“

gänzlich unerwähnt und unberücksichtigt; hierdurch verschiebt sich das Bild im Sinne der angeblichen ehelichen „Hörigkeit“ der Frau. Der Kampf gegen rechtliche Hörigkeit der Frau war früher einmal zeitgemäß; heute ist er ein Kampf gegen ein Phantom. Gerade auf diesem Gebiete ist ein Maximum an Freiheitlichkeit bereits erreicht.

Es ist auch gerade in freiheitlicher Hinsicht ein gutes Zeichen, daß das BGB. den ehelichen Geschlechtsverkehr überhaupt nicht mehr ausdrücklich erwähnt. Zwar mögen hierbei Gründe der „Dezenz“ mitgewirkt haben; indessen jedenfalls kennt nun wenigstens der Gesetzes*text* keine Rechtspflicht zu ehelichem Geschlechtsverkehre mehr. In dieser Richtung wird die Rechtsauffassung fortschreiten. Von jenen, von der Scholastik gepflegten und in scholastischem Geiste noch heute fortgesetzten Erörterungen darüber: wann, wie, wie oft Ehegatten zum Geschlechtsverkehr „verpflichtet“ seien, wird man sich immer entschiedener abwenden. Nicht weil es sich um „sittliche“ Pflichten handelte, die nicht „rechtlich“ zu erzwingen seien; diese oft gehörte, auch von *Bovensiepen* übernommene Antithese ist unrichtig. Das Recht ist ja glücklicherweise sehr wohl imstande, auf Erfüllung spezifisch-sittlicher Pflichten hinzuwirken: es gebietet Treu und Glauben im Verkehr; es gebietet den Eltern pflichtmäßige Erziehung der Kinder; die ganze Reihe unserer Sexualstrafgesetze betrifft nichts anderes als wirkliche oder vermeintliche sittliche Pflichten. Aber wenn irgend etwas ungeeignet ist, vom Staate anbefohlen zu werden, wenn auf irgendeinem Gebiete jeglicher von außen kommende Befehl das Gefühl verletzt, wenn von irgend etwas das Recht die Hand lassen soll — so ist es der eheliche Geschlechtsverkehr. Wenn irgend etwas, so geht *er* das Recht nichts an. Das Institut der unvollstreckbaren Klagen auf „Herstellung der ehelichen Gemeinschaft“ wird, als letztes Überbleibsel überlebter Auffassungen, verschwinden. Ausschließlich in dem Falle, daß Scheidung der Ehe begehrt wird, wird unter Umständen der Richter das sexuelle Verhalten der Ehegatten daraufhin zu prüfen haben, ob ihnen „die Fortsetzung der Ehe zugemutet werden kann“.

Auf dem richtigen Wege ist die Rechtsauffassung auch darin, daß sie Verträgen über Ausschluß oder Einschränkung des ehelichen Geschlechtsverkehrs eine rechtliche Bedeutung aberkennt. *Bovensiepen* beanstandet dies. Indessen der eheliche Geschlechtsverkehr soll, als etwas Höchstpersönliches, in der Tat nicht in den Bereich rechtlicher Bindung gezogen werden. Es würde auch nur selten Gutes entspringen, wenn man jemanden, der es in einer vereinbarten „Josephsehe“ nicht aushält, darin festhalten wollte. Das Recht hat darauf Rücksicht zu nehmen, daß wir, mit Ausnahmen, Menschen von Fleisch und Blut sind.

Noch tritt allerdings in der Rechtswissenschaft öfters das Bestreben auf, das gesamte Ehewesen als der Kompetenz des Juristen unterstehend zu behandeln. Bald findet man Deklamationen zum



Ruhme der Ehe, bei denen das „Sittengesetz", die „sittliche Idee der Ehe" und die „höchste sittliche Vervollkommnung durch die Ehe" stereotyp wiederkehren. Bald Lobsprüche über den Wert der Ehe für staatliche Zucht und Ordnung — an deren Stelle seit vier Jahren Lobsprüche über den Wert der Ehe für republikanische Freiheit treten. Bald Versuche, mit Zuhilfenahme einiger verstaubter Floskeln als Ehe- und Sexualreformer sich zu gebärden; Versuche, die öfters so kernlos und philiströs sind und die über die rückständige Denkweise ihrer Träger so wenig hinwegtäuschen können, daß man an Oskar Blumenthals Verse denken möchte:

> Doch gibt's auch manchen Listigen und Kalten,
> Der mit dem Schein der Gärung uns betrügt.

Wunderliches Bemühen geistig alter Persönlichkeiten, zu beweisen, daß sie mit dem Neuen mitgehen und gar dem Neuen Führer seien, und wunderliche Sexualverdrängungen sind hier gelegentlich zu beobachten.

Derlei ist gar nicht Sache des Juristen. Es ist wohl auch nur noch eine Frage kurzer Zeit, daß die Rechtswissenschaft ihre Unzuständigkeit, den ehelichen Geschlechtsverkehr zu regeln, erkennen wird.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Wie behüten wir die Familie vor dem Einfluß des Alkoholismus?

Von Dr. A. Elster.

In der Zeitschrift „Das kommende Geschlecht", II. Bd., 2. H., 1922 gibt die bekannte Ärztin und Biologin Dr. Agnes Bluhm eine gründliche Übersicht über die verschiedenartigen Schädigungen des Alkoholismus, und zwar zunächst ganz allgemein. Vieles von dem, was sie hier für offenbar noch nicht voll orientierte Leser gibt, ist bekannt und vielfach besprochen, aber mancherlei Angaben sind auch verhältnismäßig wenig bekannt oder bisher unbekannt, sodaß auch der in der Frage Bewanderte mancherlei daraus lernen kann. So interessiert hier besonders die Angabe, daß nach der schweizerischen Todesursachenstatistik, die den unmittelbar und mittelbar durch Alkohol verursachten Todesfällen besondere Aufmerksamkeit schenkt, im Jahre 1912 in der Schweiz von den über 20 Jahre alten verstorbenen Trinkern mehr als fünfmal soviel an Leberzirrhose zugrunde gingen als von den gesamten in diesem Alter verstorbenen Männern. Andererseits ist es nach Agnes Bluhm niemals gelungen, bei Tieren Leberzirrhose durch chronische Alkoholvergiftung zu erzeugen, und sie entnimmt daraus, daß der Alkoholmißbrauch die Leber in der Weise beeinflusse, daß sich bei Hinzutreten einer anderen, uns noch unbekannten Schädlichkeit, die für sich allein wirkungslos sein würde, Leberzirrhose entwickelt, wie denn überhaupt der Alkoholismus mehr mitwirkende als etwa alleinige Ursache von Erkrankungen sein dürfte, ein Ergebnis, das mit vielen Erfahrungen aus dem praktischen Leben übereinstimmt. Die Verfasserin geht dann auf die bekannten Beobachtungen von Bertholet und Weichselbaum ein, die die schweren Veränderungen in den Keimdrüsen männlicher Trinker betreffen und neuerdings durch Tierversuche von Kostitch eine wertvolle Ergänzung erfahren haben: „Es ist der samenbildende Teil der Drüse, welcher durch die Alkoholvergiftung leidet, während die sogenannte Zwischendrüse, welche die die Geschlechtslust erregenden Stoffe hervorbringt, unversehrt bleibt. Kostitch konnte in den Samenzellen selbst vor allem Veränderungen des Kernes, d. h. des Trägers der Erbanlagen,

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung **ein für allemal** keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!



nachweisen. Er beobachtete Störungen des Kernteilungsprozesses, die notwendig eine Störung einzelner Erbanlagen und ihrer Verteilung nach sich ziehen müssen. So geben uns die Kostitch'schen Beobachtungen den Schlüssel zu der gleichfalls im Tierexperiment festgestellten, sich auf Enkel und Urenkel erstreckenden Entartung der Alkoholikernachkommen." Die dann weiter herangezogenen Experimente von Stockard u. a. an Meerschweinchen, Ratten und Hühnern sind meines Erachtens nicht so eindeutig, daß sie uns viel nützen könnten; denn es fehlt da doch der schlüssige Beweis, daß das hier für das kleine Tier Gefundene auch für den Alkoholgenuß der Menschen die gleiche oder eine sehr ähnliche Bedeutung habe. Immerhin sei bemerkt, daß nach Stockard, wenn die Gesamtjugendsterblichkeit (vorgeburtliche und nachgeburtliche) der Nachkommen normaler Eltern gleich 100 gesetzt wird, diejenige der Alkoholikernachkommen 189 beträgt, und zwar bei alleiniger Alkoholisierung des Vaters 178, bei alleiniger Vergiftung der Mutter aber 281, wobei es sich freilich immer um eine sehr schwere Vergiftung handelte, sodaß damit für unsere Erkenntnis beim Menschen nicht viel mehr gewonnen ist, als was wir uns ohnedies aus der Erfahrung sagen können, daß nämlich begreiflicherweise der Alkoholgenuß der Mutter von ungünstigem Einfluß auf die Frucht sein muß. „Wie Nicloux gezeigt hat, enthalten nach Alkoholgenuß nicht nur die gesamten mütterlichen Säfte Alkohol, sondern dieser dringt auch durch den Mutterkuchen in das kindliche Blut ein, wo ihn dieser Forscher in der gleichen Menge wie in demjenigen der Mutter nachweisen konnte. Auch das Fruchtwasser, von welchem das Kind in der späteren Entwicklungszeit nicht unbeträchtliche Mengen schluckt, enthielt Alkohol in annähernd gleicher Menge wie das mütterliche Blut. Dabei war die der Frau unter der Geburt in Form eines Rumgetränkes verabreichte Dosis eine durchaus mäßige, nämlich 27 ccm absoluter Alkohol, was $^2/_3$ Liter Bier entspricht. Der Alkoholgehalt des mütterlichen und kindlichen Blutes betrug danach 0,05 Volumprozent. Nun bedeutet dies für das Neugeborene eine sehr viel schwerere Vergiftung als für die Mutter, welche nicht die geringsten Anzeichen eines Rausches darbot." Treffend weist Dr. Agnes Bluhm darauf hin, daß unsere diagnostischen Hilfsmittel für die Erkenntnis der Schädigung des mütterlichen Alkoholismus auf die Leibesfrucht noch viel zu grobe sind, um eingehendere Erkenntnisse zu ermitteln. Der Übergang des Alkohols in die Muttermilch ist von Klingemann und Rosemann nachgewiesen, wenn auch erst nach verhältnismäßig starkem Genuß, aber andererseits ist auch eine gelegentlich vermutete Steigerung der Milchproduktion oder eine Verbesserung der Milch nach Alkoholgenuß durchaus nicht gefunden worden. „Der Psychiater Näcke hat die Möglichkeit der Rauschzeugung bestritten, und tatsächlich dürften Schwerberauschte kaum zeugungsfähig sein. Daß aber Zeugungen unter Alkoholwirkung stattfinden können und daß schon einmaliger Alhoholgenuß die Keimzellen zu beeinträchtigen vermag, das geht aus einem sinnreichen Experiment von Cole und Davis hervor. Die beiden Gelehrten ließen ein Kaninchen dicht hintereinander von zwei bezüglich ihrer Farbe erblich verschiedenen Böcken belegen. Es trat sogenannte Überfruchtung ein, und die dem folgenden Wurf zugehörigen Jungen stammten teils von dem einen, teils von dem anderen Männchen, wobei der eine Vater einen Vorsprung vor dem anderen besaß. Wenn nun dieser Sieger kurze Zeit mit Alkoholdämpfen behandelt worden war, wurde er beim Zeugungswettbewerb derart von dem früher unterlegenen Gegner geschlagen, daß er nicht imstande war, nur ein einziges Junges zu erzeugen, während er allein mit einem Weibchen gepaart, zeugungsfähig blieb. Wie hier die Samenzellen durch die akute Alkoholisierung eine Herabminderung ihrer natürlichen Beweglichkeit erfahren haben, so können sie auch in anderer Hinsicht vielleicht weniger greifbar, aber bedeutungsvoller geschädigt worden sein." Daß die Verfasserin den Alkoholgenuß für Kinder unbedingt verbietet, ist ja selbstverständlich; mit Recht betont sie aber auch, daß nicht schon bei Beginn der Pubertätszeit von diesem Verbot abgesehen werden darf, weil gerade in dieser Zeit die Reizbarkeit besonders stark ist, die also nicht noch durch Reizgifte verstärkt werden sollte.

Der Steinachfilm und andere sexualwissenschaftliche Filme.

Von Dr. Kurt Finkenrath.

In den Vorführungsräumen der Kulturabteilung der Ufa wurden von Dr. Tomalla einige wissenschaftliche Teile des Steinachfilmes sowie einige sexualwissenschaftlich sehr interessante nicht benutzte Abfälle eines anderen großen Filmes gezeigt.

Die Vorurteile, die man gegenüber dem Steinachfilm infolge einer nicht ganz einwandfreien volkstümlichen Verbreitung haben mußte, verschwanden gegenüber der zurückhaltenden Aufmachung, die dieses Filmwerk zumindest in seinen vorgeführten Teilen darbot. Die Tierversuche und die Trickzeichnungen wirkten sehr lehrreich.

Die zurückgesetzten und nicht für einen größeren Teil der Öffentlichkeit bestimmten Filmreste beschäftigten sich im wesentlichen mit konstitutionellen, teilweise inkretorisch bedingten Abweichungen, die sich auch im Ausdruck, in der Lebensbetätigung und Umgebung außerordentlich gut durch den Film wiedergeben ließen. Transvestiten, weibliche und männliche Homosexuelle erschienen in geschickten Filmtricks bald nackt, bald bekleidet, allein oder in der ihnen genehmen Umgebung. Derartige Filme konstitutioneller Typen mit etwas weiteren Zielen könnten von unübersehbarem Wert für den medizinischen Unterricht werden. In dieser Zusammenstellung überwog das Institut Hirschfeld noch zu stark.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Der Anteil der Pubertät am Aufbau der Psychose.

In seinem neuen Buche („Der Aufbau der Psychose". Berlin 1923, J. Springer), gibt K. Birnbaum einen durch die Klarheit der Gedankenführung und die Prägnanz der Darstellung ausgezeichneten Überblick über seine klinisch-psychiatrische Struktur- und Zusammenhangslehre und kommt dabei auch auf die durch die besonderen Konstitutionsformungen und -änderungen von Alter, Geschlecht und Rassetyp zu sprechen — mit dem ausdrücklichen Eingeständnis, daß hier Forschung und Erkenntnis eine „überraschende Rückständigkeit" aufweisen. „Speziell von der Pathoplastik der so überaus vielseitig studierten biologischen Krise der Pubertätsjahre läßt sich im Grunde nicht viel mehr angeben, als daß die unregulierte stark hervortretende Emotionalität und das erwachende Triebleben zu entsprechenden unregulierten Entladungen und Ausdrucksformen im Rahmen der verschiedenen klinischen Bilder führt, daß gesteigerter Selbstgeltungsdrang und Phantasiebedürfnis im Verein mit einer gewissen Denkregulationsschwäche wahnhafte Gebilde von Größencharakter bevorzugen läßt ..., sowie daß das Bewußtsein der eigenen Geschlechtlichkeit in Verbindung mit onanistischen Schuld- und Insuffizienzgefühlen gegenüber der Umwelt zur onanistisch-hypochondrischen Färbung der verschiedensten klinischen Bilder dieser Altersstufe ... führt. Dagegen ist uns noch völlig unbekannt, ob etwa ein spezifischer psychophysiologischer Faktor, wie die juvenile Schwäche der seelischen Synthese, die läppische Zerfahrenheit oder ob ein spezifischer biologisch-organischer, wie die zerebrale Resistenzschwäche der Pubertät, die stärkere Verblödungsneigung dieses Lebensalters bestimmt."

Sexuelle Verwahrlosung in Petersburg.

Dr. K. P. Punina, Arzt am ambulatorischen Distributionspunkt für moralisch defekte Mädchen, die aus irgendwelchen Gründen auf den Straßen Petersburgs angehalten werden, hat die Akten von 1000 solcher Kinder und Jugendlichen (weiblichen Geschlechts), die in den Jahren 1919 und 1920 aufgegriffen wurden, auf die gynäkologischen Untersuchungsbefunde durchgearbeitet und teilt diese Feststellungen im Rahmen eines gemeinsam mit Prof. Dr. W. M. Bechterew in der schweizerischen Zeitschrift „Natur und Mensch" (III, 2) in nachstehenden Tabellen mit. Zum Verständnis der Rubriken dienen folgende Erläuterungen:

1) „Mulier" = Fälle vollständiger Zerstörung des Hymens mit allen Anzeichen eines bereits längeren oder kürzeren Geschlechtsverkehrs.

2) „Hymen zerrissen" = Fälle tiefer Einrisse des Hymens, aber ohne Atrophie mit Bildung von Carunculae und gleichsinnige Symptome weiteren Geschlechtsumganges, der möglich, jedoch nicht bewiesen ist.

3) „Hymen teilweise zerrissen" = Fälle mit nur teilweiser Beschädigung des Hymens, die „durch unvorsichtigen Onanismus oder vorsichtigen Geschlechtsakt" erklärt werden.

Außerdem muß man bemerken, daß in den meisten Fällen der Gruppe „Virgo" Anzeichen von Reizung der äußern Geschlechtsorgane, die auf ein sehr häufiges Vorkommen von Onanie hinweisen, gefunden wurden. Es ist ferner bemerkenswert, daß die meisten der Untersuchten, ungeachtet deutlicher Anzeichen von Geschlechtsleben, ein solches leugneten oder es nur nach wiederholtem Forschen und näherer Bekanntschaft eingestanden. In verhältnismäßig geringer Zahl von Fällen gestanden die Untersuchten Prostitution zwecks Erlangung von Existenzmitteln oder persönlicher Vorteile ein. Die meisten gaben als Ursache Herzensneigung, deren Gegenstand meist Erwachsene und Jünglinge, weniger Halbwüchslinge waren, an. Viele hatten schon ihre Liebhaber ge-



Alter in Jahren	Anzahl der Schülerinnen	Virgo	Mulier	Hymen zerrissen	Hymen teilweise zerrissen	Lues	Gonorrhöe
8	13	13	—	—	—	—	—
9	12	12	—	—	—	—	—
10	32	31	—	—	1	—	—
11	52	51	—	1	—	—	—
12	111	91	4	7	9	—	—
13	105	64	18	16	7	—	—
14	193	84	52	29	28	2	3
15	205	62	87	32	25	5	8
16	233	45	128	27	33	22	12
17—18	43	5	35	3	—	7	1
	Summa	458	324	115	103	36	24
		1000					

wechselt. Die wenigsten gaben eine an ihnen in früher Kindheit oder im Schlaf, z. B. während einer Reise verübte Vergewaltigung an.

Unter anderem verdienen die zahlreichen degenerativen Merkmale der Untersuchten und in Einzelfällen auch Erscheinungen von Verzögerung der geistigen Entwicklung bemerkt zu werden, ebenso auch die Zugehörigkeit des größten Teils der untersuchten Mädchen zu den unintelligenten Schichten der Bevölkerung.

Um besser den ganzen Tatbestand der Geschlechtsverderbnis dieser Mädchen zu veranschaulichen, werden die obigen Daten von P. u. B. auch noch in Prozenten vorgewiesen:

Alter in Jahren	Virgo in Proz.	Mulier in Proz.	Hymen zerrissen in Proz.	Hymen teilweise zerrissen in Proz.	Lues in Proz.	Gonorrhöe in Proz.
8	100	—	—	—	—	—
9	100	—	—	—	—	—
10	97	—	—	3	—	—
11	98	—	2	—	—	—
12	82	3,6	6,3	8,1	—	—
13	60,9	17,2	15,2	6,7	—	—
14	45,5	27	15	15,5	1	1,5
15	30	43	15	12	2,5	4
16	20	55	10,5	14,5	9,5	5,2
17—18	11,6	81,4	7	—	16,3	2,3

So waren nach den Daten des Distributionspunktes für moralisch defektive Mädchen auf Grund einer vollkommen objektiven gynäkologischen Untersuchung von tausend Zöglingen 88,4 Proz. bis 17—18jährige deflorierte Mädchen, worunter 81,4 Proz. mehrmalige Geschlechtsbeziehungen gehabt hatten, 16,3 Proz. an Syphilis und 9,3 Proz. an Gonorrhöe litten. Ferner hatten schon im Alter von 10 Jahren 3 Proz. der Mädchen einen teilweise zerrissenen Hymen, und von diesem Alter an wächst die Zahl der deflorierten Mädchen progressiv.

Bücherbesprechungen.

1) Pestalozza, Hanna Gräfin v.: **Der Streit um die Koedukation in den letzten 30 Jahren in Deutschland.** (Pädagogisches Magazin Heft 876.) Langensalza 1922. Hermann Beyer & Söhne.

Von Prof. Dr. H. E. Timerding.

Die auf fleißiger Arbeit beruhende Schrift gibt nicht, wie der Titel vermuten läßt, einfach einen Überblick über die Entwicklung des Koedukationsproblems in der jüngsten Vergangenheit, sondern die Verfasserin begründet ihren eigenen ablehnenden Standpunkt, indem sie ihrer religiösen Überzeugung entsprechend sich auf die Welt- und Lebensauffassung der katholischen Kirche stützt. Man findet diese Auffassung vielleicht am klarsten ausgedrückt in den Worten, welche sie der zu erziehenden Jugend zuruft: „Du, Kind, bist hineingeboren in einen Gehalt von Ewigkeitswerten, und viele Menschen und Dinge um dich her sind Träger von Ewigkeitswerten. Damit fülle dich vorerst ganz. Sei in Ehrfurcht still, und deine Seele webe im Ewigkeitsatem! Erfüllt von Ewigkeitsglanz, entzünde sich dann deine Seele zur Ewigkeitstat!" Man kann gegen dieses Verfahren, derart die Begründung für die Stellungnahme zu einer erzieherischen Frage von den Sternen herunterzuholen, statt sie auf der Erde selbst zu suchen, gewiß Bedenken hegen, und es kommt auch eine eigentümliche Doppelheit in die Darstellung hinein. Auf der einen Seite ist sie referierend, auf der anderen Seite apologetisch. Aber es ist, abgesehen von aller persönlichen Auffassung, doch sehr viel wertvolles Material in der Schrift enthalten, und diese kann so sehr wohl zur Klärung des hochwichtigen Problems beitragen.

Ich selbst stimme der Verfasserin insofern durchaus zu, als ich auch nach meinen Erfahrungen die Koedukation, ausgenommen für das frühe Kindesalter, ablehnen muß, und sie nur als Notbehelf in Fällen, wo die Einrichtung einer entsprechenden Mädchenbildungsanstalt aus äußeren Gründen unmöglich ist, zugeben kann. Des näheren kann ich an dieser Stelle auf die Einzelheiten nicht eingehen. Es kann nur das Wesentlichste hervorgehoben werden, wie es sich auch aus der vorliegenden Schrift klar hervorhebt.

Zunächst ist zu sagen, daß sich die an die Koedukation geknüpften Hoffnungen auf eine Angleichung der Geschlechter und die Gewöhnung an einen harmlosen Verkehr zwischen ihnen nicht verwirklicht haben. Es hat sich dieselbe Erscheinung gezeigt, die überall zu beobachten ist, wo die Frau als Konkurrentin des Mannes auftritt. Während er sie als seine Gehilfin freudig willkommen heißt, gerät er sofort in eine schroffe Abwehrstellung, wenn sie mit ihm in Wettbewerb tritt, und auf seiten der Frau zeigt sich das Bestreben, ihren Platz mit zäher Ausdauer gegen den Mann zu erobern und zu behaupten. So öffnete sich zwischen männlichen und weiblichen Schülern eher eine Kluft, als daß ein Gegensatz überbrückt wurde. Seine Stellung gegenüber dem weiblichen Geschlecht in erotischer Beziehung wurde bei dem Knaben und Jüngling durch seine Mitschülerinnen gar nicht beeinflußt, weil sie in diesem Sinne als weibliche Wesen gar nicht mitzählten. Anders freilich war es, wo, wie in den Landerziehungsheimen mit dem gemeinsamen Unterricht auch eine Lebensgemeinschaft verbunden war. Ob die dort gesammelten Erfahrungen aber alle gerade günstig waren, kann mit Recht bezweifelt werden.

Auf der anderen Seite hat sich gerade bei dem gemeinsamen Unterricht aufs klarste gezeigt, wie wesensverschieden Mann und Frau auch in geistiger Beziehung sind. Wo der Lehrstoff genau der gleiche war, blieb die Auffassung doch eine völlig verschiedene. Die Neigung zu einem leichten, aber mechanischen Auswendiglernen bei den Mädchen; die Abwehr gegen alles, was sie sich nicht innerlich angleichen konnten bei den Knaben; die größere Anempfindungsfähigkeit bei den Mädchen; die mehr rationale Neigung bei den Knaben; die entwickeltere sprachliche Ausdrucksfähigkeit bei den Mädchen; die mehr sachliche Orientierung bei den Knaben; — alles das trat deutlich hervor. Es bleibt allerdings immer zu bedenken, daß meist eine viel stärkere Auswahl nach der Begabung bei den Mädchen stattgefunden hatte, die mit Knaben zusammen auf der Schulbank saßen. Darum konnte die geringere geistige Veranlagung der Frau, auf die Gräfin Pestalozza sich beruft, nicht hervortreten. Ich möchte sie auch nicht ins Feld führen, denn die Gesamtsumme aus den geistigen Fähigkeiten ziehen, ist ein schwieriges Unterfangen. Es genügt in der Tat die artliche Verschiedenheit, um die getrennte geistige Ausbildung von Knaben und Mädchen zu begründen. Je weiter sich die Emanzipationsbewegung



entwickelt, um so mehr drängt sie dahin, der Frau die geistige Entwicklung und die Berufsarten zu sichern, für die sie geeignet ist. Je höher die Frau geistig steht, um so deutlicher zeigt sie bestimmte Merkmale ihres Geschlechts. Frauen mit männlichem Intellekt gehören ebenso zu den Ausnahmen wie Männer mit weiblichem Gefühlsleben. Alles das hat in der Tat den Koedukationsgedanken zurückgedrängt, soweit es sich um den Unterricht handelt. Für die Erziehung außerhalb der Schule können ganz andere Gesichtspunkte gelten. Es ist ein Fehler, die Verhältnisse in der Familie auf die Schule zu übertragen. Das Wort Koedukation ist im Grunde eine schiefe Bezeichnung für das, was damit gemeint wird, man müßte Koerudition sagen. Das Problem, in welcher Weise und in welchem Alter die Geschlechter im Leben zusammenzubringen sind, damit sowohl eine übermäßige oder abwegige Erotik wie auch eine Entfremdung der Geschlechter vermieden wird, dieses Problem wird von den verschiedensten Vertretern der Koedukation kaum berührt.

2) Bumke, Oswald: **Kultur und Entartung.** Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin 1922, Springer. 125 S.

Von Privatdozent Dr. Birnbaum-Herzberge.

Bumkes psychiatrisches Werk über die nervöse Entartung, das eine Reihe von Jahren vergriffen war, liegt nunmehr neu bearbeitet vor. Das Verdienst der ersten Auflage war es vor allem, daß es die Entartungsfrage aus dem Wust von Schlagworten, unklaren Anschauungen und unbewiesenen Behauptungen heraushob und einer begrifflich klaren, reinlichen, wissenschaftlich fundierten Untersuchung unterzog. Begriff und Wesen der Entartung, die Beziehungen der Entartung zum biologischen Phänomen der Vererbung, die Erscheinungsformen der nervösen Entartung, das Verhältnis des Entartungsvorganges zu Zivilisation und Auslese sowie zur Kultur wurden systematisch unter kritischer Heranziehung der Literatur (vorwiegend der psychiatrischen, aber auch der biologischen und kulturwissenschaftlichen) geprüft und klargestellt. Die zweite Auflage hat sich vor, wenn auch nicht neue, so doch dringlicher gewordene Fragen gestellt gesehen, und demgemäß die allgemeinen und insbesondere kulturellen Momente gegenüber den rein psychiatrischen stärker herausgearbeitet. Besonders auch die Ein- und Ausblicke, die durch den Weltkrieg gegeben sind, haben in diesem Zusammenhang Verwertung gefunden. Daß für uns eine Entartungsgefahr infolge der Hungerblockade und der negativen Auslese des Krieges besteht, erscheint B. nicht wahrscheinlich, dagegen hält er unsere Gesundheit seit dem Kriege durch Lues und Alkohol noch stärker als vorher gefährdet. Einwandfreie Anzeichen für eine Zunahme der Entartung in der Gegenwart und für eine damit verbundene Bedrohung unserer Zukunft haben sich nicht ergeben. Daß zurzeit leichte Schwankungen des nervösen Gleichgewichts hervortreten, läßt B. gelten, doch hänge das endliche Schicksal eines Volkes von ganz anderen Faktoren ab: Es werde durch eine brutale Macht-, durch eine Quantitätsfrage bestimmt. Der Rückgang der Geburtenziffer sei es, der uns die Gefahr des Völkertodes — nach dem Kriege noch stärker als vorher — näherrücke. Man sieht: Verf. geht in seiner wissenschaftlichen Analyse bis hart an aktuellste, wirtschaftliche, politische und sozialethische Fragen heran und darf daher auch einen Leserkreis für sich in Anspruch nehmen, dem es um weit mehr als bloße begriffliche und theoretische Auseinandersetzungen zu tun ist. — Daß dem Werk ein Literaturverzeichnis von etwa 460 Nummern beigefügt ist, wird jeder zu schätzen wissen, der die kaum übersehbare und völlig zerstreute Literatur gerade auf diesem Grenzgebiete kennt.

3) Baur, Fischer u. Lenz: **Menschliche Erblichkeitslehre.** 2. verm. u. verb. Aufl. München 1923, J. F. Lehmann. I. Band. Grundpreis geh. 9 Mk., geb. 12 Mk. (Vgl. Besprechung der 1. Aufl. in dieser Zeitschr. Bd. VIII, 1922, S. 232 ff.)

Von Dr. Max Marcuse.

Das Erscheinen der neuen Auflage dieses vortrefflichen Werkes bereitet eine wissenschaftliche Freude. Abgesehen von der Befriedigung über den äußeren Erfolg, der die 2. Ausgabe nötig und möglich machte, ist es sehr willkommen, daß die Verfasser damit Gelegenheit erhielten, einige Mängel von früher zu beseitigen und Lücken, die durch den Fortschritt der Forschung und der Diskussionen entstanden waren, auszufüllen. Von vornherein bemerkenswert ist der Zuwachs an 47 Textabbildungen, 1 Karte und 8 Tafeln mit 48 Rassenbildern, von E. Fischer sehr geschickt und lehrreich zusammengestellt. Ein sinnfälliger Gewinn sind auch die neuaufgenommenen Fußnoten mit Literatur-Belegen. Der von Baur gegebene Abriß der allgemeinen Erblichkeitslehre weicht am wenigsten von der ersten Fassung ab; soviel ich sehe, bedarf hier mein früheres Referat einer Ergänzung nicht.



Zu dem von Fischer bearbeiteten Abschnitt über die Rassenunterschiede des Menschen verdient Erwähnung, daß die Anführung von Erfahrungen über Beeinflussung der Schädelform durch die Umwelt um einige weitere Angaben, z. T. auf Grund eigener neuer Beobachtungen des Verfassers, bereichert worden ist; die Abgrenzung des so Beeinflußbaren gegen das, was an der Schädelform unveräußerliches Erbgut ist, bleibe aber auch fernerhin „vielfach noch nicht möglich", andererseits die Tatsache, daß die Schädelform in ihrer Grundlage ein sicheres Rassenmerkmal ist, unerschüttert. Ausführlicher als in der 1. Auflage bespricht Fischer die analogen Verhältnisse an der Gesichtsform, die namentlich durch Kreuzungen kompliziert werden. In den Behauptungen von der erheblichen Beeinflussung der Gesichtsform sogar durch verschiedene Sprach- und Dialektform („Yankeegesicht" von Amerikanern, deren Eltern Deutsche waren) bemerkt er nur, daß ein „einwandfreier Nachweis" für solche Zusammenhänge noch nicht erbracht sei. Der Frage, ob durch den Bastardierungsprozeß wirklich neue äußere Merkmale bewirkt werden und ob diese dann auf Änderungen der Erbanlagen beruhen oder nur „Paravariationen" (z. B. infolge der Bastardnatur des Stoffwechsels) sind, widmet Fischer besondere Auseinandersetzungen, in denen er auf die Beobachtungen an Malayen-Indier-, Chinesen-Malayen-, Indianer-Europäer- und Europäer-Hottentotten-Mischlingen hinweist, die viel lang- und schmalgesichtiger sind, als beide Elternrassen. „Aber auch in Europa, bei Kreuzung von Nordeuropäern mit Juden, mit Südeuropäern, mit Zigeunern, mit Lappen trat diese starke Verlängerung des Gesichtes auf; man sieht es häufig in den so stark gekreuzten Familien der europäischen Fürsten. Gleichzeitig scheint der Schädel gegen die Brachyzephalie verändert zu werden, ob (wie es wohl am wahrscheinlichsten) durch Zunahme der Breite oder durch Abnahme der Länge, ist nicht sicher. ... Eine andere Erscheinung als Folge der Bastardierung ist das Vorkommen konstitutioneller Schädigung. Mulatten scheinen gegen allerlei Krankheiten und Schädigungen weniger widerstandsfähig als ihre beiden Elternrassen. Auch Skandinavier-Lappen-Mischlinge scheinen gegen Krankheit (Tuberkulose) anfälliger als ihre Stammrassen. ... Eine Disharmonie auf geistigem Gebiet dürfte (soweit sie nicht durch Umwelt bedingt ist — Erziehung, soziale Verhältnisse) durch die sich nicht immer richtig ergänzenden geistigen Erbanlagen beider Rassen bedingt sein." Es gibt also nach Fischer eine Reihe von Erscheinungen, die durch den Bastardierungsprozeß als solchen hervorgebracht sind. Über den für die Geschichte eines Landes bedeutsamen Rassenwechsel infolge verschiedener Umschichtungsprozesse gibt für die besonderen, wesentlich durch Einwanderungen bedingten, amerikanischen Verhältnisse, eine großartige anthropologische Untersuchung Aufschluß, zu der die Amerikaner ihre Armee im Weltkrieg benutzt haben; Fischer gibt aus den an 2 Millionen Mann gewonnenen, von Davenport und Love (Washington 1921) inzwischen veröffentlichen Befunden einige der wichtigsten Daten bekannt.

An dem Hauptteil des Buches: „Die krankhaften Erbanlagen" von Lenz, sind begreiflicherweise die meisten „Vermehrungen und Verbesserungen" festzustellen. Zunächst hat der Verfasser sehr viel mehr als damals sich um den „Begriff der Krankheit" bemüht. Seine Definition ist freilich — von einer unerheblichen Korrektur des Ausdruckes abgesehen — dieselbe geblieben: „Unter Krankheit verstehen wir . . . den Zustand eines Organismus an den Grenzen seiner Anpassungsfähigkeit." Lenz will damit zwar nicht eine grundsätzliche Neuerung, aber doch eine „zweckmäßigere Formulierung" geben, um die Verwurzelung des Krankheitsbegriffes in der allgemeinen Biologie zu verdeutlichen. Eine tiefergreifende Diskussion ist hier überflüssig, solange der Verfasser der Meinung ist, daß die Frage nach dem „Wesen der Krankheit" bei Licht besehen nur eine Frage der Terminologie sei (ein erkenntnismethodischer Irrtum!). Daß Definitionen, wie Lenz betont, weder wahr noch falsch sein können, darf man, allerdings nur cum grano salis, gelten lassen; aber was Definitionen sein können, das ist: klar oder unklar, hinreichend bestimmend oder unzulänglich. Und da finde ich die Lenzsche Formulierung nach wie vor recht unbefriedigend und seinen Versuch, sie verschiedenen Einwänden gegenüber zu vertreten, nicht überzeugend. Auch daß der Verfasser durchaus auf der Kategorie „erbliche Krankheiten" bestehen will, scheint mir zum mindesten dem Ausdruck nach verfehlt zu sein; auch hier sind seine Gründe schwach. — Die Darstellung der Bedeutung der Erbanlagen für die verschiedenen Krankheiten im einzelnen zeigt eine sorgfältige Überarbeitung der 1. Auflage und die Berücksichtigung neuerer Erfahrungen und Veröffentlichungen. Hinzugefügt sind die Kapitel: Die Anfälligkeit gegen Infektionskrankheiten — Krebs und andere bösartige Geschwülste — Untüchtigkeit zur Fortpflanzung. Dieser Abschnitt hat für uns besondere Bedeutung. Lenz erörtert darin die erbliche Bedingtheit der Unfruchtbarkeit — einen Zusammenhang, den der Vererbungsvorgänge Unkundige für eine contradictio in adjecto halten und oft nur als Ziel fauler Witze betrachten zu können glaubt. Es ist



selbstverständlich, daß es sich dabei nur um rezessive Erbgänge handelt. So vermutet Lenz z. B. für die Azoospermie, soweit sie nicht äußerer, namentlich gonorrhoischer Herkunft ist, eine idiotypische Grundlage. Belangvoller sind entsprechende Erbbeziehungen für das weibliche Geschlecht, bei dem sie wesentlich durch Infantilismen, Myome und Beckenenge vermittelt werden. Auch die Stillunfähigkeit, die absolute und die relative, ist nach Lenz hauptsächlich erblich bedingt, wogegen ihm die elterlich-alkoholische Herkunft im Sinne Bunges unbewiesen zu sein scheint. Am sinnfälligsten und bedeutsamsten ist natürlich die Rolle der Vererbung bei den Geisteskrankheiten und den Psychopathien, andererseits am schwierigsten, hier die Erbgänge im einzelnen zu verfolgen und zu verstehen. Seiner Wichtigkeit entsprechend weist dieser Abschnitt viele beachtenswerte Ergänzungen und Umredigierungen auf. Sie beziehen sich u. a. auf die Zusammenhänge beim Schwachsinn und vor allem bei der Schizophrenie und ihr verwandte Leiden. Es werden die Untersuchungen von H. Hoffmann, Kahn, Rüdin verwertet und neue, recht interessante Stammbäume und familiengeschichtliche Hinweise beigegeben. Das Ergebnis ist die Einsicht, daß es sich bei der Gruppe der Schizophrenien nicht um eine idiotypische Einheit handeln dürfte, auch daß die verschiedenen Bilder schwerlich nur aus dem wechselnden Zusammenspiel mehrerer Erbeinheiten erklärbar seien. „Der eigentümliche Verlauf in Schüben und der Umstand, daß diesen Schüben Zerstörungsvorgänge in der Hirnrinde zugrunde liegen, legt vielmehr den Vergleich mit Krankheiten wie der Sehnervenatrophie oder dem Glaukom nahe. . . .“ Sicher ist nur die Tatsache der Erblichkeit als wesentlichster Ursache der Schizophrenie, hingegen nur eine Vermutung, daß es dominante Erbanlagen zu schizoider Seelenverfassung gebe und daß die Anlage zu eigentlicher Schizophrenie durch Zusammentreffen derartiger Erbanlagen entstehe. Unter den Psychopathien wird zuerst die Hysterie abgehandelt, wobei die Schwäche Lenz' im Begriffsbestimmen wieder sehr auffällt, wenn er die Hysterie nur „als eine mehr oder weniger unbewußte und unwillkürliche Nachahmung von Krankheitsbildern“ definiert. Auf Grund der Erkenntnis, daß seine Anregung, die ihr zugrundeliegende krankhafte Wunschbestimmbarkeit „Orgoristie“ zu nennen, sich nicht leicht werde durchsetzen können, „da die meisten Psychiater eine sehr verständliche Abneigung gegen einen Fachausdruck haben dürften, der nicht von einem Angehörigen des eigenen Faches vorgeschlagen ist“, gebraucht er vorläufig den „mißverständlicheren“ Ausdruck hysterische Veranlagung weiter und rechnet dieser einen großen Teil der sog. manisch-melancholischen Psychopathien zu. Mir scheint, daß diese und manche andere Betrachtung in diesem Zusammenhange auf den Widerspruch von psychiatrischer Seite zu rechnen haben. Daß Lenz den Psychopathien ohne weiteres die Anomalien der geschlechtlichen Triebe einordnet, ist ebenfalls durchaus anfechtbar, mag an dieser Stelle aber hingenommen werden. Auch die Begründung der Homosexualität als „etwas ausgesprochen Krankhaftem“, soll hier nicht erörtert werden, obwohl ich sie schon früher als „sehr diskutabel“ bezeichnet habe — ein Urteil, das Lenz in einer mehr als mißverständlichen Anmerkung herabzusetzen sucht. Wie in der 1. Auflage, vertritt der Verfasser auch jetzt noch die Existenz eines „Fortpflanzungstriebes“ und verkennt damit wohl das Wesen der Triebe, deren Ziel zwar, wie Lenz zutreffend meint, nicht „bewußt erstrebt“ werden muß (im Gegenteil: nicht einmal darf, da der vermeintliche Trieb sonst zum „Begehren“ und „Willen“ wird und seine Triebhaftigkeit einbüßt), die aber doch als zur Erfüllung drängender Zwang (zum Unterschiede von „Reflexen“ und „Instinkten“) „gefühlt“, „erlebt“ werden müssen. Der „Fortpflanzungstrieb“ ist und bleibt „reine Mythologie“ (Nietzsche), wobei es natürlich nicht Zufall ist, daß gerade unsere Rassenhygieniker mit Vorliebe dieser Mythologie als wissenschaftlichen Argumentes sich bedienen. Wie denn überhaupt Beweisführung und Denkweise gerade der modernen Vererbungsforscher das Spengler-Wort häufig in Erinnerung bringen: Gelehrter oder Skalde — das ist nur eine Frage des Stadiums: Mythologie treiben beide! — Eine Folge der einseitig an der Erhaltung der Art orientierten Bestimmung des Krankheitsbegriffes durch Lenz ist seine Ansicht, daß das Fehlen des Begattungstriebes nur beim Manne als „eigentlich krankhaft“ angesehen werden könne, weil es bei der Frau die Fortpflanzung nicht zu beeinträchtigen braucht; immerhin scheint der Verfasser sich vorbehalten zu wollen, hier wenigstens eine „uneigentliche“ Krankhaftigkeit zu konzedieren! Von Forschungen im Sinne Kretschmers, dessen Scharfblick eine Korrelation zwischen gewissen körperlichen und gewissen seelischen Konstitutionen erkannt habe, erwartet Lenz auch eine neue Beleuchtung der Frage der sog. „Entartungszeichen“. Zur Erklärung des verhältnismäßig häufigen Zusammenbestehens physischer und psychischer Anomalien dient dem Verfasser neben anderen Beziehungen namentlich die Annahme einer geschlechtlichen Auslese: „Menschen, welche irgendwelche körperliche oder seelische Mängel aufweisen, bekommen oft nur Ehegenossen, die ebenfalls irgendwelche Mängel haben; natürlich können auf diese Weise nicht nur körperliche

Mängel mit seelischen kombiniert werden, sondern auch körperliche mit körperlichen und seelische mit seelischen."

In dem Abschnitt über die Neuentstehung krankhafter Erbanlagen — diesmal dem Kapitel über die Methodik vorangestellt — wird u. a. die Frage der alkoholischen Vergiftung nach der positiven Seite hin der Lösung weiter zugeführt, wobei zwischen der idiokinetischen Schädigung der Nachkommen und der nur parakinetischen, wie sie zum Teil sowohl dem häufigen Vorkommen von Fehlgeburten in Alkoholikerfamilien, wie der außerordentlich hohen Kindersterblichkeit zugrunde liegen, streng unterschieden wird. Daß geistige Überarbeitung zur Entartung und zum Aussterben der Familien führen, hält Lenz für unbewiesen und vielleicht nur durch die Einflüsse des städtischen Lebens vorgetäuscht, denen die intellektuellen Kreise besonders ausgesetzt sind: Geschlechtskrankheiten, Geburtenprävention u. dgl. Auch die Inzucht, zu hohes oder zu niedriges Alter der Eltern, Unterernährung lehnt der Verfasser als Entartungsursachen ab; eine „Minderwertigkeit der Erstgeborenen" sei bei kritischer Würdigung der anscheinenden Belege ebenfalls nicht anzuerkennen. Daß Lenz jede Neuentstehung krankhafter Erbanlage auf dem Wege einer „Vererbung erworbener Eigenschaften" ins Reich der Fabel verweist, versteht sich bei seinen biologischen Voraussetzungen von selbst; ebenso seine gleiche Stellung zum „Versehen der Schwangeren" und „ähnlichem Aberglauben". Wenn Lenz hinter allen diesen „lamarckisten Unklarheiten" mancherlei moralische, politische und sonstige Gefühlserregungen verborgen sieht, die die sachliche Einsicht trüben, so ist ihm durchaus zuzustimmen; nur täuschen er und andere vermeintlich streng exakt arbeitende und urteilende Rassenhygieniker sich darüber gänzlich, wie wenig auch sie sich gewissen Affekten entziehen können, die ihre Methode und Erkenntnis mitbestimmen. Ihre Affekte sind eben nur andere, und die Möglichkeit einer wirklich „vor-urteils-losen" wissenschaftlichen Arbeit, schon beim Beobachten, dann: beim Beschreiben und vollends bei der Inbeziehungsetzung und Ausdeutung der Befunde ist eine Fiktion und setzt als Urheber solcher Arbeit einen blutleeren Mechanismus, nicht den menschlichen Geist voraus. Erfreulich ist die entschiedene Stellungnahme Lenz' gegen die aus antisemitischen Instinkten und der Spekulation auf sie erwachsene Verfälschung der Wissenchaft durch den Dinterschen Skandalroman, wobei aber immerhin das u. E. noch Problematische der sogen. Telegonie anerkannt werden dürfte.

Die Methoden menschlicher Erblichkeitsforschung werden im Ausdruck präziser und im Inhalt reicher als in der 1. Auflage dargestellt. „Die menschliche Erblichkeitslehre .... gründet sich in ihren allgemeinen Sätzen auf Analogieschlüsse aus den Erfahrungen an Pflanzen und Tieren und in ihren speziellen Sätzen auf statistische Methoden." Daß der Erkenntniswert von Analogieschlüssen seine Grenzen hat, gesteht Lenz selbst zu; aber er steckt sie in dem vorliegenden Falle ungemein weit, weil es „ganz widersinnig wäre, anzunehmen, daß der Mensch in dieser Hinsicht" (Geltung der Mendelschen Gesetze, Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften) „sich anders verhalten sollte als die Tiere". Man muß gegen diesen immer wiederkehrenden Ansatz immer wieder dieselben Bedenken einwenden: 1. Daß Tatsachen und ihre Zusammenhänge uns, insbesondere einer ganz bestimmt orientierten Gruppe von Forschern, „widersinnig" erscheinen, ist für die wissenschaftlich allein interessierende Frage, ob sie sind oder nicht sind, völlig belanglos. Die Tatsachen ergeben sich nicht aus Sinn oder Widersinn, die wir supponieren, sondern angeblicher Sinn oder Widersinn sind immer nur aus bereits ermittelten Tatsachen und nur in bezug auf diese abzuleiten, dagegen nicht zielsetzend für künftige Einsichten, vielmehr umgekehrt von diesen fortlaufend zu kontrollieren und, wenn erforderlich, zu revidieren. Dabei ist natürlich nicht an einen metaphysischen Sinn (oder Widersinn) zu denken, der ja von äußeren Erfahrungstatsachen überhaupt nicht berührt wird. 2. Daß für den Menschen auch die Vererbungsgesetze gelten wie für Pflanzen und Tiere, ist für denjenigen gewiß, der an der Wesensgleichheit alles organischen Lebens keinen Zweifel hat. Aber von der gerade jetzt durch P. Alsberg wieder neu aufgezeigten Problematik dieser Voraussetzung auch für den evolutionistisch Denkenden abgesehen, wird doch auf jeden Fall geleugnet werden dürfen, daß jene Gesetze, die aus den Beobachtungen an niederen Organismen abgeleitet werden können und zur Erklärung für die Vererbungsvorgänge bei diesen ausreichen, die Tatbestände auch bei dem differenzierten Organismus homo sapiens erschöpfen müssen. Noch weniger eindeutige Überzeugungskraft hat die statistische Erforschung menschlicher Erbanlagen. Man darf von vornherein behaupten, daß diese Methode dem Wesen der Aufgabe überhaupt inadäquat ist und deren Kern deshalb gar nicht lösen kann. Individualstatistik und Massenstatistik werden zwar weitreichende Aufschlüsse über die quantitativen Erbvorgänge bringen können,

niemals aber zur Klärung des spezifisch menschlichen Vererbungsproblems: der generativen Weitergabe der höheren psychischen Qualitäten — Erhebliches auch nur beizutragen vermögen.

Innerhalb ihrer gegebenen Grenzen vermitteln die Methoden der Analogieschlüsse und der Statistik unter der außerordentlich sorgfältigen und sachverständigen Verwertung Lenz' eine imposante Fülle von Tatsachen, Kenntnissen und einleuchtenden Theorien, auf Grund deren z. B. die Unterscheidung verschiedener Vererbungen („direkter", „indirekter", „latenter", „kollateraler", „gekreuzter", „gleichgeschlechtlicher", „gleichartiger", „ungleichartiger" usw.) „endlich in die Rumpelkammer getan werden" sollte: „Wir kennen beim Menschen nur eine Vererbung, und diese beruht auf gesonderten Einheiten des Idioplasmas, von denen jede die Wahrscheinlichkeit $1/2$ hat, am Aufbau eines bestimmten Kindes mitzuwirken." Die Selbstsicherheit, die aus der Formulierung dieser wissenschaftlichen Überzeugung spricht, ist dieser Gruppe von Forschern nun einmal wesenseigentümlich.

Die Behandlung der Erblichkeit der geistigen Begabung hat aus der Neuauflage, wie mir scheint, den wertvollsten Gewinn gezogen, obwohl sich nach wie vor gerade von diesem Abschnitt aus die stärksten Bedenken gegen Voraussetzung und Methode der rein naturwissenschaftlichen Vererbungsforschung regen. In dem besonderen Kapitel „Begabung und Psychopathie" werden die „Dokumente" Birnbaums und die Untersuchungen Kretschmers mit gebührender Anerkennung neu herangezogen, und die „seelischen Unterschiede der großen Rassen" werden mit ungewöhnlicher Klarheit und Sachlichkeit, dabei in der Form außerordentlich fesselnd, geschildert. Ob dabei die Einflüsse von „Natur" und „Geist", deren In-Gegensatz-Stellung Lenz zwar zutreffenderweise für ganz verkehrt erklärt, deren berechtigter antithetischer Sinn aber durch die dafür gesetzten Begriffe „Erbmasse" und „Umwelt" nicht zu völlig befriedigendem Ausdruck gelangt — es bleibt ein fühlbarer, nur fühlbarer Rest —, ob dabei, meine ich, die verschiedenartigen die psychischen Qualitäten und Funktionen des Menschen und der Menschengruppen bewirkenden Kräfte richtig geschieden und bewertet werden, bleibt eben das Problem. Einen breiten Raum nimmt in dieser Darstellung die erweiterte und vertiefte Kennzeichnung der Juden, namentlich auch in Vergleichung mit den nordischen Rassen, ein; hier muß dem Verfasser die Anerkennung ausgesprochen werden, daß er die Frage, die sicher für ihn mit besonderen Affekten beladen ist, im ganzen sehr sachlich behandelt und ein im wesentlichen zutreffendes Bild zeichnet. Ohne vergröbernden Schematismus kann es bei solcher Charakterisierung natürlich nicht abgehen, und — das muß immer wieder betont werden — das Verhältnis zwischen rassischen und persönlichen, blutsmäßigen und gemütsmäßigen, organischen und traditionellen, natürlichen und kulturellen, endogenen und reaktiven Ursachen (und wie man sonst noch die Wirkungszusammenhänge zu erfassen versucht, aber nicht vermag) bleibt nach wie vor zweifelhaft und stellt sich den verschiedenen „Standpunkten" verschieden dar. Ungewöhnlich einsichtsvoll sind namentlich die Bemerkungen Lenz' über die jüdischen Revolutionäre, während seine Erklärung „der unerreichten Fähigkeit des Juden zum moralischen Pathos" mir fehlzugehen scheint. Wenn Lenz in einer Fußnote seinen jüdischen Mitbürgern den Rat erteilt, „nicht gleich nervös zu werden, wenn die Rede auf die Rasse kommt", so ist zwar zu einem solchen Rat genügend Grund vorhanden und der Rat selbst berechtigt; aber Lenz übersieht, daß jene Nervosität nicht so sehr auf einer einmal von ihm in anderem Zusammenhange gerügten „Idiosynkrasie" gegen das Wort „Rasse" beruht, als vielmehr auf der Erfahrung, daß die Lehre von den Rassenanlagen und ihren Gegensätzen zur Begründung antisemitischer Bestrebungen mißbraucht, bei uns insbesondere in den Dienst deutsch-völkischer Aufhetzung gegen die Juden gestellt zu werden pflegt. Demgegenüber ist die Heraushebung nicht nur der Unterschiede, sondern auch der Ähnlichkeiten in dem Rassencharakter der Juden und der „Germanen" besonders verdienstvoll von Lenz, obgleich die Aussicht auf eine endgültige Versöhnung der beiden Menschheitsgruppen durch die Erkenntnis ihrer Verwandtschaft wenig gefördert würde, wenn Lenz mit seiner Behauptung im Recht ist, daß „die vielfach zutage tretende Feindschaft zwischen Germanen und Juden mindestens ebenso sehr als auf ihrer Wesensverschiedenheit gerade auf der Ähnlichkeit in ihrer Befähigung beruhen, die zu einem scharfen Konkurrenzverhältnis führt, ähnlich wie die verschiedenen germanischen Herrengruppen immer wieder in Machtkämpfe geraten."

Zum Schluß soll dem Verfasser nur noch die Anregung gegeben werden, in der hoffentlich bald notwendigen 3. Auflage etliche Verstöße gegen die guten Sitten wissenschaftlicher Polemik auszumerzen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band | Mai 1923 | 2. Heft

Farbenlust und Sexualtrieb.

Von Dr. Oskar F. Scheuer
in Wien.

(Fortsetzung.)

Endlich spielt die Farbe des Haares eine bedeutsame Rolle. Und zwar scheint das blonde und rotblonde Haar von jeher einen allmächtigen Zauber auf die Männer ausgeübt zu haben, weshalb schon in der römischen Kaiserzeit die Prostituierten und Demimondainen sich mit Vorliebe mit blonden Perücken verkleideten.

> „Et nigrum flavo crinem abscondente galero
> Intravit calidum veteri centoni lupunar." (Juvenal, VI. 119.)

Wie das gewöhnlich geschieht, wurde die blonde Haarfarbe dann auch von den eleganteren Damen angenommen, bis sie schließlich wieder nur eine Spezialität der Kurtisane blieb.

> „Arctoa de gente comam tibi, Lesbia misi:
> Ut scires quante sit tua flava magis." (Martial, V. 69.)

Die Bevorzugung des blonden Typus dauerte bis ins Mittelalter und länger; und es ist noch keine geraume Zeit verflossen, daß man auch bei uns in die Lage kam, „gewisser Damen sich dunkel erinnern zu können", wie es im Witz über die blondgefärbten Damen hieß [35]).

Im allgemeinen gilt die blonde Frau als kühl und gemäßigt. „Wenn wir dagegen von den goldenen Haaren zu den Fenstern der Seele hinabsteigen und uns der samtene Glanz der schwarzen Pupille entgegentritt, werden wir erregt und erwarten unwillkürlich große Wollust, denn mit den zarten blonden Liebkosungen muß sich die tiefe Wollust verbinden" [36]). Anders die Brünette. „Sie ist warm, leidenschaftlich, herausfordernd. Mehr als zu langen, sanften Liebkosungen scheint sie zu den höchsten Kämpfen der Liebe einzuladen, zu glühenden Küssen, zu blutigen Bissen . . . Aus ihren Haaren brechen elektrische Funken aus" [37]).

Jedoch kann auch schwarzes Haar, wie schon Most [38]) hervorhebt, durch den Kontrast mit der Weiße der Haut eine große Anziehungskraft ausüben.

---

[35]) O. Scheuer, Das menschliche Haar und seine Beziehungen zur Sexualsphäre. In: Sexual-Probleme VIII. 1912, 174.

[36]) Mantegazza, Die Psychologie des Weibes. 5. Aufl. Jena 1900, 237.

[37]) Mantegazza, a. a. O., 236.

[38]) G. F. Most, Über Liebe und Ehe usw. Leipzig 1837, 97.



Dies zeigt uns zugleich, daß, wie Stratz[39]) richtig betont, das Kolorit der Haut durch die Farbe der Umgebung stark beeinflußt wird. Der Einfluß ist um so größer, je kräftiger die Farbe der Umgebung gehalten ist und je mehr sie leuchtet. Jedoch nicht nur auf die Farbe, sondern auch auf die Form übt die Umgebung ihre optische Wirkung; helle Farben machen breit, dunkle schmal. Es läßt sich demnach durch die Wahl der richtigen Farbe und der stärkeren oder schwächeren Beleuchtung der Umgebung in jedem gegebenen Falle der Farbenreiz des damit kontrastierenden Frauenleibes um ein bedeutendes erhöhen, eine Wissenschaft, die den meisten Frauen von Natur eigen ist und die namentlich in der Wahl der nächstliegenden Umgebung, der Bekleidung des Körpers eine hervorragende Rolle spielt (Stratz a. a. O.). Die Frauen wissen also sehr gut, daß von ihrer Kleidung gewisse koloristische Reize ausgehen, die eine geschlechtliche Anziehung herbeizuführen imstande sind. Dies finden wir in einer sehr gedankenreichen Schrift Kistemaeckers[40]) über die Kleidung der Frau näher entwickelt. Er stellt darin eine mehr oder weniger plausible Theorie über den Ursprung der koloristischen Reizmittel durch die Kleidung auf. Er sagt: „Warum wird ein reifes Weib, wenn wir es ausziehen, von außen nach innen immer hellere Schichten aufweisen? Zuerst ein dunkles Kleid, dann einen Unterrock von weniger dunkler Farbe, demnächst ein Flanell-Rock von helleren oder doch feurigen Farben, vorher vielleicht noch einen ganz weißen Rock, zuletzt Beinkleider, Hemd, Leibchen, Strümpfe ganz weiß, blendend, von geradezu auffallender, schreiender Wirkung auf das Auge? Wäre es die Rücksicht auf Sparsamkeit, auf das Nicht-so-leichte-Schmutzen dieser Kleidungsstücke, dann würde man gewiß dunkle Farben wählen, wie man es gerade jetzt für die Strümpfe tut — der Strumpf des Landmädchens, der Bäuerin ist heute noch weiß —. Aber man wählt gerade die leicht schmutzbaren Farben. Und selbst das Fabrikmädchen, die ärmsten Klassen, das Bauernmädchen wählen wohl ein grobes, aber blendend weißes Hemd. Und dann, was soll die weiße oder doch meist helle Rüsche, die oben am Hals das dunkle Kleid abschließt? Soll das heißen: Seht, so bin ich am ganzen Körper! oder: so bin ich durchweg, unten und drunter, oben, unten, mitten drinnen! Wenn auch mein Kleid, mein Paletot dunkel, das weiße Schaumgekröse, welches oben am Hals herausquillt, soll dir anzeigen, daß unterhalb alles weiß ist; und weiß will ich sein!?[41]) Und dann: warum vorzugsweise die jungen geschlechtsreifen Mädchen mit ihrem Erpichtsein auf Weiß? während eine junge Frau

---

[39]) C. H. Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers. 14. Aufl. Stuttgart 1903, 215.

[40]) Hans Kistemaecker, Die Kleidung der Frau ein erotisches Problem. (Zürich) 1898, 3. (Züricher Diskussionen, Nr. 8.)

[41]) Einen ähnlichen Gedanken finden wir bei E. Herrmann (Naturgeschichte der Kleidung, Wien 1878, 248): „Besonders aber bringt das Vorherrschen der Wäsche im Frauenkleide, die nicht nur gelegentlich des Aufhebens der Röcke demonstrativ vorgezeigt zu werden pflegt, sondern selbständig als Spitze, Krause, Manschette, Hutrüsche, Schnupftuch, kurz überall an den Kanten und Kleidungsabschlüssen hervorquillt, die Empfindung ängstlicher Reinheit hervor. Und wie sehr zieht gerade dieser Eindruck die Männerwelt an!"

oder gesetztere Dame schon leichter zu dunklen Nuancen, zu kolorierten Rüschen greift; und eine ältere Dame auf Weiß fast ganz verzichtet [42])? Und dann erst auf jenen erotischen Festen, auf jenen Balz-Plätzen für junge Mädchen und ritterliche Assessoren, auf Bällen, warum erscheinen da unsere Lieblinge in allen Nuancen von prächtigstem Gebirgsschnee bis zum fließenden Wiesen-Tau? Und wie die vornehme, die herrschende Klasse, so die untergebene, die dienende Klasse. Denn Weib ist Weib. Die dralle Köchin, die nur schnell einen Gang machen soll, nur über die Straße geht, warum bindet sie ausdrücklich eine blendend weiße Schürze um? Kannte sie etwa die Stelle in Schillers „Räuber", wo Franz etwa meditiert: Das Dasein der meisten Menschen hänge ab von dem anziehenden Anblick eines weißen Bettuchs oder der wagrechten Lage einer schlafenden Küchen-Grazie? Ja, Franz hatte wohl Recht, und der Knabe Schiller hat hier wohl tiefer gesehen als es Goethe angenehm war. Die hellere Hautfarbe des Weibes gegenüber dem Mann ist Geschlechtszeichen, und die Hervorhebung und Verstärkung dieses Geschlechtszeichens ist es, welche das Weib übt . . ."

Daß die hellere Hautfarbe der weißen Frau auf den Mann sexuell erregend wirken kann, haben wir an einer früheren Stelle schon erwähnt. Es ist daher die Theorie Kistemaeckers, wonach die weiße Frau sich in der Hautfarbe mehr vom Manne zu unterscheiden sucht und den dadurch herbeigeführten Gegensatz als geschlechtliches Reizmittel benützt, nicht ohne weiteres zu verwerfen; doch hat Bloch [43]) recht, wenn er sagt, daß keineswegs die Kontraste zwischen dem weiblichen Weiß und dem männlichen Dunkel in früheren Zeiten und in der Gegenwart allein die Hauptreizmittel der Mode ausmachen, vielmehr letztere durchaus auch andere Farben heranzieht, ja durch die Mannigfaltigkeit der verschiedensten Farben ihre Hauptwirkung ausübt, gemäß dem unersättlichen geschlechtlichen Variationsbedürfnis auch auf diesem Gebiete. Zum Beweis hierfür kann am besten die Strumpfmode herangezogen werden. Die im 19. Jahrhundert am längsten beliebt gewesene Farbe war Weiß. Da heißt es nun in dem sexualpsychologischen Wörterbuch „Eros" (II. Tl.), erschienen 1820, über die vorteilhafte Wirkung eines weißen Strumpfes: „Ein feiner weißer Strumpf, der vermöge seiner Elastizität die Wade und den Fuß so genau umschließt, daß die schöne üppig schwellende Form dieser Teile in sanfter Rundung sich ausspricht, ist am besten geeignet, auf das Auge und so weiter einen sehr angenehmen, ja sogar bisweilen bezaubernden Eindruck zu machen. Dunkle und schlotternde Strümpfe bewirken gerade das Gegenteil." Wohl möglich, doch spielte bei weißen Strümpfen sicherlich auch der Farbenkontrast zwischen Strumpf und Strumpfband und Strumpf und Schuh eine Rolle. Um diesen Gedanken zu illustrieren, weiß ich nichts Hübscheres als ein paar Zeilen aus Strindbergs „Beichte eines Toren".

[42]) Das hat wohl auch darin seinen Grund, weil Weiß als Farbe der Keuschheit, der sittlichen Reinheit gilt.

[43]) J. Bloch, Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis. Dresden 1903. II. Tl., 343.



Hier heißt es an einer Stelle: „Plötzlich fallen meine ermüdeten Blicke auf den Fußboden und ich entdecke unter der Tischdecke ihre von den erhobenen Röcken freigelassene Wade. Ein zartes Bein, fest von einem weißen Strumpfe umschlossen, unter dem Knie von einem buntgestickten Strumpfband festgehalten, ließ den reizenden Muskel hervortreten, der uns den Kopf verdreht, da er der Phantasie Spielraum läßt, sich den ganzen Körper danach aufzubauen." Oder ein anderes Beispiel. In den „Priesterinnen der Freude" werden drei Mädchen geschildert, welche deshalb so stimulierend wirken, weil sie „ihre Waden und Füße durch weißseidene, durchbrochene Strümpfe und rote Atlasschuhe gehoben hatten" (Bloch a. a. O. 329).

Heute kennt man die Wirkung der dunklen Farben, man weiß, daß Farbenkontraste in jener Gegend faszinierend wirken können. Und außerdem hat man, worauf auch Fuchs[44]) hinweist, die verschiedenartige Wirkung bunter Farben, Blau, Rosa, Rot, Braun usw. auf die Steigerung oder Reduktion bestimmter Linien längst begriffen und nützt sie deshalb tagtäglich auf das wirkungsvollste aus. Die Farbe der Kleidung ist daher ein Moment, in dem die Bekleidungskunst gezwungen ist, auf den Menschen Rücksicht zu nehmen. Will sie anders ästhetisch wirken, sagt v. Boehn[45]), so muß die Farbe der Kleidung mit Haut- und Haarfarbe in Einklang stehen. Daher auch die wunderbarsten Farbenzusammenstellungen bei den einzelnen Bestandteilen der Kleidung[46]). Sie können, meint Herrmann[47]), ein vollständiges Telegraphenalphabet für Liebende sein, vom Rosenrot der Freude, vom Blau der Treue, vom Grün der Hoffnung bis zum Grau trüber Ahnungen. Balzac[48]) wollte sogar die Frauencharaktere durch Kleiderfarben kennzeichnen. Nach ihm sollte jedes weibliche Temperament und Alter seine entsprechende Farbe tragen. So sollten kokette Frauen eine Vorliebe für weiße, zänkische für gelbe oder grüne, Frauen über 25 Jahre eine solche für rosa, wirklich schöne Frauen für blaue, melancholische für graue und verblühte Frauen eine Vorliebe für lila Kleider haben. Auch Goethe (Zur Farbenlehre 839) bezieht bei Kleidungen den Charakter der Farbe auf den Charakter der Person. „So kann man", sagt er, „das Verhältnis der einzelnen Farben und Zusammenstellungen zu Gesichtsfarbe, Alter und Stand beobachten: Die weibliche Jugend hält auf Rosenfarb und Meergrün, das Alter auf Violett und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violett und Hellgelb, die Brünette zu Blau und Gelbrot Neigung und sämtlich mit Recht." (Schluß folgt.)

[44]) Ed. Fuchs, Illustr. Sittengeschichte. München o. J., III. Bd., 224.
[45]) Max von Boehn, Bekleidungskunst und Mode. München 1912, 59.
[46]) Vgl. Severin Schröder, Die Farbenharmonie in der Damentoilette. Wien 1897.
[47]) Emanuel Herrmann, Naturgeschichte der Kleidung. Wien 1878, 239.
[48]) Herrmann, a. a. O. 240.



Der Fall Jean-Jacques Rousseau.[1])

Von Dr. Gaston Vorberg
in München.

Rousseau hat von jeher die Forscher beschäftigt; er beschäftigt sie noch. Soviel Köpfe, soviel Meinungsverschiedenheiten. Viele kennen von Rousseau nur die Bekenntnisse und diese nur in Auszügen und Übersetzungen. Die Übersetzungen sind vielfach lückenhaft und rühren von Leuten her, die den Text nicht verstanden haben, von stilistischen Mängeln ganz zu schweigen. Um Rousseau zu verstehen, muß man nicht nur die Bekenntnisse im Urtext gelesen haben, man muß auch die Lebensgeschichte genau kennen, um Wahres vom Falschen zu unterscheiden, um phantastische Schlußfolgerungen zu vermeiden.

Wilhelm Stekel hat in seinem Werke über den psychosexuellen Infantilismus (Wien 1922) das Seelenleben des Philosophen zu zergliedern versucht.

Stekel erklärt Rousseau für einen psychosexuellen Infantilisten. Er widmet der Analyse dieses Exhibitionisten 74 Seiten seines Werkes. Die Confessions sieht Stekel als einen Akt seelischen Exhibitionismus an. Rousseau habe erst durch seinen Körper, dann durch seine Seele erobern wollen. Phallische Symbole sind nach Stekel der Herzpolyp, woran Rousseau zu leiden glaubte, der Heronsbrunnen des Abbé Gouvon, der Schlüssel zum Park des Marschalls von Luxemburg, schließlich auch der Baum, nach dem Rousseau in einer Zwangsanwandlung wirft, um durch Treffen oder Verfehlen über sein Los im Jenseits zu entscheiden. Stekel hält Rousseau für einen latent Homosexuellen. Seinem Vater habe er die tote Mutter ersetzen wollen. Stekel nennt eine Anzahl Männer, von denen er glaubt, daß sie auf Rousseau eine geschlechtliche Anziehungskraft ausgeübt hätten. Ich sehe in den Beziehungen zu diesen Männern nur das Anlehnungsbedürfnis eines leicht entflammbaren, ebenso leicht enttäuschten empfindsamen Menschen. Der Verkehr mit vielseitig gebildeten Männern, wie es Diderot, d'Alembert, Grimm u. a. waren, mußten dem Lernbegierigen mehr zusagen als die Unterhaltung mit gepuderten und parfümierten Modedamen [2]). Stekel glaubt, Rousseau habe Frau von Houdetot nur Saint-Lamberts wegen umworben. Der Liebesroman mit der Gräfin fällt in die Zeit der Abwesenheit Saint-Lamberts. Als dieser plötzlich erscheint, ist Rousseau, wie Frau von Epinay bezeugt, schmerzlich berührt. Die Verfolgungsideen, meint Stekel, seien verdrängte homosexuelle Regungen. Ich bin auch davon nicht überzeugt. Rousseau wurde wirklich verfolgt, Haftbefehle [3]) gegen ihn erlassen, Spottschriften über ihn geschrieben; in seinem armenischen Gewande wurde er ausgelacht, man warf Steine in sein Fenster. Ich betone das ausdrücklich, um zu zeigen, daß man mit der Deutung „Sinnestäuschungen" vorsichtig sein muß. Der kranke überreizte Mann sah Feinde, weil er sich verkannt und enttäuscht fühlte. Durch Verfolgungen und Spott litt der empfindsame Mensch seelisch Schaden. Zufälligkeiten empfand er als Zurücksetzungen, Verschwörungen witterte er, wo es sich vielleicht nur um einen Schabernack handelte. Seine Gefährtin Therese hetzte ihn gegen die Leute auf, die ihr persönlich zuwider waren. So mag sich der Verfolgungswahn allmählich entwickelt haben. Mit zunehmendem Alter traten die Wahnideen immer mehr zurück, an ihre Stelle trat eine wehmütig ergebene Stimmung.

[1]) Vgl. meine Arbeit „Der Fall Jean-Jacques Rousseau". Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag.

[2]) Von seinen platonischen Liebesempfindungen sagt R.: Je n'imagine pas qu'il puisse agir (ce sentiment) pour quelqu' un du même sexe!

[3]) Bern weist ihn aus, Genf und Neuchâtel sind über den gottlosen Neuerer aufgebracht, die ganze Pastorenschaft in heller Aufregung! Mit dem Bürgermeister du Terreaux verkracht er sich wegen eines Neubaues. Die Gemeindemitglieder nehmen Stellung gegen den Philosophen.



Victor Demole[4]) hält den Genfer Philosophen für einen Schizophrenen.

Ich kann mich dieser Diagnose nicht anschließen. Ich finde nirgendwo bei Rousseau die dem Schizophrenen eigene Abstumpfung, Steifigkeit und Gedankenarmut. Ihm fehlt das Verhaltene, Lahme, Gesperrte des Schizophrenen, des Schizothymikers völlig.

Rousseaus exhibitionistische und masochistische Neigungen sind bekannt. Vollen Einblick in das Wesen seiner geschlechtlichen Mißerfolge gewährt das siebte Buch der Bekenntnisse, wo er seine Niederlage bei der Buhlerin Zulietta schildert. Rousseau mißt mit Recht den Schlußfolgerungen, die man aus diesem Mißerfolg ziehen kann, die größte Bedeutung bei. Ich muß ihm unbedingt beipflichten, wenn er erklärt, die Schilderung des Vorfalls ermögliche es dem Leser, ihn bis auf den Grund kennen zu lernen. Ich halte die Stelle für so wichtig zum Verständnis des Geschlechtslebens des großen Mannes, daß ich sie hier ungekürzt folgen lasse.

Rousseau war damals in Venedig als Sekretär des Gesandten Montaigu tätig (1743—1744). Es ist eine ergreifende Schilderung des Mißerfolges eines nervösen Menschen, überaus bezeichnend in ihrer Art.

An Bord seines Schiffes gab mir Kapitän Olivet, ein französischer Kauffahrer, ein Mittagessen. Noch vor der Mitte der Mahlzeit näherte sich eine Gondel. „Nehmen Sie sich in acht, mein Herr," sagte der Kapitän, „der Feind kommt!" Ich fragte ihn, was er damit meine, er antwortete mit einem Scherz. Die Gondel legte an und heraus stieg eine junge, reizend gekleidete Schönheit. Mit drei Sprüngen war das flinke Mädchen in der Kajüte und ebenso schnell saß sie an meiner Seite, ehe ich noch gemerkt hatte, daß man für sie ein Gedeck hingelegt hatte. Sie war eine Brünette von höchstens 20 Jahren, ebenso reizvoll wie lebhaft. Sie sprach nur italienisch, und schon der Klang ihrer Stimme hätte mir den Kopf verdrehen können. Während der Mahlzeit und des Geplauders blickte sie mich plötzlich genauer an und rief dann nach einer Weile: „Heilige Jungfrau, mein lieber Brémond, wie lange habe ich dich nicht mehr gesehen!" Sie warf sich in meine Arme, drückte ihren Mund auf den meinen und umschlang mich so fest, daß ich beinahe erstickt wäre. Ihre großen, schwarzen, südländischen Augen entflammten mein Herz. Anfangs hielt mich das Erstaunen etwas zurück, aber nur eine Weile, dann erwachte meine Sinnlichkeit, und zwar so mächtig, daß die Scham vor den Anwesenden mich nicht zurückhielt. Die Schöne selber mußte mich in Schach halten: ich war trunken, oder besser gesagt, rasend. Endlich hatte sie mich dahin gebracht, wo sie mich haben wollte, sie mäßigte zwar ihre Liebkosungen, nicht aber ihre Lebhaftigkeit. Sie erklärte endlich die wirkliche oder angebliche Ursache ihres Überschwangs, sie versicherte uns, ich sähe einem Herrn von Brémond, dem Zolldirektor von Toskana, täuschend ähnlich. In diesen Herrn von Brémond sei sie wie närrisch verliebt gewesen, sie sei es noch und habe ihn nur verlassen, weil sie eine Törin sei. Jetzt müsse ich an seine Stelle treten, nun wolle sie mich lieben, weil ihr das so gefiele und ich müsse sie daher auch lieben, solange es ihr gefiele. Wenn sie mich aber eines schönen Tages verlasse, so müsse ich mich hübsch gedulden, wie es auch ihr lieber Brémond getan habe. So geschah es. Sie nahm Besitz von mir wie von einem Leibeigenen. Ich trug ihre Handschuhe, den Fächer, Cinda und Schleier, führte ihre Besorgungen aus, tat, wie sie befahl. Sie hieß mich die Gondel zurückschicken, sie wollte sich der meinen bedienen, ich gehorchte. Sie befahl mir von meinem Platz aufzustehen und ihn Carrio einzuräumen, sie habe mit ihm zu sprechen — ich tat auch das. Sie sprachen lange und ganz leise miteinander, ich ließ es geschehen. Dann rief sie mich, ich ging wieder zu ihr. „Höre, Hänschen," sprach sie, „ich will nicht französisch geliebt werden, dann wäre gleich alles zu Ende. Wenn du dich langweilst, scher dich weg. Nur nichts Halbes, wohlgemerkt." Nach dem Essen besichtigten wir die Glashütten in

[4]) Analyse Psychiatrique des Confessions de Jean-Jacques Rousseau. Archive Suisse de Neurologie et de Psychiatrie, tome 2, p. 270—304. (Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie, Bd. II, Heft 2, p. 270—304.)



Murano. Sie kaufte viele Kleinigkeiten, die sie uns bezahlen ließ, aber überall gab sie Trinkgelder, die weit höher als unsere Auslagen waren. An der Gleichgültigkeit, womit sie ihr Geld wegwarf und uns das unsere hinauswerfen ließ, sah man, daß es für sie wertlos war. Wenn sie sich bezahlen ließ, so geschah es wohl mehr aus Eitelkeit als aus Habsucht. Sie freute sich, daß ihre Gunstbezeugungen so hoch eingeschätzt wurden.

Abends geleiteten wir sie nach Hause. Während ich mit ihr plauderte, sah ich auf ihrem Putztisch zwei Pistolen liegen. „Oh," rief ich und ergriff eine, „das ist wohl ein Schminkkästchen allerneuster Erfindung. Darf man wohl den Zweck erfahren? Sie besitzen andere Waffen, die sich zum Feuern weit besser eignen als diese." Nach ein paar ähnlichen Scherzen sagte sie mit einem kindlichen Stolze, der sie noch berückender machte: „Schenke ich Leuten, die ich nicht liebe, meine Gunst, so lasse ich sie für die Langweile, die sie mir verursachen, zahlen, nach Recht und Billigkeit. Wenn ich mir auch ihre Liebkosungen gefallen lasse, so ertrage ich doch nicht ihre Roheiten, den ersten, der sich an mir vergreift, werde ich nicht verfehlen." Als ich wegging, bat ich um eine Stunde für den nächsten Tag. Ich ließ sie nicht warten. Ich traf sie in vestito di confidenza in einem mehr als galanten Morgenkleide, wie man es nur im Süden kennt und das ich hier nicht beschreiben will, obwohl ich mich nur allzugut daran erinnere. Ich erwähne nur die seidenen Ärmel- und Halskrausen und die rosafarbenen Bandschleifen. Es paßte zu ihrer schönen Haut vortrefflich. Später bemerkte ich, daß es die in Venedig übliche Mode sei. Die Wirkung ist in der Tat so reizvoll, daß ich mich wundere, daß diese Mode niemals in Frankreich Eingang gefunden hat. Von den Genüssen, die meiner harrten, hatte ich keine Ahnung. Ich habe von Frau von Larnage mit dem Entzücken gesprochen, das die Erinnerung an sie noch bisweilen in mir erweckt; aber wie alt, wie häßlich, wie kalt war sie im Vergleich zu meiner Zulietta. Vergeblich würde sich die glühendste Einbildungskraft bemühen, sich den Liebreiz, die Anmut dieses berückenden Mädchens vorzustellen, stets würde man von der Wahrheit weit entfernt bleiben. Frischer ist sie als die jüngste Nonne, lebhafter als die Schönheiten des Serails, verführerischer als die Houris des Paradieses. Nie empfanden Herz und Sinne eines Sterblichen süßere Wonne. Ach, hätte ich nur einen einzigen Augenblick verstanden, die süße Wonne voll auszukosten. Wohl kostete ich davon, aber ohne Reiz, ich stumpfte die Wonne ab, ertötete sie, als hätte ich eine heimliche Freude daran. Nein, die Natur hat mich nicht zum Genuß erschaffen. Sie hat in mein törichtes Hirn ein **Gegengift** für dies unaussprechliche Glück gelegt, zugleich aber mein Herz mit der heißesten Sehnsucht danach erfüllt [5]).

Wenn es etwas in meinem Leben gibt, was mein Wesen völlig erklärt, so ist es das, was ich nun erzählen will. Die Wucht, womit sich mir in diesem Augenblick der Zweck meines Buches aufdrängt, läßt mich alles falsche Schamgefühl verachten, das ihn nur vereiteln könnte. Wer ihr auch sein mögt, die ihr einen Menschen bis in sein Innerstes kennen lernen wollt, lest ohne Furcht die zwei oder drei folgenden Seiten, ihr werdet Jean-Jacques Rousseau bis auf den Grund kennen.

Ich trat in das Zimmer der Buhlerin wie in das Heiligtum der Liebe und der Schönheit und glaubte in ihr die Gottheit zu erkennen. Nie hätte ich geahnt, daß man ohne Achtung und ohne Ehrfurcht solche Empfindungen haben könne, wie sie mir sie einflößte. Kaum hatte ich aus unsern ersten Vertraulichkeiten den Wert ihrer Reize und ihrer Liebkosungen erkannt, so wollte ich aus Furcht, die Frucht im voraus zu verlieren, mich beeilen, sie zu pflücken. Aber mit einem Male fühlte ich statt der Flammen, die mich vorher verzehrt hatten, eine tödliche Kälte durch meine Adern rinnen. Meine Beine zitterten und einer Ohnmacht nahe, setzte ich mich nieder und fing an zu weinen wie ein Kind.

Wer könnte wohl die Ursache meiner Tränen und das erraten, was in diesem Augenblicke in meinem Kopfe vorging? Ich sagte mir, dieses Wesen, das mir zu Willen, ist ein Meisterwerk der Natur und der Liebe, Geist und Körper, alles an ihr ist vollkommen, sie ist gut und edel, liebenswürdig und schön, die Großen der Welt, die Fürsten müßten sich vor ihr beugen und aller Reiche Zepter ihr zu Füßen liegen. Trotzdem ist sie eine elende, aller Welt preisgegebene Dirne, der Schiffskapitän verfügt über sie und mir hat sie sich an den Hals geworfen; mir, von dem sie weiß, daß ich nichts besitze, mir, dessen gute Eigenschaften sie nicht zu erkennen vermag, der in ihren Augen eine Null sein muß. Es ist unbegreiflich, entweder täuscht mich mein Herz, umnebelt meine Sinne und läßt mich vor einer unwürdigen Hure zum Narren werden, oder ein geheimer mir unbekannter Umstand zerstört die Wirkung ihrer

[5]) Die Grübeleien, die Zwangsgedanken, die sich hemmend einstellen, wo es zu handeln gilt, bringen ihn um den Erfolg!



Reize und läßt sie von denen verachten, die sich eigentlich bis aufs Blut um ihren Besitz streiten müßten. Ich begann — höchst seltsam — angestrengt darüber zu grübeln. Der Gedanke, die Syphilis könnte eine Rolle dabei spielen, kam mir gar nicht einmal in den Sinn. Ihr frisches Fleisch, ihre gesunde Hautfarbe, ihre weißen Zähne, ihr süßer Odem, der Hauch von Sauberkeit, der von ihr ausging, ließen diesen Gedanken gar nicht in mir aufkommen. Ich fürchtete eher, i c h könnte, da ich seit meiner Zusammenkunft mit der Padoana meines Zustandes nicht mehr ganz sicher war, nicht gesund genug für sie sein. Jedenfalls fürchtete ich von ihr nichts.

All diese den Umständen so trefflich angepaßten Grübeleien regten mich so auf, daß ich zu weinen anfing. Für Zulietta war das sicherlich ein bei solcher Gelegenheit völlig neues Schauspiel. Einen Augenblick war sie ganz verdutzt, dann ging sie einige Male im Zimmer auf und ab, wobei sie einige Blicke in den Spiegel warf. Sie sah wohl ein, daß Widerwille an meinem sonderbaren Verhalten nicht schuld war, und meine Blicke bestätigten es ihr, es fiel ihr leicht, meine trübe Stimmung zu verscheuchen und die kleine Beschämung zu vergessen. Aber in dem Augenblick, als mir an ihrem Busen, der zum erstenmal Kuß und Hand eines Mannes zu fühlen schien, die Sinne schwinden wollten, gewahrte ich, daß sie an einer Brust keine Warze habe. Erstaunt sah ich näher zu und fand, daß diese Brust nicht so gebaut sei wie die andere. Von da ab zermarterte ich meinen Kopf, wie man wohl eine Brust ohne Warze bekommen könnte. Ich war überzeugt, daß die Ursache nur eine angeborene Mißbildung sei. Ich verbiß mich so in den Gedanken und es ward mir schließlich klar wie der Tag, daß ich statt des bezauberndsten Wesens, das ich mir nur zu denken vermochte, eine Art Ungeheuer in den Armen hielt, den Auswurf der Natur, der Menschen und der Liebe. Ich war sogar so töricht, ihr von dieser Brust ohne Warze zu sprechen. Anfangs nahm sie die Sache scherzhaft und sagte und tat in ihrem Mutwillen Dinge, die mich vor Liebe hätten sterben lassen müssen. Ich konnte jedoch meiner Unruhe nicht Herr werden und dies blieb ihr nicht verborgen. Sie errötete, brachte ihr Kleid in Ordnung, stand auf und, ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich ans Fenster. Ich wollte mich neben sie setzen, aber sie stand sofort auf, ließ sich auf ein Ruhebett nieder, stand auch hier sofort wieder auf und ging, sich fächelnd, im Zimmer auf und ab. Kalt und verächtlich sagte sie: „Hänschen, laß die Weiber und treibe Mathematik."

Ehe ich sie verließ, bat ich sie um eine Zusammenkunft für den nächsten Tag. Sie verschob sie auf den dritten Tag und bemerkte spöttisch lächelnd, ich sei ja wohl der Ruhe bedürftig.

Als Rousseau zu der verabredeten Zeit wiederkam, erfuhr er, Zulietta sei schon am Abend vorher nach Florenz abgereist.

Der Vorfall mit der Zulietta ist von der größten Wichtigkeit für das Verständnis des Geschlechtslebens Jean-Jacques Rousseaus; e r s e l b s t betont es. Freudige Erwartung, sehnsuchtsvolle Spannung, Mißerfolg, trübe Stimmung, quälende Reue. Das Liebesspiel endet mit einem furchtbaren Katzenjammer. Die Masturbation hat wohl auch zu den Mißerfolgen beigetragen. Sie untergrub das Selbstvertrauen und führte immer mehr von dem natürlichen Ziele ab.

Das Dunkel im Falle Rousseau lichtet sich immer mehr, vieles ist geklärt, manches harrt noch der Aufklärung. Ich hoffe dazu beizutragen.

Volkshygiene im Lichte der Vererbungsfragen.

Von Dr. A l e x a n d e r E l s t e r
in Berlin.

Sozialhygiene zu treiben, ohne auf die wesentlichen Fragen von Zeugung und Geburt einzugehen, kann nur eine halbe Sache sein. Auf jene Probleme des Werdens muß Rücksicht nehmen, wer die sozialhygienischen Bestrebungen nicht nur als ein nachträgliches Heilen, ein Zudecken des Brunnens betrachtet, vielmehr vorbeugend von Grund aus das Material gebessert zu sehen wünscht, an dem die sozialhygienischen Maßnahmen ihre Kunst üben sollen. Geht man dann, wie es notwendig ist, bei dem Begriff der

Sozialhygiene über die Frage der akuten Maßnahmen hinaus zu dem wissenschaftlich höheren Problem hinauf, wie wertvoll in sozialhygienischem Sinne das vorhandene somatische Erbgut ist, so kann man überhaupt nicht an jenen Quellen der menschlichen Gesundheit, eben an den Vorgängen der Zeugung und Geburt, achtlos vorübergehen, wenn man nicht das wichtigste Moment außer acht lassen will. Mit der Bejahung der Notwendigkeit solcher Berücksichtigung aber steht auch gleich die in der Biologie noch ungelöste Streitfrage vor uns auf, ob die Selektionstheorie zur Erklärung der Qualität des einzelnen Lebewesens ausreicht, oder ob die beeinflußbare Vererbung erworbener Eigenschaften hierbei eine wesentliche Rolle spielt. Mit dem Hinweis auf diese Streitfrage sage ich den Lesern dieser Zeitschrift selbstverständlich nichts Neues. Dennoch aber gilt es, diese Probleme noch einmal, gerade im Hinblick auf die Frage sozialhygienischer Beeinflussung der Bevölkerung durchzudenken; denn es ist ganz klar, daß die sozialhygienischen Maßnahmen ganz verschieden aussehen müssen, je nachdem, ob man die Aufzucht gesunder Nachkommen lediglich oder hauptsächlich vom Zuchtwahlprinzip oder ob man sie von der Beeinflußbarkeit der Erbmasse oder der Vererbung erworbener Eigenschaften abhängig sein läßt. Mit der Erkenntnis dieser Grundfrage und mit der Stellungnahme zu ihr ändern sich naturgemäß alle Folgerungen sozialhygienischer und sozialbiologischer Denkart und Betätigung.

Den Überblick über diese Fragen hat ein vor kurzem erschienenes Buch von Professor J. Kaup, München, über „Volkshygiene oder selektive Rassenhygiene" (S. Hirzel, Leipzig 1922) ganz erheblich erleichtert, und es sei im folgenden an der Hand dieses Buches der ganze Fragenkomplex kurz durchgesprochen.

Die Engländer sind es, die von Darwin an über Malthus, Wallace, Haycraft und andere den Selektionsgedanken in den Vordergrund gerückt und darauf die ganze Lehre der Fortpflanzung und Gesundung des Menschengeschlechts aufgebaut haben. Mit der Auffassung, daß nur der Stärkste und Beste zur Fortpflanzung zugelassen werden soll, auf daß Kraft und Gesundheit des Menschengeschlechts sich hebe, war zunächst gesagt, daß andernfalls die Menschheit die unweigerliche Tendenz habe zu degenerieren, aber auch daß jedes hygienische Bestreben dem Volkswohl hinderlich sei, weil es biologisch-minderwertige Existenzen schone und aufziehe. Es ist nicht verwunderlich, daß solcher zwar von deutschen Forschern geteilten, aber dem englischen Denkvermögen eher angepaßten Lehre Widerstand erwuchs, namentlich aus deutschem Geist; denn die Entwicklung der Menschheit zu verhältnismäßig glücklichem Dasein lediglich auf rohe Kraft aufbauen und durch Ausmerzung alles körperlich Schadhaften sichern zu wollen, bedeutet eine Verkennung des geistigen Anteils an der Entwicklung der Menschheit, die begreiflicherweise von deutschen Forschern nicht leicht mitgemacht wird. Es waren deshalb bedeutungsvolle Darlegungen Max Rubners, Ferdinand Hueppes, Max Grubers, Oskar Hertwigs, Walter Oettingers und anderer, die dem extremen Darwinismus und Selektionismus entgegentraten und sich dahin äußerten, daß die Theorie vom Nutzen der Auslese auf einer Reihe von Annahmen beruhe, die „ohne jede Rücksicht auf die Wirklichkeit am grünen Tische gemacht" seien. Insonderheit wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß es nicht bloß Gesunde und Kranke gebe, sondern eine lange Übergangsreihe vom Degenerierten bis zum Vollkraftmenschen; weiter — daß die äußeren Schädlichkeiten die Rasse nur auf einem niedrigeren Niveau halten, als sie virtuell ihren inneren Anlagen nach erreichen könnte; daß eine ungeheuere Verbesserung der mittleren Rassenbeschaffenheit möglich sei, ohne daß eine Verbesserung des Keimplasmas dazu notwendig erscheine. Insbesondere wurde auch mit vollem Recht auf die große Kraft der Regeneration hingewiesen, da das Keimplasma eben von einer ungeheuren Widerstandsfähigkeit und Beständigkeit ist und, wie Gruber sagt, „mit einer bewunderungswerten Zähigkeit einer harmonischen Entwicklung nach dem immanenten Gesetze der eigenen Organisation zustrebt."

Wenn man will, ist dies schon ein Hinweis auf etwas Metaphysisches, aber wir werden, wie wir später sehen werden, sobald wir an die Grenzen des Erkennens kommen, nicht jegliche metaphysische Hypothese ausschalten können, wenn wir nicht auf wichtige Möglichkeiten der Erkenntnis verzichten wollen. Einer solchen Auffassung steht natürlich der unbedingte Rationalismus feindlich gegenüber, und wenn beispielsweise der verdienstvolle Alfred Plötz glaubt, eine künstliche Auslese der Keimzellen bewirken zu können, indem von den gesamten produzierten Geschlechtszellen eines Ehepaares nur einzelne wenige, deren Tüchtigkeit wir irgendwie erschlossen oder bewirkt haben, zur Begattung ausgewählt werden, so ist das etwas, was als Forderung recht gut klingt, aber andererseits doch selbst mit den Mitteln des präventiven Geschlechtsverkehrs überhaupt nicht ausführbar ist; denn man kann höchstens bestimmte negative Größen (offenbar Entartete und Kranke) ausschalten, Gesunde spezifisch und exakt fördern kann man nicht, und man kann vor allen Dingen nicht bei den unendlich vielen Übergängen und Grenzfällen eine irgend-

wie sichere Prognose stellen. Diejenigen Fälle, in denen eine brauchbare Wahrscheinlichkeit für vollwertige oder minderwertige Nachkommenschaft vorausgesagt werden kann, sind im Vergleich zum Walten der Natur und zu der unendlichen Fülle der in Betracht kommenden Fälle so verschwindend gering, daß man darauf keine Lehre, geschweige denn praktische Maßnahmen der Bevölkerungspolitik aufbauen kann. Dieser Ansicht ist auch Kaup, der meines Erachtens mit vollem Recht eine aktive Auslese für unmöglich, aber eine innersekretorische Diätetik für denkbar erklärt. Letztere ist aber nichts anderes als eine weitgehende Sozialhygiene und eine qualitative Bevölkerungspolitik auf sozialbiologischer Grundlage. Was Kaup dann im folgenden sehr eingehend namentlich gegen die Theorien von F. Lenz sagt, der mit manchen neuen Gesichtspunkten und geistvoller Begründung die Lehre von der Fortpflanzung gesunder Idioplasmastämme vorträgt, erscheint beachtenswert. Die Lehren von Lenz, Fischer, Baur, Schallmayer verdienen sorgsamste Beachtung und haben solche Beachtung ja auch gefunden. Auf alle jene Gedankengänge im einzelnen hier einzugehen, würde zu weit führen. Nur das sei gesagt: die Schlüsse, die namentlich Lenz für die Möglichkeit einer besonderen Auslese der Begabten zieht, gehen weit über das hinaus, was heute exaktwissenschaftlich erfaßbar ist. Es soll keineswegs hier gesagt werden, daß man nicht deduktive Hypothesen aussprechen darf, für die die wissenschaftliche Begründung noch nicht völlig feststeht. Im Gegenteil, Derartiges bringt immer vorwärts. Aber man darf dies nicht in einer Weise tun, die sich als experimentell-biologisch begründet darstellen will. Wenn man also als Biologe sich gegen den Wert von Leibesübungen und körperliche Ertüchtigung wendet, weil damit die Maßnahmen selektiver Rassenhygiene in den Hintergrund gerückt werden, so stellt man sich da in einer Weise gegen die Beeinflußbarkeit individueller Eigenschaften beim Lebenden und ihren Nutzen für die Nachkommenschaft, die denn doch zu weitgehend ist. Es ist sehr interessant, daß P. Krammerer findet, alle Mutationen seien nichts weiter als vererbbare, erworbene Eigenschaften, und daß Tandler an eine somatische Induktion über die innersekretorischen Elemente der Keimdrüsen glaubt, wobei die das Soma treffenden Reize durch Erregungszustände der innersekretorischen Elemente die Erbqualitäten der Keimzellen beeinflussen sollen. Man mag zu diesen Hypothesen stehen wie man will, jedenfalls legen sie die meines Erachtens berechtigte Frage nahe, ob es denn überhaupt individuell erworbene Eigenschaften in so exklusivem Sinne gibt, wie es die Verneiner der Vererbbarkeit dieser Eigenschaften annehmen. Sind nicht vielmehr auch diese vermutlich nur der Ausdruck immanenter Anlagen? Anlagen zur Anpassung! Mancher paßt sich eben nicht an, andere passen sich an und es erscheint daher als Erbgut, daß die einen diese Anpassungsfähigkeit haben, die anderen nicht. So könnte beinahe der Streit um die Vererbung erworbener Eigenschaften geschlichtet werden! Dann aber fragt sich erst weiter, ob nicht diese Fähigkeit zur Anpassung, was dann zugleich eine Fähigkeit zur Verbesserung wäre, durch Erziehung und Fortbildung beeinflußbar ist. Mit solcher Lehre ist der Anschluß an die Sozialhygiene gegeben und die Sozialbiologie aus einem Spielball des Zufalls zu einem Thema der Sozialwissenschaft gemacht, bei dem die biologischen Elemente nicht in der Art von Marx, Engels, Goldscheid und anderen außer acht gelassen oder unfruchtbar hinwegdisputiert werden, sondern bei denen die biologischen Elemente als Elemente des sozialen Zusammenlebens anerkannt und gewürdigt werden. Besinnen wir uns immer auf diese biologischen Elemente, so ist die Gefahr politischer Einstellung vermieden; denn Biologie ist der unpolitische Regulator des Sozialen. Dann wird auch die Frage, ob wir überhaupt eine Entartung festzustellen haben, der Unsicherheit des absoluten Werturteils entkleidet und auf feste nachprüfbare Grundlagen gestellt. Dazu gehört vor allen Dingen die Erkenntnis: Sozialhygiene ist ein Teil der qualitativen Bevölkerungspolitik, die keineswegs in sogenannter Rassenhygiene sich erschöpft, sondern den ganzen Reichtum der Natur walten läßt, um ihm dann erst pfleglich nachzuhelfen. Ausmerzung in bestimmten schweren und klaren Fällen (Selektion in so begrenztem Maße), im übrigen Schonung und Fürsorge, damit aus dem natürlichen Reichtum gerettet werde, was zu retten ist! Denn so reich ist bei heutigem Kulturstande der Reichtum doch eben nicht, daß wir ihn noch verschwenden könnten.

Das alles wäre natürlich müßiges Wünschen, wenn die Vererbungs- oder die Abstammungslehre uns noch garkeine Handhaben gäben, das Problem qualitativer Geburtenpolitik ernsthaft zu erörtern. Wenn auch ohne Zweifel weitestgehende Vorsicht bei der Übertragung experimenteller Tierzüchtungsergebnisse auf den Menschen geboten ist, so liegt doch andererseits keine Veranlassung vor, auf die soziale Fruchtbarmachung biologischer Lehren dieser Art gänzlich zu verzichten. Kaup hat die bisher vorliegenden theoretischen und praktischen Untersuchungen in seinem Buche sehr schön wiedergegeben. Auf die verschiedenen Ansichten von Darwin, La-

marck, Haeckel, Weismann, Hertwig, Lenz, Roux, Johannsen, Naegeli, de Vries, Häcker, Schallmayer, Ploetz, kann hier nicht näher eingegangen und zu den verschiedenen Streitfragen kann hier nicht Stellung genommen werden. Es mag genügen, daß man die Mendelschen Vererbungsregeln anerkennt, sie auf der Verteilung selbständiger Elemente beruhend betrachtet, daß für die menschliche Erbpathologie je nach den Lebensbedingungen ein und dieselbe Erbeinheit in verschiedenen Varianten oder Erscheinungsformen einer Eigenschaft zum Ausdruck kommen kann; und Kaup meint dann zusammenfassend: „Der innere Anlagenkomplex des Organismus führt im Laufe der Entwicklung zwangsläufig zur Bildung einer bestimmten Form, die funktionelle Beanspruchung jedoch prägt diese Form je nach ihrer Art verschieden aus. Das Einzelindividuum muß an seiner definitiven und charakteristischen Gestaltung mitarbeiten." Das ist nicht identisch mit der Theorie der Vererbung erworbener Eigenschaften. Es geht um jenes umstrittene Problem herum, ist aber für die menschliche Abstammungs- und Vererbungslehre sehr viel geeigneter; denn so gefaßt kehrt auch der Naturforscher zu einer höheren Anerkennung des Willensmomentes im biologischen Geschehen zurück, was ich als einen Fortschritt gegenüber der mehr oder weniger schematischen Übertragung tierexperimenteller Ergebnisse auf den Menschen ansehe. Kaup schließt sich den Darlegungen von Nägeli an, mit denen er (wie andere auch) die Darwinsche Zuchtwahllehre bekämpft. Ohne hier auf die Definition der Mutation, der Variation, der Blastophtorie, der Germinalselektion usw. einzugehen, mag hier nur das im Ergebnis Wichtige hervorgehoben werden; denn es darf doch nicht an der Tatsache vorübergegangen werden, daß man nach der Meinung der meisten biologischen Forscher über die eigentlichen Ursachen der Mutationen und Idiovariationen, namentlich aber von Gewinnmutanten beim Menschen, nichts Bestimmtes weiß, während über Verlustmutanten genügendes und gutes Material vorliegt. Das gibt viel zu denken, und es liegt die Auffassung nahe, daß der gute und gesunde Typus des Menschen das Gegebene ist, das sich immer wieder regenerativ darstellt und nur behütet zu werden braucht, aber auch in dem bereits entstandenen Lebewesen ausgeweitet werden kann, während andererseits ganz spezifische Schädigungen das an sich zum Guten neigende Erbgut sichtbar verschlechtern. Kaup hat deshalb m. E. nicht unrecht, wenn er sagt: „Die organische Zweckmäßigkeit der Art als Ganzes, als Typus läßt selektionistische Züchtungsversuche von vornherein als aussichtslos erscheinen. Wir brauchen tatsächlich nicht den Kampf ums Dasein, um die Zweckmäßigkeit in der Natur begreifen zu können. Das sollte uns endlich von dieser Theorie befreien, die auch durch die moderne Erblichkeitsforschung nicht die geringste Stütze erhalten hat"... „Das konstante Verhalten der chemischen und physikalischen Elemente der Genospezies machte es verständlich, daß nur Keimplasmavariationen vererbungsfähig sind, durch die die Assimilation des Keimplasmas in vollkommener Weise reproduziert werden kann. Wie Roux hervorhebt, beruht auf dieser Vollkommenheit in erster Linie die jahrtausendelange Konstanz vieler Spezies und der Völker der Menschen"... Dahingegen geht mir der folgende Satz Kaups zu weit: „Der Evolutionsprozeß führt nicht zu zunehmender Vervollkommnung und Anpassung, sondern zu zunehmender Mannigfaltigkeit und Differenziertheit der Organismen — er führt zu einem Entfaltungsprozeß"... Vervollkommnung exakt zu zeigen, dazu sind die Zeiträume für unsere exakte Forschung noch viel zu gering. Auf den richtigen Kerngedanken dagegen kommt er zurück, wenn er betont: „Die Norm kann nicht an der Anpassung orientiert werden, die Anpassung ist eine Selbstverständlichkeit der Norm."

Mit solcher Festlegung, daß, wenn ich es so ausdrücken darf, das Lebewesen, insbesondere der Mensch, alles, was zu seiner relativen Vollkommenheit im Erdendasein nötig ist, als sicheres Erbgut zur Verfügung bekommen hat, wenn er es nicht auf Generationen hinaus selbst verschlechtert hat, und daß ihm nur übrig bleibt, dieses Erbgut praktisch so nützlich zu verwalten, wie er es auf Erden brauchen kann, ist eine der großen Bestätigungen der Auffassung einer Sozialbiologie. Hier ist uns gezeigt, daß das Biologische als ein göttlicher Schatz in die Wiege jedes Menschen gelegt wurde, mit dem das soziale Zusammenleben nicht nur zu rechnen hat, sondern für den das soziale Leben auch eine hohe Verantwortung trägt. Hier gilt für die Gesamtheit wie für den Einzelnen: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Wir müssen uns aber ebenfalls klar darüber sein, daß solche sozialbiologische Lehre in ihren letzten Auswirkungen an die Tore pocht, die uns zurzeit noch von der wissenschaftlichen Erkenntnis abschließen, nämlich an die Pforte, die zu den großen kosmischen Fragen der Beziehung von Geist und Materie führen. Was Kaup in dem „praktischen" Teil seines Buches über sein neues Körperproportionsgesetz sagt, das ihm Richtlinien körperlicher Ertüchtigung weist, gibt freilich nur rein praktische Anhaltspunkte und berücksichtigt nicht die Weltanschauungsfragen, die auch in den biologischen Grundsätzen ihr Haupt

erheben. Das soll kein Tadel sein; denn es handelte sich ihm ja darum, angesichts der biologischen Theorien die praktische Frage der Volkshygiene und einer Rassenhygiene darzutun, und deshalb muß man ihm Dank wissen, daß er die kleinere letzte Hälfte seines Buches diesen praktischen Betrachtungen widmet. Die Rassenfrage als solche kommt bei ihm freilich etwas zu kurz. Interessant sind hingegen seine Darlegungen über Körpermaße und Tuberkuloseanfälligkeit, Körpermaße und Homosexualität und dergleichen mehr. So geht er namentlich auf die Anwendbarkeit der Vererbungsgesetze auf pathologischem Gebiete ein und schließt sich Bumkes Ansicht an, daß die biologischen Vererbungsgesetze auf pathologischem Gebiete keine Ausnahmen erleiden, und daß nach der klinischen Erfahrung somatische Anomalien bei Geisteskranken, Psychopathen und Verbrechern etwas häufiger vorkommen als bei gesunden Menschen, während sie jedoch auch bei Gesunden ebenso gefunden und andererseits bei schwer belasteten Kranken vermißt werden. Es ist also sehr wohl anzunehmen, daß die Mendelschen Lehren zwar für den Menschen Geltung haben, aber daß sie doch zu wenig konstant und sicher nachzuweisen sind, als daß man verantwortungsvolle und praktische Rückschlüsse für die menschliche Vererbung daraus ziehen kann und darf. Vielmehr werden, wie auch J. Baur hervorhebt, die meisten Eigenschaften und Merkmale des Menschen so komplex verursacht, daß die Möglichkeit der Anwendung des Mendelismus auf den Menschen sich fast völlig wieder verflüchtigt. Gerade bei der praktisch wichtigen Frage der Wirkung der Keimgifte (Alkohol, Blei, Quecksilber) und bestimmter Infektionskrankheiten wie Lues usw. stehen sich zwei Auffassungen gegenüber — einerseits die Annahme einer fast ausschließlichen idioplasmatischen Änderung, also einer Idiovariation als Wirkung, andererseits die einer schweren Schädigung des Zytoplasmas, also einer Blastophtorie, und Kaup sagt sehr richtig: „Gerade für die Hygieniker ist dieser Unterschied in der Auffassung von größter Wichtigkeit. Nach der einen Auffassung ist jede Hoffnung auf Gesundung aussichtslos, nach der anderen besteht für die meisten Störungen Hoffnung auf allmähliche Erholung und Gesundung des Zytoplasmas, aber nur bei Mitwirkung des Individuums." Alle diese Feststellungen aber scheinen mir doch darzutun, daß man hier, wenn man nicht allzu exakt sein wollte, starke Einflüsse geistig-seelischer Art für die menschliche Entwicklungslehre anerkennen muß. Diese allein lösen jenen exakt nicht lösbaren Zwiespalt. Entartung ist für den Einzelnen natürlich auf solche Weise, wenn auch die Ursachen nicht klar liegen, feststellbar, und Entartung ist nach der Definition von Kaup „jede Abweichung vom Typus, die die physiologische Gesundheitsbreite und die Variabilität der biologischen Vollwertigkeit bei Berücksichtigung der Korrelation der wichtigsten Merkmale überschreitet." Diese Definition der Entartung hält sich berechtigtermaßen von sozial-politischen Werturteilen fern. Sie geht von etwas Feststellbarem aus, vom Typus und von der biologischen Vollwertigkeit, und postuliert keinen Aufstieg, hält sich fern von pessimistischen oder optimistischen Folgerungen. Dies ist als Versuch der Selbstbesinnung zu begrüßen, ganz in der Art wie Oskar Hertwig zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus es getan in der Überzeugung, daß es wichtig sei, stärker als in den letzten Jahrzehnten das, was biologisch exakt zu erfassen ist, von dem zu trennen, was als Folgerung daraus sich für Politik, Sozialwissenschaft, Soziologie usw. in Weltanschauungsfragen ergibt. Aber niemand, der denkend an diese Probleme herantritt, kann sich auf die Dauer der Erwägung solcher Folgerungen entziehen. So sagt Hertwig (a. a. O. Seite 98) ganz richtig: „Hier liegt der Scheideweg, an welchem sich zwei Weltanschauungen trennen: die kaltherzige, auf eingebildeter Naturwissenschaft beruhende Anschauung der Manchester-Leute und der Sozial-Darwinianer und die in Jahrtausenden schon gepflegte, in allen Wechselfällen der Geschichte sich immer wieder neu belebende, christlich-humane, soziale Weltanschauung". Und wenn in einer neuen Schrift Viktor Jollos (Selektionslehre und Artbildung. Berliner Antrittsvorlesung, Gustav Fischer, Jena 1922) die Selektionisten wieder in Schutz nimmt gegen die Vorwürfe, die ihnen nicht nur von Kaup und Oettinger, sondern auch von vielen anderen gemacht worden sind, so kommt man dahin, daß es letzten Endes lediglich auf die Fragestellung ankommt, wenn man den alten Streit einigermaßen schlichten will. Gewiß können wir mit Jollos an Darwins Lehre in der Hinsicht festhalten, daß aus einer Überproduktion von Keimen eine Auswahl stattfinden muß, und daß eben ohne weiteres Varianten entstehen. Man kann auch die Bedeutung der Mutationen stärker betonen und demgegenüber die Modifikationen des einzelnen Lebewesens in den Hintergrund rücken, und kann weiter auch an Weismanns Determinantenlehre und an der Theorie von der Konstanz der Erbfaktoren festhalten, und kann trotzdem bei den Folgerungen, die sich für den Menschen ergeben, in Widersprüche mit anderen Forschern geraten, die die Fragen anders stellen und mithin andere Antworten geben. In dieser Hinsicht gibt auch Kaups lehrreiches und inhaltreiches Buch nicht die letzten Antworten. Auch er entgeht nicht (und kann nicht entgehen)



dem Postulat von Aufstieg und Abstieg, das schon im Worte „Entartung" liegt, und kann sich notgedrungen vor der metaphysischen Bewertung der biologischen Tatsachen nicht verschließen, so — wenn er darauf hinweist, daß nach der Selektionstheorie keine Art von Lebewesen in ihren Erbanlagen sich vervollkommnen oder die erreichte Tüchtigkeit ungemindert erhalten kann, wenn nicht immer überdurchschnittliche Tüchtigkeit zur Fortpflanzung kommt. Es ist klar, daß dieser Pessimismus, der in solcher Theorie latent gebunden ist, in der verschiedensten Art bei den Forschern sich ausdrückt, daß er zur Bevorzugung gewisser Rassen (der nordischen Rasse bei Lenz und Hans Günther) und zu der sozialistischen Entartungstheorie geführt hat, die eine ausgesprochene Milieutheorie als Gegensatz zu der Selektionstheorie aufstellt. Alle diese Fragen, die sich mit der Entartung beschäftigen, stehen und fallen mit dem Problem, das namentlich Galton beschäftigt hat und zu seinem Rückschlagsgesetz geführt hat, nämlich zu dem Gesetz, daß die Nachkommenschaft die Tendenz hat, möglichst bald zum „Typus" zurückzukehren. Daran müssen auch wir festhalten: die Glieder einer Art oszillieren um den Typus. Es gibt Rückschläge, die manchmal geradezu zum Atavismus werden, wenn der Rückschlag zu stark ist. Kaup stellt auch die Beweise zusammen, nach denen überdurchschnittliche Begabung oder Entartungen nach zwei bis drei Generationen ausgeglichen werden, daß durch die Einführung frischen Blutes und durch aktive Bewirkung die Geschlechter erhalten werden können, während bei mißlichen Milieuverhältnissen dem Aussterben der Geschlechter (nach P. Fahlbeck) eine biologisch interessante Zunahme der Mädchengeburten vorausgeht und das Oszillieren um den Typus doch nicht mehr gültig bleibt. Das alles führt uns dahin, daß es eben außer dem reinen Selektionsgedanken und dem reinen Milieugedanken, von denen der eine nur das Biologische, der andere nur das Wirtschaftliche sieht, noch ein Drittes gibt — das Seelisch-Geistige. Man erinnere sich an die Macht des Gemütes, Krankheiten zu verhüten; der Wille entsteht aus dem Leiblichen und bringt die Energie, die die Mechanik der Entwicklung beeinflußt; diese kann die Regeneration günstig beeinflussen, die Degeneration aufhalten, denn beide sind ja nur Oszillationen um den Typus. Wir können uns das denken wie eine Art Fruchtwechselwirtschaft des Geistigen im Menschen. Seine biologischen Grundlagen müssen wechseln, damit er kräftig bleibe; der Nährboden muß in einem Turnus neu bestellt werden, wenn diese aktive Bewirkung auf das unveränderliche Erbgut günstig ausfallen soll. Denken wir uns die Probleme so, dann fragen wir nicht mehr lediglich danach, ob das, was so ist, auch so sein muß, sondern ob soziale oder biologische Gründe im einzelnen diesen Prozeß veranlaßt haben oder zum mindesten ihn beschleunigen, und auch durch dieses Tor tritt wieder die hygienische Anschauung in den Kreis des biologischen Werdegangs.

Das Buch Kaups gehört zu denen, die aus einer Fülle der Erkenntnisse heraus zur Selbstbesinnung anregen und gegenüber dem pessimistischen Laisser faire eine lebenbejahende Arbeit auf dem Grunde biologischer Erkenntnis erwachsen lassen. Daß er an die letzten Probleme nicht rührt, wurde im Laufe dieses Aufsatzes schon erwähnt. Er beschränkt sich auf näherliegende Zwecke, diese aber sind beifallswürdig genug. So darf wohl zusammenfassend seine Ansicht durch folgende, auf den letzten Seiten seines Buches stehende Sätze festgehalten werden: „Auch ohne Auslese sind die menschlichen Individuen von Geburt aus in den einzelnen körperlichen und geistigen Merkmalen verschieden, aber diese Variabilität liegt im Rahmen des Volkstypus". „Die Abweichungen vom Volkstypus sind bei Mangel direkter Bewirkung in geistiger und körperlicher Beziehung weitaus am häufigsten. Diese Abweichungen hängen zum größten Teil von der Art der geistigen und körperlichen Erziehung und dem späteren Individualleben ab. Verfasser hält es nicht für gerechtfertigt, vom biologischen Standpunkt aus eine Gleichheit der Menschen anzunehmen." „Die individuelle Mitarbeit oder Schuld am biologischen Geschehen ist größer als man bisher angenommen hat. Die Gleichheit der Individuen und Familien ist nicht a priori gegeben, liegt nicht in einer Gleichheit der Ahnenplasmen, die ohne persönliches Zutun erhalten werden kann. Für Wertigkeit und Kontinuität muß der Einzelne und müssen die Familien eine im Rahmen der Typusgestaltung gelegene Mitarbeit leisten." „Volkshygiene und Ethik sind über das Mitleidsgefühl hinaus durch stärkste biologische Bande verknüpft. Und diese Bande tragen zum Aufbau und zur Erhaltung bei. Eine Entartungsgefahr kann mit der allgemeinen Pflicht zu direkter Bewirkung und Normerfüllung tatsächlich gebannt werden". „Die Erhaltung günstig induzierter Familien, Generationen hindurch, auf der Stufe der Plusvarianten der Begabung ist das einzig Erreichbare. Die Begabung ist eben nicht in den Extremvarianten verankert und fixiert, sondern in der breiten Masse der Populationsnorm, durch deren gute Bewirkung das Gesamtniveau, soweit dies nach dem Volkstypus und der Masse der Minusvarianten möglich ist, etwas gehoben werden kann."

Vielleicht ist es aber zum Schluß nicht unangebracht, für dieses Gesamtproblem auf das Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft hinzuweisen. Es will mir scheinen, daß dies auch in biologischen Dingen Geltung hat und zu den Ergebnissen der verschiedensten Forscher nicht nur paßt, sondern ihnen auch vielleicht die innerste Bedeutung gibt. Es war oftmals der Fehler, Schlagworte und Denkformen biologischer Theorien einfach auf das soziale Zusammenleben zu übertragen. Davon gilt es soweit wie möglich abzurücken und, wozu auch Kaups Buch beiträgt, die biologischen Tatsachenkomplexe rein als solche zu werten und erst aus ihrer Gesamtheit ohne Rücksicht auf spezielle Denkformen die besten Lehren für das soziale Zusammenleben zu erschließen, d. h. also den menschlichen Körper kennenzulernen und mit ihm hygienisch-bevölkerungspolitisch zu wirtschaften, aber nicht einfach biologische Lehrmeinungen als bevölkerungspolitische Lehrsätze zu verwenden.

Nicht erörtert ist von Kaup — und soll auch hier nicht erörtert werden —, ob und etwa wieweit Deszendenz- und entwicklungstheoretische Gedanken von Einfluß sein können auf die sozialhygienischen Fragen. Das Problem der Entstehung der Formen der Lebewesen auseinander, der eigentliche Entwicklungsgedanke, würde von Bedeutung für sozialhygienische und sozialbiologische Fragen und Aufgaben sein, wenn es sich dabei nicht um allzulange Zeiträume handelte. Diese Zeiträume sind so lang, daß sie für soziale, also mehr praktische Aufgaben der Menschheit nicht in Betracht kommen. Daher durfte hier von solcher Problemstellung abgesehen werden, obschon an sich mit dem Entwicklungsgedanken natürlich auch das Problem der Höherzüchtung des Menschengeschlechts steht und fällt.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Nochmals Testierfreiheit und Sittlichkeit.

Von Dr. jur. F. E. Traumann.

In einer kurzen Rechtsbetrachtung (Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bd. 9, S. 285/87) habe ich die deutsche Rechtsprechung vor der in Einzelfällen zutage getretenen Neigung gewarnt, die Sonde der rechtsgeschäftlichen Sittlichkeitsprüfung an letztwillige Verfügungen auf Grund sexueller Beziehungen zwischen dem Erblasser und dem von ihm letztwillig Bedachten zu legen. Ich hatte darauf hingewiesen, daß nach dem RG.-Kom. z. BGB. eine letztwillige Zuwendung, die im Hinblick auf stattgehabten früheren Geschlechtsverkehr getroffen wird, nicht als unsittlich be- und verurteilt werden kann.

Wie berechtigt diese Warnung gewesen ist, zeigt eine neue Entscheidung des RG. vom 16. März 1922 (veröffentlicht im „Recht" 1923, Nr. 169). In dieser Entscheidung ist die letztwillige Bedenkung eines Mannes durch den gleichfalls männlichen Erblasser für nichtig erklärt worden, weil homosexuelle Beziehungen zwischen Erblasser und Legatar festgestellt worden sind, für welche nach Ansicht des Gerichts der Bedachte „belohnt" werden sollte.

Von dem nach dem RG.-Kom. noch aufrecht erhaltenen Erfordernis, daß hier ein Entgelt für künftigen Geschlechtsverkehr, also wirtschaftlich das Versprechen künftiger Entlohnung für sexuelle Willfährigkeit, festgestellt werden müsse, hat das RG. hier bewußt abgesehen.

Vielmehr stellt die Entscheidung den allgemeinen Grundsatz auf: „Ein Mann, der in seinem Testament einen anderen Mann nur deshalb bedenkt, um ihm für geleistete Dienste widernatürlicher Unzucht ein Entgelt und eine Belohnung zu gewähren, trifft eine letztwillige Verfügung, die nach dem sich aus ihrem Inhalt in Zusammenhang mit ihrem Beweggrund und Zweck ergebenden Gesamtcharakter gegen die guten Sitten verstößt, weil sie sich mit dem Anstandsgefühl aller billig und gerecht Denkenden in Widerspruch setzt."

Den Gründen dieser Entscheidung muß entgegengetreten werden. Dabei kann und muß von der Streitfrage der ethischen Bewertung des männlichen Eros ganz abgesehen werden. Denn die Übertragung dieser Grundsätze auf den Fall illegaler geschlechtlicher

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!



Beziehungen zwischen dem Erblasser und der weiblichen Erbin oder Vermächtnisnehmerin wird nach der oft beobachteten Tendenz der Untergerichte, die reichsgerichtliche Rechtsprechung zu vergröbern und zu generalisieren, nicht auf sich warten lassen.

Hier zeigt sich vor allem die bereits wiederholt hervorgehobene Überschätzung der seelischen Bedeutung des sexuellen Momentes in der Gerichtspraxis (May in Preuß. Jahrbüchern, Bd. 173, S. 334; Traumann: Ehescheidungsrecht der Zukunft, S. 73). Die Schlußfolgerung: post hoc, ergo propter hoc führt hier, wie so oft, zu einem Fehlurteil.

In ergreifenden Worten schildert in einer jüngst veröffentlichten Darstellung Frank Harris das Ende Oscar Wildes (Neue Rundschau 1923, S. 69ff.). Der an Leib und Seele gebrochene und wirtschaftlich ruinierte Dichter klagt mit bitteren Worten seinen „Verführer", den mittlerweile zu Reichtum und zum Genuß der Lordschaft gelangten Alfred (Bosie) Douglas des schwärzesten Verrates an, weil dieser ihm nicht eine bescheidene für seinen Lebensunterhalt genügende Rente ausgesetzt habe.

Wenn Lord Douglas eine solche Verfügung letztwillig getroffen hätte, so wäre diese den Dichter vor äußerster Not schützende Erfüllung seiner Freundespflicht nach dem Tode des Erblassers nach deutschem Recht bei Anwendung der hier bekämpften Grundsätze des RG. für nichtig erklärt worden.

Ins Herz des Erblassers kann ein Gerichtshof nicht sehen. Ob seine letztwillige Verfügung in einem Fall, wie dem hier erörterten, in Erinnerung an die durch Freundschaft ihm zugeflossene Lebenserhöhung oder aus dem Gefühl objektiv vorhandener oder vermeintlicher Verantwortlichkeit für gemeinsame „Sünden" oder schließlich aus dem materialistisch gerichteten Gefühl heraus, sexuelle Befriedigung auf diese Weise abgelten zu sollen, entstanden ist, wird nie mit Sicherheit festgestellt werden können. Selbst bei Unterstellung der Richtigkeit der letzterwähnten Möglichkeit ist aber die Zuwendung nicht unsittlich. Denn der letzte Wille, begrifflich also die Verfügung des Menschen im Augenblick seines Ablebens, hat die Schlacken einer etwa als unsittlich zu verurteilenden Entlohnungsvereinbarung für Sexualgenuß abgestreift. Sie ist losgelöst von einem etwa unsittlichen Motiv und muß bei unvoreingenommener rechtlicher Beurteilung deshalb respektiert und aufrecht erhalten werden.

Ärztliches Gutachten betr. die Sittlichkeitsdelikte eines Studienrates (§ 174,1 St.G.B.).[1]

Von Dr. Max Marcuse.

Das Provinzialschulkollegium der Provinz Brandenburg und von Berlin hat mich um ein ärztliches Gutachten darüber ersucht, ob den Sittlichkeitsdelikten des Studienrates N. N. eine krankhafte Veranlagung zugrunde liege und ob diese, wenn vorhanden, den Schutz des § 51 StGB. rechtfertige.

Aus den mir übersandten Disziplinarakten entnehme ich den Tatbestand, daß N. im Frühjahr und im Sommer 1922 auf drei verschiedenen Wanderfahrten, in verschiedenen Nächten, gelegentlich des gemeinsamen Schlaflagers mit 7 seiner Schüler, Knaben im Alter von 12—15 Jahren, geschlechtliche Handlungen vorgenommen hat, indem er nach Öffnen der Beinkleider und zum Teil nach voraufgegangenen Berührungen anderer Körpergegenden ihre Geschlechtsteile anfaßte und von den Jungen sein Glied anfassen ließ. Über dabei erfolgende Erektionen oder Ejakulationen, von Küssen und Umarmungen wird nichts erwähnt; im allgemeinen kehren in den Aussagen der Schüler die Behauptungen wieder, daß „weiter nichts" geschehen sei; nur in einem Fall gibt der betreffende Knabe an, Abgang von Feuchtigkeit bei sich bemerkt zu haben. Ein Schüler bekundete, daß schon bei einer früheren Gelegenheit Herr N. ähnliche Versuche bei ihm vorgenommen habe. Zwischen den Belastungsaussagen der Jungen und dem Geständnis des N. bestehen erhebliche Unstimmigkeiten nicht: Jene behaupten, zum Teil trotz Abwehr zum Dulden bzw. Ausüben der betreffenden Handlungen von N. genötigt worden zu sein, dieser leugnet nur, „ernsthafte Gewalt" angewandt zu haben, wenn Widerstand geleistet wurde. Einzelner angeblicher Vorkommnisse will N. sich nicht erinnern, gibt aber ihre Wahrscheinlichkeit zu, da er nicht glaube, daß die Schüler zu seinem Nachteil etwas Unwahres aussagen. N. gesteht auch für das gelegentliche bloße Kitzeln eines Schülers zu, daß dieses „nicht eine harmlose Spielerei" gewesen sei, er vielmehr „geschlechtliche Empfindungen dabei gehabt" habe.

[1]) Dem Original gegenüber auf Grund späterer mündlicher Vernehmung unerheblich korrigiert und ergänzt.



Bezüglich der beruflichen Persönlichkeit des N. ist den Akten das Urteil des Direktors der betr. Lehranstalt zu entnehmen, daß N. „sonst ein brauchbarer und überaus beliebter Lehrer“ ist, daß er bei Schülern und Lehrern sich „einer fast beispiellosen Sympathie erfreute und noch heute erfreut“. In Übereinstimmung damit befindet sich bei den Akten eine Eingabe der Eltern (Mutter, Vormund) sämtlicher beteiligten Jungen an das PSK. zugunsten des Herrn N., in der sie ihre Sympathie für diesen bekunden und die vorgesetzte Behörde „auf das Herzlichste bitten, Menschlichkeit walten zu lassen“. Die Schüler selbst bezeugen Herrn N., daß er „vorher und, mit Einschränkung, auch noch nachher der beliebteste Lehrer der Klasse“ war, daß „auch nachher noch ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Herrn N. und seinen Schülern bestanden“ hat, u. a. m.

Ich entnehme den Akten ferner, daß nach dem Bericht des Anstaltsdirektors im Sommer 1921, also etwa ein Jahr vor den Verfehlungen N. einen „ernsten Unfall“ in der Turnstunde erlitten habe und daß nach Ansicht des Direktors „die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines ursächlichen Zusammenhanges zwischen der Tatsache der Gehirnerschütterung und der Außerkraftsetzung der Hemmungen nicht von der Hand zu weisen sei“.

N. selbst will seine Delikte „aus einer gewissen krankhaften Veranlagung“ herleiten, die er in seiner frühzeitigen geschlechtlichen Erregtheit, bei völliger Enthaltung vom normalen Geschlechtsverkehr bis zu seiner im 30. Jahre erfolgten Eheschließung, bei hingegen starker Selbstbefriedigung zu erkennen glaubt. Geschlechtliche Berührungen mit Personen gleichen Geschlechts habe er „vermieden“, da er sich insoweit zu „beherrschen“ gewußt habe. N. erklärt ferner, daß er um die Zeit seiner Verfehlungen zu einer längeren Enthaltung vom ehelichen Verkehr (infolge der Entbindung seiner Frau) gezwungen gewesen und daher geschlechtlich sehr erregt gewesen sei; dieser Erregungszustand sei dann beim Zusammenliegen mit den Jungen besonders stark gewesen und habe ihn „das Gefühl für das Verbotene seiner Handlungen“ verlieren lassen. Er habe diese „nicht mit Vorbedacht“ ausgeführt, sondern die Gelegenheit habe sich „aus den Umständen heraus ergeben“. — Die nachträgliche Stellung des N. zu seinen Delikten kommt in seiner Erklärung zum Ausdruck, daß er sein Verhalten rechtfertigen zu können glaube, da die Schüler selbst ihm „nichts nachtragen“ und weil er sich gesagt habe, „daß die körperlichen Berührungen das Mittel seien, um über die geschlechtliche Seite und Entwicklung des Schülers Aufschluß zu bekommen, falls eine Aussprache mit Rücksicht auf die Schamhaftigkeit der Schüler unmöglich sei“.

Eigene Erhebung und Untersuchung.

N. ist 38 Jahre alt, das mittlere von drei Kindern seiner Eltern. Von diesen ist der Vater im Alter von 61 Jahren an Grippe gestorben; er war bis dahin im allgemeinen gesund. Die Mutter lebt, ist jetzt 60 Jahre alt und bei guter Gesundheit; nur eine geringe Nervosität habe im Verein mit der Neigung zu leichterem Geldausgeben unerhebliche Differenzen mit dem besonders sparsam gewesenen Vater gezeitigt. Eine Schwester der Mutter, kinderlos verheiratet gewesen, wurde mit 40 Jahren geisteskrank; ein Bruder der Mutter ist mit jungen Jahren ausgewandert. Die beiden Geschwister des N. selbst — eine ältere verheiratete Schwester, Mutter zwei gesunder Kinder, und ein 37jähriger unverheirateter Bruder, ebenfalls Studienrat — sind gesund; insbesondere seien sexuelle Abartigkeiten bei ihnen „ausgeschlossen“. Körperlich war auch N. selbst immer gesund, von nicht bemerkenswerten Kinderkrankheiten abgesehen; dagegen sei er stets ein besonders schüchternes und zaghaftes Kind gewesen. Den Beginn der Pubertät verlegt er in das 12. bis 13. Jahr: gelegentlich nackter Freiübungen im Zimmer habe er damals die erste Erektion bemerkt, an die er — ohne jede anderweitige Verführung — Onanie bis zur Ejakulation angeschlossen habe; seit dieser Zeit hat er regelmäßig und häufig Onanie betrieben, oft ganz nackt vor dem Spiegel. Gegenseitige Onanie oder sonst sexuelle Akte mit anderen hat er nie ausgeübt. Zu Eltern und Geschwistern hatte er ein normales Verhältnis — ohne besondere Wärme und ohne besondere Feindseligkeit dem einen oder anderen gegenüber. Von . . . bis . . . war N. begeistertes Mitglied des (ursprünglichen) „Wandervogels“; er wanderte noch mit und unter Karl Fischer und Hans Blüher und wurde sehr jung selbst Führer. Irgendwelcher Erotik in seinen Beziehungen zum „Wandervogel“ und zu den Kameraden ist sich N. damals nicht bewußt gewesen, sieht sie auch heute noch für die damalige Zeit nicht als gegeben an. 1906 machte N. das Abiturientenexamen (im Alter von 22 Jahren). Damit wurde zunächst seine unmittelbare Teilnahme an der Wandervogelbewegung unterbrochen. N. studierte ein Semester in X. und wurde dann Hauslehrer in einem Knaben-Internat. In dieser Zeit wurde ihm seine erotische Hin-

neigung zu Jungen im Pubertätsalter deutlich bewußt: er empfand bei Berührungen der Knaben sinnliche Erregungen und hatte auch beim bloßen Anblick mancher Jungen an diesen ein Wohlgefallen, dessen sexuelle Betonung ihm nicht zweifelhaft war; gelegentlich küßte er auch einen dieser Knaben, während er sich gegen geschlechtliche Tätlichkeiten ihnen gegenüber durch starke Selbstbefriedigung völlig zu schützen vermochte. Über seine pädagogischen Fähigkeiten und Erfolge in dieser Zeit hat mir Herr N. ein sehr anerkennendes Zeugnis des Internatsleiters vorgelegt. Auf Einladung seiner früheren Kameraden vom „Wandervogel", wieder in ihn einzutreten, gab er seine Hauslehrerstelle nach 1 Jahre auf und wurde führendes Mitglied der Bewegung. Daß für den erneuten Beitritt zum Wandervogel und von nun an auch für sein gesamtes Verhältnis zu den Wanderfahrten seine erotische Hinneigung zu Knaben teils bewußt, teils unbewußt bestimmend war, ist N. nicht mehr zweifelhaft. Auch schon in jener Zeit selbst machte er sich über diese Zusammenhänge gelegentlich Gedanken, und er wurde auch bisweilen unsicher, ob er Anfechtungen nach dieser Richtung hin wohl immer widerstehen werde. Das ist aber ausnahmslos geschehen, und N. leugnet jeden sexuellen Akt gegenüber oder mit einem anderen. Onanie betrieb er immer sehr stark. Dem weiblichen Geschlecht gegenüber verhielt er sich gänzlich anerotisch, wie auch männliche Personen jenseits des Entwickelungsalters unter gar keinen Umständen ihn irgendwie zu irritieren vermochten.

Im wesentlichen blieben diese Merkmale seines Geschlechtslebens auch weiterhin die gleichen: sinnliche Zuneigung zu Jungen im Alter von etwa 12 bis 16 Jahren, Fehlen jeder erotischen Ansprechbarkeit durch Mädchen und Frauen sowie durch männliche Erwachsene, gänzliche Enthaltung vom sexuellen Akt mit einem anderen, starke Selbstbefriedigung. Sexuelle Träume hat N. nur ganz selten gehabt; er glaubt, daß in diesen der erotische Reiz auch von weiblichen Personen ausging. 1919 heiratete N. Die Gattinwahl erfolgte aus im wesentlichen geistiger Sympathie, der Entschluß zur Ehe aus dem Bedürfnis, von seiner Onanie geheilt zu werden. Der Geschlechtsverkehr verlief von Anfang an normal. Die Frau des Herrn N. ist zurzeit zum zweiten Male schwanger. Die erste Entbindung war außerordentlich schwer und nötigte ihn zu längerer Abstinenz; in diese Zeit fallen seine Delikte. Die Onanie wurde durch den ehelichen Verkehr sehr erheblich eingeschränkt, die erotische Zuneigung zu den Knaben grundsätzlich zwar nicht beeinflußt, aber völlig beherrscht (vgl. o. die abweichende Angabe eines Schülers). Die Erregung erfolgte fast ausschließlich bei der unmittelbaren Berührung der Jungen, im Schulunterricht z. B., wenn N. beim Nachsehen von Niederschriften seiner Schüler den Arm um ihre Schulter legte, und bei ähnlichen Anlässen. Ohne solche körperliche Berührung trat eine sexuelle Erregung bei N. fast nie ein. Objekt seiner besonderen Zuneigung sind Knaben von sehr fügsamem und anschmiegendem Wesen, während eine Differenzierung nach anderen Gesichtspunkten nicht gegeben zu sein scheint. Seine Ehe bezeichnet N. als bisher glücklich; er schätzt und liebt seine Frau.

Bezüglich des äußeren Lebensganges des N. sind folgende weitere Daten bemerkenswert. Soldat ist er vor dem Kriege nicht gewesen, sondern er war seinerzeit dem Landsturm I. Aufgebotes überwiesen worden. Die Prüfung für das Lehramt an den höheren Schulen hat er bei dem ersten Versuch nicht bestanden. Während des Krieges leistete er von 1915—1918 Feld- und Etappendienst, aus dem er als Gefreiter ausschied. Auf die Promotion hat er nach einem Versuch infolge Wegganges eines maßgeblichen Professors von der Universität verzichtet.

N. hängt mit ungewöhnlicher Liebe an seinem Berufe. Er ist begeisterter Lehrer und kann nicht verstehen, daß seine Amtsgenossen bei der Würdigung ihrer sozialen Lage so häufig materiellen Gesichtspunkten entscheidende Bedeutung beimessen. Die Aussicht, infolge seiner Verfehlungen seinen Beruf aufgeben zu müssen, bedrückt ihn viel mehr als jede andere mögliche Konsequenz. Auf Befragen erklärt sich N. für einen areligösen, naturwissenschaftlich orientierten Menschen; in künstlerischer Hinsicht hat er wesentlich nur zur Musik, und zwar zum Lied eine starke Beziehung; politisch hält er sich, „um nicht Scheuklappen zu bekommen", von parteilicher Organisation und Tätigkeit fern, kann aber in der Diskussion sehr leidenschaftlich und verletzend werden.

Die psychische Untersuchung des N. ergibt eine im allgemeinen durchaus normale Persönlichkeit von klarem Denken, besonnenem Urteil, warmem Gefühl und ethischem Streben. Über die Tatsächlichkeit seiner Verfehlungen berichtet er ruhig und sachlich, allerdings nicht ohne Widersprüche, bei deren Aufklärungsversuch



er verwirrt wird und darauf hinweist, daß ihm jene Vorfälle wie die ganze damalige Zeit nur noch „sehr verschwommen" in Erinnerung seien. Nach seiner gegenwärtigen Beurteilung seines Verhaltens befragt, äußert N. Anschauungen, die bei aller Berücksichtigung der Relativität unserer Wertungen nicht anders wie als Trübungen des Urteils in diesem besonderen Zusammenhange bezeichnet werden können. So vertritt er mit unverkennbarer Ehrlichkeit den Standpunkt, daß seine Handlungen geradezu ein förderliches Mittel der sexuellen Aufklärung seien, während das Reden über sexuelle Dinge in Form belehrender Aussprachen und Vorträge die Keuschheit verletze und aufreizend wirke. Das Gesetz, das die von ihm begangenen Handlungen bestraft, hält er für unvernünftig und den Hinweis auf die Notwendigkeit, auf jeden Fall Kinder und Jugendliche zu schützen, deshalb für fehlgehend, weil es ziemlich gleichgültig sei, ob die Jungen zwei Jahre früher oder später in das Sexualleben eingeführt werden. Den ärztlichen und psychologischen Gegengründen gegen solche Ansichten scheint N. zwar zugänglich zu sein; aber man hat doch den Eindruck, als ob er nach dieser Richtung hin Zugeständnisse gegen seine Überzeugung macht. Im übrigen betont er selbst, daß er daran zweifle, überhaupt noch „normal" denken zu können und nicht vielmehr durch die Onanie seine Urteilsfähigkeit eingebüßt zu haben.

Die körperliche Untersuchung ergibt zunächst ein auffälliges Mißverhältnis zwischen dem großen Kopf und der kleinen Figur. An dem Schädelbau selbst ist die große gewölbte Stirn und das kümmerliche, fast senkrecht gradlinige Profil auffallend. Die Gesichtszüge selbst sind scharf und bewegt. An dem Rumpfskelett ist das ungewöhnlich große Maßverhältnis von Schulter- zum Beckengürtel bemerkenswert. Die Muskulatur ist sehr kräftig. Alles in allem besteht eine Disharmonie der Körperformen im Sinne ausgeprägt kindlicher oder femininer (Schädel) (Rachitis?) und ausgeprägt männlicher (Schulter-Becken; Muskeln), dabei aber im Längenwachstum unterentwickelter (Rumpf) Formen. Die Geschlechtsorgane erscheinen normal.

Gutachten.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Verfehlungen des N. Ausdruck einer sexuell abartigen Konstitution sind. Diese Abartigkeit zeigt sich in seinem ganzen Entwicklungsgang, in der Einengung seiner sonst guten Urteilsfähigkeit in der besonderen Beziehung auf sein sexuelles Verhalten, in diesem selbst und seinen Begleitumständen und findet außerdem eine gewisse Kennzeichnung auch auf körperlichem Gebiet. N. gehört zu den sexuell Invertierten aus angeborener Anlage, wobei dahingestellt bleiben soll, inwieweit Umwelt- und Erlebniseinflüsse die Entwicklung dieser Anlage gefördert oder ihre Überwindung verhindert haben, insbesondere z. B. ob und inwieweit seine Beziehung zu der Wandervogelbewegung nicht nur als Ausdruck, sondern auch als Mitursache seiner sexuellen Einstellung zu gelten hat. Die von Laienseite ausgesprochene Vermutung eines Zusammenhanges zwischen den Verfehlungen des N. und einem früheren Unfall darf ohne weiteres abgewiesen werden, zumal solcher Zusammenhang auch von N. selbst erlebnismäßig nicht empfunden wird. Dagegen ist die Abstinenz vom ehelichen Verkehr, zu der N. damals genötigt war, als eine den Durchbruch seiner Triebabweichung fördernde Bedingung anzuerkennen. Die Geisteskrankheit einer Schwester der Mutter vermag und braucht die konstitutionelle Natur der Triebanomalie nicht zu bestätigen und soll hier nur der Vollständigkeit wegen in Erinnerung gebracht werden. Die sexuelle Inversion des N. ist nicht eine vollständige. Sie beschränkt sich vielmehr ausschließlich auf Knaben im Alter der Reifung und kennzeichnet sich damit als typische Pädophilie. Ihr Ziel ist nicht ohne weiteres der grob sexuelle Akt, sondern mehr die Umarmung, Liebkosung und Betastung. Sie steht in einem integrierenden Zusammenhang mit der ausgesprochenen Liebe und Begabung des N. zum Berufe des Pädagogen. Vollständig ist die Inversion in diesem Falle auch insofern nicht, als N. in seiner Ehe Bereitschaft und Fähigkeit zum normalen Geschlechtsverkehr bekundet, und zwar, wie er glaubhaft erklärt, ohne aus seiner Inversion hergeleitete Hilfsphantasien. Seine gewohnheitsmäßige Onanie ist im wesentlichen als Ersatzhandlung aufzufassen, dürfte aber teilweise doch auch Ausdruck einer im engeren Sinne onanistischen Triebkompomente sein. Die Würdigung des sexualpsychischen Gesamtbildes läßt die Abartungen bei N. als Entwicklungshemmungen erkennen, die eine Gleichzeitigkeit verschiedener physiologischer Entwickelungsphasen des Geschlechtstriebes bewirken und, zwar nicht schlechthin, aber in der hier vorliegenden besonderen Ausprägung und Beziehung zur Gesamtpersönlichkeit, als krankhaft zu werten sind. Nach allem diesem ist die Frage, ob hier eine



krankhafte Veranlagung vorliege, zu bejahen, und die Delikte des N. sind als Äußerungen eines psychosexuellen (relativen) Infantilismus zu betrachten.

Zur Beantwortung der Frage nach der Erfüllung des Tatbestandes des § 51 des StGB. bedarf es sowohl einer Würdigung der allgemeinen geistig-seelischen Persönlichkeit des N., wie ihrer besonderen Beziehung zum Sexuellen und namentlich zu den sexuellen Verfehlungen. Aus dem Lebenslauf, den Eigenberichten des N. und meinen unmittelbaren Eindrücken ergibt sich das Bild eines sanftmütigen und leicht beeindruckbaren Charakters, von andererseits mangelhafter Anpassungsfähigkeit an äußere, seinem Wesen nicht adäquate Bedingungen. Wenn N. auch für die in ihrem Zusammentreffen auffallenden Tatsachen der erst sehr verspäteten Absolvierung des Gymnasiums, der Nichtbeförderung im Heeresdienst, des Nichtbestehens der ersten Prüfung zum höheren Schuldienst, des Mißlingens seiner Promotionsabsichten — im wesentlichen mit äußeren Zufälligkeiten zu erklären sucht, so wird man bei der Fraglosigkeit durchaus genügender intellektueller Qualifikation hier doch charakterelle Gründe anzunehmen haben, die in einem gewissen Mangel an Wirklichkeitssinn und -abfindung zu sehen sind. Als bezeichnend für die Artung des N. und seine Selbsteinsicht seien hier beispielsweise die Erklärungen erwähnt, mit denen er doch seine Nichtbeförderung als Soldat mitbegründet, und ferner der Aussage einiger Schüler, daß sie zur Duldung oder Ausführung der sexuellen Handlungen gleichsam genötigt worden seien, begegnet. N. behauptet von sich selbst, daß er zum militärischen Vorgesetzten wegen seines warmen Gemeinschaftsgefühls mit dem einfachen Soldaten und seines Mangels an Festigkeit und Schneidigkeit ungeeignet sei; und die Nötigung eines Knaben sei für ihn schlechthin unmöglich, erstens weil er überhaupt nur zu sanftmütigen und nachgiebigen Naturen sich hingezogen fühle und zweitens, weil er gar nicht die Energie habe, irgendeinen ernstlichen Widerstand zu überwinden. In dem besonderen Bezug seines psychischen Zustandes zu den Sexualdelikten sind folgende Momente beachtenswert. N. befand sich in jener Zeit in einem durch die eheliche Abstinenz genügend erklärten Zustande erhöhter sexueller Erregbarkeit. Die Verfehlungen sind ausschließlich während des gemeinsamen Nachtlagers mit den jeweils unmittelbar neben ihm liegenden Jungen erfolgt. Sie sind aber auf drei verschiedenen Wanderfahrten, und auf jeder dieser in verschiedenen Nächten geschehen. Die Behauptung des Herrn N., daß er die betreffenden Handlungen nicht mit Vorbedacht ausgeführt habe, braucht nicht angezweifelt zu werden. Ebenso kann ihm geglaubt werden, daß er das Gefühl für das Verbotene seines Verhaltens in der jeweiligen Situation verloren hatte. Die Erinnerung an Einzelheiten der damaligen Geschehnisse ist ihm nur noch verschwommen und widerspruchsvoll verblieben; diesen Tatbestand wird man als die Wirkung nachträglicher Autosuggestion auffassen müssen. Die in jedem anderen Betracht gedankliche Klarheit des N. zeigt bei seiner gegenwärtigen eigenen Beurteilung seines Verhaltens Verwirrung der Begriffe und Werte; hierbei wird allerdings zwischen nachträglichen Rationalisierungen aus dem Bedürfnis der Rechtfertigung vor sich und anderen und den wirklich wesenseigentümlichen Urteilsverschiebungen zu unterscheiden sein.

Nach allem diesem ist zwar in Beziehung auf die sexuellen Verfehlungen des N. die vom § 51 StGB. vorausgesetzte „krankhafte Störung der Geistestätigkeit" zu bejahen, ein dadurch bedingter Ausschluß der freien Willensbestimmung indessen zu verneinen; in letzterer Hinsicht ist zu unterscheiden zwischen der Zeit bis zum jeweiligen Niederlegen auf das gemeinsame Schlaflager und der Zeit dieser Lagergemeinschaft selbst. Eine Beeinträchtigung der „freien Willensbestimmung" im Sinne des § 51 wird für jene Zeit vor dem Niederlegen überhaupt nicht zugegeben werden können, so daß N. die volle Verantwortlichkeit dafür wohl treffen muß, daß er den Versuchungen, die sich für ihn ja wesentlich erst aus der körperlichen Nähe und Lagergemeinschaft ergaben, selbst dann nicht vermieden hat, nachdem er ihnen zum ersten Male auf der Pfingstwanderfahrt bereits erlegen war; es ist sogar wahrscheinlich, daß er dieses gemeinsame Schlafen mit den Jungen auch fernerhin erstrebt hat, wobei ihm allerdings geglaubt werden kann, daß er trotz der gegenteiligen Erfahrungen immer wieder gedacht hat, beim nächsten Male werde er sich beherrschen können. Anders ist die Verfassung seiner Willenstätigkeit für die Zeit und die Situation zu beurteilen, als er schon neben den Jungen lag. Hier wird unter der Einwirkung der starken sexuellen Erregung, der das ihr adäquate Sexualobjekt und Sexualziel unmittelbar erreichbar schien, die freie Willensbestimmung des ohnehin wenig willensstarken N. als herabgesetzt zu gelten haben, zum Teil infolge Versagens der Fähigkeit zur



Einsicht in die Tragweite seiner Handlungen, zum Teil infolge Minderung der moralischen Widerstandsfähigkeit. Somit sind für die Delikte selbst die Voraussetzungen des § 51 zwar nicht erfüllt, jedoch ist eine verminderte Zurechnungsfähigkeit anzuerkennen.

Anmerkung: Hier wie bei allen Gutachten, in denen der ärztliche Sachverständige die Anwendbarkeit des § 51 zu beurteilen hat, muß selbstverständlich von der grundsätzlichen Erörterung dieses Paragraphen abgesehen, vielmehr Text und strafrechtlicher Sinn des Gesetzes als gegeben vorausgesetzt werden. Welche Schwierigkeiten damit einer psychologischen und naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise bereitet sind, zeigt ein Fall wie der vorliegende wieder mit aller Schärfe.

Bücherbesprechungen.

1) Ceni, Carlo: **Cervello e fonzioni materne.** (Gehirn und Mütterlichkeit.) Saggio die fisiologie e di psicologia comparate. Turin und Genua. 2 Bände, 626 S.

Von Dr. med. et phil. A. Kronfeld.

Das Werk, an Umfang wie an Gehalt beträchtlich, versucht einen kühnen synthetischen Aufbau des komplizierten Seelengeschehens, welche die Sprache als Mutterliebe bezeichnet. Von experimentell-physiologischen Versuchen, an Hunden und an Hühnern, geht der Autor aus: in ihnen sucht er die elementaren Bausteine ausfindig zu machen, die dem spezifisch Mütterlichen in den psychischen Funktionen zu Grunde liegen; und er ermittelt sie an Hand der Ausfallserscheinungen in der Brutpflege bei cerebralen Ausschaltungen. Beim Huhn wie beim Hund fehlt jede Brutfürsorge, sobald völlige Enthirnung vorgenommen wird; durch halbseitige Enthirnung wird die Brutpflege geschwächt. Der mütterliche Instinkt ist an die Rinde, besonders die des Vorderhirns, gebunden; ein sensorialer Anteil desselben ist wahrscheinlich in der Occipitalrinde lokalisiert. Auch die Stillfähigkeit beim Hunde hängt von der Unversehrtheit des Gehirns ab — was man zunächst nicht erwartet. Noch weniger erwarte man, daß das Ovarium und der Uterus ohne allen Einfluß auf diese beiden Funktionen seien; und doch ist dem so: auch nach ihrer experimentellen Extirpation werden diese Funktionen ungeschwächt ausgeübt. Von allen endokrinen Drüsen scheint bloß der totale Schilddrüsenausfall, wie er alle psychischen Funktionen zum Erlöschen bringt, so auch die Mütterlichkeit verschwinden oder veröden zu lassen. Folgerung: also handelt es sich bei der Funktion der Mütterlichkeit um zerebral bedingte, nicht endokrin abhängige psychische Leistungen. Schon dies scheidet sie von allem Zusammenhang psychobiologischer Art mit Sexualität; und dies wird auch in einer exakten Erörterung mit Steinachs Befunden herausgearbeitet. Es sind Jungenpflege und Stillfähigkeit zwei Funktionen sui generis, auf kein allgemeineres psychosexuelles Verhalten zurückführbar, auch ohne Beziehung zu einander selber, und von direkter zerebraler Bedingtheit. Ihr Aufbau aus dem Reflektorischen über das Instinktive zum bewußt-seelischen Gefühl höherer Art wird, vergleichend-psychologisch und konstruktiv-theoretisch, mit großer Feinsinnigkeit durchgeführt. Dabei fallen wertvolle Erkenntnisse auf dem Gebiet allgemeiner Tierpsychologie und Elementarpsychologie.

Dieser ganze Gedankengang ist überall getragen von einer Fülle empirischer Unterlagen und besonders eigener Experimente des Verf., in denen ich das Wertvollste und Bleibende des Buches erblicke. Man empfängt auf fast jeder Seite reiche Anregung und Belehrung. Auch ist die Kühnheit der Gedankenführung, mit der das Problem der Mütterlichkeit einer biologisch-psychologischen Klärung unterzogen wird, bewundernswert, selbst wenn man die menschlich-psychischen Verhaltensweisen auf dem Wege, den Verf. geht, nicht ohne Rest zu erklären für möglich hält. Ceni hat mit diesem Werke seine früheren, bekannten Studien in den Archives italiennes de Biologie, der berühmten Stätte experimenteller Veröffentlichungen, gekrönt. Möge eine deutsche Übersetzung das Werk bald für unsere Forscher zugänglicher machen!

2) Ellis, Havelock: **Das Geschlechtsgefühl.** Eine psychologische Studie. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Unterstützung von M. L. Kötscher, besorgt von J. E. Kötscher. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1922, C. Kabitzsch.

Von Prof. P. Fürbringer.

Der weit über sein Vaterland hinaus bekannte, ungewöhnlich produktive Sexuologe hat sich bemüht, diesen 2. Band seiner „sexualpsychologischen Studien“ vermöge einer



gründlichen Durchsicht des einschlägigen Materials auf die Höhe der gegenwärtigen Lehre zu bringen. Wenn er meint, daß unsere Kenntnis des physiologischen Mechanismus des Geschlechtsinstinktes in den letzten Jahren eine „beträchtliche Umwälzung" als Folge der den Hormonen gewidmeten Untersuchungen erfahren habe, so kann man darüber in Ansehung der noch immer auseinandergehenden Wertung des Einflusses der inneren Sekretion auf die Artung des Geschlechtstriebes bei aller Anerkennung des neuen Lichtes auf die komplexen Probleme errechnen. Ein gleiches gilt von der Beanspruchung der Unabhängigkeit der neuen Ansicht über die Psychologie des Geschlechtstriebes an den physiologischen Ursachen unter Zurückdrängung der nur zwei Stadien desselben Prozesses bildenden Begriffe der Tumeszenz und Detumeszenz.

Nach wie vor behandelt der Autor in drei Hauptabschnitten die Analyse des Geschlechtstriebes, Erotik und Schmerz (170 Seiten!) und den Geschlechtstrieb beim Weibe. Ein Anhang erörtert den sexuellen Trieb bei Naturvölkern und die Entwicklung des Geschlechtstriebes. Auf den konkreten Inhalt kann nicht näher eingegangen werden. Nirgends verleugnet sich der gedankenreiche, in der Synthese der Wissenschaften bewanderte Naturforscher, der aus ungezählten Quellen schöpft und aus einer seltenen Fülle von Kulturdokumenten und eigenen Erfahrungen ein vorwiegend reizvoll geschriebenes, der Kritik nicht entbehrendes, freilich in mancher Richtung auch diese herausforderndes Material geschaffen. Aus den Zusammenfassungen der Ergebnisse glaube ich des Autors Deutung der Frage nach den Beziehungen zwischen Erotik und Schmerz nur als solches der erotischen Dynamik herausheben zu sollen. Nicht Grausamkeit wird erstrebt und gesucht, sondern die Wonne des Versinkens in den Ozean der Erregung, der durch den Schmerz als Kanal erreicht wird. Ein Gegensatz zwischen Sadismus und Masochismus wird nicht anerkannt. Die Verteilung des sexuellen Triebes auf beide Geschlechter ist eine ziemlich gleichmäßige. Doch fehlt es nicht an wohlabgegrenzten Unterscheidungsmerkmalen (größere Passivität, Variabilität und Periodizität, langsamere Entwicklung usw. beim Weibe).

Durch Vermeidung einer allzu behaglichen Breite der Darstellung, wie sie sich besonders in der Kasuistik des zweiten Anhangs (19 Fälle) geltend macht, hätte das Werk gewonnen. So groß der Umfang der verarbeiteten in- und ausländischen Literatur, — es wirkt befremdend, daß man im Verzeichnis der zitierten Autoren die Verfasser einschlägiger, größerer neuer Werke, wie Liepmann, Placzek, Stekel vergeblich sucht. Selbst Sadgers Psychopathia sexualis (1921) ist ausgefallen. Die Arbeiten der berücksichtigten Fachärzte sind mehrfach ganz ungleichmäßig gewertet. Zu loben ist die von Laszivität sich fern haltende Behandlung des heiklen Stoffes, nicht minder die klare und ansprechende Übersetzung.

Referate.

1) De Lisi, L: **Die Wirkung der experimentellen Rückenmarksdurchtrennung auf den Hoden.** Arch. gen. di Neurol., Psich. e Psicoanal. III, 1. 2. 1922.

Mit diesen aus der Klinik für Nerven- und Geisteskrankheiten der Universität Cagliari stammenden, großzügig angelegten Experimentaluntersuchungen hat der Autor bedeutsame, auch in klinischer Richtung wichtige Zusammenhänge erschlossen, die eine empfindliche Lücke ausfüllen. Er hat an 30 Hunden das Dorsal- und Lumbosakralmark in verschiedenen Höhen durchschnitten — die Durchtrennung des Halsmarks war als schnell tödlich nicht praktikabel —, einige Male auch den Sakralstiel samt den Wurzeln der Cauda equina kaustisch zerstört und die Keimdrüse auf das genaueste mikroskopisch durchmustert. Sechs schöne Abbildungen zeigen die fast ausschließlich den generativen Abschnitt betreffenden Veränderungen einige Wochen bis sieben Monate nach der schweren Operation. Der Zerstörung der Drüsenepithelien folgte eine innerhalb sechs Monaten sich vollziehende Regeneration und Wiederherstellung der Samenzellen unter Wiedererwachen des Geschlechtstriebes. Also kann beim erwachsenen Säugetier selbst die vollständige Zerstörung der von den oberen Zentren zur Keimdrüse führenden Bahnen nur eine vorübergehende Einstellung der Geschlechtsfunktionen bewirken und diese Zentren sind, wie es längst Ceni vertreten hat, keine trophischen i. e. S., sondern regulierende („trofo regolatori"). Die Beziehungen zwischen ihnen und der peripherischen Hodeninnervation gelten ausschließlich für den Samenanteil. Die ausführlichen, zum Teil mit zu großer Breite gegebenen, einer kritischen Würdigung der Literatur (27 Abhandlungen) nicht entbehrenden Erörterungen verdienen ein tiefes Studium. Sie werden auch den deutschen Forschungen gerecht. Ich glaube, die umfangreiche Stievesche Arbeit über Entwicklung, Bau und

Bedeutung der Keimdrüsenzwischenzellen herausgreifen zu sollen, welche eingehende Kritik der Steinachschen „Pubertätsdrüsenlehre", beiläufig bemerkt, darauf hinausläuft, daß es eine Pubertätsdrüse überhaupt nicht gibt und den die zum Aufbau der Keimzellen nötigen Stoffe aufspeichernden Zwischenzellen keine innere Sekretion, sondern eine ernährende Tätigkeit zukommt. Fürbringer.

2) Genschel, Joh.: **Über die Erblichkeit der Langlebigkeit.** „Natur und Mensch" 1922, S. 353.

Verf. untersucht die Art des familiären Auftretens bei etwa 350 Fällen von Langlebigkeit (über 75 Jahre). Er findet bei 44 Prozent einen Elter, bei 30 Prozent beide Eltern gleichfalls langlebig. Daraus schließt er auf dominanten Erbgang, weil es nur bei dominanten Merkmalen vorkomme, daß ein Merkmal sich mit derartiger Häufigkeit auch bei den Vorfahren antreffen läßt. Im Prinzip das gleiche Resultat hat die Untersuchung der Großeltern Langlebiger. Da unter den Nachkommen Langlebiger bis zu 50 Prozent Langlebige angetroffen werden, hält Verf. es für wahrscheinlich, daß die Langlebigkeit im wesentlichen nur von einem (dominanten) Erbfaktor abhängig ist. Die Greise weisen außerdem eine höhere Fruchtbarkeit und eine geringere Kindersterblichkeit ihrer Nachkommen auf, als dem Durchschnitt entspricht.

Die Resultate des Verf. wären überzeugender, wenn er nicht aus Platzmangel darauf verzichtet hätte, das Zahlenmaterial ausführlicher zu publizieren, wenn er auch die Geschwister der Langlebigen mit in den Kreis seiner Untersuchungen einbezogen hätte, und wenn er es nicht unterlassen hätte, die bei diesen kleinen Zahlen sehr notwendige Berechnung des wahrscheinlichen mittleren Fehlers auszuführen. Die aprioistisch mögliche Annahme, daß die Langlebigkeit kein einzelnes Erbmerkmal ist, sondern nur das Fehlen von lebenverkürzenden Krankheitsanlagen in bestimmten Familien ausdrückt, würde zur Erklärung der vom Verf. gewonnenen Resultate wohl gleichfalls ausreichen.

Siemens.

3) Lundborg, Herman: **Die Sünden der Industrie gegen die Rasse.** Journal of Social Hygiene VII, 3, 1921.

Lundborg betont den ungünstigen Einfluß der Industrie auf die Rasse eines Volkes. Er vergleicht Frankreich mit Schweden und kommt zu dem Resultate, daß Frankreich trotz Reichtum und blühender Industrie seinem sichern Untergange entgegengehe. Es gibt kein historisches Beispiel für das Aufblühn eines Volkes, dessen Geburtenzahl niedriger sei als die Zahl seiner Toten. Die Bevölkerungszahl Frankreichs nehme rapid ab, seine Rasse vermische sich mit niederen Rassen (Afrikanern). Ebenso sei das luxuriöse Leben und die abnehmende Natürlichkeit in den oberen Gesellschaftsklassen eine Verfallserscheinung. Schweden, das immer in Armut lebte, hatte nie über Mangel an Kindern zu klagen. Er vertrete nicht das Kaninchensystem, aber das Zweikindersystem bei gesunden Eltern sei ein Verbrechen, für das der Staat die Verantwortung trage. In unserer individualistischen Zeit kümmert man sich mehr um das Individium als um das Wohl der Familie und gesamten Rasse. Nun kommt noch die Industrie. Einige wenige beziehen große Gehälter, der Verschwendungssucht und anderen Lastern verfallend, die vielen anderen verarmen, werden proletarisiert, und die unvermeidliche Folge sei Tuberkulose, Alkoholismus, Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Statistisch beweist Lundborg, daß im Verlaufe der Industrialisierung in allen Klassen die sozial Ungeeigneten und Degenerierten immer zahlreicher werden. Ebenso läßt sich statistisch nachweisen, daß die Landbevölkerung gesunder sei und bessere Rassefähigkeiten besäße. Wenn auch die Nationalökonomie sage: der Staat brauche Industrie —, so dürfe dies nie mit Hilfe der letzten Reserven, der Nationalkraft und Nationalgesundheit geschehen.

Wie weit übrigens die vom Verfasser angegriffene Industrialisierung vorwärtsschreitet, beweist ein Artikel im Americ. journ. of psychiatrie, Bd. 1, Nr. 4, 1922, in dem Don Jan Ball für ein neues Spezialgebiet psychiatrischer Wissenschaft, für die industrielle Psychiatrie eintritt. In allen Fragen der Menschenverwertung müßte dieser industrielle Psychiater zu Rate gezogen werden. Jedes größere Industrieunternehmen soll eine ständige Kommission beschäftigen, an deren Spitze ein Psychiater stehe und dem ein Neurologe, ein Psychologe, ein praktischer Arzt, ein Arbeiter mit psychiatrischer und sozialer Schulung, ein medizinisch gebildeter Stenograph, ein Ingenieur und ein Vertreter der Arbeitgeber zugeteilt sind. Diese Kommission untersucht nun nach ausführlich angegebenen Methoden einen jeden einzelnen Angestellten des Unternehmens auf seine Fähigkeiten und Verwendbarkeit und bestimmt den geeignetsten Posten. Urbach.



4) Koenig: **Zur Frage der Unterbrechung einer durch ein Verbrechen erzeugten Schwangerschaft (§ 176 Abs. 2).** Arch. f. Frauenkunde u. Eugenetik Bd. VIII, S. 219—223.

Mit überzeugenden Gründen tritt der Verfasser für eine Straflosigkeit der Unterbrechung der Schwangerschaft ein, die durch ein Sittlichkeitsverbrechen an einer geisteskranken oder geistesschwachen weiblichen Person herbeigeführt worden ist. Wenn derartige Fälle auch nur verhältnismäßig selten vorkämen, sei doch ihre besondere Berücksichtigung dringend zu empfehlen, weil die Frage im Einzelfalle eine außerordentlich große praktische Bedeutung habe und weil darüber hinaus durch den Schutz, der hier den Folgen eines Verbrechens gewährt werde, das Rechtsempfinden verletzt werde. Im Gegensatz zu den recht erheblichen Schwierigkeiten, die es mit sich bringe, festzustellen, ob eine Schwangerschaft durch Notzucht herbeigeführt worden sei, würde hier die Untersuchung der weiblichen Person durch einen Psychiater, eventuell in Verbindung mit einem beamteten Arzt, in ganz kurzer Zeit klarstellen, ob es sich wirklich um eine geisteskranke oder geistesschwache Person handele. Hierbei sei auch stets eine Äußerung darüber abzugeben, ob die betreffende Geistesschwache fähig gewesen sei, das Wesen des Beischlafs zu beurteilen. Koenig schlägt demzufolge für unser neues Deutsches Strafgesetzbuch folgende Fassung vor:

„Ist eine Schwangerschaft durch außerehelichen Beischlaf bei einer geisteskranken oder geistesschwachen Frau zustandegekommen, so kann dieselbe auf Antrag ihres gesetzlichen Vertreters nach Untersuchung und Begutachtung durch einen Facharzt und den zuständigen beamteten Arzt unterbrochen werden. In zweifelhaften Fällen erfolgt auf ärztlichen Antrag eine gerichtliche Feststellung."

Bei zweifelhaften Fällen hat der Verfasser insbesondere epileptische Verwirrtheitszustände oder eine kurz dauernde manische Erregung im Auge. Gänzlich gleichgültig soll es — und zwar mit vollem Recht — nach dem Vorschlag des Verf. sein, ob der Täter den geistigen Zustand der Betreffenden gekannt hat und ob es überhaupt zu einer Verurteilung desselben kommt. Bovensiepen.

5) Clarke, Walter: **Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten in West-Europa.** Journ. of. Soc. Hygiene, Vol. VII, Nr. 4, 1922.

Verf. berichtet zuerst kurz über die drei im Jahre 1921 in Kopenhagen, Prag und Paris abgehaltenen Konferenzen des Roten Kreuzes, die sich für den Nutzen der erzieherischen Aufklärung und die Notwendigkeiten der Beschaffung von Erleichterungen zur Behandlung der Geschlechtskrankheiten ausgesprochen hatten, aber den allgemeinen Nutzen der Reglementierung der Prostitution verneint hatten. Er zeigt dann, daß man in Amerika unter sozialer Hygiene alle die physischen, psychologischen und sozialen Probleme zusammenfaßt, die aus den Erscheinungen des Geschlechtslebens entstehen, während in Europa der Ausdruck soziale Hygiene mit dem Ausdruck öffentliche Gesundheitspflege zusammenfällt. Dann schildert er, was er in Westeuropa gesehen hat, er beschreibt die durch Photinos in Athen geschaffenen Einrichtungen, die in dem vortrefflich geleiteten Syngros Hospitale gipfeln. Dieses Krankenhaus wird im Süden Europas nur übertroffen durch die Klinik Ducrey's in Rom. In Rom sah er auch das vortrefflich geleitete Hospital St. Galliciano, in dessen Poliklinik bis zu 700 Kranke wöchentlich behandelt werden. Namen und Adressen der Kranken werden nicht verlangt, sie erhalten nur eine Nummer, es herrscht also strengstes Geheimnis. Das Welander Haus in Stockholm wird ebenfalls sehr gerühmt, es nimmt Kinder jeden Alters auf, sucht aber besonders schwangere syphilitische Frauen einen Monat oder länger vor der erwarteten Entbindung aufzunehmen und zu behandeln. Kinder verbleiben oft 10 Jahre im Krankenhaus; ähnliche Anstalten gibt es in Norwegen und Dänemark. Verf. spricht dann über die Wachsmodelle deutscher Herkunft (Dresdner Hygiene-Institut), die unter anderem im Syngros Hospital in Athen in großen Mengen zu erziehlichen (Aufklärungs- und Abschreckungs-) Zwecken verwendet werden. Er glaubt, daß sie, „weil zu schrecklich", in Amerika nicht wirken würden, überhaupt scheint ihm der Anglosachse einer psychologisch verschiedenen Behandlung zu bedürfen als der Mittel-Europäer. Er widmet dann dem verstorbenen Prof. Blaschko sehr warme Worte und spricht über die Nordeuropäische Konferenz in Kopenhagen, bei der Galewski und Pinkus, Frau Schreiber und andere deutsche Gelehrte und Soziologen zum ersten Male mit Vertretern unserer Feinde zusammentrafen. Dank dem taktvollen Benehmen der Deutschen und Engländer sowie der geschickten Regie der dänischen Veranstalter soll alles harmonisch verlaufen sein. Die deutschen Vertreter hätten aber sehr darüber geklagt, wie man in deutschen wissenschaftlichen Kreisen unter der intellektuellen Nachkriegs-Isolierung leide, und sie wünschten eine Aufmunterung,



besonders mit englischen und amerikanischen Kreisen den früheren Verkehr wieder aufnehmen zu dürfen. Verf. schildert dann genauer die Einrichtung der ärztlichen Hilfsstationen in Berlin und ihrer Verwendung für die Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten, die sich durchaus bewährt hat. In Manchester, wo man auf einigen öffentlichen Aborten unter der Leitung von Sanitätsgehilfen prophylaktische Desinfektionsstationen eingerichtet hatte, sind sie wieder geschlossen worden. Das Gesundheitsministerium hat erklärt, die allgemeinere Durchführung dieses Systems sei wegen der Kosten unmöglich. In England hat sich zwischen den zwei großen Gesellschaften zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ein großer Streit erhoben, indem die eine Gesellschaft durchaus gegen jede Verbreitung der Erziehung zur Selbstdesinfektion ist und glaubt, daß man durch sie nur ein falsches Sicherheitsgefühl und eine Vermehrung des außerehelichen Verkehrs und der Geschlechtskrankheiten großzüchte. In Holland ist man durchaus (auch bei der Armee und Flotte) gegen jede Selbstdesinfektion. In Athen muß jedes Bordell mit modernen Einrichtungen versehen sein, ebenso in Frankreich. Verf. spricht dann noch kurz über die verschiedenen Gesellschaften in den von ihm bereisten europäischen Ländern, die sich mit der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten befassen. J. P. zum Busch.

6) Reutlinger, Wilh.: **Über die Häufigkeit der Verwandtenehen bei den Juden in Hohenzollern und über Untersuchungen bei Deszendenten aus jüdischen Verwandtenehen.** Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biologie, 1922, 14, 3.

Spindler hatte jüngst über die Häufigkeit der Verwandtenehen in drei württembergischen Dörfern von denen zwei katholische und eins evangelische Bevölkerung hat, berichtet (s. Referat im Juniheft 1922, S. 96, dieser Zeitschr.). R. sucht zu ermitteln, wie oft in einer in ländlichen und kleinstädtischen Verhältnissen lebenden jüdischen Bevölkerung aus etwa derselben Gegend Verwandtschaftsehen vorkommen und hat zu diesem Zweck über ihre Häufigkeit bei den Juden Hohenzollerns Nachforschungen angestellt, indem er — anders wie Spindler — die Ehepaare persönlich aufsuchte und über ihre etwa verwandtschaftlichen Beziehungen befragte. Hohenzollern hat bei einer Gesamtbevölkerung von 70751 Einwohnern (darunter 405 Juden) 117 jüdische lebende Ehepaare, von denen 82 in Heigerloch, einem Städtchen von 1320 Einwohnern, und 35 in Hechingen, einer Stadt von 4320 Einwohnern, wohnen. Die anderen Orte des Landes haben keine Juden. Außer bei den 117 zurzeit lebenden Ehepaaren hat R. über etwa verwandtschaftliche Beziehungen bei 164 Ehen, von denen beide Gatten oder wenigstens einer von ihnen vertreten ist, Erhebungen angestellt. Es hat sich bei diesen insgesamt also 281 Ehepaaren in 44 Fällen (d. i. 15.7 Proz.) Blutsverwandtschaft feststellen lassen, darunter waren 27 Ehepaare Vettern und Basen 1. Grades, acht solche 2., neun solche 3. Grades. Besonders zu vermerken ist dabei, 1. daß die Zahl der blutsverwandten Ehen in dem judenreicheren Heigerloch sehr viel größer ist als in dem judenärmeren Hechingen. 2. daß die Zahl der Ehen zwischen Blutsverwandten in der jetzt lebenden Generation beträchtlich größer ist als in der vorhergehenden Generation. Diese Auffälligkeiten erklärt R. einerseits mit sozialen und wirtschaftlichen Faktoren, andrerseits mit den Abwanderungen der jüngeren Juden aus diesen folgenden. Aus R.'s und Spindlers Arbeit geht hervor, daß die Zahl der Verwandtenehen bei Juden viel häufiger ist als in der übrigen unter ähnlichen Verhältnissen lebenden Bevölkerung — zunächst zwar nur für die von den beiden Autoren besonders untersuchten Gegenden, aber die Allgemeingültigkeit dieses Befunds für ganz Deutschland (sogar wohl für schlechtweg überall) ist wahrscheinlich. Dieser Umstand ist für die Frage nach der Rassenpathologie der Juden außerordentlich wichtig. Denn wenn von den Juden behauptet werden darf, daß sich bei ihnen besonders oft in der Erbanlage liegende Krankheiten finden, und wenn man von dem gehäuften Vorkommen von degenerativen Zügen in dieser Rasse spricht, so braucht das infolge der größeren Verbreitung der Verwandtenehen bei ihr nicht eine größere Häufigkeit der „degenerativen" Anlagen zu bedeuten, sondern diese, auch wenn sie bei der übrigen Bevölkerung gerade so häufig wären, würden bei rezessivem Erbgange nur öfters nach außen hin in Erscheinung treten. R. hat 66 Nachkommen aus jenen jüdischen Verwandtenehen genau untersucht; es waren Leute im Alter von 11—65 Jahren, meist in den Vierzigern. Bei 28 wurden mehr oder weniger erhebliche Krankheiten oder Krankhaftigkeiten aufgefunden, über deren reguläre Erbbedingtheit oder Außenbewirkung allerdings nichts Allgemeines ausgesagt werden kann, wie denn überhaupt die Kleinheit des Materials und der Mangel an Vergleichsbeobachtungen weitergehende Schlüsse behindert. Max Marcuse.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band · Juni 1923 · 3. Heft

Wer soll die nichtehelichen Kinder unterhalten?

Von F. Dehnow
in Hamburg.

I. Zur Unterhaltsleistung ist die uneheliche Kindesmutter in der Regel nicht hinreichend imstande. Nur auf sie die Unterhaltspflicht zu erstrecken, bedeutet Vernachlässigung der unehelichen Kinder und Überweisung an die Armenpflege. Deshalb ist dieser Standpunkt in immer zahlreicheren Ländern aufgegeben worden.

II. In Deutschland ist gegenwärtig außer der Kindesmutter, und zwar vor ihr und in erster Linie, der „uneheliche Vater“ unterhaltspflichtig.

Auch diese Regelung bringt eine Fülle von Unzuträglichkeiten mit sich.

a) Für das Kind ist sie unzureichend in den Fällen, in denen es „keinen Vater hat“.

b) Zugleich enthält sie schwerwiegende Mängel für den in Anspruch genommenen Mann.

Die richterliche Feststellung einer „unehelichen Vaterschaft“ bedeutet ja nicht eine Feststellung, daß jemand das uneheliche Kind erzeugt habe, und kann dies auch nicht bedeuten. Sie bedeutet auch nicht die Feststellung einer hoch- oder höchstprozentigen Wahrscheinlichkeit, wie sie bei der ehelichen Vaterschaft besteht. Sie besagt vielmehr nichts anderes, als daß die eine oder die andere Prozeßpartei sich bestimmter gesetzlicher Beweislasten entledigt hat.

Diese „Beweise“ aber vermögen an die Wahrheit allzuwenig heranzureichen.

Der Prozeßvertreter des Kindes hat zu beweisen, daß der in Anspruch Genommene mit der Kindesmutter, und zwar während der Empfängniszeit, Geschlechtsverkehr gehabt hat; er bedient sich hierzu des Zeugnisses der Kindesmutter, das regelmäßig als ausreichender Beweis angesehen wird. Diese aber ist viel zu dringlich interessiert, als daß ihre Angaben — besonders hinsichtlich des Zeitpunktes des Geschlechtsverkehres — einen anderen als einen fiktiven Beweiswert haben könnten.

Dem Verklagten obliegt der Beweis der plures concumbentes. Diese Beweisanforderung an ihn ist eine (so lautet ein juristischer Terminus) „probatio diabolica“; d. h. den Nachweis für dergleichen liefern kann vielleicht der Teufel — Menschen können es in der Regel nicht. Die geschlechtlichen Vorgänge spielen sich ja allermeistens verborgen und hinter den Kulissen ab; nur mit Hilfe besonderer Zufälle wird der Verklagte von anderweitigem Geschlechts-

verkehr der Kindesmutter etwas erfahren können. Selbst wenn aber durch solche Zufälle die Wahrheitsermittelung begünstigt wird, so bleibt sie durch andere Umstände erschwert: der Kindesmutter liegt die Versuchung nahe, den Geschlechtsverkehr mit tertii fälschlich abzuschwören; die tertii ihrerseits sind vielfach dringend daran interessiert, jede Beziehung zwischen sich und dem Kinde abzuschneiden, und streiten dann den Geschlechtsverkehr ab oder datieren ihn auf einen falschen Zeitpunkt.

Die weitere Prozeßbehauptung, aus einer bestimmten Beiwohnung habe keine Empfängnis entspringen können, entzieht sich fast gänzlich gerichtlichem Nachweis.

c) Die Häufigkeit der Meineide in diesen Prozessen ist ein weiterer Umstand, der nicht zugunsten des Instituts dieser Prozesse spricht. Nirgends werden Meineide häufiger als in ihnen geschworen, und nirgends sind sie schwerer nachzuweisen. Vorwiegend sind es Meineide zu Ungunsten des Verklagten; nicht selten scheint es aber auch vorzukommen, daß dem Verklagten von Freunden falsche Eideshilfe geleistet wird.

Die Ursache dieser zahlreichen Meineide liegt darin, daß hier vitale Interessen des Kindes und der Mutter mit vitalen Interessen der beteiligten Männer im Widerstreit liegen. Dies führt zu dem schwersten unter den Bedenken gegen die derzeitige Regelung.

d) Die uneheliche Mutter, nicht anders als die eheliche, hat das Kind neun Monate lang getragen und es geboren; zu ihr gehört das Kind. — Zum unehelichen Vater „gehört" es in vielen Fällen nicht. Man sollte sich nicht durch Moralisieren über die Tatsache hinwegtäuschen, daß nichtehelicher Verkehr für den Mann in der Regel nur einen episodischen Charakter, ja oft nur den Charakter einer Notstandshandlung trägt. Solange es geschlechtsreife Männer und Jünglinge gibt, die nicht eine gedeihliche Ehe schließen können, solange wird das Bedürfnis nach außerehelichem Geschlechtsverkehr ein elementares und unerschütterliches Bedürfnis und seine Befriedigung eine Selbstverständlichkeit, oft eine schon durch Notstand gebotene Gelegenheitshandlung bleiben, und sie wird billigerweise dann, wenn sie zu einer Empfängnis führt, nicht ohne weiteres zum Anlaß genommen werden dürfen, den Mann auf lange Jahre hinaus wirtschaftlich schwer zu belasten und ihm eine Familiengründung zu erschweren. Er erträgt die Alimentationspflicht deswegen so widerwillig, weil sie in der Tat in gewissem Umfange unbillig ist.

Die zurzeit in Geltung stehende Denkweise, die ausschließlich sozialpolitisch und gar nicht biologisch[1]) orientiert ist, verkennt diese Sachlage. Nicht anders, als der früher hierin maßgebend gewesene Klerus, erblickt die heute maßgebende Sozialdemokratie im nichtehelichen Geschlechtsverkehr ein „Verschulden", und zwar sonderbarerweise speziell ein solches des Mannes, und sie versagt darum der Lage der Alimentenschuldner Berücksichtigung.

---

[1]) Als Kuriosum sei vermerkt, daß unlängst ein Mitglied eines Oberlandesgerichts schrieb: der „außereheliche Beischlaf" sei „eine schuldhafte, objektiv rechtswidrige Handlung" und „Schadenszufügung" (übrigens eine juristisch unhaltbare Konstruktion); der Beischläfer solle nach dem Grundsatze behandelt werden: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um"!



Anscheinend ist aus Romanen die Ansicht übernommen worden, die meisten unehelichen Väter seien reiche Verführer. Die Wirklichkeit ist nüchterner. Bei jedem Vormundschaftsgericht kann man erfahren, daß die allermeisten unehelichen Väter unvermögende Leute sind.

III. Daß die Sachlage in ihrer Unhaltbarkeit mit der Zeit klarer erkannt werden wird, kann nicht ausbleiben. Man wird zu Erwägungen darüber gelangen, unter welchen näheren Voraussetzungen der uneheliche Vater mit der Unterhaltspflicht belastet werden darf und wieweit der Staat helfend eingreifen muß. Eine solche Lösung wird einmal die Wunden heilen; erst sie wird dem Zustande, daß die Geburt eines Kindes außer der Ehe eine moralische und wirtschaftliche Kalamität ist, ein Ende machen. Sie ist oft genug genannt worden; aber unsere Zeit scheint für sie noch nicht reif zu sein. Noch trüben ja jahrtausendalte Vorurteile und Affekte unsere Stellungnahme zu geschlechtlichen Angelegenheiten und heilen nur ebenso langsam ab, wie die meisten langen Krankheiten.

Seit Kant hartherzig deduzierte, das uneheliche Kind sei „außer dem Gesetz (denn das heißt Ehe), mithin auch außer dem Schutze desselben geboren", ist zwar die Auffassung vorgeschritten. Man beginnt, den Umstand der außerehelichen Geburt als wertindifferent zu erkennen und ihm Bedeutung für den weiteren Lebensgang zu nehmen. Die hygienische und soziale Erziehung des nichtehelichen Kindes will man sichern und es nicht länger unter einem angeblichen Makel leiden lassen. Neuerdings bestimmt Artikel 121 der Reichsverfassung: „Den unehelichen Kindern sind durch die Gesetzgebung die gleichen Bedingungen für ihre leibliche, seelische und gesellschaftliche Entwickelung zu schaffen wie den ehelichen Kindern." Aber man sträubt sich noch gegen die Konsequenz, daß dies ohne Unbilligkeiten nur durch staatsseitige Unterstützung wird geschehen können. Eine affektive Ablehnung den unehelichen Kindern gegenüber hat sich insoweit noch erhalten, daß man ihnen grundsätzliche Ansprüche gegen den Staat nicht zubilligen mag.

Man macht geltend, die unehelichen Kinder würden hierdurch gegenüber den ehelichen bevorzugt. Indessen im Rahmen der neuen Jugendwohlfahrtsgesetzgebung wird den ehelichen Kindern weitergehende staatsseitige Unterstützung als bisher zuteil werden. Ferner aber müssen sich, wenn man es nur erst will, Wege finden lassen, um im konkreten Falle zu vermeiden, daß aus der Unehelichkeit der Geburt ein Vorteil entspringt. — Man weist ferner darauf hin, daß statistische Untersuchungen eine leichte durchschnittliche Minderwertigkeit der unehelichen Kinder ergeben haben. Dieses statistische Ergebnis läßt sich aber auch dahin aussprechen, daß fast die Hälfte der unehelichen Kinder über dem Durchschnittswert der ehelichen steht, trotz der ungünstigeren postkonzeptionellen Verhältnisse der unehelichen Kinder. — Schließlich wird ein bekannter, ebenso naheliegender wie oberflächlicher Einwand immer wiederholt. Eine ähnlich „wohltätige" eindämmende Wirkung, wie man sie den Geschlechtskrankheiten zugeschrieben hat, mißt man der Furcht des Einzelnen vor der Alimentierungspflicht bei und befürchtet von staatsseitiger Unterstützung der unehelichen Kinder eine Zunahme



der „Unsittlichkeit“, d. h. des nichtehelichen Geschlechtsverkehrs. Soll aber wirklich auf die Dauer die geschlechtliche Volkssittlichkeit nicht durch zuverlässigere und sittlichere Faktoren reguliert werden, als durch wirtschaftliche Abschreckung? Unumwunden kann eines erklärt werden: Würde der außereheliche Geschlechtsverkehr mit Mädchen, bei denen eine Niederkunft erwartet werden kann (d. h. mit Nichtprostituierten), zunehmen und würden zugleich Prostitution, Onanie und Päderastie entsprechend abnehmen, so wäre dies kein Nachteil, sondern im Gegenteil ein wahrer Segen für das Wohlbefinden der Bevölkerung und für ihre Gesundheit und Rassenkraft. —

Tatsächlich stehen wir bereits inmitten derjenigen Entwickelung, die zur staatsseitigen Unterhaltung der unehelichen Kinder führt. Bereits wird ein beträchtlicher Teil der unehelichen Kinder ganz oder teilweise auf Staatskosten erhalten; nur daß dies bisher nicht auf personenrechtlicher, sondern auf armenrechtlicher Grundlage geschieht. Nichts ist darüber verlautbart, daß dieses Verfahren etwas anderes als Wohlfahrt und Ordnung im Gefolge gehabt hätte. So wird auch die grundsätzliche Einführung der staatsseitigen Unterstützung nicht Schwierigkeiten im Gefolge haben; die Schwierigkeiten werden ausschließlich darin bestehen, erst einmal den Entschluß zu dieser Regelung zu fassen.

IV. Diese laufende Entwickelung zu unterbrechen, ist ein Gesetz über die Rechtsstellung der unehelichen Kinder bestimmt, das gegenwärtig vorbereitet wird und folgenden Inhalt haben soll: Die exceptio plurium soll beseitigt werden. Zum Unterhalt des unehelichen Kindes soll jeder verpflichtet sein, der während der Empfängniszeit mit der Kindesmutter Geschlechtsverkehr hatte (es sei denn, daß er nachweisen kann, daß unmöglich die Empfängnis aus seinen Beiwohnungen entsprungen ist). Mehrere Männer, die hiernach unterhaltspflichtig sind, haften solidarisch, ein jeder für den vollen Unterhalt; der Vormund des Kindes kann wählen, von wem er die Unterhaltsraten einfordern will. Untereinander können diese Männer eine Ausgleichung erzielen, indem sie sich auf Ausgleichung verklagen. Die Unterhaltspflicht soll nur dann ausgeschlossen sein, wenn die Kindesmutter einen dirnenhaften Lebenswandel geführt hat. Abfindungen sollen nicht mehr zulässig sein.

Auf die bisher geborenen unehelichen Kinder sollen diese neuen Vorschriften Anwendung finden. Kinder, die bisher nicht geklagt haben oder deren Klage abgewiesen worden ist, weil mehrere Beischläfer vorhanden waren, sollen nun (nach Abschaffung der exceptio plurium) nachträglich jeden der Beischläfer neu verklagen können. Kinder, die bereits abgefunden worden sind, sollen Nachzahlungen beanspruchen können. —

Es kann nicht dringend genug vor diesem Versuch gewarnt werden, in einer finanzpolitisch bequemen Weise die staatliche Unterhaltspflicht zu umgehen. In kurzsichtigem, einseitigem Bestreben, dem unehelichen Kinde unter allen Umständen Privatansprüche zu sichern, sollen hier wichtigste anderweite Lebensinteressen ignoriert werden.



Etwa die Hälfte der geschlechtsreifen männlichen Bevölkerung ist ehelos. Bei ihr ist schon heute das natürliche Auswirken des Geschlechtstriebes schwer gehemmt durch gesundheitliche und wirtschaftliche Fährnisse. Gerade ordentliche Leute werden sich durch diese Gefahren vielfach zum Verzicht auf normale Ausübung der Sexualfunktionen bestimmen lassen. Da aber ihre Geschlechtsbedürfnisse nicht schweigen, ergeben sie sich großenteils der Onanie oder auch der Päderastie. Es täte not, durch Befreiung des nichtehelichen Geschlechtsverkehrs von seinen Gefahren diesem Zustande abzuhelfen. — Aber man will das Gegenteil tun; man will diese Fährnisse noch steigern. Der außerehelich Verkehrende soll nicht nur dann, wenn er als Erzeuger eines Kindes festgestellt wird, seine Wirtschaftslage auf Jahrzehnte hinaus bedroht sehen, sondern schon dann, wenn er Geschlechtsverkehr mit einem Mädchen gehabt hat, das etwa um die fragliche Zeit später niederkommt — mögen auch andere Männer nachweislich mitbeteiligt sein. So will man vermehrt den ehelosen Teil der männlichen Bevölkerung von natürlichem Geschlechtsverkehr abschrecken, und zur selben Zeit, in der man so viel über Unnatürlichkeit und Perversität klagt, will man durch Gesetze diese Erscheinungen noch fördern.

Daß die strafrechtlichen Bestimmungen über Kuppelei die Prostitution privilegieren und fördern, ist anscheinend noch nicht oft genug gegeißelt worden. Denn nun soll auch die neue zivilrechtliche Bestimmung, daß ausschließlich der Geschlechtsverkehr mit Prostituierten alimentenfrei ist, diesen letzteren neue Kundschaft zuführen.

Als unsittlich an und für sich muß eine Bindung zwischen einem Kinde und den mehreren Männern, die seiner Mutter beigewohnt haben, gekennzeichnet werden. Wird das Kind selbst eine solche Bindung anders als frivol ansehen können? Unsittlich ist vollends die Einrichtung eines Prozesses zwischen verschiedenen Beischläfern darüber, wie weit ein jeder den anderen für die Folgen des „gemeinsamen" Geschlechtsgenusses zu entschädigen hat.

Sollten diese Bestimmungen Gesetz werden, so würden sie eine wahre Flut von Unglück über die männliche Bevölkerung bringen. Auf Grund keines anderen Tatbestandes, als einer gelegentlichen außerehelichen Geschlechtshandlung, ein fremdes Kind anderthalb Jahrzehnte lang alimentieren zu müssen, ist eine kaum erträgliche Belastung. Unerträglich ist sie in der heutigen Zeit der Not, in der der Einzelne kaum für sich und die Seinen das Notwendige zu beschaffen vermag. In jedem Manne, den der Staat dergestalt belasten wird, wird er einen unzufriedenen Staatsbürger erwerben.

Diese Bestimmungen sind auch antisozial. Gerade die Unvermögenden können diese Belastung nicht ertragen. Es befremdet darum, zu hören, daß diesem Gesetzentwurfe die Sozialdemokratie nicht fernstehen soll.

Eine Neuzerrüttung geordneter Verhältnisse vollends würde dadurch bewirkt, daß die früher geborenen unehelichen Kinder mit neuen Ansprüchen sollen hervortreten dürfen.

Ein regelmäßiger Fall würde der folgende sein: Ein Mann hat ein uneheliches Kind abgefunden; in dem Abfindungsvertrage ist



ihm von seiten des Kindes der Verzicht auf alle weiteren Zahlungen erklärt worden. Sonst hat er nichts weiter „hängen“. Er geht eine Ehe ein und erzeugt in ihr mehrere Kinder. — Nun tritt das neue Gesetz in Kraft und bestimmt: der damals wirksam erklärte Verzicht ist nicht mehr wirksam. Der Vormund des unehelichen Kindes tritt mit neuen Ansprüchen auf; die längst begrabene voreheliche Angelegenheit wird manifest, der Familienhaushalt erfährt eine nicht vorhergesehene, bedeutende Belastung. — Aber hiermit nicht genug. Der Ehemann hat vordem vielleicht nur selten, aber doch im Laufe seiner Jugendjahre hin und wieder auch mit anderen Mädchen verkehrt; er weiß kaum noch genauer, wann es war. Von diesen Mädchen, die damals auch mit anderen Männern zu tun hatten, hat er seither nie wieder gehört. Jetzt, nach dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes, erhält er von einer Kindsmutter — vielleicht auch von mehreren — die Aufforderung zur Unterhaltszahlung für ein uneheliches Kind, dessen Existenz ihm bisher unbekannt gewesen ist. Nach dem neuen Gesetz, so schreibt die Kindsmutter, komme es ja nicht mehr darauf an, daß sie damals auch mit anderen Männern verkehrt habe, sondern nur darauf, daß der Verkehr mit ihm innerhalb der Empfängniszeit gelegen habe; das aber könne sie noch heute beschwören. Da er nun einen zwar einfachen, aber festen Broterwerb habe, während ihre anderen damaligen Liebhaber Vagabunden oder unauffindbar seien, so ersuche sie ihn zur Vermeidung der gerichtlichen Klage, die vollen Alimente für das incerto patre erzeugte Kind fortan zu zahlen. —

Es soll hier nicht erörtert werden, ob ein Gesetzgebungsapparat, der solches zutage fördert, richtig besetzt sein kann. Es soll auch nicht der alte Ochse zum Vergleiche herangezogen werden, der völlig vergißt, daß er auch einmal ein Kalb gewesen ist. Aber betont werden muß, daß dieser Gesetzentwurf dermaßen lebenswidrig und entwicklungswidrig ist, daß er alles, was seit langem nach dieser Richtung hin geleistet worden ist, in den Schatten stellt. — Wenn er freilich bereits in Parteiprogramme aufgenommen sein sollte, dann würden diese Ausführungen wohl nur ein Kassandraruf sein.

Psychoanalytischer Beitrag zur Theorie der Homosexualität.

Von Dr. phil. et cand. med. M. Nachmansohn
in Göttingen.

Von der Theorie der Homosexualität hängt die Therapie so weitgehend ab, daß man sagen kann, eine noch so genaue Kenntnis der Erscheinungsformen der Perversion ist für den Therapeuten relativ wertlos im Verhältnis zu einer richtigen theoretischen Auffassung von ihrem Wesen.

Im Gegensatz zur Phänomenologie der Perversion liegt die Theorie noch sehr im argen und darauf hauptsächlich dürften auch die geringen bisherigen therapeutischen Erfolge beruhen. Wenn



Magnus Hirschfeld etwa immer wieder darauf pocht, daß er schon ca. 20000 Homosexuelle kennt, die sich alle seiner Theorie fügen und sie stützen, so beweist dieses absolut nichts. Denn seine Theorie bestimmt seine Therapie, die hauptsächlich darin besteht, den Patienten sich seelisch und gesellschaftlich mit seiner Perversion abfinden zu lassen, und da die große Schar seiner Anhänger es ihm nachtut, so wird ja nicht zumal ein therapeutischer Erfolg angestrebt. Ein solches Vorgehen ergibt sich aber mit Notwendigkeit aus der Hirschfeldschen Theorie der Homosexualität.

Sehen wir von der etwas krausen Blüherschen Theorie ab, die, soweit ich beurteilen kann, unter den Medizinern keinen Anklang gefunden hat, so stehen sich vor allem zwei Theorien gegenüber, die Hirschfeldsche Zwischenstufentheorie und die Akquisitionstheorie, die in Kraepelin einen klassischen Vertreter hat.

Dem Streit dieser als bekannt vorausgesetzten Theorien schienen die Experimente Steinachs ein Ende zu machen. Wenn man experimentell beweisen kann, daß die Psychosexualität abhängig ist von somatischen Eigenschaften, wenn durch willkürliche Änderung dieser somatischen Eigenschaften echte Homosexualität zum Verschwinden gebracht und erzeugt werden kann, so muß es jedenfalls auch angeborene Homosexualität geben. Das Tierexperiment hat schon den Beweis erbracht, daß beim Tier Homosexualität erzeugt und somit auch zum Verschwinden gebracht werden kann. Die relativ wenigen Operationen am Menschen enthalten noch vorläufig zu viele Fehlerquellen, als daß man aus ihnen einen zwingenden Schluß auf den angeborenen Charakter der Perversion ziehen könnte. Jedenfalls ist aber durch diese Methode der Weg gewiesen, auf dem die Frage zum großen Teil gelöst werden kann.

Steinachs Experimente können aber im besten Falle nur beweisen, daß es angeborene Homosexualität gibt, nicht aber, in welchem Ausmaß exogene psychische Einflüsse zur Ausbildung der Homosexualität beitragen können, die wir als echte ansprechen müssen, wobei unter echter Homosexualität diejenige verstanden werden soll, die sich mit Beginn der Pubertät eindeutig zeigt, in den Träumen eine immer wiederkehrende Rolle spielt und meist mit einer Abneigung gegen das entgegengesetzte Geschlecht verbunden ist.

Was die Zwischenstufentheorie besonders unannehmbar macht, ist der Umstand, daß durch sie alle rein psychologischen Probleme völlig ungelöst bleiben.

Das auffallendste psychologische Symptom, der horror feminae, das immer und immer wieder auftritt, kann durch die rein somatische Theorie nicht verständlich gemacht werden, denn sonst müßte ja jeder normale Mensch einen sexuellen Horror vor dem eigenen Geschlechtsgenossen haben. Das widerspricht aber strikte den Tatsachen.

Aber auch die Akquisitionstheorie kann dieses Symptom nicht erklären und einsichtsvolle Forscher haben es als unverständliches Rätsel dargestellt.

Bevor ich zur Entwicklung der psychoanalytischen Theorie übergehe, möchte ich noch den Begriff der Homosexualität kurz näher differenzieren. Man hat die Inversion



mit Recht als einen Spezialfall des Hermaphroditismus bezeichnet[1]). Nun kann man den Hermaphroditismus in folgende Formen einteilen:

a) H. somaticus, b) H. psychosomaticus, c) H. psychicus.

Der H. somaticus zeigt bei strenger begrifflicher Fassung beiderlei somatische Geschlechtsmerkmale, aber heterosexuelles Empfinden. Dieser Typus scheidet aus unserer Betrachtung völlig aus.

Der H. psychosomaticus hat sowohl körperlich wie seelisch Merkmale beiderlei Geschlechts in mannigfachster Mischung. Er zerfällt also je nach der Stärke der einzelnen Komponenten in eine Form, bei der die Psychosexualität rein homosexuell, und in eine zweite, bei der sie bisexuell ist.

Der H. psychicus ist der Homosexuelle mit völlig virilem Habitus, wobei zu berücksichtigen ist, daß etwa weibischer Gang, Putzsucht, evtl. Kleidung unter dem Einfluß der konträren Sexualempfindung sich entwickeln können, ohne anatomisch begründet zu sein.

Hirschfeld macht nicht den Unterschied von H. psychosomaticus und H. psychicus in dem von uns angegebenen Sinne, sondern wirft beide Arten zusammen. Sie unterscheiden sich aber symptomatologisch wie ätiologisch scharf voneinander und erheischen auch, wie schon Krafft-Ebing richtig ahnte, eine verschiedene Therapie. Meines Wissens macht einzig Ferenczi[2]) der Sache nach diese Unterscheidung, indem er die Homosexualität in Subjekt- und Objekt-Homoerotik einteilt, wobei er unter der ersteren die passive und unter letzterer die aktive Homosexualität versteht, wobei er gern einräumt, daß diese Typen nicht rein auftreten. Die passive Form wird durch den weiblichen Urning mit somatisch zwittrigem Charakter repräsentiert, welcher als Weib geliebt sein will, und den auch Ferenczi als psychischer Behandlung nicht zugänglich hält. Der aktive Homosexuelle dagegen sei erst ontogenetisch homosexuell geworden, und sowohl körperlich wie seelisch vorwiegend viril (wenn wir nur die männliche Homosexualität in Betracht ziehen). Die Subjekt-Homoerotik deckt sich mit dem Hermaphroditismus psychosomaticus und die Objekt-Homoerotik mit dem H. psychicus.

Bei strenger begrifflicher Fassung stellt aber der H. psychosomaticus gar keine reine Homosexualität dar. Er interessiert auch mehr den Biologen als den Psychotherapeuten. Nicht die konträre Empfindung ist hier das hervorstechendste Merkmal, sondern der somatische Hermaphroditismus, der soweit reicht, daß auch die psychische Repräsentanz dieser biologisch interessanten Erscheinung invertiert ist. Den Psychotherapeuten interessiert aber die Diskrepanz zwischen Psychosexualität und Körperlichkeit. Mit dieser Einschränkung bleibt jedoch der Kreis der zu behandelnden Homosexuellen groß genug, größer jedenfalls als es Hirschfeld und seine Anhänger annehmen. Denn wir müssen stets im Auge behalten, daß ein großer Teil dessen, was uns als somatisches Phänomen imponiert, exogener und nicht endogener Natur ist, daß in gewissen Grenzen der physische Habitus abhängig ist von seelischen Vorgängen, endlich aber, daß die innere Sekretion in weitem Umfange abhängig ist vom Nervensystem. Die nicht mehr bestrittene Tatsache, daß die Basedowkrankheit weitgehend durch Suggestionstherapie gebessert werden kann, sollte doch den Gedanken nahe legen, daß die innere Sekretion der Keimdrüse, deren inniger Zusammenhang mit den übrigen endokrinen Drüsen ja feststeht, auch psychisch bis zu einem gewissen Grade reguliert werden kann. Natürlich dürfte die Indikation für eine psychische Behandlung oft recht schwer zu treffen sein, da die Größe des endogenen somatischen Faktors nicht leicht zu ermessen ist, und dieser, wie auch Schilder betont, über eine gewisse Größe hinaus auf psychischem Wege nicht mehr geändert werden kann. Vor allem ist aber die reine psychische Perversion eine äußerst häufige Erscheinung, und diese Homosexuellen sind es auch in erster Linie, die beim Arzt Rat und Hilfe suchen.

Als ich vor einigen Jahren Gelegenheit bekam, einige Homosexuelle nach psychoanalytischen Prinzipien zu behandeln, beging ich bewußt eine Inkonsequenz. Ich teilte damals den Standpunkt Freuds, der etwa wie folgt skizziert werden kann. Bei allen Menschen muß eine Bisexualität vorausgesetzt werden, d. h. jeder Mensch hat neben seiner heterosexuellen eine homosexuelle Komponente. Das Schiksal dieser Disposition kann ein dreifaches sein.

[1]) Halban, Die Entstehung der Geschlechtscharaktere, Archiv f. Gynäkologie 1903, u. a.

[2]) Ferenczi, Zur Nosologie der männlichen Homosexualität, Zeitschrift f. ärztliche Psychoanalyse II. S. 131.



1. Der normal Gebliebene beherrscht ohne scheinbaren Kraftaufwand die homosexuelle Komponente, sie kommt ihm überhaupt nicht zum Bewußtsein.
2. Dem Neurotiker mißlingt die restlose Unterdrückung des Triebes; er kann sich zwar nicht direkt zeigen, aber er äußert sich im Kompromißbildungen, d. h. in neurotischen Symptomen.
3. Beim pervers Gewordenen dagegen bricht der homosexuelle Trieb in unverhüllter Form durch und schützt so das Individium vor der Neurose.

„Die Neurose ist also das Negativ der Perversion". (Obgleich Freud in seinen letzten Arbeiten [1]) erheblich von dieser Auffassung abgewichen ist und die Perversionen als Neurosen auffaßt, so trägt dem auch die letzte Auflage der Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie nicht Rechnung, was leicht zu Irrtümern Anlaß geben kann.) Wer also pervers geworden ist, bei dem ist die angeborene Anlage ungehindert zum Ausdruck gekommen, er leidet also nicht am Unbewußten und ist psychoanalytisch nicht zu behandeln. Wenn ich damals doch analytisch vorging, so deshalb, weil die Betreffenden noch andere neurotische Züge aufwiesen, die einer Behandlung eher zugänglich erschienen. Während der Analyse konstatierte ich aber, daß jemand auch die an sich recht starke Heterosexualität verdrängen und an ihrer Stelle zwangsmäßig die Homosexualität entwickeln kann. Als ich schon längst mit der Analyse fertig war, stellte ich mit einer gewissen Beschämung fest, daß auch andere Analytiker die gleiche Entdeckung gemacht haben. Als treibende Kraft für die Verdrängung der Heterosexualität fand ich in allen Fällen eine starke inzestuöse Bindung an die Mutter, ein Resultat, welches meinen Erwartungen direkt ins Gesicht schlug. Ich hatte nämlich eine starke inzestuöse Fixierung an den Vater erwartet [2]), was der psychoanalytischen Theorie der Homosexualität besser entsprochen hätte. Das zutage geförderte Material zwang mich aber zur folgenden Hypothese: Der Patient ist stark inzestuös an Mutter resp. Schwester fixiert. Dadurch ist die in ihm waltende Inzestschranke aufs stärkste entwickelt worden und diese verdrängte die Inzesterotik ins Unbewußte unter Bildung ganz besonderer Schutzmaßnahmen. Ein solcher Schutzmechanismus kann auch die Homosexualität sein, denn dadurch bekommt der Patient die absolute Sicherheit, daß er des Inzestes ja gar nicht fähig sei. Die Ausbildung der homosexuellen Komponente wird durch unglückliche Zufälle, wie Verführung, Lektüre usw., begünstigt. Diese Hypothese hat sich bei mir therapeutisch sehr gut bewährt [3]).

Die starke Fixierung an die Mutter wird von allen maßgebenden Forschern konstatiert. So schreibt Hirschfeld:

„Zu einem Weibe allerdings fühlte sich der Homosexuelle in einer ganz besonderen Liebe hingezogen: Zu seiner Mutter, und auch hier fehlt nicht die Analogie, die uns oft ein besonders inniges Verhältnis zwischen der urnischen Tochter und ihrem Vater zeigt. Das Attachement des Homosexuellen an die Mutter ist so typisch, daß die Freudsche

[1]) Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse 1919. S. 262.
[2]) Ich spreche der Einfachheit halber nur von männlicher Homosexualität.
[3]) Nachmansohn, Psychoanalyse eines Falles von Homosexualität. Int. Zeitschr. f. Psychoanalyse 1922.



Schule in diesem Mutterkomplex eine Ursache der Homosexualität hat erblicken wollen. Ich halte diese Folgerung für einen Trugschluß. Der Homosexuelle entwickelt sich nicht zum Urning, weil er sich schon als Kind zu der Mutter so stark hingezogen fühlt, sondern früher ahnend als wissend lehnt er sich in dem unbestimmten Gefühl seiner Schwäche und Sonderart an die Mutter an, die ihrerseits instinktiv zu ihrem Lieblingskinde macht"[1]).

Die Argumentation Hirschfelds gegen die psychoanalytische Auffassung wirkt nicht gerade überzeugend. Wäre es für das urnische Mädchen, das sich schon von früh auf zur Frau hingezogen fühlt und „seine Schwäche ahnt", nicht natürlicher gewesen, sich an die Mutter anzulehnen, genau so, wie es viel besser eingeleuchtet hätte (jedenfalls von der Hirschfeldschen Theorie aus), wenn der urnische Knabe sich an seinen Vater angelehnt hätte? Warum gerade hier das so eigentümliche Chiasma, das allen Vorstellungen der angeborenen Homosexualität widerspricht, und wie auch Bleuler, der im allgemeinen der Zwischenstufentheorie zuneigt, betont, bei fast allen Homosexuellen angetroffen wird[2]).

Zieht man das so weit verbreitete Phänomen der Inzestscheu zur Erklärung der psychischen Homosexualität heran, so werden viele Probleme verständlicher. Leider ist das Problem der Inzestscheu theoretisch auch von der Psychoanalyse nicht befriedigend gelöst. Die Tatsache des „Inzestschutzes" in der Pflanzenwelt verbietet eine ontogenetische rein psychologische Erklärung und weist auf eine allgemein biologische Erscheinung hin, die weder ontogenetisch noch psychologisch genügend erklärt werden kann, wie es Freud immer wieder versucht. Tatsache ist aber, daß die Inzestscheu sowohl bei den Modernen als den Primitiven besteht, bei diesen im allgemeinen in einem viel weitern Umfange als bei den zivilisierten Völkern. Es drängt sich jetzt direkt die Hypothese auf, daß unter gewissen Bedingungen bei Menschen mit Disposition zur Zwangsneurose das Inzestverbot auf alle Mitglieder des weiblichen Geschlechtes ausgedehnt wird, und daß zur weitern Sicherung des Inzestwunsches bei günstigen Bedingungen die homosexuelle Komponente entwickelt wird. In vielen Fällen hat die Psychoanalyse einen solchen Mechanismus aufgedeckt, womit allerdings der Beweis noch nicht erbracht ist, daß in allen Fällen von psychischer Homosexualität diese Ätiologie anzunehmen ist. Durch diese Annahme werden aber viele wesentlichen Symptome erklärt, für die bisher ein Verständnis fehlte; in erster Linie der horror feminae, aber auch die Lust an weiblicher Beschäftigung, das frühe Auftreten der homosexuellen Regungen u. v. a. Alle diese Vorstellungen rufen ja den Patienten zu, daß sie gegen den heterosexuellen und damit gegen den Inzesttrieb gefeit sind, da sie ja die Frau als Sexualwesen verabscheuen. Sie dienen also als zwangsneurotische Schutzmechanismen par excellence. Man lese doch etwa folgendes bei Hirschfeld l. c. zitiertes Selbstbekenntnis:

„Der Gedanke zu heiraten existiert für mich nicht, weil er mir schauererregend ist. Geschlechtsverkehr mit dem Weibe ist mir ganz unmöglich. Ich fühle mich von Ekel gepackt, wenn ich nur an die Möglichkeit denke . . . Weil mir junge Damen unheimlich waren, nahm ich schon keine Tanzstunde. Sollte ich aber dasselbe Weib nackt vor mir sehen, ich würde die Flucht ergreifen."

[1]) Hirschfeld, Sexualpathologie II., S. 192.
[2]) Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie 1920, S. 439.



Diese Äußerungen, die nach Belieben vermehrt werden können, sind typisch. So spricht nur ein Mensch, der unter dem Zwange eines abwehrenden Mechanismus steht, und der etwas verbergen und überbetonen muß. Handelte es sich bloß um eine somatische Varietät, wie Hirchfeld sie für jede echte Homosexualität, also auch für diesen Fall postuliert, so wäre Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht das Gegebene, und tatsächlich habe ich diese Gleichgültigkeit bei ausgesprochenen homosexuellen Hermaphroditen angetroffen. Der Horror kann nur neurotisch bedingt sein. Die Neurose besteht in der zwangsmäßigen Hypertrophie der Inzestscheu zum Schutz gegen die zu starke inzestuöse Fixierung. Die psychische Homosexualität ist demnach eine typische Zwangsneurose.

Demnach ist es auch verständlich, daß dem Anhänger der Zwischenstufentheorie gerade die Vertreter der rein psychogenen Homosexualität als geborene Homosexuelle imponieren und daß zur Illustration ihrer These eine solche Fülle zwangsneurotischer Äußerungen, wie die zitierten dienen. Der Zwang tritt mit absoluter Apodiktizität auf und läßt sich durch noch so gute Vornahmen nicht beseitigen. Die Betonung des angeborenen Charakters erweist sich selbst als guter Schutzmechanismus. Nichts schützt den Patienten so gut vor der mit der inzestuösen Versuchung verbundenen Qual, wie gerade diese Überzeugung. Hirschfeld nimmt aber diese Überzeugung als Beweis einer angeborenen Anomalie und trägt so zur Stärkung des Mechanismus wesentlich bei. Gegen nichts muß man so skeptisch sein, wie gegen eine solche Überzeugung.

Als Bedingungen für die Entstehung der homosexuellen Zwangsneurosen dürften etwa die folgenden in Betracht kommen.

1. Die Disposition zur Zwangsneurose überhaupt. Damit sagen wir aber bloß etwas rein Formales, aber nichts Inhaltliches über den angeborenen Faktor der psychischen Homosexualität.
2. Mit der allgemeinen psychopathischen Konstitution muß man auch eine stärkere homosexuelle Komponente annehmen, die bei der zwangsmäßigen Verdrängung der heterosexuellen aktiviert und hypertrophiert werden kann. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie schon an sich so stark ist, daß sie sich in jedem Falle durchgesetzt hätte. Ohne besonders begünstigende Bedingungen wäre sie wohl im Kampfe mit der heterosexuellen unterlegen, wie dies der Fall ist, wenn es der Psychoanalyse gelingt, die verdrängte Heterosexualität zu heben und die Verschiebung rückgängig zu machen.
3. Die Entwicklung der genannten Dispositionen hängt nun von „Reizen" ab, die dadurch ausgezeichnet sind, daß sie von langer Dauer sind und die Fähigkeit besitzen, die Inzestscheu besonders zu fördern. Solche „Reize" sind
   a) Vaterlosigkeit. Diese ermöglicht eine viel stärkere Bindung an die Mutter als unter normalen Verhältnissen, was bei Psychopathen ganz besonders häufig der Fall ist. Als Reaktion gegen diese Bindung entwickelt sich die Inzestscheu und führt bei Neurotikern zu der großartigen Verschiebung. Tatsächlich



ist von Freud, Ferenczi u. a. die interessante Beobachtung gemacht worden, daß unter den Homosexuellen die Zahl der Vaterlosen besonders groß ist, was noch nachgeprüft werden sollte.

b) Einziges Kind, dessen Vater durch den Beruf verhindert ist, sich seinen Kindern zu widmen.

Gewiß werden sich leicht noch mehr Situationen finden, die überstarke Entwicklung der Inzestschranke bedingen.

Zu diesen über lange Zeiträume sich erstreckenden Impressionen gesellen sich kurzdauernde okkasionelle Traumata, die für sich allein niemals ausgereicht hätten, die Homosexualität hervorzurufen. Solche Eindrücke sind etwa die Berührung der Genitalien eines Schulkameraden während des Raufens, der zufällige Anblick eines urinierenden Freundes während einer gleichzeitigen sexuellen Erregung usw.[1]). Diese Momente sind theoretisch wertlos, wenn auch deren Kenntnis therapeutisch unerläßlich werden kann.

Nur bei Zusammenwirken aller aufgezählten Faktoren: allgemeine Neigung zur Zwangsneurose, ererbte homosexuelle Disposition, spezifische, langandauernde, die Inzestscheu hypertrophierende Reize — kann die psychische Homosexualität entstehen. So erklärt es sich, daß, trotzdem die Inzestscheu eine allgemeine menschliche Eigenschaft ist, nur ein geringer Bruchteil an Homosexualität erkrankt.

Farbenlust und Sexualtrieb.

Von Dr. Oskar F. Scheuer
in Wien.

(Schluß.)

Die Neigung zu einzelnen Farben kann eine so gewaltige werden, daß diese ganz allein für sich schon eine sexuell erregende Wirkung ausüben können. Es gibt Fetischisten der Farbe. Auf manche Personen wirken blaue Anzüge besonders erregend, auf andere weiße Kleider, aber auch die grüne, graue und schwarze, wie schließlich überhaupt jede Farbe kann, wie Hirschfeld[49]) betont, eine fetischistische oder antifetischistische Bedeutung gewinnen. Da fällt mir eine Stelle aus Gabriele d'Annunzios „Feuer“ ein, die zeigt, welch tiefgreifende Erregung von einer bestimmten Farbe ausgehen kann. Es ist dies eine Stelle, wo von einer hochstehenden, feingebildeten Dame die Rede ist, über die der Dichter sagt: „Eines Tages, als ich sie durch die Säle der Academia begleitete, blieb sie vor dem Bethlehemitischen Kindermord des ersten Bonifacius stehen. (Sie erinnern sich gewiß des grünen Gewandes bei der zu Boden geworfenen Frau, die der Soldat des Herodes eben töten will. Ein unvergeßlicher Ton!) Sie blieb

[1]) Schrenck-Notzing, Die Suggestionstherapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes 1891.

[49]) Hirschfeld, a. a. O. 73.



lange davor stehen. Auf ihrem Gesicht leuchtete die Freude über diesen vollkommenen Genuß. Dann sagte sie zu mir: Führen Sie mich fort, Effrona, ich muß meine Augen auf diesem Gewande lassen und kann nichts anderes mehr sehen." Deutlicher als durch diese Stelle in d'Annunzios „Feuer" tritt uns die Verbindung der Farbenlust mit dem sexuellen Triebe in folgenden Fällen entgegen. So berichtet Hirschfeld[50]) von einem Oberlehrer, der beim Schauen von chromgelben und lilagrauen Farben sexuelle Rauschzustände empfand. Er onanierte in diesen Farben und träumte von ihnen, wenn er Pollutionen hatte. Veriphantor[51]) erzählt von Kostüm- und Farbenfetischisten, die an einem in einem Pariser Bordelle unter dem Namen „Course d'araignées" bekannten Schauspiele sich vergnügten, in dem zwanzig Mädchen ganz in schwarz gekleidet auftraten. Mir selbst ist der Fall eines Patienten in Erinnerung, der den Geschlechtsverkehr nur mit solchen Weibern ausführen konnte, die mit schwarzen Hemden bekleidet waren. Lange[52]) teilt aus seiner eigenen Jugend mit, daß die Gefühle, die er mit etwa 14 Jahren beim Anblick eines bunten Schlipses von bestimmter Farbe hatte, von sexuellen nicht sehr verschieden waren.

Am meisten ist wohl die „rote" Farbe mit sexuellen Regungen verbunden. „Die Wirkung dieser Farbe", sagt Goethe, „ist so einzig wie ihre Natur." (Zur Farbenlehre 96.) Rot ist nicht nur die Farbe der Schönheit und Freude, sie ist auch die Farbe der Scham, der Sünde, der Liebe. Sehr schön drückt dies Mantegazza aus: „Dies ist einer der mächtigsten, unerschütterlichsten Atavismen der Menschheit. Zuerst öffnete der Mensch die Augen dem Grün, dann erhob er sie zum Himmel und erfand das Blau, endlich suchte er nach einem Körper, um ihn zu liebkosen und mit ihm zu verschmelzen, und er fand das Rot."

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die primitiven Völker, ebenso wie die Kinder, die auffallendsten und grellsten Farben allen übrigen vorziehen. Charakteristisch hierfür ist die Tatsache, daß das Wort „krasnyi" im Russischen gleichzeitig „rot" und „schön" bedeutet. Dafür sprechen aber auch die neuesten Untersuchungen über den Farbensinn bei Kindern, die von Dr. Anna Martin[54]) und Curt Paul gemeinsam mit Wilhelm Ostwald[55]) angestellt wurden. Die beiden letzteren fanden, daß nach dem Erwachen des Farbensinns (der etwa zwischen dem 4. und 6. Lebensjahre erfolgt) zunächst als erste Erscheinung eine sehr starke Bevorzugung des Rot eintritt, wie wir sie eben auch bei primitiven Völkern sehr verbreitet finden. Daher auch die Neigung des paläolitischen Menschen zur Körperbemalung mit Eisenocker,

---

[50]) Hirschfeld, a. a. O. 73.

[51]) Veriphantor, Der Fetischismus. Berlin 1903, 29.

[52]) K. Lange, Das Wesen der Kunst. Berlin 1901. Bd. II, 185.

[53]) Mantegazza, Physiologie des Schönen. Jena o. J., 144.

[54]) Anna Martin, Die Gefühlsbetonung von Farben und Farbenkombinationen bei Kindern. Langensalza 1921.

[55]) Curt Paul und Wilhelm Ostwald, Die Lieblingsfarben der Kinder. Leipzig 1922.

die nach Bloch[56]) als Urvorbild der großen Rolle zu gelten hat, die noch heute die rote Farbe im Sexualleben des Menschen spielt.

Den primitiven Charakter der roten Farbe und Körperbemalung und ihre Bedeutung als primitives sexuelles Lockmittel haben nach Bloch (a. a. O.) hauptsächlich die Forschungen von Klaatsch in Australien dargetan. Nach ihm hat die Ockerfärbung der Haut, die ursprünglich als eine Art Schutzfärbung[57]) aufzufassen ist, erst sekundär die Bedeutung des Schmuckes gewonnen und wurde dann zu einer sexuellen Attraktion wie sie auch von den Paläolithikern Europas anzunehmen ist. Ein Zusammenhang zwischen der primitiven Sitte der Australier und den Menschen der Diluvialzeit läßt sich nicht von der Hand weisen[58]).

Eine moderne Erklärung „Rot" als die „Farbe der Sexualität" zu bezeichnen, geht dahin, daß der gesteigerte arterielle Zufluß nach bestimmten Körpergegenden, namentlich den Genitalien zur Zeit der Pubertät und Menstruation eine Verarmung anderer Regionen, besonders auch der Sehnervenendigungen an arteriellem Rot und damit einen sexuell erregenden Reizhunger nach dieser Farbe bedingt[59]). Dies erinnert an das Bedürfnis des Sadisten, beim Geschlechtsverkehr „rot zu sehen", d. h. den Anblick des fließenden Blutes des geliebten Wesens zu genießen. Nach Bloch[60]) beruht dieses Bedürfnis auf einer physiologischen Grundlage, die nur eine Steigerung erfahren hat. Denn der verstärkte Blutzufluß, die Rötung gewisser Teile in den Momenten der geschlechtlichen Aufregung hat für die Auslösung sadistischer Momente eine große Bedeutung. Diese intensive dunkelrote Färbung des Gesichtes und der Genitalien nebst ihrer Umgebung ist eine physiologische Begleiterscheinung der sexuellen Brunst, die meist durch die damit verknüpfte Turgeszenz der männlichen und weiblichen Genitalien umso greller in Erscheinung tritt und zu Gefühlsassoziationen führt, in welchen das Blut eine hervorragende Rolle spielt. Diese Auffassung Blochs findet durch die Ausführungen Grosses[61]) über die biologische und ethnologische Bedeutung der roten Farbe ihre Ergänzung, resp. ihre Bestätigung. Er sagt: „Es fragt sich, ob die starke Wirkung des Rot durch den direkten Eindruck der Farbe oder vielmehr durch gewisse Assoziationen hervorgerufen wird. Viele Tiere fühlen das Rot in ganz ähnlicher Weise wie die Menschen. Jedes Kind weiß, daß der Anblick eines roten Tuches Stiere und Truthähne

---

[56]) Iwan Bloch, Die Prostitution. I. Bd. Berlin 1912, 45.

[57]) Rot bedeutete daher in uralter Zeit „Zauber". Mit roter Farbe ritzte man die Runen, um geheimnisvolle übernatürliche Wirkungen zu erzielen. Als man längst nicht mehr die Zaubersprüche einritzte, behielten die Zaubermittel doch die alte Bezeichnung und wir brauchen heute das Wort Zauber, ohne an die eigentliche Bedeutung — rot noch zu denken. (E. Wasserzieher, Rot. Eine kulturgeschichtliche Plauderei. In: Gartenlaube 1921, 130.)

[58]) Hermann Klaatsch, Ergebnisse meiner australischen Reise. In. Korrespondenzbl. d. deutsch. Gesellschaft f. Anthrop., Ethnologie u. Urgeschichte. XXXVIII. 1907, 82—83.

[59]) Darauf wird auch die Pyromanie (Lichtgier), besonders bei jungen Mädchen um die Zeit der Menstruation zurückgeführt, jener krankhafte Trieb, Feuer zu sehen und eventuell anzulegen. (E. Burchard, Lexikon d. ges. Sexuallebens. Berlin [1914])

[60]) Bloch, Beiträge II. 41.

[61]) Ernst Grosse, Die Anfänge der Kunst. Freiburg 1894, 59—60.



in die leidenschaftlichste Aufregung jagt, und jeder Zoologe bemerkt, wie auffallend häufig die sekundären Geschlechtszeichen rot gefärbt sind, von den glühendroten Gesäß- und Backenschwielen des brünstigen Pavian und dem scharlachenen Kamme des Hahnes bis zu dem gelbrötlichen Kamme, welchen der männliche Triton während der Paarungszeit auf dem Rücken trägt. Diese Tatsachen weisen unzweifelhaft darauf hin, daß die ästhetische Wirkung des Rot im wesentlichen auf dem unmittelbaren Eindruck beruht. Auf der anderen Seite aber ist es nicht minder wahrscheinlich, daß die direkte Wirkung auf den Menschen durch gefühlsmäßige Assoziationen verstärkt wird. Für die primitiven Völker wird hier vor allem ein Umstand bedeutungsvoll: Rot ist die Farbe des Blutes und diese erblickt der Mensch in der Regel gerade in der leidenschaftlichsten Gemütsbewegung, in der Hitze der Jagd und des Kampfes[62]). In zweiter Linie aber treten auch sicher alle die Vorstellungen, welche mit dem Gebrauche der roten Farbe zusammenhängen, kräftig in das Spiel: die Erinnerung an die Aufregungen des Tanzes[63]), des Gefechtes . . . Vermutlich war das erste Rot, mit dem sich der primitive Mensch bemalte, nichts anderes als das Blut des erlegten Wildes und des erschlagenen Feindes". Daher sind Sadisten und Flagellanten, die besonders durch die rote Blutfarbe erregt werden, meist auch Fetischisten der roten Farbe, wie sie denn überhaupt für möglichst grelle Farbenkompositionen in der Kleidung sehr empfänglich zu sein scheinen. Auf Aquarellen eines badischen Bibliophilen, so lesen wir bei Bloch[64]), die flagellantistische Szenen der verschiedensten Art darstellen, sind die von den Männern flagellierten Mädchen in die buntesten Kostüme gekleidet, wobei die rote Farbe bei der Unterkleidung prävaliert und sich von den andersfarbigen (braunen, lila, schwarzen, weißen usw.) Kleidungsstücken (Strümpfe, Schuhe, Nacken usw.) in auffallender Weise abhebt.

Nach Hirschfeld[65]), der entsprechend unserer Sinnesorgane fünf Gruppen von Sexualreizen unterscheidet: die optischen, akustischen, olfaktorischen, gustatorischen und taktilen Sexualreize (Seh-, Hör-, Riech-, Schmeck- und Tastreize), gehören Seh- und Hörreize zu den sog. distanziellen Sexualreizen, die mittelbar durch das Medium der Luft auf unsere Körperoberfläche, aber auch auf unser Gehirn, auf unsere Phantasie wirken. Die Phantasie ist gewissermaßen der Blick ins Innere, sagt Pudor[66]), sie ist die Sehkraft des Wunsches. Sie tritt in Wirksamkeit, wenn der Wunsch uns innerlich erregt hat. Alle unsere geistigen Kräfte sind alsdann konzentriert in der Vorstellung des Wunsches: wir wünschen mit solcher Kraft, daß wir uns das Gewünschte vorstellen — das ist Phantasie. Wir sind (liebes-) durstig mit unserer Seele und bilden uns ein, man gibt uns zu trin-

62) Bloch (Beiträge II, 40), dem ich dieses Zitat entnehme, fügt hier hinzu: „und der geschlechtlichen Annäherung".

63) Der Tanz ist ja ebenso wie Gesang und Schmuck ein sexuelles Lockmittel. (Vgl. O. Scheuer, Die Erotik im Tanze. In Sexual-Probleme. VII. 1911. 387.)

64) Bloch, Beiträge II, 344.

65) Magnus Hirschfeld, Naturgesetze der Liebe. Berlin 1912. 73.

66) Heinrich Pudor, Das Rauschbedürfnis im Menschen. Zürich 1899, 2 (Züricher Diskussionen Nr. 23/24).



ken. So ist's in der Musik, die imstande ist, die sexuelle Phantasie des Menschen zu erregen, und so gibt es auch einen sexuellen Phantasie-Rausch, den die Farbe erregt und ausspricht. Man spricht von Klangharmonien, aber auch von Farbenharmonien. Hör- und Sehreiz stehen so enge beisammen, daß sie sogar ineinander übergehen können und es zur Erscheinung der sog. Audition colorée, zum Farbenhören kommen kann, ein Hören von Tönen mit Begleitung einer untrennbar mit diesem Klang verbundenen Farbenerscheinung. Havelock Ellis[67]) weist darauf hin, daß diejenigen Menschen, welche diese Eigentümlichkeit besitzen, für jeden Vokal ein besonderes Farbenphantasma haben und ihnen auch Worte entsprechend farbig erscheinen. Sadger[68]) hat in jüngster Zeit an einem interessanten, ausführlich geschilderten Fall aus seiner psychoanalytischen Praxis die Entstehung dieser Synästhesien aus einer angeborenen Anlage unter Mitwirkung frühsexueller Verknüpfungen der ersten Kindheit gezeigt. Es handelte sich um einen 21jährigen paranoidischen Patienten, der eigenartige Einstellungen auf gewisse Hauptfarben hatte. Beim Hören von Musik sah er blau, auch rot bei Märchen und Wagneropern als Farbe der Kraft. Grün ist ihm die Farbe des Ekels, gelb die der Krankheit usw. Die psychoanalytische Behandlung ergab die Herkunft dieser Anomalien von frühsexuellen Erlebnissen, ganz besonders von Belauschung des elterlichen Koitus. So war beispielsweise der Ton, den er bei grün hörte, nichts anderes als das Stöhnen der Mutter beim Koitus. Die Ausführungen und Folgerungen Sadgers sind nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, zumal das sexuelle Gefühl, wie wir an früherer Stelle ausgeführt haben, bei manchen, insbesondere geistig tiefer stehenden Menschen eng mit der Anschauung bestimmter Farben zusammenhängen kann. Schon Lange (a. a. O., 186) macht aufmerksam, daß die Ideenassoziation zwischen Farbenlust und Sexualtrieb beim primitiven Menschen eine besonders lebhafte ist, zumal, wie wir schon bei Besprechung der Körperbemalung erwähnten, letztere meist in der Zeit der beginnenden Geschlechtsreife ausgeführt wird.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Konstitution und Sexualität.

Von Dr. Schultz-Hencke in Berlin.

In der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenetik wurde über das obige Thema eine Reihe von Vorträgen gehalten, über die im folgenden berichtet werden soll.

(Über den ersten Vortrag von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Kraus, Berlin, kann infolge eines Verkehrsunfalles eine Referierung bedauerlicherweise nicht erfolgen.)

---

[67]) Havelock Ellis, Mann und Weib. Würzburg 1909, 181.

[68]) J. Sadger, Ein Beitrag zum Farbenhören. Deutsche Psychologie, Bd. III, H. 10 (nach dem Referat in: Zeitschr. f. Sexualw. VIII, 1921, 207).

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!



Professor Hartmann, Dahlem: Die biologischen Grundlagen der sexuellen Konstitution.

Im Vordergrunde der Betrachtungen mußte, dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend, das enge begrenzte Thema der Geschlechtsbestimmung stehen; hier beleuchtet unter dem Gesichtspunkt der mikroskopisch faßbaren Zellvorgänge. Als für gewisse Gruppen der Lebewesen ausschlaggebend erwiesen sich Vorgänge bei der Genese der Keimprodukte, der Eier und Samen. Festzustellen an dem besonderen Verhalten der Chromosomen. Im Gegensatz zu diploiden Zellformen, zu denen die Vorstufen des reifen Eis gehören, weisen die haploiden der Samenzellen ein ungerades Chromosom auf, das bei der Reduktionsteilung jeweilig nur einer Hälfte der Samenzellen zugute kommt und so bei der Verschmelzung mit der nicht ebenso differenzierten Eizelle zur Bestimmung des Geschlechts zu dienen vermag. Haftet an dem erwähnten, ausgezeichneten Chromosom eindeutig ein besonderer Erbfaktor, z. B. die Farbenblindheit, so bewirkt dies, über die bloße Geschlechtsbestimmung hinaus, mendelnd das Vorkommen jenes Faktors bei nur einem Geschlecht. — Andere Tierformen niederer Art zeigen im Auftreten intersexueller Typen die mannigfachsten Formen einer quantitativ verschiedengradigen Unterdrückung der Charaktere eines Geschlechts und demgemäßen Hervorhebung der des anderen. H. betonte hier besonders die große, überraschende Verwickeltheit des Problems, das sich, mit unbekanntem Hintergrund, lediglich als quantitativ durch irgendeinen determinierenden Faktor bestimmtes ansprechen lasse und keineswegs als ein durch einfache, eindeutige morphologische Faktoren. Ergänzend habe sich z. B. bei Rindern feststellen lassen, daß hormonale Vorgänge die Fähigkeit haben, eine bereits eingeschlagene Richtung auf ein Geschlecht quantitativ mehr oder weniger abzuändern, also auch hier intersexuelle Individuen hervorzubringen. So leiten diese Ergebnisse über zu weiteren bei niederen Pflanzen, bei denen sich eine allgemeine Möglichkeit feststellen ließ, beide Geschlechter aus gleichem Material zu liefern, lediglich bestimmt in der endlichen Richtung durch äußere Faktoren. Deshalb kann es nicht wundernehmen, wenn das Problem der Geschlechtsbestimmung sich bei gewissen Protozoen dahin zuspitzt, daß ein kontinuierlicher Übergang zwischen männlich und weiblich charakterisierten Sporen feststellbar ist, so daß der Schluß nahegelegt wird, männlich und weiblich zu sein, sei das Charakteristikum aller Zellen. So zeigen auch allereinfachste Protozoen, daß während ihrer künstlich mit Sicherheit hervorzurufenden Fortpflanzungsepisode differenziert-sexueller Art männliche, von weiblichen deutlich unterscheidbare Zellen zur Konjugation gelangen. Da determinierende Faktoren hier vorläufig nicht auffindbar sind, so löst sich das scheinbar einfach gelöste Problem in eine Reihe sicher differenzierender Teilantworten auf. An anderen Stellen bleibt das Problem, sogar das der bloßen Geschlechtsbestimmung, als solches bestehen.

Privatdozent Kretschmer, Tübingen: Die Psychologie und Pathologie der sexuellen Konstitution.

H. spezifizierte. Er bezeichnete als sein eigentliches, engeres Thema: den Zusammenhang zwischen der sexuellen Konstitution und den höheren Funktionen der menschlichen Persönlichkeit. Er suchte zu einer Gruppierung konstitutioneller Faktoren zu gelangen — unter der Voraussetzung, es handle sich da eben um Konstitutionelles — dadurch, daß er, eine allgemeine sexuelle Energie annehmend, die stark an die Libido Freuds erinnerte, ihre verschiedenen „Irradiationen" in andere seelische Gebiete betrachtete. Als wesentliche Gruppen wurden die zyklothyme, die schizothyme, die sadistisch-masochistische und die paranoische hervorgehoben. Die Perversionen wurden aufgefaßt etwa im Sinne Freuds als Affektverschiebung; etwa vom Ganzen des Sexualobjekts auf seine Teile. Ergänzend zu diesem Versuch einer Gruppierung der verschiedenen Irradiationsarten oder -richtungen trat die in Kretschmers Buch: „Körperbau und Charakter" bereits eingehende Behandlung des Problems der pyknischen, also hier biologisch-physisch angefaßten, und asthenischen Konstitution hervor, die in engste Verbindung mit dem anderen Gegensatzpaar: zyklothym und schizothym, gebracht wurden. Einen wesentlichen, ergänzenden statistischen Hinweis bedeutete die Feststellung, daß ein sehr erheblicher Prozentsatz aller Homosexuellen zum asthenischen Typus gehöre; allerdings handelt es sich da um solche Homosexuelle, die die Sprechstunde aufsuchen. Eine Reihe von Beispielen veranschaulichte jeweilig die Auffassung K.s. Doch zeigten die Versuche, auf diesem Wege psychologischer Erklärung und Typisierung in das Leben z. B. der anerkannt Genialen einzudringen, daß es sich hier zwar um Fortschritte der Wissenschaft, aber doch noch um recht tastende handelt. Als Hemmung für ein weiteres, tieferes Eindringen in die Psychogenese auffallender Naturen scheint K. stets eine nicht völlig durchgeführte Auseinandersetzung mit dem Problem der Wertphilosophie zu begleiten. Das zeigte sich besonders z. B., als es galt zu der Frage Stellung zu nehmen, wie sich wohl Krankhaftigkeit und Berühmt-



heit zueinander verhalten. Im Gegensatz zur flüchtigen Behandlung der von ihm angenommenen paranoischen Konstitutionskomponente tat K. einen kräftigen Schritt zur tieferen Erfassung des Zwangsneurosenproblems. Hier stellte er sich unumwunden auf Seiten der psychoanalytischen Feststellungen Freuds, ohne doch auch da das bereits Greifbare kräftig anzupacken. Andernfalls hätte aber wohl das Problem der Konstitution noch eine Zeitlang ruhen und einer tieferen Erforschung der Beziehung zwischen elementaren psychosexuellen Phänomenen und der einzelnen anschaulichen, individuellen Persönlichkeit Platz machen müssen. Es scheint uns heute doch noch nicht vergönnt zu sein, „die" Genialen oder „das" Geniale oder auch nur „höhere Geistige" gleichzeitig umfassend und doch ausreichend tief in einem kurzen Referat zu behandeln.

Professor Hübner, Bonn: Sexualkonstitution und Rechtslehre.

H. gab zunächst einen Überblick über die in diesen Zusammenhang fallenden Rechstgebiete. Zunächst innerhalb des Bürgerlichen Rechts die Frage des Schadenersatzes beim Geschlechtsverkehr, die der Ehegefährdung, die der Schenkungen und letztwilligen Verfügungen. Auch zum Beamten- und Disziplinarrecht finden sich Beziehungen. Schließlich zum Versicherungsrecht. Hinsichtlich dieser Gebiete stehen im Vordergrund sexualkonstitutioneller Betrachtung die Frage der Zurechnungsfähigkeit und der Gültigkeit von Zeugenaussagen.

Aus diesem großen Gebiet allgemeinerer Fragestellungen heben sich 3 Gruppen heraus: 1. die der sexuellen Frühreife; 2. die der Hörigkeit; 3. diejenige, die sich damit beschäftigt, abgesehen von der Frage, ob eine Verfehlung im Sinne des Gesetzes vorliegt, festzustellen, ob, der Delinquent richtigerweise bestraft werden soll oder nicht. — Hinsichtlich der sexuellen Frühreife erhob er die Forderung gründlichster Vertiefung in den einzelnen Fall. Die Onanie, deren frühesten Beginn er etwa ins 9. Jahr verlegt, sei das wesentlichste Symptom. An ein Nachlassen stark sinnlicher Veranlagung sei in der Regel nicht zu denken. Nur 3 unter 21 genau beobachteten Fällen waren im Laufe der Jahre nicht sozial gesunken. — Zur Frage der Hörigkeit brachte er ebenso wie zum vorigen, anschauliche Beispiele, die erhärten sollten, wie sehr man bei Delikten an die Möglichkeit irgendwelchen Hörigkeitsverhältnisses zu denken habe, sei es an eine überstarke Sexualität des Hörigen, sei es an die besondere Suggestivkraft des Beherrschenden, oder nur an Unerfahrenheit. Der pseudologischen Reaktion des beherrschenden Teiles käme eine wesentliche Rolle zu. — Handelt es sich um die Frage sexueller Motivation bei Delikten, so muß auch hier eine enge Zusammenarbeit von Juristen und Medizinern einsetzen. Z. B. unterscheide das Gesetz scharf zwischen einem Diebstahl, der nur in einer vorübergehenden Aneignung einer Sache und deren Benutzung bestehe, und dem, der in der Absicht erfolge, eine Sache dauernd in Besitz zu nehmen. Sexuelle Motive können zu beiden Arten von Delikten führen. Es ist Sache des Mediziners, zu entscheiden, welcher psychologische Hintergrund im gegebenen Fall vorliegt. Je nachdem müsse Bestrafung oder Freisprechung erfolgen. — Hinsichtlich des Betruges spielt die Frage der Zurechnungsfähigkeit die entscheidende Rolle. — Auch Freiheitsberaubungen können durch sexuelle Strebungen motiviert werden. Sie müssen ebenfalls durchaus auf den Charakter der Beweggründe hin untersucht werden. — Zusammenfassend charakterisierte H. die heutige Lage dahin, daß eine recht erhebliche Zahl von Fällen heute nicht so schwer wie üblich bestraft werden dürfte, daß aber andererseits vor einer undifferenzierten Form, wegen allgemein pathologischen Gebarens Straffreiheit zuzubilligen, zu warnen sei.

Professor Matthes, Innsbruck: Die Sexualkonstitution in der Gynäkologie.

M. stellte die Frage nach den sexuellen Grundtypen in der großen Mannigfaltigkeit der verschiedenen Einzelindividuen. Er unterscheidet eine „Zukunftsform", die ihm nur beim ♂ Geschlecht deutlich erkennbar zu sein scheint, eine pralle Jugendform, die ungefähr dem jugendlichen Pykniker Kretschmers entspreche, — Beispiel für diese Form sei etwa der Axolotl unter den Tieren — und schließlich die mit Status hypoplasticus behafteten Individuen, die den Schizothymen Kretschmers etwa entsprechen. Letztere wieder seien das Sammelbecken der intersexuellen Typen, für die Bildmaterial mit Hinweis auf Eigentümlichkeiten der Körperbehaarung besonders beigebracht wurde.

Professor Posner, Berlin: Die Sexualkonstitution in der Andrologie.

P. bezeichnete seine Ausführung als einen ersten Beginn, ein systematisch noch wenig beackertes Feld zu überschauen. Daher könne man sich zunächst nur auf genaue Beschreibung von Zustandsbildern beschränken. Eine Reihe auch sonst wohlbekannter, pathologischer Erscheinungen, wie Hypospadie, Varikozele, Induratio penis plastica werden



auf ihre konstitutionelle Bedeutung hin betrachtet. Prostata und Keimdrüsen finden besondere Beachtung. Vor einer Überschätzung der Wirkung der Hormone wird gewarnt und der des Nervensystems ein bedeutenderer Einfluß als üblich zugewiesen.

Professor Mühsam, Berlin: Die Sexualkonstitution in der Chirurgie.

Nach einem Überblick über die Möglichkeiten für die Chirurgie, in die Sexualkonstitution einzugreifen, gibt M. eine Anzah von Fällen, in denen eine Spätkastration ganz auffallend und günstig in das gesamte Sexualleben der bis dahin leidenden Patienten eingegriffen hat. Und zwar, obgleich die Spätkastration sonst im allgemeinen durchaus wechselnde Erscheinungen hervorrufe. Es wurden erörtert die Heilung eines Transvestiten, eines an Selbstmordimpulsen infolge sexueller Ideen leidenden Patienten, eines homosexuellen Dipsomanen (vorübergehend), eines Patienten, der, als Ehemann, den Zwang fühlte, sich ganz jungen Mädchen zu nähern. — Erfolge nach der Spätkastration eine Keimdrüsentransplantation, so stehe wohl als günstige Wirkung im Vordergrund die Ausschüttung der Sekrete. Bei einzelnen Neurasthenikern habe die Transplantation einen guten Erfolg gezeitigt, bei psychisch Impotenten einen rein negativen, einen sehr fraglichen bei Homosexuellen.

Professor Peritz, Berlin: Keimdrüsen und Zentralnervensystem.

P., dessen Ausführungen bereits eine sehr erhebliche Kondensation zeigten und im wesentlichen einer theoretisch-systematischen Vertiefung dienen sollten, machte den Versuch, dem Zentralnervensystem einen Platz unter den konstitutionellen Faktoren auch der Sexualität wieder einzuräumen, der ihm im Gewühl der Ansprüche so vieler Organe und Sekrete verloren zu gehen drohe. Dieser Versuch erwies sich theoretisch deshalb als so aussichtsvoll, weil er die vielen konkret-praktischen Lücken in unserem Wissen auszufüllen trachtete.

Dr. M. Hirschfeld, Berlin: Die intersexuelle Konstitution beim Menschen.

Statistisch feststellbare körperliche Besonderheiten gaben H. die Überzeugung vom Vorhandensein sexueller Zwischenstufen auch bei dem menschlichen Material, das sonst im wesentlichen nur unter psychologischen Gesichtspunkten beschrieben zu werden pflegt. Es gibt konstitutionell Homosexuelle, lautete die These, zu deren Veranschaulichung reiches Bildermaterial herangezogen wurde. H. versuchte besonders eine laufende Reihe von den Transvestiten über die Homosexuellen, Androgynen und die Vorstufen des Hermaphroditismus zu diesem selbst herzustellen.

Vom kosmogonischen Eros.

Von Richard Samuel, cand. phil.

Das Buch von Ludwig Klages [1]) — wie der Titel erweist, ein Bruchstück aus einer großen noch nicht abgeschlossenen völkerpsychologischen Arbeit — ist nicht mit einseitigen Wertmaßstäben zu messen. Seine Einzeldarlegungen können von fachwissenschaftlicher Seite widerlegt und richtiggestellt werden, die Tendenz kann als falsch und irreführend von der Spezialforschung abgelehnt werden, aber das ist mit einer Berichterstattung nicht gewollt. Sie muß zunächst das Buch als Ganzes nehmen, als Ausdruck eines künstlerischen Willens, der sich der wissenschaftlichen und psychologischen Forschung als edelsten Mittels bedient, um Wege zur Lebensgestaltung zu zeigen, um den Sinn des Alltäglichen aufzudecken und das, was nüchterne Beobachtung, analytischer Untersuchungsgeist unerbittlichen Tatsachen gegenüber eigentlich nur feststellt, zu vertiefen und zu deuten. Klages gibt der Welt der Wirklichkeit die Beziehung aufs Ewige, Kosmische, letzthin Unerfaßliche und geht damit den Weg so manches modernen Forschers, der die Aufgabe der Tatsachenwissenschaft durch die Arbeit des 19. Jahrhunderts als annähernd erfüllt ansieht und nun Durchdringung, Sinn, sozusagen praktische Anwendung zu geben gewillt ist. Ein solcher Wissenschaftler muß Künstlerblut in sich haben, und ein so geartetes, intuitiv durchgeformtes wissenschaftliches Werk muß als Kunstwerk genommen, oder es muß als Ausgeburt eines phantastischen Träumers beiseite gelegt werden.

Klages geht hinweg über das fleißerfüllte Streben der Sexualwissenschaft, die Einzelheiten des sexuellen Lebens und der damit verbundenen psychologischen und physio-

[1]) München 1922, Georg Müller, 185 S.

6*



logischen Phänomene ins rechte Licht zu stellen und auf ihre Voraussetzungen im menschlichen Organismus festzulegen. Er wirft diesen wissenschaftlichen Bemühungen Einseitigkeit, Begrenztheit, Verranntheit vor und will selbst vorstoßen in die Tiefen des elementaren allumfassenden, allschöpferischen Eros, der weit hinaus reicht über die Grenzen des Einzel-Ich und seine psychologische Bedingtheit. Er will den Eros hinausheben über den Mechanismus der im Individuum und seinem gesetzmäßig abratternden Gang eingefangenen Seele und will ihr die Verbindung wiedergeben mit dem All, dem Kosmos, dem Weltganzen, dem Überindividuellen, die sie einst gehabt hat und in einem bestimmten Augenblick verlor.

Leugnung der Isoliertheit des psychischen Organismus des Menschen ist das erste, was Klages abhebt von der Forschung der Gegenwartspsychologie. Damit fällt auch bei ihm fort die Erklärung der Erscheinungen des gesamterotischen Lebens allein aus den psychischen Bedingungen des Einzelmenschen. Er ist Idealist, indem er annimmt, daß im Einzelmenschen sich abspielende Vorgänge und Tatsachen der unmittelbaren Wirklichkeit gegründet sind in höheren überindividuellen Realitäten. Nicht der Mechanismus des Ich ist der Erzeuger von Ideen, von sinnbegründeten Handlungen und großen Werken, sondern überindividuelle Gegebenheiten, Elementaritäten, die das Ich als die höchstorganisierte Ausdrucksform zum Mittel erwählen und befruchten. So geschieht es, daß Klages alle Gesetzmäßigkeiten, aus denen die psychologischen Forschungen, Handlungen, Gedankengänge, Werkschöpfungen des Menschen herleitet, verleugnet; daß er vor allem das Reich des Eros, das auch er als Mensch und Ich beherrschend, als Zentralreich und letzte Sinngebungsquelle menschlichen Daseins bezeichnet, in seiner Grundhaftigkeit dem Ich als Erzeugungsgebiet entzieht und in höhere Sinnsphären verlegt.

Klages sucht die Grundform des großen, die Geschichte durchwaltenden und die Geschichte gestaltenden Prinzips, des Eros, aus der sich alle Abwandlungs- und Ausdrucksformen des erotischen Lebens in seinen höheren und niederen Gestaltungen herleiten. Er findet sie nicht im Geschlechtstrieb; nicht im Begattungs- und Fortpflanzungsdrang, im Hinziehen der Geschlechter zueinander. Deshalb Opposition gegen die „Sexualapostel", auch gegen Schopenhauer. Er findet sie auch nicht in den vielen Abarten erotischen Lebens, die er im ersten Kapitel untersucht. Klages läßt sich hier auf sehr feinsinnige sprachliche und sprachpsychologische Beobachtungen ein. Er scheidet und begrenzt scharf, um den Boden zu gewinnen für die eigene Erkenntnis. Eros ist nicht gleich Liebe und Eros ist nicht gleich Sexus — ist das Hauptergebnis.

Der wesentliche Gegensatz neben vielen andern Polaritäten, die das Buch aufstellt, um die Grundfragen ins klare Licht zu stellen, ist der von Eros und Sexus, den die Sexualwissenschaft nicht gelten läßt in dem Sinne, daß der Eros der unbedingt beherrschende, überwertige, der grundzeugende ist. Der Sexus beherrscht nach ihr alle Formen erotischen Lebens, der Geschlechtstrieb ist der gestaltende Faktor allen menschlichen Handelns; der Eros ist nur verfeinerte, sublimierte, abgewandelte Ausdrucksform; aber ohne den Geschlechtstrieb nicht zu denken. Eros und Sexus wird vielfach von ihr überhaupt nicht getrennt. Der Eros ist das Erzeugnis einer nach Verfeinerung drängenden, nach Reizsteigerung lüsternen Kultur, aber ganz im Banne des übermächtigen Sexualtriebs. Anders bei Klages. Er sieht im Sexus das Walten des Tiers im Menschen, der reinen Bedürfnischarakter trägt, der den hohen Begriff der Wollust verengt und erniedrigt und der schmähliche Rest des allschöpferischen Urtriebes ist, im Lauf einer geschichtlichen Entwicklung allein von ihm übriggeblieben.

Diese Kritik am Sexualbegriff der Zeit, der zugleich Ausdruck einer bestimmten Stufe der Menschheitsentwicklung ist, ist zugleich Kritik an der Zeit selbst. Und diese Zeitkritik macht Klages zum Geschichtsphilosophen; wie sie Rousseau zum Romantiker und Nietzsche zum Geschichtsphilosophen machte. Er sucht das, was ihm selber Sinn des Lebens zu sein scheint: den Urbegriff, den Ureros, den e l e m e n t a r e n Eros in der Geschichte. Er findet, daß er sich in frühen Zeiten menschlichen Kultur- und Gesellschaftslebens einmal verwirklicht hatte, daß er von da aus den Gang alles Schicksalbehafteten nahm, erstarrte, sich zerteilte, sich erniedrigte und nur noch, völlig verschüttet, in abartigen Formen dem hell Sehenden sich ankündigt. Dualität und Einseitigkeit bekämpft Klages am stärksten. Wie er den Geschlechtstrieb als einseitige Form ablehnt, so auch jene andre Gestalt spirituellen erotischen Lebens, die von Plato vor allem formuliert wurde und zugleich den Dualismus von Ich und Welt, hoch und niedrig, Geist und Materie zur unerbittlichen Zweispaltigkeit machte. Gegen Plato richtet sich besonders heftig das zweite Kapitel über den Eros des Altertums und zugleich gegen den Geist in seiner abstrakten, schemenhaften, begrifflichenden und mechanisierenden Vorherrschaft. Klages bekämpft jede überweltlich, jenseits des Erdenen liegende Liebesidee, die den Erlösungsgedanken verkündigt und wie er den Platonismus mit Nietzsche präexistentes Christentum

nennt, so wendet er sich mit noch größerer Schärfe gegen Paulus und seine gleichmacherische, den Ureros in schmählichster Weise verhöhnende Idee der Nächstenliebe.

Den elementaren, kosmischen und kosmogonischen Eros, der jene Polaritäten von Sexus und Liebe vereinigt in der großen Synthese des weltumfassenden Rausches, findet Klages im Urgriechentum als Dämon elementarer Naturgewalten, bei Hesiod und den Fragmenten der Sekten und Geheimbünde, vor allem bei den ersten Orphikern, bis er, der „Dämon planetarischer Schwangerschaft und ewiger Wiedergeburt" untergeht und von ihm allein übrigbleibt der Eros flüchtiger Leidenschaft des alexandrinischen Rokoko, der im Latinismus ganz entgöttert als beflügelter, pfeilsendender Amor auftritt. Immer wieder aber taucht der ursprüngliche Eros, der im Reiche der großen Mysteriengötter stand, auf in den Erlebnissen der Ekstatiker und Mystiker. Klages ist sich bewußt, daß er einen Schritt in die „esoterische Wissenschaft" tun muß, um das Wesen seines Eros zu finden und er verlangt von dem ihm Folgenden, daß er irgendein Erlebnis ähnlicher Art aufzuweisen haben muß, um zu verstehen, was hier gemeint, gesucht und gewollt wird. (S. 33.) Hier liegt der Angelpunkt für die Beurteilung so mancher modernen weltanschaulichen Bewegung, die andere Denk- und Erlebniswege geht, als die von der naturwissenschaftlichen Forschung des 19. Jahrhunderts begangenen. Beweise für die aufgestellten Denkmethoden sind nicht erkennbar, sondern nur spürbar, am eigenen Leibe erfahrbar. Es liegt hier dieselbe Forderung zum Mitgehen des Weges vor, das allein ein endgültiges Urteil ermöglicht, wie etwa in den modernen Bewegungen der Anthroposophie und Psychoanalyse. Die bisherigen Begriffe und auf ihnen aufgebauten Systeme vom Mechanismus und Organismus der Seele reichen nicht mehr aus. Zugrunde liegt ein neues „Erlebnis", das den gesamten Menschen, nicht nur seinen Geist und Verstand, seine logische Erkenntniskraft in Anspruch nimmt.

Durch einen neuen Weg sucht Klages die Rückkehr zum „kosmogonischen" Eros, den er elementar-kosmisch nennt, weil er ein Sich-durchpulst-fühlen von einem weltverbindenden magnetischen Strom bedeutet, der alle Polaritäten der Welt zusammenknüpft. Kosmogonisch ist er, weil er zu einem Zustand sich ergießender Fülle wird, in dem das Innere Äußeres wird, Welt wird und sich zur höchsten synthetischen Schöpfung erhebt. Dieser Zustand der Gottbefreiung aus Menschen und Dingen, der Überfluß und nicht Mangel oder Bedürftigkeit ist, gegen den die reine Geschlechtsbrunst ein armseliges, sich verflüchtigendes Erlebnis bedeutet, der die Wollust des Aufgangs und Untergangs rauschhaft erlebt und in entfesselter Raserei wie in kristallener Entrücktheit sich kundtut, ist für Klages die Ekstase, in der sich die Seele vom Geiste befreit, um den Ureros zu gewinnen. Den Zustand und das Wesen der Ekstase zu analysieren ist für Klages Voraussetzung, um das Wesen des kosmogonischen Eros zu erfassen. In zwei großen Kapiteln, voll von völkerpsychologischen Beobachtungen, von vergleichenden Erlebnissen großer Mystiker und „primitiver" Kulturzustände, von Deutungen bedeutsamer Sagenmotive und Symbolformen entledigt sich der Verfasser dieser Aufgabe, um in einer abschließenden Betrachtung „vom Ahnendienst" das Todesproblem als das wichtigste für den elementaren Eros zu behandeln und die Realität seiner kosmischen Wesenhaftigkeit zu erweisen.

Klages auf den verschlungenen Wegen seiner Darstellung zu folgen, die fundiert ist durch schwierige Gedankengänge, welche entlegenen und im vergangenen Zeitalter der rationalen Philosophie so vernachlässigten Gebieten der Philosophiegeschichte angehören, ist nicht Aufgabe einer einfachen Berichterstattung. Auf einige Hauptgedanken sei hingewiesen.

Klages versucht das Erkenntniserlebnis des frühen vorgeschichtlichen Menschen zu ermitteln, das für ihn ein grundsätzlich anderes ist als das des modernen Menschen und das er deshalb nicht als „primitiv" bezeichnet, sondern als die große Kulturstufe der Herrschaft der Seele, die in der geschichtlichen Zeit vom Geist vergewaltigt und damit vom All getrennt wurde, die so erstarrte und sich mechanisierte, daß die Gegenwart auf dem Wege zur nachgeschichtlichen Epoche steht, wo nur noch die „scheinlebendige Larve" herrscht: Untergang des Abendlandes.

Für die frühe Menschheit gab es andere Realitäten, das ist der wesentliche Unterschied von den heutigen Erkenntnismöglichkeiten. Sie hatte die Kraft zu einer wahrhaften „Schau der Bilder", in der sich Klages' Idealismus erfüllt und der so zentral verschieden ist, von der „Wahrnehmung der Dinge", von der Erkenntnis der Ideen bei Schopenhauer und Plato. In einem überwältigenden Reichtum der Sprache, der sich an Nietzsche und Stefan George nährt, weiß Klages diese entscheidenden Polaritäten nicht zu begrifflichen, sondern sinnlich auszumalen: Wie die Bilder, die der Ekstatiker erlebt, Gegenbilder der schauenden Seele, die Ideen der Idealisten Erzeugnisse des urteilenden Geistes, Schemen abstrakte Begriffe usw. sind. Klages will unmittelbare Gegenwärtig-



keit, Personhaftigkeit der Bilder, die mit alles verdrängender Wirklichkeitsmacht in der ekstatischen Schauung an Stelle der Welt der Tatsachen treten.

Raum und Zeit treten in neue Verhältnisse.

Das Bild hat Ferncharakter und damit Vergangenheitscharakter. Das Vergangene wird in der ekstatischen Schauung unmittelbar erlebt und der Eros, der in dieser Schauung wirksam ist, ist der Eros der Ferne, der den Schauenden in unmittelbare Verbindung setzt mit der Welt der Gestirne, dem Kosmos. Der Eros der Ferne steht im Gegensatz zum Eros der Nähe, der Vermischtsein, Besitz, aber keine dauernde Befriedigung, keine unmittelbare höchste Wollust verleiht. Dieser Eros zur Ferne, der zugleich Eros zum Ehemals ist, drückt sich am stärksten aus im Totenkult früher Völker, denen der Tod kein Abbruch war des Lebens und die deshalb nie die Trennung von Diesseits und Jenseits kannten, oder den Unsterblichkeitsglauben im Jenseits verkünden konnten wie Plato, Plotin das Christentum und Schopenhauer „vom Logos verführt". Im Eros der Ferne wird Vergangenheit und Zukunft, Erde und Himmel als Einheit erlebt. Die Seele wird entgeistet, das Ich vergeht und es ersteht auf — „das Leben".

Dieser Eros verlangt als Ausdrucksformen nicht die Vermischung der Leiber; nicht die Geschlechtsbrunst; nicht unbedingt Zweigeschlechtlichkeit; sie geben nicht letztes Erwachen, sondern ihre Folge ist Unerlöstheit aus der Einsamkeit wie zuvor. Deshalb ist die Liebe des Mannes zum Manne in der Männerbundschaft stärker, tiefer, reiner, weil hier sich die Tat als Folge zeigt, in der Blutsbruderschaft, der heiligen Schar der Thebaner, dem Gefolgsmannentum. Dagegen unerläßlich zum Erlebnis des Eros ist die „Zweischaft", die Gemeinsamkeit zweier Elemente, die sich in der Einzelseele allein ausgestalten können (die Androgynenidee!), die aber ihre höchste Erfüllung erhält, wenn zwei Menschen gemeinsam das Erlebnis der Schauung erleiden, wenn sie gemeinsam „sympathetisch" mit dem kosmogonischen Eros verbunden sind.

Klages ist Mystiker ganz bestimmt gearteter Richtung. Was besonders an seinem mystischen Erlebnis sich hervortut, ist die Bejahung des Lebens und der Erde, die Ablehnung des Anachoretentums und der Gewinnung reiner Jenseitigkeit. Paradoxität ist das Wesen seiner Lehre; denn auch der „Besitz" ist ihm nicht wesentlich. Wesentlich ist ihm nur das Erlebnis der Elementargewalt des Eros. Urgriechentum und Romantik, Nietzsche und George mischen ihre Ideenwelten in imponierender Zeugungskraft in Klages' Geist. Er will die völkerpsychologische Forschung da fortführen, wo das 19. Jahrhundert die verheißenden Anfänge eines Burkhardt, Nietzsche, Rohde, Bachofen verschüttete. Alfred Schulers Forschungen verheißen ihm in der Gegenwart die stärksten Lichtblicke für die neue Erkenntnis der Seele.

Kritik an den Einzeldarlegungen kann, wie eingangs erwähnt, nur von der Fachwissenschaft geübt werden, insbesondere verdient die Symboldeutung besondere Beachtung der einschlägigen Forschung. Der diametrale Gegensatz zu Freuds Ergebnissen springt in die Augen. In vorliegendem Referat wurde versucht, den Geist des Buches darstellend aufleuchten zu lassen, der gerade an dieser Stelle bedeutsam erscheint; denn der Verfasser sucht ein von der Sexualwissenschaft vernachlässigtes Problem in zumindest eigenartiger Weise zu erfassen: die Gegebenheiten des menschlichen Trieblebens und seiner Ausdrucksformen einzuordnen nicht nur in das Wirken des gesamtmenschlichen Lebens, sondern der Weltbegebenheit überhaupt. Die wissenschaftliche Grundlage ist Klages nicht abzusprechen; die Synthese und philosophische Durchdringung versucht der Künstler. Hauptmittel ist ihm die Formkraft der Sprache. So rücken auch die formalen Bedingungen ihn, wie die inhaltlichen, in die Nähe Nietzsches. Klages empfing für sein kleines, aber gedankentiefes und inhaltsreiches Werk den Nietzschepreis von 1922.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Psychiatrie und Rassenhygiene.

In der Klin. Wochenschrift (I. 38, 1922) erörtert Privatdozent Dr. Hermann Hoffmann die Vererbung in der Psychiatrie. H. betont, „daß unsere Kenntnis des Erbganges bei allen psychischen Anomalien noch außerordentlich lückenhaft ist. Infolgedessen kann von einer rassenhygienischen Auswertung, die ja das praktische Ziel der menschlichen Erblichkeitsforschung sein soll, heute noch nicht die Rede sein. Nur einige ganz allgemeine Grundsätze lassen sich für eine Eheberatung aufstellen. Menschen, die an einer konstitutionellen Geisteskrankheit leiden oder früher einmal an einer solchen gelitten haben, sollten tunlichst eine Nachkommenschaft vermeiden. Nicht geisteskranke



Glieder aus schwer belasteten Familien sollten darauf bedacht sein, nur in Familien mit gesunder, stabiler, psychischer Veranlagung einzuheiraten. Diese Vorschriften lassen sich sowohl für manisch-depressives Irresein wie für die Dementia praecox und die ihr verwandten Psychosen vertreten. Bei der Epilepsie darf man sich wohl etwas milder ausdrücken. Immerhin wird man einem gesunden Menschen nur schwer raten können, sich mit einem Gliede einer epileptischen Familie zu verbinden. Ganz bestimmte Vorschriften sollte man dagegen sowohl für den Schwachsinn als auch für die moralische Degeneration aufstellen. Diese Abnormitäten sollten, zum mindesten in ihren schweren Formen, unbedingt ausgerottet werden. Insbesondere sollte den ausgeprägten Typen des moralischen Schwachsinns im Interesse der Allgemeinheit auf gesetzlichem Wege die Kindererzeugung unmöglich gemacht werden."

Über Hodentransplantation.

Im Verein der Ärzte in Halle a. S. behandelte Dr. Lieschied das Thema vom klinischen und tierexperimentellen Standpunkt aus. Er berichtet über 4 recht verschieden geartete Fälle von Impotenz, bei denen in der üblichen Weise Hoden auf den angefrischten, schrägen Bauchmuskel transplantiert wurden. In sämtlichen Fällen war am 4.—10. Tag nach dem Eingriff subjektiv von den Kranken ein Erfolg verspürt worden, der in 2 Fällen auch objektiv durch des Auftreten von Erektion und Pollution bestätigt wurde. Nach Verlauf von einigen Wochen war jedoch bei sämtlichen Kranken der Zustand wie vor der Operation. Irgendein Einfluß der Transplantation war auch weiterhin nicht festzustellen. Bei den Versuchen an Hunden war für den Vortr. die Frage der Einheilungsmöglichkeit des Transplantates der leitende Gedanke. Die Hoden wurden teils auto-, teils homöoplastisch an die verschiedensten Stellen des Organismus transplantiert, und die Transplantate nach Tagen bis Monaten wieder entfernt und histologisch untersucht. Dabei ergab sich, daß sämtliche Transplantate histologisch zugrunde gegangen waren. Auf Grund dieser Ergebnisse und auch des klinischen Mißerfolges hält L. den anfänglichen Scheinerfolg für psychisch oder auch durch eine vorübergehende Zellaktivierung der atrophischen Hoden durch die Hormone des Transplantates bedingt.

Besprechung. Herr Stieve: Im Tierversuch lassen sich die Hoden für eine Dauer von 1—2 Jahren übertragen. Voraussetzung ist gute Technik (nicht auf die Faszie, sondern in den Muskel überpflanzen) und wirklich erfolgte Einheilung. Der generative Anteil kann sehr lange erhalten bleiben. Aber auch beim Menschen sind schon in der Literatur sehr gute Resultate berichtet worden, z. B. von Lichtenstern.

Herr Stieda hat zwei Hodentransplantationen gemacht. In einem Falle wurde ein voller Erfolg erzielt. Der Kranke ist jetzt, 11 Monate nach dem Eingriff, vollkommen koitusfähig. Das richtige Einwachsen des Transplantates zeigte sich schon zu Anfang darin, daß drei Tage nach der Operation, bei Druck auf den neuen Hoden der typische Druckschmerz auftrat. Trotz jetzt also guter Funktion ist das Transplantat unter der Bauchhaut jetzt nicht mehr zu fühlen. Vielleicht handelt es sich um die Reaktivierung des alten Hodenrestes. (Münchn. med. Wochenschr. 1923, 19/I.)

Bücherbesprechungen.

1) **Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens.** Herausgegeben von Dr. Hermine Hug-Hellmuth. I. Band der Quellenschriften zur seelischen Entwicklung. 3. Auflage. Wien, Leipzig 1922, Internation. Psychoanalyt. Verlag.

Von Dr. med. Hermine Hug-Hellmuth.

Das „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens", das Professor Freud in seinem Brief an mich als Herausgeberin als „Juwel" in der Literatur der Selbstbekenntnisse bezeichnet, gibt uns den tiefsten Einblick in das Innenleben der Mädchen in den Vorpubertätsjahren. Gerade weil es nicht aus der Erinnerung rekonstruiert und darin nicht die entschwundene Jugend nachgefühlt und geschildert wird, sondern die Ereignisse des Familien- und Schullebens in unmittelbarem Erleben aufgezeichnet sind, ist es von so hohem Reiz für jeden, der sich in die Rätsel der Kindesseele versenken will. Alle die halbverstandenen Wünsche, Erwartungen, welche die beginnende Reife im Mädchen wecken, vor allem das Interesse am Sexualproblem, das die junge Seele um so unablässiger beschäftigt, je ängstlicher die Erwachsenen es zu verheimlichen sich mühen, tritt dem



Leser so deutlich entgegen, daß ihm die eigene Jugend mit ihren Zweifeln und Kämpfen, ihrer Erlebensgier und -bangnis, ihren rasch geknüpften und ebenso rasch gelösten geselligen Beziehungen aus den Schatten der Vergangenheit farbenstark hervorleuchten. Man erlebt seine Kindheits- und Jugendjahre wieder bei der Lektüre dieses Tagebuches, und darin offenbart sich die Echtheit der Aufzeichnungen. Wenn sich auch Stimmen erheben, die der jungen Rita Oberflächlichkeit, Mangel an großen Interessen vorwerfen, sind doch Tausende, die aufrichtig bekennen, daß ihr Jugendleben genau so unter dem bestimmenden Einfluß der gleichen Eindrücke des Alltags sich abspielte. Für das heranwachsende Mädchen gewisser Wiener Gesellschaftsschichten der Vorkriegszeit war eben die Familie und ihre Beziehungen zu einer engbegrenzten Umwelt der Mittelpunkt, um den das Leben mit seinen kleinen Interessen, die dem Kind groß und wichtig erschienen, sich gestaltete.

Das „Tagebuch" ist und bleibt für jeden Psychologen eine Quelle reichster Erkenntnisse über die junge Seele, für Eltern und Erzieher sollte es ein Berater werden, der Jugend beizustehen in ihren Bedrängnissen, sie zu froher selbstsicherer Entwicklung zu führen.

2) **Tagebuch eines jungen Mädchens.** Quellen und Studien zur Jugendkunde. Herausgeg. von Dr. Charlotte Bühler, Heft 1. Jena 1922, Gustav Fischer.

Von Privatdozent Dr. med. Karl Birnbaum.

Das Tagebuch gibt den geistigen Niederschlag der Entwicklung eines jungen Großstadtmädchens aus gebildeter bürgerlicher Familie von ihrem 14.—17. Lebensjahr. Es weist auf eine starke geistige Bewegung in dieser Lebenszeit hin und bringt alle die inneren Regungen und Bedrängnisse der Entwicklungsjahre: ihre oft inhaltlose Sehnsucht, die vielgestaltigen Reflexionen und Selbstanalysen, die charakteristischen Phantasien und Träume, die Unsicherheit der Eigenbewertung und den Kampf um die richtige Selbsteinschätzung bezeichnend zum Ausdruck. Die psychologische Struktur dieses Mädchens kann nach der Herausgeberin als typisch für die heranwachsende höhere Tochter gelten, nicht aber diejenige der Verfasserin jenes von psychoanalytischer Seite veröffentlichten und als typisch hingestellten Tagebuchs eines halbwüchsigen Mädchens. (Vgl. die vorangehende Besprechung.)

3) Östreich, Paul: **Strafanstalt oder Lebensschule?** Erlebnisse und Ergebnisse zum Thema Schulstrafen. Karlsruhe 1922, G. Braun.

Von Dr. med. Hans Rubin.

Das vorliegende Werk ist aus einer Art Rundfrage über Erfahrungen und Erlebnisse auf dem Gebiet der Schulstrafen hervorgegangen. Die einzelnen Aufsätze erfahrener Pädagogen, Juristen und Ärzte betrachten das Thema von den verschiedensten Gesichtspunkten aus. Wenn ich an dieser Stelle über das Buch berichte, so geschieht es deswegen, weil m. E. die praktische Eugenik auf einer modernen Pädagogik basiert, wenn man überhaupt sagen kann, wo eugenische Bestrebungen einzusetzen haben, wenn die Früchte dieser Forschung auch einmal geerntet werden sollen. Ich möchte nur auf folgende merkwürdige Erscheinung hinweisen: Wenn ein Erwachsener eine Straftat begeht, die ihn vor den Richter führt, so wird in einem bestimmten, und zwar erheblichen Prozentsatz der Fälle leichtester bis schwerster Art von dem Verteidiger oder auch von dem Ankläger der Antrag auf ärztliche Begutachtung des Delinquenten gestellt. Bei Straftaten Jugendlicher in der Schule, die auch in der Schule geahndet werden, wird kaum jemals daran gedacht, auch einen ärztlichen Sachverständigen zu hören. Ganz abgesehen davon, daß bei den „Urteilen" jede Rechtsgarantie, oft sogar das Recht der eigenen Verteidigung fehlt. Darin liegt eine große Ungerechtigkeit, zumal der Lehrer, der übrigens oft Partei ist, Kläger, Richter und Vollstrecker des Urteils in einer Person darstellt, nicht selten ohne auch nur den primitiven Rechtsgrundsatz des „audiatur et altera pars" zu befolgen. Bruno Saaler hat in seinem Beitrag zu dem Buch beherzigenswerte Anregungen anderer Art gegeben, indem er auf die bekannten Schädigungen mannigfacher, oft ernstester Art auch durch geringfügig erscheinende körperliche Strafen eindringlich hinweist. Ich als Arzt kann nicht beurteilen, ob die Eingabe des Vorstands des deutschen Gesamtbundes entschiedener Schulreformer wegen der Schulstrafen an die obersten Schulbehörden der deutschen Länder in allen Einzelheiten durchführbare Forderungen enthält. Aber im Prinzip ist diesen Bestrebungen, die von wahrem Verständnis für die Jugend und von Begeisterung für den Erzieherberuf zeugen, auch vom ärztlichen Standpunkt aus voller Erfolg zu wünschen, damit endlich einmal ein frischer Luftzug in die so häufig muffigen Schulstuben hineinfegt.



4) **Über Psychoanalyse.** Einleitender Vortrag von Rudolf Allers, Wien, mit daranschließender Aussprache im Verein für angewandte Psychopathologie und Psychologie in Wien (S. S. 1920). Herausgegeben von Erwin Stransky und Bernhard Dattner. Berlin 1922, Verlag von S. Karger.

Von Dr. med. et phil. A. Kronfeld.

Der Versuch, im jetzigen Entwicklungsstadium der Psychoanalyse und der Psychopathologie die Vertreter beider Forschungsrichtungen zu einer gemeinsamen Aussprache zusammenzubringen, mußte gemacht werden. Und er konnte nirgends auf günstigerem Boden gemacht werden als in Wien. Es ist ein Verdienst Stranskys, der die Aussprache mit vorbildlicher Unparteilichkeit leitete, die Materialien derselben zusammengestellt und im vorliegenden Bande der Öffentlichkeit übergeben zu haben. Mit Recht schreibt er in der Einleitung: „Die Psychoanalyse hat uns zuviel Erkenntnisse und Anregungen gebracht, als daß es statthaft wäre, sich um sie herumzudrücken. . . Mögen beide Teile — vor allem auch die Psychoanalytiker — aus ihrem Turm heraus! Unduldsamkeit und Wissenschaft sind miteinander unvereinbar. Das sollen und wollen wir Psychopathologen und Psychologen fortab beherzigen, welcher Schule immer wir angehören."

Beim Studium des Buches hat man den Eindruck, daß der sehr verdienstvolle Versuch der Wiener Vereinigung doch nur als teilweise gelungen bezeichnet werden kann. Zwar erhält man ein überaus lebendiges, farbiges Bild vom Verlauf der Aussprache, vom Stand der Meinungen und der Gegensätze. Aber eine neue Idee ist der Aussprache nicht entsprungen, die Möglichkeit einer Synthese hat sich nicht konkret gezeigt, so guten Willens die Beteiligten auch waren. Noch immer klafft die Kluft gegenseitiger Mißverständnisse, noch immer redete man von beiden Seiten vielfach aneinander vorbei. Vielleicht lag ein Mangel der Aussprache darin, daß sie zu abstrakt und grundsätzlich gehalten war, zu wenig ins Konkrete ging. Die Erörterung eines Einzelgebietes, etwa des Problems der Angst, oder schizophrener Symptome, oder der infantilen Sexualität hätte vielleicht, jenseits grundsätzlicher Meinungsverschiedenheit und theoretischer Gegensätze, sachliche Übereinstimmungen mehr begünstigt und gefördert.

Allers ging in seinem einführenden Bericht auf Methode und Theorie der Psychoanalyse ein, wobei er scharfsinnig, aber nicht eben neu, die Argumentationen Isserlins, Kronfelds und Mittenzweys dialektisch zugespitzt übernahm. Er selbst betonte zwar die relative Bedeutungslosigkeit theoretischer Substruktionen und methodischer Fehler für die Bewertung der Resultate, und er wurde auch mit großer Objektivität den inhaltlichen Ergebnissen der Psychoanalyse in gewissem Umfang gerecht. Seine Besonnenheit und Konnivenz traf teilweise auf psychoanalytischer Seite auf eine ziemlich niveaulose Arroganz (Hitschmann), welche dem neuen Forschungszweige mehr schadete als nützte. Teilweise aber waren auch die Entgegnungen der Psychoanalytiker von bedeutendem Niveau, vor allem diejenige von Schilder und von Dattner. Als Sensation wirkt, daß ein Forscher vom Range Pötzls sich klar und unbedingt als Anhänger der Psychoanalyse bekannte. Ähnliches gilt von der Stellung Pappenheims. Bedeutende Anregungen der Diskussion gingen ferner von Stransky, Mattauscheck und Roffenstein aus. Die übrigen Diskussionsredner brachten neue Gesichtspunkte nicht vor, sondern vertraten mehr oder weniger naiv ihre „Partei".

Die Veröffentlichung wird als ein interessantes Dokument zur Geschichte des wissenschaftlichen Geistes unserer Zeit auch dann ihren Wert behalten, wenn sie inhaltlich und sachlich überholt sein wird.

5) Placzek: **Das Geschlechtsleben des Menschen.** Leipzig 1922, Thieme.

Von Dr. Kurt Finkenrath.

Die Berechtigung der sogenannten Kompendien, kurzer wissenschaftlicher Zusammenfassungen, hat man von Seiten der Wissenschaft schon häufiger abgelehnt. Ihre weitgehende Einbürgerung aber verdanken diese Bücher hauptsächlich dem Examensbedürfnis der Studenten. Jeder solcher Grundrisse muß um einer kurzen knappen Form zu Liebe stets das bestehende Wissen vergewaltigen. Dieses Bedenken gegen Grundrisse überhaupt wird vermehrt bei einem Wissensgebiete, dessen wissenschaftliche Grundlagen teilweise noch sehr schwankende, zumindest sehr ungleichartig sind. Unter solchen notwendigen Mängeln leidet auch dieser Grundriß: Das Geschlechtsleben des Menschen. Im übrigen nehmen in der Darstellung das Anatomisch-Physiologische wie das Anormale den größeren Raum ein. Die Besprechung des normal Geschlechtlichen nimmt nur fünfzehn Seiten in Anspruch. Die seelische Seite der menschlichen Geschlechtlichkeit fehlt ebenso wie die nähere Berücksichtigung der soziologischen Fragen des Liebeslebens. Die Kürze der Darstellung



verbietet eine weitgehende kritische Bewertung gegnerischer Ansichten. Dagegen nimmt diese Kritik einen breiteren Raum ein, wenn es sich um die Bekämpfung der Ansichten der Anhänger Freuds handelt. Der forensischen Bedeutung des menschlichen Geschlechtslebens ist durch eine Anführung der in Frage kommenden Gesetze, ihrer Erläuterung und Besprechung einiger im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehenden Paragraphen des Strafgesetzbuches Rechnung getragen.

Referate.

1) Sand, Knud: **Vasoligatur (Epididymektomie) nach Steinachscher Methode angewandt, um Wiederherstellung in Fällen von Greisenhaftigkeit oder bei Impotenz und Depression zu erzielen.** Acta chirurgica Scandinavica Vol. 55. Fasc. IV (englisch) u. Ugrscrift for Laeger, Juni 1922 (dänisch).

Verfasser gibt in seiner sehr lesenswerten Arbeit, deren Genuß nur durch das außerordentlich schlechte Englisch, in dem sie geschrieben ist, sehr gestört wird, zuerst eine Geschichte der Vasoligatur, die eigentlich erst mit Bouin & Ancel (1903—4) beginnt, da die Arbeiten dieser Untersucher erst die Grundlage für die ganze Frage der Innensekretion der Hoden und für die Steinachschen Versuche gelegt haben. Steinach hat dann als erster an alten Tieren operiert, um festzustellen, ob es gelänge, durch die Ligatur des Vas deferens ein vermehrtes Wachstum der hormonischen Gewebe und eine Vermehrung der Hormonabscheidung zu erzielen und dadurch senile Organismen günstig zu beeinflussen. Verfasser geht dann auf die Frage ein, ob und in welcher Weise die Vasoligatur die Prostata beeinflußt; theoretisch müßte seiner Meinung nach eher eine Vergrößerung der Prostata zu erwarten sein, in der Praxis hat sich dies aber nicht bewahrheitet, sondern er hat in einigen Fällen von Prostatahypertrophie feststellen können, daß die Urinbeschwerden nach der Vasoligatur deutlich besser wurden. Daß bei den früher häufig vorgenommenen Durchschneidungen des Vas deferens bei Prostatikern keine „Verjüngungen" beobachtet wurden, dürfte sich ohne weiteres aus der verschiedenen Technik erklären, da bei der alten Operation das Vas entfernt, bei der Steinachschen dagegen so dicht als möglich beim Hoden unterbunden wird. Verfasser berichtet dann noch über den von ihm operierten 12½ Jahre alten höchst greisenhaften Jagdhund, der nach der Operation ein Jahr lang Erstaunliches leistete und dann an Enteritis starb (s. diese Zeitschrift, Bd. VIII, S. 377 ff.). Seit 1920 hat Verfasser an Menschen operiert, und zwar einerseits bei Männern mit früher Greisenhaftigkeit und andererseits bei solchen, die an Impotenz oder Depression litten. Um jede Suggestion auszuschließen, klärt Verfasser seine Kranken vor der Operation so genau wie möglich über das Wesen und die Erfolge und Mißerfolge der Operation auf und läßt sie nachher selbst eine sorgfältige Krankengeschichte über ihren Zustand führen. Da selbst die Ligatur des Vas an der Cauda leicht zu Spermazystenbildung führt, so macht Verfasser an Stelle der Ligatur des Vas deferens die Epididymectomie. Am Caput wird der Nebenhoden unter sorgfältigster Schonung der Nerven und Gefäße mit feinen Instrumenten in der Ausdehnung von mehren Zentimetern freigemacht, beide Enden werden mit Kocherklemmen abgequetscht, unterbunden und das dazwischenliegende Stück wird reseziert, die Enden werden dann noch kauterisiert. Verfasser gibt dann 13 genaue Krankengeschichten über Fälle, bei denen er wegen Seniums operierte und 5, bei denen wegen Impotenz und Depression operiert wurde. In keinem Falle hat die Operation dem Kranken geschadet, meist waren die Kranken mit dem Erfolg zufrieden, oft sogar sogar sehr zufrieden. Die Beobachtungsdauer wechselt von 3—21 Monaten; manchmal tritt ein Erfolg erst nach 6 Monaten und dann ganz plötzlich auf, um dann anzuhalten. Von den 13 Fällen der 1. Gruppe zeigten 2 keinen Erfolg (1 litt an Melancholie, 1 war syphilitisch und litt vielleicht an beginnender Tabes); 2 Fälle zeigten einen vorübergehenden Erfolg; in 9 Fällen (bei einem wurde noch ein großes Hypernephrom der Niere entfernt) war der Erfolg ein sehr guter und dauernder; das Gewicht nahm zu, ebenso der Turgor, vor allem aber wurden die Operierten viel munterer, frischer und leistungsfähiger, auch die Potenz nahm zuweilen zu. Bei den 5 Fällen der Gruppe II war 1 negatives Resultat (hier beruhte die Impotenz auf einer Erkrankung des Rückenmarks). Die 4 anderen Fälle (einseitige Epedidymectomie) wurden erheblich gebessert; 2 Fälle verloren völlig ihre Impotenz und die Depression, an der sie seit Jahren gelitten hatten, einer hat seither geheiratet. Verfasser glaubt deshalb, in sorgfältig ausgewählten Fällen und nach genauer Aufklärung des Kranken die Operation empfehlen zu können, sie ist einfacher als die Hodentransplantation, bei der das Material

schwer zu beschaffen ist; bei Frauen allerdings kann als Regenerationsoperation nur die Transplantation von Ovarien in Frage kommen. J. P. zum Busch.

2) Sand, Knud: **Einseitige Gynäkomastie.** Festschrift für Th. Rovsing. Kopenhagen 1922.

Verf. glaubt, daß ein Fall, wie der von ihm veröffentlichte, in der Literatur bisher noch nicht beschrieben wurde. Nur Bonnet soll einen solchen Fall gesehen haben, in dem ein Mann mit zwei männlichen Brüsten an der Verderseite des linken Unterschenkels noch eine überzählige weibliche Brust trug. Verfs. Fall, ein 21 jähriger, sonst völlig normaler Mann mit kräftig entwickelten Genitalien und normaler Geschlechtsempfindung, gab an, schon als kleiner Junge bemerkt zu haben, daß seine rechte Brust stärker war als die linke, im Pubertätsalter nahm der Größenunterschied bedeutend zu, in den letzten Jahren ist aber die rechte Brust nicht weiter gewachsen. Wie auch die beigegebene Photographie zeigt, trägt Verf. rechts eine durchaus weiblich aussehende Brustdrüse, während er links normal gebaut ist. Sezerniert hat die Drüse nie. Da der Kranke dringend die Entfernung wünschte, so wurde die r. Brustdrüse ausgeschält. Mikroskopisch bestand die Drüse aus normalem Mammagewebe von jungfräulichem Typus ohne jede Andeutung von Tumorentwicklung. J. P. zum Busch.

3) Sand, Knud: **Hermaphroditismus (verus) glandularis alternans bei einem 10jährigen Kinde.** Ugrscrift fer Laeger. 27. Juli 1922.

Verf. bespricht zuerst den Einfluß der neueren endokrinologischen Anschauungen auf die Lehre vom Hermaphroditismus; er glaubt, daß ein Hermaphroditismus auch dadurch zustande kommen kann, daß bei einer Person, die scheinbar normale Geschlechtsdrüsen hat, in diesen Drüsen doch sich Abnormitäten im endokrinen Gewebe befinden. Verfs. Fall wurde bei der Geburt zuerst als Mädchen, kurz nachher als Knabe bezeichnet und als solcher aufgezogen. Er ist sehr intelligent, der Beste in seiner Klasse, spielt ebenso gerne mit Mädchen wie mit Knaben, prügelt sich auch gerne mit Knaben, spielt aber zu Hause am liebsten mit Puppen und kann mit Knabenspielzeug schlecht fertig werden. Seine Mutter hat bemerkt, daß fertig gekaufte Kleider ihm nicht am Becken sitzen „daß er ein Mädchenmaß hat". Er ist sonst schlank gebaut mit reichlichem Fettpolster, auch an den Brüsten. Man bemerkt zwei dichtgeschlossene Labia majora, im rechten fühlt man einen Körper, der einen Strang nach der Bauchhöhle zu schickt, das linke ist leer; auch im l. Leistenkanal ist keine Geschlechtsdrüse zu fühlen. Es besteht ein vulvaähnlicher Spalt mit einem 5 cm langen klitorisähnlichen Gebilde von der Dicke eines Knabenpenis. Es besteht eine Art Eichel ohne Öffnung. Hinter der Peniswurzel liegt eine Harnröhrenmündung von weiblichem Aussehen; der Katheder gelangt sofort in die Blase. Eine Scheide besteht nicht. (Mehrere Abbildungen.) Es wurde nun eine Operation gemacht, bei der zuerst der Körper im rechten Labium freigelegt wurde; man hielt ihn zuerst für einen Hoden, doch fehlten Nebenhoden, Vas und Plexus. Man eröffnete den Processus vaginalis; man zieht nun ein merkwürdiges Gebilde hervor, das aussieht wie ein Hoden ohne Tunica fibrosa. In der Nähe und mit ihm durch eine Duplikatur verbunden fand sich ein Strang, der wie ein dickes Vas deferens aussah; der Strang hat ein freies Ende, in das eine Sonde eindringt, umgeben ist es von einer Art Fimbrienkranz. Man entfernt ein kleines Stück aus dem hodenähnlichen Gebilde. In der Bauchhöhle fühlt man einen kleinen Uterus mit flügelförmigen Bändern an den Seiten (liq. sacrouterina). Dann wird das linke Labium eröffnet, es ist leer, man findet auch kein rundes Band und keinen Proc. vaginalis. Erst nach Eröffnung des Peritoneums kommt man auf glattes, festes Gebilde von Größe eines ausgewachsenen Ovariums. Auch hiervon wird ein Stückchen entfernt. Die Operation wurde Oktober 1920 gemacht. Im April 1921 schienen die weiblichen Eigenschaften im Wachstum zu sein, obwohl der Vater sich alle Mühe gab, ihn zu einem Knaben zu erziehen. März 1922 waren dagegen die weiblichen Neigungen nach Angabe der Mutter fast ganz verschwunden und er war viel knabenhafter geworden. Mikroskopisch (Prof. Broman in Lund und andere) ergab sich, daß es sich rechts zweifellos um einen Hoden handelte von spät fötalem oder früh infantilem Aussehen; die linke Drüse war viel schwieriger zu deuten, man nahm aber an, daß es sich um ein Ovarium auf früh fötalem Standpunkt handele. Das Kind ist also als ein wahrer Hermaphrodit anzusehen. Therapeutisch möchte Verf. am liebsten zur völligen Kastration raten, da derartig abnorme Geschlechtsdrüsen leicht zu bösartiger Entartung führen und das Kind als Kastrat wohl auch am leichtesten sein Leben leben könne. Man könnte auch daran denken, eine Drüse zu entfernen und die andere, die dem Charakter des Kindes entspricht, zu lassen; nun wechselt aber in diesem Falle der Charakter zwischen weiblich und männlich und man weiß nicht, welche neue Erscheinungen die Pubertät bringt.

Zudem weiß man nicht, ob nicht das zurückgelassene Gebilde endokrinologische Elemente beider Geschlechter enthält. Will man nicht kastrieren, so muß man jedenfalls bis nach der Pubertät warten und sehen, nach welcher Seite sich das Kind am stärksten entwickelt.
J. P. zum Busch.

4) Hammesfahr, C.: **Zur Kritik der Hodentransplantation.** Zentralblatt f. Chirurg. 1923, Nr. 1.

Verf. legt an zwei Fällen dar, daß bei der Beurteilung der Erfolge der Hodentransplantion schärfste Kritik geboten ist. Bei einem wegen Hodentuberkulose doppelseitig Kastrierten, dem gleichzeitig eine Scheibe Hodensubstanz eines Gesunden in die Bauchmuskulatur implantiert wurde, traten keine Ausfallserscheinungen auf — was nichts beweise, da es bei spät Kastrierten ohnehin nicht immer zu Ausfallserscheinungen kommt. Anders müsse der Fall des zweiten Patienten bewertet werden, bei dem nach traumatischer (doppelseitiger!) Hodenatrophie sich schwere Störungen der Libido und Potenz eingestellt hatten und wieder schwanden (für wie lange? Ref.) ganz kurze Zeit nach Implantation einer Hodenhälfte (von einem Patienten, bei dem die hintere Harnröhre zerstört und der deshalb bereit war, einen Hoden zu opfern). Verf. fand aber zwei Wochen nach der Überpflanzung das Transplantat zum größten Teil nekrotisch, nur eine kleine Scheibe heilte an. Verf. glaubt „mit ziemlicher Sicherheit behaupten zu können, daß jedenfalls in nennenswertem Maße keine Hodenelemente des Transplantates in diesem Falle zur dauernden Einheilung gekommen sind, sondern daß auch die fest haftende vaskularisierte Scheibe der Resorption nachträglich anheimfiel.“ Der Erfolg des Eingriffs muß also entweder auf einer Stimulation durch das der Resorption anheimgefallene Hodengewebe, oder aber auf Suggestion beruht haben. (In beiden Fällen, namentlich aber im Falle einer hormonalen Resorptionswirkung, wird es natürlich kein Dauererfolg sein. Ref.)
B. Slotopolsky.

5) Wolbarst, Abr. L.: **Ein Bericht über die Steinachoperation bei Senilität und vorzeitiger Senilität.** New York med. journ., Bd. 115, Nr. 9, 1922.

Während bei vorzeitiger Senilität nach der Steinachschen Operation eine starke Anregung der Libido und Sexualfunktion beobachtet wird, ist bei rechtzeitiger Senilität zwar das Gefühl der Kraft und des Wohlbehagens und ein bedeutendes Sinken des Blutdrucks, aber kein Einfluß auf die wohl schon erloschenen Sexualfunktionen zu verzeichnen.
Karl Urbach.

6)—8) Benjamin, Harry: **Theorie und Praxis der Steinachschen Operation.** New York Med. Journ. Aug. 16. 1922. — Derselbe: **Die Wirkungen der Steinachschen Operation.** Americ. Medic. New Series, Vol. XVII, Nr. 8, 1922. — Derselbe: **22 Fälle der Steinachschen Operation** mit endokrinologischen Betrachtungen. Endocrinology Nov. 1922.

Als Anzeige zur Operation bezeichnet Verf. das vorzeitige und das physiologische Greisenalter, das männliche Klimakterium, beginnende Arteriosklerose und Fälle von funktioneller Impotenz (selbst bei Jugendlichen), die daran denken lassen, daß die innere Sekretion der Hoden fehlerhaft sei. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Steinachsche Operation dann angezeigt ist, wenn Zeichen der Greisenhaftigkeit auftreten, ohne daß ein organisches Leiden ihr Vorhandensein erklärt. Der Erfolg der Operation ist um so rascher, je näher am Hoden man das Vas durchtrennt, da die Rückstauung dann viel plötzlicher eintritt. Verf. empfiehlt, nicht zwischen Hoden und Nebenhoden, sondern etwas entfernt davon und jeweilig nur einseitig zu unterbinden; der untere Stumpf des Vas wird weit vom oberen verlagert und dort vernäht, um mit Sicherheit eine neue Verbindung der Stümpfe zu verhüten. Man muß mit Seide unterbinden und ungefähr 2 cm resezieren. Verf. glaubt, daß es sich bei der vorzeitigen Senilität um einen erworbenen Hypogonadismus handelt, Hand in Hand damit geht eine fehlerhafte Sekretion der übrigen endokrinen Drüsen. Sehr weit vorgeschrittene Senilität mit atrophischen Hoden, schwere Veränderungen der Kreislaufsorgane, Tabes und ähnliche Nervenerkrankungen bilden eine Gegenanzeige. Die Operation ist bei richtig ausgewählten Fällen völlig unschädlich. Von Verfassers 22 Fällen betrafen 12 erworbenen Hypogonadismus, 8 angeborenen Hypogonadismus mit Impotenz, 1 Fall von Dyshormonismus und 1 Fall von Krebs. Das Alter lag zwischen 36 und 64. Erfolge sind oft erst nach 6 Monaten zu bemerken.

Alle Fälle werden auf ihre endokrine Konstitution hin in der Tabelle analysiert und dann bezeichnet als z. B. adreno-gonadal, adreno-pituitär usw. 16 Fälle konnten lange



genug nachbeobachtet werden; von ihnen zeigten 9 einen positiven, 4 einen zweifelhaften (subjektiv positiven), 3 einen negativen Erfolg. Verf. glaubt, daß die aufs neue arbeitende Pubertätsdrüse besonders die Schilddrüsensekretion beeinflußt und daß die Besserungen auf dieser stärkeren Sekretion beruhen. Daneben werden besonders die Drüsen von der neuerwachten Pubertätsdrüse beeinflußt, deren Tätigkeit bei dem betreffenden Individuum zu stark oder zu schwach war. Es kommt also zu einem Reiz, zu einer Wiederherstellung und zu einem neuen Ausgleich zwischen der Tätigkeit der einzelnen Drüsen. Die sexuelle Kraft wurde nicht regelmäßig gebessert. (Wenn man bedenkt, wie wenig man eigentlich von der inneren Sekretion weiß, so scheinen die vom Verf. mit großer Sicherheit vorgetragenen Einteilungen des Menschen in endokrinologische Gruppen doch reichlich verfrüht. Ref.) J. P. zum Busch.

9) Schreiber, F.: **Steinachsche Operationen.** Bruns Beitr. z. Chir. Bd. 127, 1922.

Bei 3 Vasoligaturen an Männern im Alter von 59 bis 65 Jahren mit arteriosklerotischen und Altersbeschwerden sei kein Effekt der Operation zu beobachten gewesen, außer vereinzelten Erektionen in den ersten Wochen nach dem Eingriff. Ein Homosexueller, dem nach vorausgegangener Kastration ein Leistenhoden implantiert wurde, empfand $^1/_2$ Jahr nachher angeblich heterosexuelle Libido, war jedoch impotent. In dem eingepflanzten Leistenhoden war laut Befund an einem bei der Transplantation entnommenem Probestück überhaupt kein Hodengewebe mehr nachweisbar, er war vollständig bindegewebig entartet. Daß trotzdem ein gewisser Erfolg eintrat, wird vom Verfasser nicht auf Suggestion bezogen, weil es erst $^1/_2$ Jahr nach der Operation geschehen sei.

B. Slotopolsky.

10) Hilgenburg: **Über Hodenverpflanzung.** Verh. d. Deutsch. Ges. f. Chir. 1922.

Versuche an 70 Ratten. Homöotransplantate ob ohne oder mit gleichzeitiger unilateraler oder bilateraler Kastration verfallen nach spätestens 6 Wochen völliger Nekrose. Autotransplantate halten sich länger, bis zu 3 Monaten; nach bilateraler Kastration bleiben sie nach Ansicht des Verfassers, wenn auch mit starker Schrumpfung, so doch möglicherweise dauernd erhalten; jedenfalls waren sie nach 4 Monaten noch da. Verfasser hat „den bestimmten Eindruck gewonnen, daß es notwendig ist, sich über den Wert der Hodentransplantation vorläufig noch vorsichtig auszusprechen“. B. Slotopolsky.

11) Haubenreisser, W.: **Über Sexualoperationen.** Deutsche Zeitschr. f. Chirurgie Bd. 173, H. 1—3, 1922.

Bei 8 Hodentransplantationen wegen doppelseitigem Hodenverlust, Eunuchoidismus infolge von Kryptorchismus, Homosexualität und Störungen der Libido und Potenz, ein einziger auch objektiv wahrnehmbarer und anhaltender Erfolg. Bei einigen Patienten kurze Zeit nach der Operation vorübergehende Erektionen und Pollutionen durch hormonale Resorptionswirkung (vielleicht auch durch Suggestion oder beides, Ref.), im übrigen keinerlei Wirkung. Ebenfalls ohne dauernde Wirkung blieb eine Vasoligatur nach Steinach bei einem 43jährigen Impotenten (auch hier traten 3 Wochen post operat. unter Zunahme der Libido verstärkte Erektionen auf) und bei einem 24jährigen Homosexeuellen, bei dem $1^1/_4$ Jahre nach dem Eingriff die Neigung zum eigenen Geschlecht eher stärker geworden ist. (Weshalb bei einem Homosexuellen eine Vasoligatur gemacht wurde, ist unverständlich.. Das Resultat spricht übrigens gerade eher zugunsten der Steinachschen Lehre. Ref.) Unter den Sexualoperationen nach Steinach erkennt Verfasser nur da Hodentransplantation bei Spätkastraten eine Berechtigung zu, die Vasoligatur verwirft er unter allen Umständen, während nach Ansicht des Ref. gerade von H. mitgeteilten Beobachtungen die Transplantation als ziemlich zwecklos erscheinen lassen, über die Vasoligatur aber zu keinem Urteil berechtigen. Nach einer einzigen, mit richtiger Indikation gemachten erfolglosen Vasoligatur diese a limine abzulehnen, erscheint ebenso übereilt, wie die Behauptung des Verfassers, daß die Pubertätsdrüsenlehre „erledigt“ sei. Die hier in Frage kommenden Probleme sind von ihrer definitiven Klärung noch weit entfernt.

B. Slotopolsky.

12) Kreuter, E.: **Weitere Erfahrungen über Hodentransplantation beim Menschen.** Deutsche Zeitsch.. f. Chir. Bd. 172, H. 5 u. 6, 1922.

Ein einem Homosexuellen nach vorausgegangener unilateraler Kastration in das Skrotum verpflanztes Stück von einem Leistenhoden wurde 3 Wochen darauf, weil dem psychopathischen Patienten lästig, wieder entfernt und in weitgehender Nekrose ge-



funden: Schrumpfung der Kanälchen, Abhebung des Epithels von der Membrana propria, Kerne des Epithels pyknotisch oder nicht mehr färbbar, besser erhalten dagegen die Leydigschen Zellen. Dieser Patient hatte bereits 8 Tage nach dem Eingriff einen heterosexuellen Traum gehabt, in dem Verfasser mit Recht einen bloßen Wunschtraum vermutet. Die Homosexualität ist nach Ansicht des Verfassers, der auch bei der histologischen Untersuchung eines Hodens eines Homosexuellen diesen vollkommen normal befand, keine Hodenfunktion, sondern eine Gehirnfunktion. Verfasser berichtet aber selbst von einem homosexuellen Arzt, der nach doppelseitiger Kastration asexuell wurde. Das spricht doch zugunsten der Steinachschen Auffassung. Gegen diese spricht aber wiederuum ein sehr bemerkenswertes Experiment K.'s, das auch geeignet ist, das suggestive Moment bei Sexualoperationen ins rechte Licht zu setzen. Einem ursprünglich heterosexuell empfindenden, seinerzeit wegen Tuberkulose total Kastrierten, implantierte K. ein Hodenstück von einem Homosexeuellen, ohne daß der Patient von der krankhaften Veranlagung des Spenders etwas wußte. Nach 8 Monaten berichtet Patient nichts weiter, als daß seine (heterosexuelle!) Libido sich gesteigert habe!! Diesem Manne war bereits 2 Jahre vorher vom Verfasser eine Leistenhodenhälfte implantiert und nach 2jährigem Verweilen wieder entfernt worden. Drei Wochen nach dem Eingriff waren heftige Erektionen aufgetreten, und die vorher völlig eingeschlafene Libido erwachte wieder. Später war der Patient von seinem sexuellen Verhalten andauernd befriedigt, das Transplantat jedoch erwies sich bei seiner Entnahme als vollkommen nekrotisch, es hatte sich restlos in eine Narbe verwandelt. Den Schlußfolgerungen K.'s ist insofern beizustimmen, als zum mindesten aus seinen Fällen sich die Wahrscheinlichkeit ergibt, daß die Transplantate sich oft nicht halten und der Erfolg der Hodentransplantation dann nur ein suggestiver sein kann. Hingegen sind die starken sexuellen Sensationen einige Wochen nach dem Eingriff doch auch gut durch hormonale Resorptionswirkung zu erklären, und andererseits ist es sehr bemerkenswert, daß bei dem Patienten, bei dem das Transplantat nach 2 Jahren vollkommen geschwunden war, nur das subjektive Befinden sich gebessert hatte; zu einer faktischen aktiven Geschlechtsbetätigung kam es nicht, und es traten deutliche somatische Rückbildungserscheinungen auf (Adipositas usw.). Ein abschließendes Urteil über die Hodentransplantation ist zurzeit noch nicht möglich. B. Slotopolsky.

13) Goldshmith, William M.: **Die Erblichkeit einer ungewöhnlichen Öffnung in den Scheitelbeinen.** Journ. of Heredity **13**, 69. 1922.

Beschreibung einer Familie, in der münzengroße symmetrische Löcher in den Scheitelbeinen durch fünf Generationen erblich waren. Der Stammbaum zeigt, daß es sich um dominante Vererbung handelt mit gelegentlichem Überspringen von Generationen. Bei manchen Behafteten bestand an Stelle der symmetrischen Knochendefekte ein einziges großes Loch mit einem medianen, knorpeligem Septum. Mit zunehmendem Alter wurden die Löcher kleiner. Eine Beeinträchtigung der geistigen Leistungsfähigkeit wurde durch sie nicht bedingt; auch machten sie nur unbedeutende Beschwerden. H. W. Siemens.

14) Bernstein: **Über die als „Pin Heads" bezeichneten Mikrozephalen.** Journ. of Heredity **13**, 30. 1922.

In der beschriebenen Familie sind von zehn Kindern fünf ausgesprochene Mikrocephalen (vier Knaben und ein Mädchen). Die Eltern und alle übrigen Familienmitglieder sind körperlich und geistig ohne Besonderheiten, außer etwas Alkoholismus ist in der Familie nichts Krankhaftes zu konstatieren. H. W. Siemens.

15) Hayden: **Ein Fall von Zwillingen beim Rinde.** Journ. of Heredity **13**, 22. 1922.

Verfasser teilt unter Beigabe von Photographien einen Fall mit, in dem eine Kuh unter sieben Geburten fünfmal Zwillinge warf. Dreimal waren die Zwillinge gleichen (männlichen) Geschlechts. In der gleichen Familie wurden sonst nur noch viermal Zwillingsgeburten beobachtet. H. W. Siemens.

16) Lush: **Eine erbliche Einkerbung in den Ohren des Jerseyrindes.** Journ. of Heredity **13**, 8. 1922.

Untersuchung über die Erblichkeit einer Einkerbung im Ohr, die bei einem Stier beobachtet wurde. Der Stier hatte 30 Nachkommen, von denen 12 normale, 18 eingekerbte Ohren hatten. Es handelt sich höchstwahrscheinlich um ein einfach-dominantes, nicht geschlechtsabhängiges Merkmal. Die Entwicklung der Kerbe ist meist auf einer Seite



deutlicher ausgesprochen als auf der anderen, doch befindet sich die größere Kerbe ebenso oft am linken wie am rechten Ohr. H. W. Siemens.

17) Duck, Russel W.: **Mendelismus bei Kreuzungen von Wollschafen.** Journ. of Heredity **13**, 63. 1922.

Verfasser berichtet über Beobachtungen bei Kreuzungen von Karakulschafen. Unter den 174 Nachkommen eines Bockes waren nicht nur schwarze, sondern auch einige weiße und gefleckte und sogar auch rote Lämmer. Verfasser berechnet nach dem Zahlenverhältnis, in dem diese Farben auftraten, die Erbkonstitution des Bockes, und er kommt zu dem Schluß, daß er sowohl inbezug auf den Rot- wie auf den Schwarzfaktor heterozygot (verschiedenanlagig) war; Rot verhält sich Schwarz gegenüber hypostatisch (überdeckbar). Außerdem teilt Verfasser die Beobachtung eines sechshörnigen Karachievbockes mit, der von normal gehörnten Eltern abstammte, und der bei mehreren Kreuzungen mit zwei verschiedenen Schafrassen niemals ein sechshörniges Lamm erzeugte. H. W. Siemens.

18) Hunt: **Die Ansichten der Studenten über die Ehe.** Journ. of Heredity **13**, 14. 1922.

Verfasser stellt durch Fragebogen, die er an die 555 Studenten der Universität von Missisippi verschickt hat, fest, was sich die Studenten von ihrem zukünftigen Ehegatten und überhaupt von ihrer Ehe versprechen. Das Resultat ist in sittlicher und rassenhygienischer Beziehung zufriedenstellend. Die durchschnittliche Größe der gewünschten Familie beläuft sich auf vier Kinder. Verfasser konstatiert mit Befriedigung, daß die moralische Atmosphäre der Universität gut ist. H. W. Siemens.

19) Popenoe, Paul: **Rassenhygiene und Sittlichkeit.** Journ. of Heredity **13**, 77. 1922.

Die altbekannten Elemente der Moralität: Instinkt, Gewohnheit, Offenbarung und Gewissen, sind keine zuverlässigen Führer, wenn es gilt, das, was moralisch ist, zu erforschen. Ein solcher Führer ist allein die analysierende Überlegung, die zu einer klugen Voraussicht der wahrscheinlichen Folgen einer Handlung befähigt. Allein die Intelligenz gibt daher eine gesunde Basis der Sittlichkeit ab. Die intelligente Voraussicht wird aber vor allem danach streben, das Überleben der Gruppe oder der Rasse, der sie selbst angehört, zu ermöglichen. Moralität ist daher dasjenige Verhalten, welches eine fortschreitende Entwicklung der menschlichen Art gewährleistet.

Aus diesen Deduktionen folgt, daß ein Individuum, welches wissentlich und regelmäßig moralisch lebt, intelligent sein muß. Moralität ist also von diesem Gesichtspunkt aus eine Funktion der Intelligenz. Dementsprechend sehen wir auch, was durch statistische Untersuchungen belegt werden konnte, daß Intelligenz und Sittlichkeit Hand in Hand gehen. Daß Mangel an Intelligenz und Unsittlichkeit gleichfalls verschwistert sind, kann jederzeit durch die Geschichte der Verbrechen und der Verbrecher bewiesen werden.

Ein gutes Verhalten ist die Folge von drei Faktoren: Intelligenz, Selbstbeherrschung und Umgebung. Diese drei Faktoren bedingen sich aber gegenseitig. Auch von dieser Seite aus betrachtet ist daher die Intelligenz der Schlüssel des ganzen Sittlichkeitsproblems. Der einzige Weg, auf dem die Vereinigten Staaten als Nation auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit gehoben werden können, liegt folglich in der Sorge dafür, daß das amerikanische Volk eine größere Zahl intelligenter Leute enthalte. Das aber ist nur zu erreichen durch eine Veränderung in der Geburtenrate der einzelnen Bevölkerungsgruppen derart, daß die intelligenteren Familien mehr Kinder als bisher hervorbringen und die unbegabten ihre Fruchtbarkeit vermindern — mit einem Wort: nur durch Rassenhygiene (Eugenik). H. W. Siemens.

20) Kraus, Alfr.: **Ein Beitrag zur Frage der Syphilis der dritten Generation.** Monatsschr. f. Kinderheilk. XXIV, 3, Dez. 1922.

Bericht über einen Fall von Syphilis bei Großmutter, Mutter und Kind, bei dem die Kontinuität des Leidens klargestellt zu sein scheint, daß hier das Vorliegen eines der seltenen Fälle von „Syphilis der dritten Generation“ — nicht von „Übertragung der Erbsyphilis auf die zweite Generation“ — anerkannt werden darf. Es ist auffallend, wie in fachwissenschaftlichen Arbeiten immer noch von „Erbsyphilis“ in dem vorliegenden Aufsatz gar von einer „zweimal vererbten Syphilis“ (!) gesprochen werden kann, und die Verwirrung, die der Verfasser unter den Begriffen: „hereditäre S., kongenitale S., akquirierte S., ferner unter den Bezeichnungen: zweite Generation und dritte Generation anrichtet, ist groß. Aber von diesen Mängeln abgesehen, ist seine Veröffentlichung wertvoll, indem sie die Möglichkeit der plazentaren Weitergabe einer selbst planzentar



erworbenen Syphilis annähernd beweist und für diese „Syphilis der dritten Generation" ein eigenes Krankheitsbild wahrscheinlich macht. Max Marcuse.

21) Claok, M. A.: **Die Kontrolle der Geschlechtskrankheiten.** Journ. Soc. Hygiene 1923. No. I.

Die Arbeit ist ein statistischer Report über die Kontrolle der Geschlechtskrankheiten in den 83 größten Städten der Vereinigten Staaten. Erst durch den Krieg ist in Amerika der Schleier gelüftet worden, mit dem man sonst diese Fragen verdeckte, und heute gibt man sich außerordentliche Mühe, um diese Krankheiten zu bekämpfen. Seit 1920 haben bis auf eine Ausnahme alle 83 Städte Verordnungen erlassen, nach denen alle venerischen Krankheiten anzeigepflichtig sind. (Es scheint aber, als ob die Privatärzte es bei ihren Privatkranken nicht allzu strenge mit der Anzeigepflicht hielten.) Seit 1921 haben bis auf zwei alle Städte Kliniken zur freien Behandlung der Geschlechtskrankheiten. Etwa die Hälfte der Städte hat quarantäne Stationen zur zwangsweisen Behandlung solcher Patienten, die sich nicht freiwillig behandeln lassen wollen. In 37 Städten müssen alle Personen, deren Beschäftigung zu Ansteckungen unter der Bevölkerung führen können, ein Zeugnis beibringen, daß sie nicht geschlechtskrank sind; besonders in Betracht kommen dabei alle Personen, die Nahrungs- oder Genußmittel feilbieten oder mit ihnen in Berührung (z. B. alle im Wirtshausbetrieb beschäftigten Personen), Barbiere, Hühneraugenschneider, Masseure, Tanzlehrer usw. Die direkte Beaufsichtigung der Prostitution ist dagegen in allen Städten aufgegeben. In der Mehrzahl der Städte braucht bei der Anzeigepflicht der Name und die Adresse des Kranken nicht angegeben werden, sondern nur die Journalnummer. In keiner der Städte werden Bordelle offiziell anerkannt; in allen größeren Städten ist das Ansprechen auf der Straße verboten. Die Kosten sind 0,002 Dollar per Capita, in New York bis zu 0,145 in St. Diego. Die für diese Zwecke ausgesetzten Summen sind nach Meinung der Verf. viel zu niedrig und müssen überall erhöht werden.

J. P. zum Busch.

22) Kembridge, Eleanor: **Der soziale Hintergrund in der sexuellen Erziehung.** Journ. of Soc. Hyg. Februar 1923.

Die Verf. teilt die Knaben und Mädchen, denen ein sexueller Unterricht zuteil werden muß, in zwei Klassen ein: 1. die Klasse, die ohne jede spezielle sexuelle Erfahrung ist (meist Kinder aus sog. besseren Kreisen), 2. die Klasse, die bereits mit beträchtlichen theoretischen und praktischen Erfahrungen zum Unterricht kommt (Kinder aus ärmeren Kreisen, die dicht gedrängt beieinander wohnen und schlafen). Der Unterricht für beide Klassen muß natürlich ein ganz verschiedener sein. Die erste Klasse hat im allgemeinen die Ideale der monogamen Ehe, der Ehe aus Liebe, der Treue im ehelichen Leben; sie sind sich über den Schaden der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten einig. Ihnen muß man in wenigen Stunden eine kurze Übersicht über die Einzelheiten der sexuellen Physiologie und Hygiene geben. Die andere Klasse kennt ganz genau die Einzelheiten des Geschlechtslebens, von irgendwelchen Idealen des Familienlebens weiß sie aber gar nichts. Die Mädchen dieser Klasse, die zu arm sind, um sich irgendwelche Vergnügungen (besonders verlockend sind für sie die Autofahrten) zu verschaffen, fallen fast alle diesem Vergnügungssinn zum Opfer, sie haben keinerlei Angst vor Geschlechtskrankheiten, da ihnen nicht viel an einem langen Leben liegt; außerdem wissen sie, daß in vielen Fällen sie ja doch von ihren Männern angesteckt werden, wenn sie heiraten. Der Geschlechtstrieb als solcher führt nur wenige junge Mädchen zur Prostitution, fast immer ist es der Vergnügungssinn. Für diese Klasse muß der Unterricht deshalb besonders darauf Gewicht legen, ein gewisses Führungsideal bei ihnen zu erwecken; der Unterricht soll nur von verheirateten Personen erteilt werden, die imstande sind, aus eigener Erfahrung von einem glücklichen und zufriedenen Eheleben zu erzählen und den jungen Menschen klarzumachen, daß nicht alle Ehen aus ewigem Zank und Unzufriedenheit bestehen müssen, wie die Kinder dieser Volksschichten nach ihrer täglichen Erfahrung meist glauben.

J. P. zum Busch.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band | Juli 1923 | 4. Heft

Zur Problematik der Geschlechtsunterschiede.*)

Von Dr. Else Voigtländer.

In der Behandlung der Frage nach den psychischen Unterschieden von Mann und Frau lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Die eine faßt den Geschlechtsunterschied als eine metaphysische Wesenheit auf, als einen Gegensatz, der das ganze All durchwaltet, und sucht aus dieser Voraussetzung heraus das Wesen des Männlichen und Weiblichen a priori zu konstruieren. Die andere Richtung geht empirischer vor und ist bemüht, aus Einzelbeobachtungen, statistischen Untersuchungen, Tests u. dgl. die fraglichen Unterschiede zu gewinnen. Das Bedenken, das gegen die erstere Betrachtungsweise laut werden kann, ist der Vorwurf spekulativer Konstruktion, die der individuellen Vielgestaltigkeit nicht gerecht wird, wogegen dem Versuch, die psychischen Geschlechtsunterschiede durch Anhäufung empirischer Daten zu finden, die Tatsache im Wege steht, daß es ohne Zweifel Eigenschaften gibt, die wesenhaft als „männlich" oder „weiblich" erscheinen, und zwar ihrem Sinne nach ohne Rücksicht auf die Häufigkeit ihres Vorkommens und — was die Sachlage kompliziert — auch nicht mit strenger Gebundenheit an das körperliche Geschlecht. Denn, wie bekannt, können auch sog. weibliche Eigenschaften bei Männern und männliche bei Frauen auftreten.

Es entsteht die Frage: ist der Gegensatz von männlich und weiblich ein primärer und absoluter, ein apriorischer Wesensgegensatz, wie der von gut und böse, wahr und falsch, gleich und ungleich, klein und groß, hell und dunkel usw. (wobei zunächst die Wesensgleichheit der genannten Beispiele dahingestellt bleiben mag)[1].

*) Vortrag, gehalten am 17. April 1923 auf dem 8. Kongreß für Psychologie in Leipzig.

[1]) Scheler hat diese Frage in seinen „Abhandlungen und Aufsätzen" (Verlag der Weißen Blätter, Leipzig 1915) folgendermaßen formuliert: „Die letzte Fundierung kann diese Betrachtungsart (nämlich die Methode der Wesensbetrachtung) freilich nur durch die philosophische Entscheidung darüber erlangen, ob weiblich-männlich nur ein induktiv empirischer Begriffsunterschied ist, oder aber ein schon mit dem Wesen des Lebendigen selbst gesetzter Wesensunterschied gewisser Elementarphänomene, die durch die Differenz des Physischen und Psychischen hindurchreichen und deren faktisches Erscheinen an irgendeinem individualisierten Träger (Individuum, Organ, Gewebe, Zelle, Zellkern usw.) erst entscheidend dafür ist, ob dieses als männlich oder als weiblich bestimmt wird. ... Schon das ist als ein großer Fortschritt auf dem Wege ... anzusehen, daß wir ... immer mehr, und zwar in Wissenschaft und allgemeinem Kulturleben, gleichmäßig zur Anschauung tendieren, daß dieser Unterschied bis in die metaphysischen Wurzeln aller endlichen belebten und beseelten Existenz zurückreicht."





Die Auffassung des absoluten Wesensgegensatzes von Männlichem und Weiblichem hat ihre schroffste Ausbildung in dem System Otto Weiningers gefunden, bei dem M und W als zwei absolut unterschiedene geistige Prinzipien auftreten.

Aber gerade die Aufstellungen Weiningers können uns stutzig machen. M ist, wie bekannt, bei ihm das geistige Prinzip, von M geht Logik, Ethik, Ästhetik aus, W dagegen hat kein Ich, keine Logik, ist amoralisch, alogisch, absolut ungeistig, die pure Sexualität, das „Natürliche" überhaupt.

Es ist offenbar, daß hier reine apriorische Gegensätze, wie Ich und Nichtich, Geist und Ungeist, Geist und Natur, die an sich mit Mann und Weib nichts zu tun haben, in denen an sich gar kein Hinweis auf Männliches oder Weibliches liegt, erst durch ihre Verteilung auf M und W ihr männliches, resp. weibliches Vorzeichen erhalten und umgekehrt Männliches und Weibliches erst durch die Bindung an derartige Antithesen zu absoluten Gegensätzen werden. Andererseits aber fällt dadurch, daß W mit Sexualität überhaupt gleichgesetzt wird, der eigentliche, natürliche, „sexuelle" Gegensatz der Geschlechter aus der Betrachtung völlig weg und nicht nur die sexuellen, sondern auch alle sonstigen männlichen Charaktereigenschaften, wie Aggressivität, Brutalität u. dgl., die nicht in die „geistige" Sphäre hineinragen, bleiben unberücksichtigt. Weininger treibt die weitverbreitete Neigung, nicht Mann und Frau des täglichen Lebens, sondern das Genie mit dem „Weibchen" zu vergleichen, zu ihren extremsten Konsequenzen. — Bei der weiteren Frage, ob seine Verteilung der Gegensätze auch richtig sei, zeigt nur ein flüchtiger Blick auf die Wirklichkeit, daß in dem Beispiel der Ethik die einfache Bestimmung, W sei „amoralisch", d. h. sinngemäß, es habe gar keine Beziehung zur Frage nach Recht und Unrecht, Pflicht und Gewissen mehr als willkürlich erscheint. Denn daß durchaus weibliche Frauen Pflichtgefühl haben und danach handeln, sowie Urteile über das Recht oder Unrecht einer Handlung abgeben, bemerkt man alle Tage, wobei natürlich die Frage offen bleibt, ob die weibliche Einstellung zur Ethik dieselbe oder eine andere ist, als die männliche.

Man kann aber sehr oft die Beobachtung machen, daß erst aus dem Bedürfnis nach Antithese heraus männliche und weibliche Unterschiede geschaffen werden, indem je nach dem Gedankengang nach einer ungefähren Richtlinie die Gegensätze auf die Geschlechter verteilt werden. So erscheint je nach dem Ausgangspunkt der augenblicklichen Einstellung das Weibliche einmal als das Reine, sittlich Höhere, Emporziehende, das andere Mal als das Irdische, Erdgebundene, Herabziehende, einmal als das nur in Relation zum Mann Lebende, dann wieder als das absolut für sich Seiende, in sich Ruhende und was dergleichen Aufstellungen mehr sind.

Zu den objektiven Schwierigkeiten des Themas selbst gesellen sich noch eine Anzahl Momente, die aus subjektiven Bedingungen heraus zahllose Trübungen, nicht nur der Lösung, sondern auch schon der Fragestellung hervorrufen und von denen die wissenschaftliche Untersuchung erst gereinigt werden muß. Hierher gehört vor allem die starke Affektbetonung der Frage, verbunden mit der



Neigung, das andere Geschlecht entweder zu idealisieren oder herabzusetzen [2]).

Diese Befangenheiten haben in der Theorie oft die merkwürdigsten Niederschläge gefunden und sie verstecken sich neben gröberen Entgleisungen auch in die scheinbar sachlichsten Feststellungen. Hier sei nur eines herausgegriffen.

In seinem Essay „Das Relative und das Absolute im Geschlechterproblem" [3]) stellt Simmel die Behauptung auf, daß das Wesen der Frau leichter zu definieren sei als das des Mannes, weil das allgemein Menschliche mit dem Männlichen derart solidarisch sei, daß keine spezifische Differenz gegen dieses an ihm angegeben werden könne. Das Männliche erscheint demnach als das allgemein Menschliche, zugleich als das Absolute, von dem das Weibliche sich in seiner Sonderart abhebt und zugleich sich als mehr geschlechtliches Wesen darstellt. Daraus sei auch zu erklären, weshalb es wohl unzählige Frauenpsychologien, aber kaum eine Männerpsychologie gäbe.

Für letztere Behauptung ist aber zunächst die psychologische Tatsache in Erwägung zu ziehen, daß allgemein das Interesse am Nebenmenschen größer zu sein pflegt als die Neigung, das eigene Innere zu erforschen. So ist verständlich, daß das weibliche Wesen als fremdes für den Mann mehr Anreiz zur Untersuchung bietet, als das eigene, männliche Wesen. Und so wäre die nächste Erklärung dafür, daß es keine Männerpsychologien gibt, die, daß die Frauen noch keine geschrieben haben! Wenn dieser Umstand auch gewiß nicht zufällig ist und mit der geringeren Neigung der Frauen zu theoretischen Untersuchungen zusammenhängt — ihre „Privatpsychologie" über den Mann hat wohl jede beobachtende Frau —, so ist es doch zum mindesten voreilig, die Gleichsetzung von Männlichkeit und allgemeiner Menschlichkeit darauf zu stützen.

Denn es gibt doch ganz zweifellos Eigenschaften, die als spezifisch männlich anzusehen sind und die sich als solche vom allgemein Menschlichen abheben. Ein ausgesprochen männlicher Mann wirkt ebenso einseitig wie eine ausgeprägt weibliche Frau und es ist nicht nur eine Schwärmerei der Romantiker, sondern eine beachtenswerte Frage, ob nicht zur vollen Menschlichkeit eine mindere Ausprägung der spezifischen Geschlechtscharaktere, wenn nicht eine Beimischung von Eigenschaften des anderen Geschlechtes gehöre [4]).

So scheint diese Behauptung Simmels zunächst nur ein Ausdruck für die männliche Befangenheit im eigenen Geschlecht zu sein,

[2]) Eine wunderliche Neigung ist auch die Tendenz zur Verabsolutierung, die zu dem eigentümlichen Anspruch führt, als ob „das Weib" in allen individuellen Äußerungen zu fassen sein müsse. Sie zeigt sich z. B. in dem schwülstigen Titel Lombrosos, „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte", oder Wulffens, „Das Weib als Sexualverbrecherin", während das entsprechende Werk schlicht „Der Sexualverbrecher" benannt ist. Das erweckt den Anschein, als ob es zum „Wesen" des Weibes gehöre, Verbrecherin zu sein, während dies beim Mann als eine individuelle Gestaltung angesehen wird. Doch könnte man nach der zahlenmäßigen Häufung der Kriminalität unbefangenerweise eher das umgekehrte Vorgehen erwarten, das Verbrechertum als Ausdrucksform „des Männlichen" zu fassen. Dies nur ein Beispiel.

[3]) Philosophische Kultur, Leipzig 1911, Klinkhardt.

[4]) Vgl. hierzu aus Schleiermachers „Katechismus der Vernunft für edle Frauen": „Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und Weiblichkeit annahm."



das sich als das absolute empfindet und, von sich ausgehend, sein Wesen nicht zum Gegenstand der Untersuchung, sondern zum Maßstab macht. Denn vom Standpunkt der Frau aus gesehen, erscheint umgekehrt das Weibliche als absolut und das Männliche als relativ. Die Frau bewegt sich in ihrem eigenen Erleben, in ihrem Schaffen und Wirken im Haushalt, in ihren Beschäftigungen, Träumereien, ihren Freuden und Kümmernissen für sich in derselben „absoluten" Sphäre, wie es der Mann in seinem Berufsleben und sonstigen Tätigkeiten und Erlebnissen tut. Und dieses Tun des Mannes, auch das objektiv schöpferische Schaffen, ist für sie eben das männliche, von ihrer Art unterschiedene und damit „relative", zugleich auch erotisch anziehend Wirkende. Denn der weitere Grund, aus dem dem Mann das weibliche Wesen als das relative und zugleich sexuell bestimmte erscheint, liegt in der erotischen Anziehungskraft, die es für ihn hat, und unvermerkt legt er diese Beziehung auch in das eigene, objektive Sein und Tun der Frau hinein. Aber an sich liegt davon nichts darin. Es muß rein für sich, ohne Rücksicht auf seine Wirkung erfaßt werden. Die mütterliche Fürsorge oder die Beschäftigung im Haushalt ist rein für sich genommen etwas genau so „absolut Menschliches", sozusagen „Asexuelles", wie das männliche technische oder wissenschaftliche Arbeiten. Es ist eine Verschiebung des Sinnes, wenn z. B. die Mütterlichkeit in ihrem rein menschlichen Gehalt der Fürsorglichkeit in Beziehung zur Sexualität im spezifischen Sinne des Wortes gesetzt wird [5]).

Dabei soll natürlich nicht verkannt werden, daß die Simmelsche Behauptung in der verschiedenen Stellung der beiden Geschlechter zur „objektiven Kultur", zu Kunst, Wissenschaft und Technik auch eine objektive Grundlage hat. Aber eben dies muß untersucht werden und dabei muß die objektive Kultur selbst der neutrale und absolute Vergleichspunkt sein, von dem sich die männliche und weibliche Rolle oder Aufgabe abhebt. Wenn es z. B. männlich sein soll, Gefühle, Eindrücke in Dichtungen zu äußern, während Gefühle bei rein weiblichen Wesen nicht zu dieser Gestaltung führen, so sind sie doch in ihrem eigenen Ablauf vorhanden, sie existieren absolut und es ist möglich, daß in ihnen ein allgemein menschlicher Gehalt ebenso vorhanden ist, wie in der männlichen Hervorbringung. Vielleicht besteht das Weibliche nur in einem Umstand, der ihre objektive Darstellung verhindert, und das Männliche in dieser Möglichkeit der Gestaltung. Aber dadurch wird das Männliche nicht zum Absoluten, sondern das absolute, allgemein Menschliche ist in dem einen Fall objektiv niedergelegter, in dem anderen Fall ungeäußert gebliebener Inhalt des Erlebens.

Diese Probleme seien hier nur gestreift, — vorerst muß der prinzipielle methodische Standpunkt festgehalten werden, daß beide

[5]) Eine überraschende Unterstützung findet diese Auffassung neuerdings in den Forschungsergebnissen von Ceni, Carlo: Cervello e fonzione materne (Gehirn und Mütterlichkeit), Turin u. Genua, wonach „es sich bei der Funktion der Mütterlichkeit um zerebral bedingte, nicht endokrin abhängige psychische Leistungen" handelt. „Schon dies scheidet sie von allem Zusammenhang psychobiologischer Art mit Sexualität". (Bespr. von A. Kronfeld im Maiheft 1923 dieser Zeitschrift.)

Geschlechter in ihrem Für-sich-sein, von ihrem eigenen Standpunkt, ihrer eigenen Perspektive aus betrachtet werden müssen. Genau so, wie man einen individuellen Menschen erst versteht, wenn er nicht nur „von außen“, in der Wirkung, die er auf den Beurteiler hat, betrachtet wird, sondern erst, wenn man sich in einem anschaulich prägnanten Sinn in ihn „hinein versetzt“, die Sache sozusagen „aus dem Kopf des anderen heraus“ ansieht, so muß sich der Beurteiler sowohl auf den männlichen, wie auf den weiblichen Standpunkt hinüberbegeben und sein Urteil frei machen von den Eindruckswerten, der Stellungnahme und Wirkung, die das andere Geschlecht in ihm auslöst [6]).

Nach diesen Vorbetrachtungen kehren wir zurück zum Problem selbst.

Bei der apriorischen Konstruktion von M und W wird gewöhnlich die letzte entscheidende metaphysische Fundierung in dem Verhalten von Samen und Eizelle gesucht und von da aus die Unterschiede in ihre entferntesten, geistigen Verzweigungen aufgebaut. So z. B. Bachofen: „Geflügelt ist der Phallus, ruhend das Weib, Prinzip der Bewegung ist der Mann, Prinzip der Ruhe das Weib, des ewigen Wechsels Ursache die Kraft, ewiger Ruhe Bild das Weib.“ Symbol des Weiblichen ist demnach der Kreis, des Männlichen die Linie, das Weibliche ist das in sich Ruhende, Geschlossene, das Männliche das Aktive, Angreifende, Zielstrebige. Soweit erscheint alles in Ordnung; — wirft man aber einen Blick auf die Wirklichkeit, z. B. das aufgeregte, unruhige Wesen so vieler Frauen, so will es mit der weiblichen Ruhe nicht recht stimmen. Geht man überhaupt zu den rein psychologischen Eigenschaften über, so zu der unbestrittenen größeren Gefühlserregbarkeit der Frau, zu der geistigen Eigentümlichkeit, die man als weibliche Logik zu bezeichnen pflegt, so wird es schwer halten, diese Dinge metaphysisch-physiologisch zu fundieren.

Trotzdem erscheint es richtig, bei der Frage nach männlicher und weiblicher Wesenheit auf die sexuelle Grundlage zurückzugehen, da sich ja hier die Verschiedenheit des Geschlechtes zu allererst ihrem Sinne nach konstituiert. So ist der Gegensatz von aktivem Eindringen, von Suchen, Umwerben, von passivem Abwarten in der Tat ein wesentlicher, und die Frage ist nur, ob alle körperlichen und geistigen Unterschiede der Geschlechter sich aus diesem Gegensatz sinngemäß ableiten lassen. Es ist dabei an die Möglichkeit sekundärer Entwicklungen zu denken, an den Einfluß der Lebensweise, der sozialen Stellung usw. Die Entwicklungsgeschichte scheint uns zu lehren, daß auf primitiven Kulturstufen der geistige Unterschied der Geschlechter längst nicht so ausgeprägt war, wie auf höheren, daß sich die geistige Differenzierung erst herausgebildet hat, zeitweilig sehr stark war, zu anderen Zeiten und in anderen Kulturen aber wieder die Tendenz hat, sich zu verwischen. So fällt z. B. bei ägyptischen Bildnissen eine sehr geringe Geschlechtsdifferenzierung auf, die männlichen und weiblichen Köpfe sind im Ausdruck wenig

[6]) Vgl. hierzu Max Marcuse, Über die Problematik der Sexualpsychologie des Weibes und der vergleichenden Sexualpsychologie der Geschlechter. Zeitschr. f. Sexualwissensch. VI, 9, 1919.

unterschieden, aus ihnen spricht eine große Gleichheit des Wesens. Daß bei den alten Ägyptern die Männer Beschäftigungen nachgingen, die andern Orts als weiblich angesehen wurden und umgekehrt, berichtet ja auch schon Herodot[7]). — Andererseits sehen wir auch im Tierreich, daß die Verteilung der Rollen unter den Geschlechtern durchaus keine eindeutige und einheitliche ist: es gibt Tierarten, bei denen das Männchen die Brutpflege allein übernimmt, andere, bei denen sich beide Geschlechter in gleicher Weise beteiligen. Ferner sehen wir bei vielen Tierarten eine sehr geringe Differenzierung der sekundären Geschlechtsmerkmale, bei anderen eine so starke Verschiedenheit, daß man geneigt ist, sie gar nicht als zur selben Art gehörig anzusehen.

Von diesen Erwägungen aus erscheint der Unterschied von Mann und Weib, den man so gern als einen aus den ursprünglichen Wurzeln des Seins hervorgehenden ansieht, als ein Produkt wechselnder Anpassung und Lebensweise, resp. kultureller Differenzierung.

Doch taucht hier eine Möglichkeit der Lösung des Problems auf. Es scheint zweierlei vorzuliegen: eine wesenhafte Spaltung, die auf der Gegensätzlichkeit der sexuellen Rolle beruht, die den Geschlechtern im Fortpflanzungsprozeß zugewiesen ist, und eine relativ freie Variationsmöglichkeit, nach der an sich „neutrale" Eigenschaften erst durch ihre empirische Verteilung zu scheinbar primär männlichen oder weiblichen werden. Dies sind dann Unterschiede von derselben Art, wie die zwischen den Völkern, Berufen, Ständen, — Eigenschaftskomplexe, die sich zu Typen zusammenschließen, ohne daß hierbei ein metaphysischer Gegensatz zugrunde liegt. Dahin gehören z. B. die wissenschaftliche, künstlerische und technische Begabung und Neigung des männlichen Geschlechtes, die Eigenschaften, welche die Frau bei der Besorgung des Haushaltes entwickelt, ihre Temperamentseigentümlichkeiten u. dgl. mehr.

Bei der Ausbildung dieser Eigenschaften müssen wir der auslesenden Wirkung der gegenseitigen erotischen Ansprüche eine bedeutsame Rolle zuerkennen. So ist zweifellos die Entwicklung des weiblichen Geschlechts in der Richtung größerer Zartheit unter dem Druck eines erotischen Ideals zustandegekommen, was auch daraus hervorgeht, daß sie in höheren Gesellschaftsschichten viel ausgeprägter ist, als in niederen. So sind andererseits der Variationsmöglichkeit gewisse Schranken gezogen, indem Individuen, die dem Geschmack des anderen Geschlechtes stark widersprechen, von Fortpflanzung und Vererbung ausgeschlossen werden.

Wenn wir weiterhin wissen, daß bei Naturvölkern eine Anzahl Arbeiten, wie Ackerbau, Töpferei, Weberei usw., die heute dem Mann vorbehalten sind, von den Frauen ausgeübt wurden, während heutzutage die Frauen in sogenannte männliche Berufe eindringen, so scheint die Differenzierung nach Beruf und Beschäftigung keine wesenhafte zu sein, sondern sich in gewissem Spielraum nach den wechselnden Anforderungen der Kultur und sozialen Lage zu richten.

Die Frage nach der biologischen Fundierung dieser Dinge, insbesondere die Wirkung der inneren Sekretion der Keimdrüsen und

[7]) „Die Weiber sind auf dem Markt und treiben Handel und Gewerbe, die Männer sitzen daheim und weben." Geschichten, II, 35. Leipzig, Reclam.



die geschlechtsgebundene Vererbung, wollen wir hier als zu komplizierend beiseite lassen und uns auf die rein psychologische Seite der Sache beschränken. Nur soviel sei bemerkt, daß auch von Biologen die Ansicht ausgesprochen worden ist, daß es sich bei den sekundären Geschlechtsmerkmalen um ursprünglich „neutrale" Artunterschiede handeln könne, was daraus hervorgeht, daß vielfach bei Kastration nicht die Eigenschaften des anderen Geschlechtes zutage treten, sondern ein Rückschlag auf eine gemeinsame asexuelle Grundform. Bedenkt man ferner, wie zufällig vielfach die Verteilung gewisser Merkmale auf die Geschlechter erscheint, z. B. die Bluterkrankheit und Farbenblindheit, die vorwiegend beim männlichen Geschlecht auftreten, obwohl sie durch die Töchter vererbt werden und an sich nicht einzusehen ist, weshalb sie etwas „Männliches" sein sollten, so kommen wir zu dem Gedanken, daß es sich hier nicht um ein sozusagen metaphysisches Prinzip handelt, das die Auswahl regelt, sondern um in gewissem Sinne „zufällige", empirische, sehr komplizierte Tatsachen.

Aber auch in den „wesenhaften", als metaphysisch angesehenen männlichen und weiblichen Eigenschaften selbst kann ein „neutraler" Kern erkannt werden.

Gehen wir zurück auf den sogenannten primären Gegensatz der Geschlechter, wie er sich in dem Verhalten von Samen und Eizelle dokumentiert und worin sich männliche Aktivität und weibliche Passivität als Wesenheit zu konstituieren scheinen. Wenn wir es uns recht überlegen, so ist dies eine sekundäre Folge der Aufteilung der Fortpflanzung auf zwei Individuen. Es wäre allerdings denkbar gewesen, daß beide Teile mit *gleicher* Energie und Art zusammenstrebten. Aber *wenn* einmal eine Differenzierung eintrat, so *konnte* sie nicht anders, als nach Aktivität und Passivität erfolgen. Aber diese sind, wie Über- und Unterordnung, Anregung und Folgen, Führen und Geführtsein *immanente Gegensätze*, in die sich jede menschliche Berührung, ganz abgesehen vom Geschlechtsgegensatz, notwendig spalten muß und somit erscheinen M und W *nicht selbst* als primäre Wesenheiten, sondern nur *in Verbindung* und als *Träger* dieser, mit ihnen verbundenen Gegensätze, die an sich *nicht* „sexuell" sind. In M und W haben wir also kein metaphysisches Prinzip, das das Weltall beherrscht, wie es so gern in der schöngeistigen Literatur dargestellt wird, sondern es handelt sich um empirische Tatsachen, die nicht über ihren Geltungsbereich hinausgehen.

Somit scheint sich also der Gegensatz der Geschlechter überhaupt zu verflüchtigen und zu beseitigen? Durchaus nicht. Es ist nur die Frage, was er bedeutet und worin er besteht. Als Grundlage desselben müssen wir nach wie vor die sexuelle Rolle der beiden Geschlechter ansehen, von der aus der *an sich* „*neutrale*" *Kern* jeder Eigenschaft seine spezifische Färbung erhält. Das Männliche und Weibliche ist eine bestimmte Färbung, ein bestimmtes Vorzeichen, das die einzelnen Eigenschaften erhalten. Es ist einerseits unbestreitbar, daß männliche Intelligenz, männliche Güte, männliche Bosheit oder Energie, Leidenschaftlichkeit usw. anders aussehen, wie dieselben Eigenschaften in weiblicher Ausprägung. Anderseits aber

erscheint es sinnlos, die eine oder andere Eigenschaft dem einen oder anderen Geschlecht ausschließlich oder in höherem Grade zuzuteilen und zu fragen, ob Mann oder Frau intelligenter, gütiger, boshafter, energischer oder leidenschaftlicher seien. Intelligenz als persönliche Eigenschaft kann eine Auszeichnung von Männern, wie Frauen sein, ebenso wie Güte oder Bosheit. Das Wesen und der Grad jeder Eigenschaft ist an sich neutral, sie erhalten nur durch ihre Einrahmung sozusagen in eine sexuell bestimmte Person ihr besonderes Vorzeichen. —

Wenn in folgendem versucht wird, die psychische Eigentümlichkeit der Geschlechter in aller gebotenen Kürze neu zu fixieren, sogeschieht dies in vollem Bewußtsein der eben entwickelten Einschränkungen und ist nicht als Rückfall in die zurückgewiesene konstruktive Metaphysik aufzufassen. Es ist eben das Schwierige in diesen Fragen, die eigentümliche Mischung von scheinbar Absolutem und Wesenhaftem und zugleich Empirischem und Variierbarem festzuhalten.

Der wesentliche psychische Unterschied, wie er sich, — wie vorsichtig einschränkend hinzugefügt werden soll, — in der modernen europäischen Kulturwelt ausprägt, scheint in einer andersartigen Einstellung zu beruhen, die sich dahin charakterisiert, daß der Mann mehr nach außen gerichtet ist, sich aktiv der Außenwelt zuwendet, während bei der Frau das Schwergewicht ihres Seins in dem inneren Ablauf seiner eigenen Bewegtheit ruht. Der Gegensatz von Ich und Außenwelt ist beim Manne stärker ausgeprägt, er wendet sich der Außenwelt zu, nimmt sie sich zu eigen, sucht sie durch Denken oder technische Verarbeitung zu beherrschen, während die Frau die Eindrücke, die Erlebnisse mehr in sich hineinnimmt und in ihrem Ablauf lebt. Ihre sogenannte Einheitlichkeit ist nicht in dem Sinne von Harmonie und Ruhe zu fassen, denn ihr Wesen läßt durchaus Beweglichkeit, Aufgeregtheit, Wandelbarkeit und Disharmonie im einzelnen zu, sondern das, was auf den Mann als Einheitlichkeit und Geschlossenheit wirkt, ist der Gegensatz zu seinem Erleben, das zwischen Ich und Außenwelt in ganz anderer Weise ausgespannt ist und somit als gespaltener empfunden wird, als bei der weiblichen Frau. Daher sind für den Mann die Inhalte, die Gegenstände charakteristisch, denen er sich zuwendet, und der Gehalt und Reichtum seines Lebens wird bestimmt durch den Gehalt und den Umfang der Welt, die er verarbeitet, sei es in ärmlicher Weise in der Beschränkung auf die Trockenheit eines subalternen Berufs, sei es in der Tiefe und Fülle philosophischer oder künstlerischer Gestaltung. — Die männliche Natur ist nach außen, auf die Sachen gerichtet, sie erlebt ihre Anregungen, Motivierungen von außen her von den Dingen, die sie untersucht, erwirbt, sich zu eigen macht, mit ihnen umgeht. Der Strahl des Interesses, der psychischen Anteilnahme geht vom Zentrum der Persönlichkeit nach außen, empfängt von dort Anreize und Anregungen, denen nachgegangen wird, und die in der Logik der Dinge verarbeitet werden. Die persönliche Reaktion ist bei ihm ein Begehren, ein Haben-wollen, ein Kennen-lernen-wollen, Genießen, sich zu eigen machen. Annehmen oder Ablehnen, Lieben oder Hassen



werden aus der Beschaffenheit der Dinge heraus erlebt und begründet, die persönliche Anteilnahme und Reaktion gründet sich auf die Eigenbeschaffenheit der Dinge, für die das Individuum zugänglich ist oder nicht. Daher liegt auch im Gebiete des Gefühlslebens der Unterschied nicht eigentlich in einem Mehr oder Weniger, sondern in einer anderen Art, einer anderen Artikulierung des Gefühls. Der Mann ist im Grunde nicht weniger gefühlvoll als die Frau, wenigstens braucht es kein Zeichen von Unmännlichkeit zu sein, wenn bestimmte Ereignisse mitleidige Gefühle in ihm auslösen. Aber seine Gefühle laufen in ganz anderer Weise auf den Gegenstand zu, sie werden von ihm veranlaßt und hören mit dem Anlaß auf, sie verzweigen sich nicht in der Weise wie die der Frau, wuchern nicht weiter, strahlen nicht so aus innerhalb seines Lebens, sind auch nicht Selbstzweck und selbständiger Lebensinhalt. Denn das weibliche Erleben hat nicht dieselbe deutliche Objektbeziehung; es lebt sich in ganz anderer Weise in sich selbst aus, erschöpft sich in seiner eigenen Bewegung, in seiner eigenen Erregtheit, die für sich, in ihrem Inneren abläuft und in der die Frau lebt und sich bewegt, darin „schwimmt" als in ihrem eigentlichen Element. Während, wie gesagt, der seelische Inhalt des Mannes charaktersiert wird durch die Objekte, denen er sein Interesse zuwendet, charakterisiert sich das Erleben der Frau viel mehr nach der Art seines Ablaufs, ob lebhaft und bewegt, langsam und stumpf, aufgeregt oder voll gelassener Ruhe, in Gleichgewicht oder wechselnder Launenhaftigkeit. Auch dies ist charakteristisch und ist auch schon oft gesehen worden [8], daß eine Erregung, ein Eindruck im Leben der Frau in ganz anderer Weise nachwirkt und um sich greift als beim Mann, woraus dann die für ihn so oft unverständlichen, „unlogischen" Reaktionen entstehen, die aber wohl ihre eigene Logik haben, eine Logik aber des Erlebens, nicht der Sachen.

Heymans findet in seiner „Psychologie der Frauen" [9] eine größere „Aktivität" bei der Frau; — eine Auffassung, die der gewöhnlichen zuwiderläuft. Sieht man aber näher zu, was mit dieser Aktivität gemeint ist, so findet man, daß offenbar die größere Geschäftigkeit der Frau darunter zu verstehen ist. Die Tätigkeit des Mannes wird durch objektive Zwecke bestimmt. Wenn eine bestimmte Aufgabe erledigt ist, kann er sich zeitweilig dem völligen Nichtstun überlassen. Die Frau kennt diese spezifisch männliche Trägheit des „auf der Bärenhaut Liegens" nicht. Ihr Tun ist dauernd, es ist ein Ausfluß ihres Wesens, des Bedürfnisses, sich zu regen und zu beschäftigen, das aus sich selbst fließt. Die vielen Hantierungen, das Herumgehen im Haushalt, die zwecklosen Handarbeiten sind eine Folge dieses Bedürfnisses nach Betätigung, das seinen klassischen Ausdruck in der Maxime unserer Großmütter fand: wenn ein junges Mädchen nichts zu tun hat, so schneide sie sich ein Loch in die Schürze und nähe es wieder zu! Die typische „tüchtige Hausfrau" geht in der

[8]) So u. a. von W. v. Humboldt: „Aber in der Seele der Frau erklingen ... von den Schwingungen einer einzelnen Saite, immer zugleich alle übrigen, ihr Gemüt gleicht dem stillen und klaren Wasser, in dem die leiseste Bewegung von Welle zu Welle bis an die äußersten Grenzen fortzittert." (Nur kann das Wasser auch oft trüb und schmutzig, aufgewühlt und stürmisch sein.)

[9]) Heidelberg 1910.



unaufhörlichen, äußerlichen Bewegtheit des dauernden Beschäftigtseins auf. Ihr fehlt es oft an Wärme und Zärtlichkeit, ihre Gefühlsbedürfnisse sind gering und doch ist sie durchaus weiblich in der Art, ihr ständiges, rastloses Tun als Selbstzweck auszuüben.

Aber auch diese kühlere, nüchterne Weiblichkeit enthält durch den Tätigkeitstrieb immer noch eine gewisse Bewegtheit, der gegenüber die entsprechende männliche Seele des trockenen Berufsmenschen als leer und tot wirkt. Da die männliche Seele in bezug auf Reichtum und Fülle durch die Gegenstände bestimmt wird, denen sie sich zuwendet, so ist auch sie leer und trocken, wenn dieser Inhalt beschränkt und arm ist. Die Art des männlichen Stumpfsinns, wie er sich etwa im „Dauerskat" ausspricht, ist der weiblichen Seele fremd. Hierüber äußert sich Humboldt[10]: „Ich habe mir sonst immer weibliche Arbeiten gewissermaßen reizend vorgestellt, weil sie wohl einen Grad der Aufmerksamkeit erheischen, aber doch den Geist nicht so beschäftigen, daß er nicht vielfach dabei in Gedanken, Phantasien und Träumen herumschweifen könnte. Es hat mir immer geschienen, als wenn sogar darum das Leben der Frauen anziehender und, wenn sie sonst Geist und Gemüt besitzen, bildsamer sei, als das der Männer. Sehr viele, ja fast die meisten männlichen Arbeiten nähren eigentlich den Geist wenig oder gar nicht, erlauben aber doch auch nicht, die Gedanken dabei auf irgend etwas anderes zu wenden. Die besten Kräfte des Gemütes bleiben unbeschäftigt, und wenn sie in Perioden fallen, wo man von irgendeinem Unglück betroffen worden ist, so versetzen sie, wie ich aus mehrmaliger eigener Erfahrung weiß, die Seele in die widrigste Spannung.... Den Beweis von dem ... fand ich noch in der alltäglichen Erfahrung, daß alte Geschäftsmänner, denen man weder Umsicht, noch Kenntnisse absprechen konnte, doch meistenteils leere und stumpf gewordene Leute sind, ihre Frauen dagegen, und gerade in solchen äußeren Verhältnissen, wo den Hausfrauen wenig oder gar keine freie Zeit übrig bleibt, die sie ihrer Bildung widmen könnten, geistesaufgeweckt und innerlich lebendig bleiben."

Die Beobachtung, die Humboldt macht, daß männliche Arbeiten durch die Inanspruchnahme nach außen einem Bedürfnis, sich in Gefühlen, etwa einem Kummer, gehen zu lassen, widerstreiten und nicht nur ablenkend, sondern auch „austrocknend" wirken, berührt eine wichtige Konsequenz dieser verschiedenen Lebensweise von Mann und Frau[11]).

Fassen wir den Gegensatz der Geschlechter in dieser Weise, daß also das männliche Wesen durch die Zuwendung zu bestimmten Objekten charakterisiert wird, während das Schwergewicht des weiblichen Lebens in dem Ablauf seiner eigenen Bewegtheit ruht, so gewinnen wir erstens die Möglichkeit, das gegenseitige Bewerten, das leidige Abwägen der Leistungen zu verlassen; zweitens entgehen wir dem uferlosen Aufzählen verschiedener Eigenschaften. Der an-

[10]) An Charlotte Diede, 1833. Briefe an eine Freundin, herausgeg. von Leitzmann. Leipzig 1909, Nr. 149.

[11]) Humboldt war ja, wie er selbst wiederholt sagt, eine etwas feminine Natur, und hat anscheinend einen Konflikt mit den Anforderungen männlicher Arbeit und weiblichen Gefühlsbedürfnissen empfunden.



gegebene Unterschied eröffnet für beide Geschlechter jede individuelle Charakterbildung, jede Skala von Höhe und Tiefe, Reichtum und Armut, Hoch- und Minderwertigkeit der Begabungen, Charaktere und Handlungen. Weiter können wir den psychischen Unterschied der Geschlechter als einen rein menschlich-psychologischen fassen, insbesondere die weibliche Eigenart erkennen, die weiblich aber nicht „sexuell" ist. Wir können das Wesen von M und W von derselben Ebene aus verstehen, ohne das eine Geschlecht zum Maßstab des anderen zu machen. Diese Charakterisierung läßt ferner die Möglichkeit jeder Gradabstufung zu, der Gegensatz erscheint nicht als eine primäre Absolutheit, sondern als eine durch Kultur und Lebensweise ausgebildete Ausprägung, zu der allerdings der ursprüngliche sexuelle Gegensatz von Aktivität und Passivität eine vorbereitende Grundlage und Ausgangspunkt gebildet hat. Aber auch dieser grundlegende sexuelle Gegensatz ist nicht an sich männlich und weiblich, sondern erscheint nur so, weil er auf Mann und Weib als seine Träger verteilt ist. So stellt sich die Polarität von M und W nicht als ursprüngliche Urform des Seins heraus, sondern ist nur beteiligt an immanenten, aber an sich „neutralen" Gegensätzen [12]).

Zur Trieb-Energetik.

Von Dr. Wilh. Reich
in Wien.

I.

Die Psychoanalyse gelangt, indem sie den seelischen Vorgängen gegenüber drei Standpunkte einnimmt, zu einer metapsychologischen Auffassung jener Prozesse im Seelenleben, deren Eruierung eine wissenschaftliche Ordnung pathologischer und normaler Konstellation und Entwicklung ermöglicht. Die drei Standpunkte sind:

1. Der topische: er ermöglicht die Zuordnung einer Vorstellung, eines Gedankens, einer Regung zum unbewußten (= verdrängten), zum vorbewußten, d. h. jederzeit bewußtseinsfähigen, ich-gerechten, und bewußten, d. h. momentan gerade im Bewußtsein befindlichen Seeleninhalt [1]).

2. Der ökonomische: er kontrolliert die Schwankungen in den Erregungsgrößen, die Lust-Unlust-Konstellation.

3. Der dynamische: er setzt sich die Einsicht in das quantitative und qualitative Wechselspiel der ubw. Triebregungen zur Aufgabe, hat die verdrängten und verdrängenden Triebansprüche zu eruieren und aus der Kindheitsgeschichte mit Hilfe des ökonomischen Gesichtspunktes die Genese der momentanen Triebkonstellation zu rekonstruieren [2]).

Eine solche metapsychologische Fassung praktisch von verschiedenen Gesichtspunkten gewonnener Eindrücke in einen theoretischen Rahmen ist die äußere Fassade einer Psychologie, die im eigentlichen Sinne Triebpsychologie („Tiefenpsychologie" [Freud]) ist; zum Unterschiede von der deskriptiven Psychologie, die von der seelischen Phänomenologie ausgeht. Man könnte auch die letztere eine „Wie"-Psychologie, die erstere eine „Warum"-Psychologie nennen. Jene stellt z. B. bzgl. der paranoischen Halluzination die Frage, welche Stellung sie zwischen Vorstellung und Wahrnehmung einnehme. Diese kümmert sich um die Frage nach dem „Wie" nicht, sondern versucht zu erforschen,

[12]) Die hier entwickelte Anschauung ist von mir z. T. in früheren Veröffentlichungen, wie „Geschlecht und Verwahrlosung", ZNPt. 1921, und „Die Verwahrlosung", 2. Teil, Berlin 1918, in einigen Punkten ausgeführt worden.

[1]) Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.
„ : Das Unbewußte (Neur. Lehre IV).
„ : Die Verdrängung („ „ „).
„ : Der Begriff des Unbewußten in der Psychanalyse (Neur. Lehre IV).

[2]) Freud: Vorlesungen zur Einführung etc.



warum, d. h. aus welchem Grunde halluziniert wird und kommt zum Schlusse, daß die Halluzination die Projektion einer dem Ich angehörigen, aber verpönter Triebregung darstellt. [3])

II.

In dieser besonderen Fragestellung und der aus ihr entwachsenen Methode des freien Einfalls ist es gelegen, daß die Psychoanalyse zu Formulierungen des Triebbegriffes kommen konnte,[4]) die der deskriptiven Psychologie verschlossen bleiben mußten. Aus der Triebdefinition Freud's[5]): „Der Trieb ist ein Grenzbegriff zwischen Seelischem und Somatischem", geht hervor, daß neben psychologischen, biologische und physiologische Gesichtspunkte zu seiner Klärung unerläßlich sind. Es ist ein wesentlicher Nachteil der Trieblehre Adler's[6]) daß sie im Gegensatze zur psychoanalytischen Trieblehre nirgends Anschluß an das Biologische und Physiologische findet. Die Lehre von der Sexualität des Kindes, die so lange (und vielfach heute noch) auch geistreiche Köpfe abgeschreckt und mit Widerspruch erfüllt hat, fand endlich Bestätigung von physiologischer Seite. Lipschütz[7]) gibt zu, daß psycho-sexuelle Phänomene nicht allein innersekretorisch erklärt werden können. Die Sexualität des Kindes und die sexuellen Perversionen Erwachsener können als Bruchstücke infantiler Sexualität betrachtet werden, zu denen im Verlaufe der weiteren Entwicklung neue Komponenten unter dem Einfluß der Geschlechtsdrüsen hinzukommen. Die Entwicklung der Leydig'schen Zellen erfolge in zwei Schüben: der erste beim Fötus vor der Geburt, der zweite in der Pubertät. „Was man bisher als Pubertätszeit schlechtweg bezeichnet hat, ist sehr wahrscheinlich nur eine zweite große Phase der Pubertät, die um die Mitte des zweiten Jahrzehnts einsetzt." Ebenso wurde beim Weibe (Follikel- und) Interstitialzollen-Bildung im 2.-5. Monat konstatiert.[8])

Die alte psychoanalytische Lehre von den erogenen Zonen[9]), ihre mit psychologischer Methode erwiesene Bedeutung für Wohl und Wehe des Individiums[10]) erhält somit neuerdings Berechtigung zur Hoffnung, einmal auf ein physiologisches Fundament gestellt zu werden, wenn wir auch vorläufig einen Zusammenhang zwischen Pubertätsdrüse und erogenen Zonen mit Freud nur vermuten können.[11]) Die Vermutung, daß die erogenen Zonen hormonale Versorgungsgebiete der „Pubertätsdrüse" sind, liegt nahe, und die Ansicht, daß der Körper von spezifischen Sexualstoffen durchflossen sei, ist von Freud in Anbetracht der Ähnlichkeit zwischen den Psychoneurosen mit ihrer vorwiegend sexuellen Ätiologie und Intoxkationsneurosen vermutungsweise ausgesprochen worden.[12]) Noch immer gelten widersprechende Meinungen in maßgebenden psychiatrischen Kreisen über toxische oder psychische Ätiologie der Dementia praecox. Eine jüngst erschienene bemerkenswerte Arbeit von Hollos und Ferenczi[13]) zeigt, daß die Frage organisch oder psychisch falsch gestellt ist, indem Ferenczi, bei paralytischer Geistesstörung, auf die Art hinweist, wie die selbstbeobachtende Ich-Instanz auf den organisch bedingten Zerfall der Persönlichkeit reagiert und daraus manisch-paranoide (Kompensation des Zerfalls durch Größenwahn-Bildungen) und depressive Phasen (Erkennen der verletzten Integrität des Ich) resultieren. Es hat sich gezeigt, daß die Alkoholpsychose ebenso Objekt psychologischer Forschung, wie physiologischer, bzw. hirnpathologischer sein muß.[14])

III.

Die psycho-physisch-parallelistische Lehre[15]) erweist sich als immer unhaltbarer; Anschauungen über Wechselbeziehungen von Soma und Psyche, wie die Bergson's[16]) bei Er-

[3]) Freud: Zur Einführung des Narzißmus (Neur. Lehre IV).

[4]) S. mein Referat: „Trieb- u. Libidobegriffe von Forel bis Jung". Diese Ztschr. April 1922.

[5]) Zur Einführung: Drei Abhandlungon zur Sexualtheorie.

[6]) Über den nervösen Charakter.

[7]) Die Pubertätsdrüse und ihre Wirkungen.

[8]) Aschner: Die Blutdrüsenerkrankungen des Weibes.

[9]) Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

[10]) Z. B. Ferenczi: Hysterie und Pathoneurosen.

[11]) Wobei es dem Psychoanalytiker gleichgültig sein mag, welche endgültige Entscheidung der Kampf zwischen Steinach und seinen Gegnern, ob der nutritive oder generative Bestandteil des Hodens und Ovars in hormonaler Hinsicht von Bedeutung ist, finden wird.

[12]) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

[13]) Zur Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung (1922).

[14]) Tausk: Zur Psychologie des alkoholischen Beschäftigungsdelirs (Ztschr. f. ärztl. Pysch. 1915)

[15]) Z. B. Semon: Die mnemischen Empfindungen.

[16]) Bergson: Materie und Gedächtnis.

örterung aphasischer Störungen, scheinen konstant an Bedeutung zu gewinnen[17]). Nichtsdestoweniger ist man in solchen Fragen gezwungen, die parallelistische Lehre nicht gänzlich fallen zu lassen; sie gibt eine gute Arbeitshypothese ab, wenn man sich auch stets dessen bewußt sein muß, daß man mit ihr wie mit der Atomtheorie in der Physik operiert. Auch die geometrischen Grundgesetze des Euklid waren fruchtbare Basis für alle unsere modernen technischen Errungenschaften, nichts schien solider, fester fundiert, unumstößlicher als sie: dem kritischen Geiste Einsteins gelang es, sie umzustoßen. Das Gleichnis geht weiter: zwei parallele Linien schneiden sich doch in der Unendlichkeit.

Wir gehen also von der Semon'schen Anschauung aus, daß jeder Empfindung ein physiologischer Erregungsvorgang im Organ parallel ablaufe, die Empfindung die psychische Seite der physiologischen Erregung sei[18]). Chemisch-physiologische Erregungsvorgänge an den erogenen Zonen sind die eine Seite der gleichzeitig auftretenden Lustgefühle[19]). Ihre Intensität hängt von Stärke und Häufigkeit des Reizes ab, der von außen kommt, aber auch aus dem Inneren stammen kann, wenn, wie wir hypothetisch annehmen wollen, Sexualstoffe an einer Stelle eine Anhäufung erfahren haben. Diese Anhäufung mag sich uns als jene wohlbekannte lustvolle Spannung kundgeben, die gleichzeitig unlustvoll empfunden wird, und zur Abfuhr der Erregung drängt. Freud[20]) knüpft an diese Gleichzeitigkeit von Lust und Unlust eine Frage: „An den Spannungscharakter der sexuellen Erregtheit knüpft ein Problem an, dessen Lösung ebenso schwierig, wie für die Auffassung der Sexualvorgänge bedeutsam wäre. Trotz aller in der Psychologie darüber herrschenden Meinungsverschiedenheiten muß ich daran festhalten, daß ein Spannungsgefühl den Unlustcharakter an sich tragen muß. Für mich ist entscheidend, daß ein solches Gefühl den Drang nach Veränderung der psychischen Situation mit sich bringt, treibend wirkt, was dem Wesen der empfundenen Lust völlig fremd ist, rechnet man aber die Spannung der sexuellen Erregtheit zu den Unlustgefühlen, so stößt man sich an der Tatsache, daß dieselbe unzweifelhaft lustvoll empfunden wird. Überall ist bei der durch die Sexualvorgänge erzeugten Spannung Lust dabei. Selbst bei den Vorbereitungsveränderungen der Genitalien ist eine Art Befriedigungsgefühl deutlich. Wie hängen nun diese Unlustspannungen und dieses Lustgefühl zusammen? . . .".

Wir wollen von der Tatsache ausgehen, daß z. B. Befriedigung des Hungers nur etwas Negatives aufhebt, aber nichts Positives bringt. Lediglich die Spannung wird aufgehoben. Abgesehen von den Fällen natürlich, wo es sich um „Hunger" nach Leckerbissen handelt. Feinschmeckerei hängt mit oraler Erotik zusammen, daher kann die Befriedigung auch gewissen Lustgewinn in sich schließen. Alle Spannung, die dem Ich entspringt, wird unlustvoll sein. Wenn ich durch eine öde Gegend in geschäftlicher Angelegenheit reise, z. B. in höherem Auftrage, der mich persönlich wenig tangiert, so wird die resultierende Spannung auf die baldigste Erledigung des Auftrags gehen und nur unlustvoll sein. Anders wenn mich eine geliebte Person im Ankunftsort erwartet; die Spannung wird vielleicht eine höhere, aber zum Teil (in Erwartung des Wiedersehens) lustvolle sein. Meine Reise bringt mir Positives. Wir erkennen also aller aus dem Ich resultierenden Spannung, sofern nicht sexuelle Komponenten mitspielen, den Unlustcharakter zu, sagen aber von der sexuellen Spannung des Genaueren aus, in ihr alterniere Lust mit Unlust. In der Phantasie erleben wir momentan die realiter erst kommende Lust. Die dabei gewonnene, allerdings sehr geringe Lust verleiht der Spannung den Lustcharakter; die folgende Phase wird umso stärker unlustbetont sein, je intensiver die vorhergehende Phantasievorstellung war. Haben wir es bei der nichtsexuellen Spannung mit ungefähr gleichmäßiger Unlust, so bei der Sexualspannung mit einem Pendeln zwischen Lust und Unlust zu tun, wobei die Ausschläge von der Intensität der phantasierten oder erwarteten Lust abhängen. Wir können Freuds Ansicht bzgl. des unbedingten Unlustcharakters auf dem Gebiete der Sexualspannung bei genauerer Betrachtung doch beistimmen. Denn die Spannung an sich ist nur Folge unbefriedigter Libido, wo sie Unlustcharakter trägt. Intermittierende Lustmomente, die wir der mnemischen Ekphorie zuschreiben, führen eine Unterbrechung der Spannung herbei, die dann umso stärker anschwillt. Allerdings sind da die Übergänge von Lust zu Unlust derart verwischt, die Phasen ineinandergreifend, daß man von „lustvoller Spannung" sprechen zu können

[17]) Vgl. hierzu Schilder: Die moderne Richtung in der Psychopathologie (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 1921).

[18]) Vgl. hierzu und zu folgendem auch Semon: Die Mneme.

[19]) Da es sich in folgendem nur um den Sexualtrieb handelt, sind nur sexuelle Lustgefühle gemeint. Die Frage, ob es auch nichtsexuelle Lust gebe, soll hier nicht diskutiert werden.

[20]) Drei Abhandlungen.



glaubt. Aber nicht der Charakter der Spannung wechselt, wie wir nun korrigierend bemerken wollen, sondern phantasiertes Lustgefühl und dadurch erhöhte (unlustvolle) Spannung. In der Spannung der Vorlust sind natürlich dieselben Momente, nur in weit intensiverem Maße gegeben. Doch dürfte hier ein weiteres Moment hinzukommen, das realem Lustgewinn bei den Vorbereitungsakten zugrunde liegt. Wir wählen als bestes Beispiel die Erektion und können annehmen, die Spannung der Haut am Penis infolge der eintretenden lokalen Hyperämie wirke auf die sensiblen Nervenendkörperchen wie ein von außen herangebrachter Reiz, womit die Möglichkeit direkten Lustgewinns gegeben wäre.

Wir dürfen aber das Erlebnis des Lustgefühls nicht als passives Hinnehmen einer Sensation auffassen. Die neueren Anschauungen in der Psychologie (Akt-Psychologie[21]) weichen von den rein sensualistischen Gefühlstheorien vollkommen ab. Sie erblicken in jedem psychischen Erlebnis Anzeichen für tendenziöse Einstellung des Individiuum, „es geht in das Erlebnis ein . . " Bergson[22]) bezeichnet die Wahrnehmung als virtuelle Aktion. Die richtigste phänomenologische Beschreibung der Lustsensation liefert Bergson[23]). „Was ist eine größere Lustempfindung anderes als eine bevorzugte Lust? Und was kann unsere Bevorzugung anderes sein, als eine gewisse Disposition unserer Organe, die bewirkt, daß, während zwei Lustempfindungen sich gleichzeitig unserem Gemüte darbieten, unser Körper sich der einen mehr geneigt zeigt? Man analysiere diese Neigung selbst und man wird unzählige Bewegungen finden, gleich als ob der Organismus der vorgestellten Lust entgegenginge... Die Anziehungskraft der Lust ist nichts anderes, als diese begonnene Bewegung[24]) und die Heftigkeit der Lust selbst während des Genusses liegt in der vis inertiae des Organismus, der in ihr versinkt und jede andere Empfindung zurückweist." Für die orgastische Lustempfindung ist die Kontraktur der Mm. bulbocavernosi und ischiocavernosi, der Beckenmuskulatur im besonderen verantwortlich zu machen[25]), von wo aus sich eine motorisch-orgastisch, rhythmische Kontraktur auf alle andere Muskulatur, bes. die der Schenkelbeuger und des Gesichtes verbreitet. Die periphere Lustempfindung beim Vorlustmechanismus hat mit dieser letzteren nichts zu tun und scheint vielmehr an die erogene Hautpartie, als an die Muskulatur geknüpft. Sicher sind die Übergänge zwischen rezeptiver-peripher-taktiler Vorlust und motorisch-orgastischer Endlust de facto nicht scharf zu trennen, da es doch auch zur Perzeption der Vorlust einer gewissen motorischen Einstellung des Individuums bedarf. Ja, wir müssen zugeben, daß ohne motorische Einstellung eine Perzeption überhaupt unmöglich sei. Es sei auf die Tatsache hingewiesen, daß nach erfolgtem Orgasmus an erogene Zonen herangebrachte Reize Lustgefühle gar nicht oder nur in höchst geringem Ausmaße auszulösen vermögen. Wir könnten vielleicht formulieren: in der Vorlust ist die motorisch-erwartungsvolle Einstellung Mittel, ihr Wesen liegt in peripheren Erregungsvorgängen der Haut und Schleimhaut. Je näher der Vorlustmechanismus in seinem Ablaufe der Endlust kommt, desto mehr überwiegen die Muskelaktionen, die motorische Bereitschaft wird immer größer, bis in den letzten Phasen die Muskulatur alle Produktion von Lust an sich gerissen, den erogenen Oberflächen entrissen hat. Wie es kommt, daß Kontraktur der Penis- und Beckenbodenmuskulatur mit so hoch spezifizierten orgastischen Lustgefühlen einhergeht, darüber wird wieder die Physiologie das letzte Wort zu sprechen haben. Uns interessiert zunächst nicht nur die verschiedene Lokalisation, sondern auch die verschiedene Funktion der Vor- und Endlust. Erstere ekphoriert größere Bereitschaft zu motorischer Tätigkeit, die mit fortschreitender Konzentration der Libido auf die genitale Muskulatur einhergeht; welcher Partialtrieb auch immer dem Vor-

---

[21]) Vgl. hierzu: Messer, Psychologie; ferner Husserl: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, und Schilder: Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein.

[22]) Materie und Gedächtnis.

[23]) Zeit und Freiheit.

[24]) Von mir gesperrt.

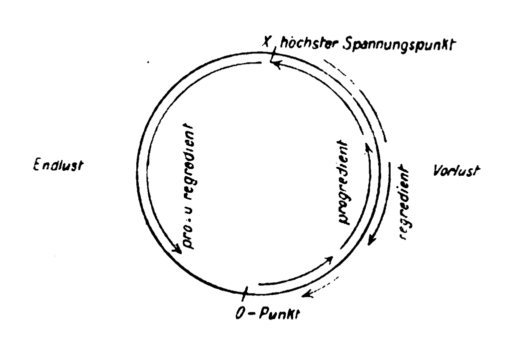
[25]) In einem Vortrage: „Sexualität und Erotik im Kindesalter" in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung erwähnte Sadger, daß Otto Adler direkt sage, der Orgasmus beim Koitus werde durch die Kontraktion der Muskeln hervorgerufen. In der Diskussion bemerkte Freud, daß der Orgasmus die Kontraktion der Muskulatur zur Folge habe; daß diese den Orgasmus ausmache, sei unrichtig. Die Muskeln seien die Exekutivorgane, die Bahnen, auf denen sich die sexuelle Erregung entlade (Zeitschr. f. ärztl. Psych. 1913, S. 307). Wir können dieser Ansicht nur z. T. beistimmen: die orgastischen Lustsensationen haben ihren Sitz in den Muskeln des Beckenbodens. Sie dürfen mit der sexuellen Erregtheit nicht verwechselt werden, die ihre Ursache ist.



lustmechanismus dient und ohne Rücksicht auf normale oder perverse Sexualbetätigung: ob Narzißt oder Päderast oder Exhibitionist: die Endlust bleibt immer an das Genitale i. e. S. geknüpft.

Das „Motorische" kann also nicht das wesentlichste unterscheidende Kriterium zwischen peripher-taktiler Vorlust und orgastisch-motorischer Endlust sein. In die Vorlust gehen ebenso intensive motorische Tendenzen ein, wie in die Endlust. Einzig maßgebend ist die Konzentration auf das Genitale i. e. S. im Orgasmus, die im Abklingen desselben auf die übrigen erogenen Zonen wieder diffundiert. Die Erregung geht von den erogenen Zonen am ganzen Körper aus, erreicht in der Konzentration am Genitale ihren Höhepunkt, und klingt an ihrem Ausgangspunkt wieder aus. Es ist wie das Aufschäumen der Meereswellen an der felsigen Küstenwand, die sie wieder in weiter Fläche zurückwirft. Es ist begreiflich, daß die Verhinderung des Abklingens der Erregung an den erogenen Zonen im Coitus interruptus die unlustvollen Spannungen erzeugen muß, die letzten Endes zu neurasthenischen und angstneurotischen Symptomen führen. —

Wir erblicken in diesem motorischen Eingehen in die Sensation des Lustgefühles einen integrierenden Bestandteil desselben und können uns den passiv hinnehmenden Anteil ohne jenen nicht denken. Gleichzeitig glauben wir, in ihm das Prototyp des „Triebes" zu erblicken, den Trieb in seiner primitivsten Form, der sozusagen in sich selbst erlischt. In der Lustsensation herrscht eine sich selbstzeugende und gleichzeitg vernichtende Kraft, die Sexuallust verlangt nach sich selbst und erlischt mit Erledigung des Verlangens, d. h. mit der erfolgten Befriedigung. Die Unlust und die resultierende Spannung ist nicht nur die Folge verhinderten Lustgewinns, sondern mehr noch die der verhinderten Lustvernichtung (die nur am Organ erfolgen kann), je nachdem man den sensitiven oder motorischen Anteil ins Auge faßt. Das Bestreben des Organischen geht dahin, sich in einem möglichst reizlosen Zustand [26]), die Energien konstant auf der Potentialfläche 0 zu erhalten. Jede Erhöhung der Potentialfläche muß unlustvoll wirken, wenn die Erniedrigung, d. h. die Umwandlang der motorischen Energie in potentielle verhindert wird, sie wirkt lustvoll in der Art, daß jeder Erhöhung eine partielle Erniedrigung parallel läuft; nur die Erniedrigung der Potentialfläche ist eigentlich lustbringend. Nicht der selbstzeugende, sondern selbstzerstörende Anteil an der Lustsensation bringt, so paradox es auch klingen mag, das Lustgefühl mit sich; es ist, als gingen die Träger der Potentialflächen in der Vorlust immer 5 Schritte vorwärts und 3 Schritte rückwärts. Es ist für die Sexuallust charakteristisch, daß der partielle Abbau gleichzeitig ein Reiz zu Aufbau, oder Spannungsvermehrung ist. Dies gilt aber nur für die Vorlust. In der Endlust werden die Spannungsdifferenzen immer größer, Abbau und Aufbau legen (nach unserem Bilde) größere pro- und regrediente Phasen zurück, bis die regrediente den erstrebten Nullpunkt erreicht hat und sich die progrediente von selbst erledigt, da beider Ausgangspunkt der 0-Punkt ist.



Progrediente und regrediente Phase schnellen am Punkt der höchsten Spannung nach vor- bzw. rückwärts bis zum 0-Punkt, wenn die regrediente der progredienten an Intensität gleichgekommen ist. Die in der Vorlust entgegengesetzte Richtung wird in der Endlust gleichsinnig. Die Differenz an Intensität der pro- und regredienten Phase (aufbauenden und selbstzerstörenden Tendenz) macht das Triebhafte der Sexuallust aus.[27]) —

[26]) Freud: Jenseits des Lustprinzips.

[27]) Wenn Bergson (Zeit und Freiheit) die Berechtigung abspricht, von der Quantität einer Empfindung zu sprechen, da sie nur qualitativ bestimmbar sei und zeigt, daß unser Gefühl z. B. einer intensiveren Schmerzempfindung nur dadurch zustande komme, daß wir die Ursache (stärkeren Reiz) in die Wirkung tragen und nur unsere ausgebreitetere Muskelaktion jenes Gefühl wachsender Intensität der Empfindung vortäusche, so ändert dies nichts an der Bedeutung, die die vom objektiven Standpunkt qualitativ andere, vom subjektiven intensiver erscheinende Empfindung für unsere Reaktion hat. (In diesem Zusammenhang sei nur gestreift, daß eine weitgehende Klärung der Frage nach dem Unterschiede zwischen extensiver und intensiver Quantität das Bereich

IV.

Was bewirkt die neuerliche Progression, mit anderen Worten: was erweckt die Lust, die sich selbst getötet hat, zu neuer Leistung? Wir hätten es bequem, die Beantwortung mit Heranziehung des mysteriösen „Triebes" zu erledigen. Nun konnten wir uns aber bei der Analyse der Lustsensation dem Eindrucke nicht verschließen, daß im motorischen Moment der Sexuallust das Prototyp des Triebes zu erblicken sei. Man halte uns nicht vor, daß wir damit das Rätsel des Triebes nicht lösen. Wir hätten es niemals gewagt, mit solchem Vorsatz diese Ausführungen zu beginnen. Im Grunde gibt es in der Wissenschaft für grundlegende Fragen (und das Triebproblem ist eine!) keine Lösung, sondern bloß Verschiebungen der Fragestellung, bzw. Aufrollen neuer mit Lösung alter Fragen. Die Frage nach dem Wesen des Triebes verschiebt sich bei Akzeptierung unserer Ausführung nach dem der Sexuallust. Von dieser haben wir lediglich eine genauere Beschreibung geliefert. Ihr Wesen, d. h. sie kausal erklären, kann, ja darf nach dem jetzigen Stande unseres Wissens nicht unsere Aufgabe sein. Die Frage führt unweigerlich in tiefstes Dunkel auf biologischem Gebiet. —

Dennoch glauben wir aus unserer Analyse der Lustsensation einen strikteren Gehalt des Triebbegriffes zu schöpfen; er umfaßt sowohl die progressive (aufbauende) wie auch die regressive (zerstörende) Seite des Eingehens des Individiums in das Lusterlebnis. Es gehört aber ebenso zum Gehalt des Triebbegriffes, daß triebhaftes Drängen erlebt wird ohne Lustsensation. („Lust nach Lust haben"). Ist die Lustsensation Wesen des Triebes, so wird sie sein Ursprung, seine Quelle erst auf dem Wege der mnemischen Funktion. Der Trieb, so gesehen, ist der motorische Ausdruck der Erinnerung an erlebte Lust. Wir wollen daran erinnern, daß wir hier nur präziser fassen, was Freud[28]) in anderem Zusammenhange beiläufig gestreift hat:

„Ein Trieb kann nie Objekt des Bewußtseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert. Er kann aber auch im Unbewußten nicht anders, als durch die Vorstellung repräsentiert sein. Würde der Trieb sich nicht an eine Vorstellung heften, oder nicht als ein Affektzustand zum Vorschein kommen, so könnten wir nichts von ihm wissen. Wenn wir aber doch von einer unbewußten Triebregung oder einer verdrängten Triebregung reden, so ist das eine harmlose Vernachlässigung des Ausdrucks. Wir können nichts anderes meinen als eine Triebregung, deren Vorstellungsrepräsentanz unbewußt ist, denn etwas anderes kommt nicht in Betracht."

Es ist klar, was die unbewußte Vorstellungsrepräsentanz sein mag: eine Vorstellung des Objektes, oder besser Organes, das in starker assoziativer Verknüpfung steht mit der Erinnerung an erlebte Lust. Nur diese Verknüpfung macht eine Vorstellung bedeutungsvoll, sei es im Sinne der Anziehung (Lust) oder Abwehr (Unlust). —

Die autoerotische Sexualbetätigung des Kindes besprechend, führt Freud u. a. aus: ... „Es ist ferner deutlich, daß die Handlung des lutschenden Kindes durch das Suchen nach einer bereits erlebten und nun erinnerten Lust bestimmt wird. . . Es ist auch leicht zu erraten, bei welchen Gelegenheiten das Kind die ersten Erfahrungen dieser Lust gemacht hat, die es nun zu erneuern strebt. Die erste und lebenswichtigste Tätigkeit des Kindes, das Saugen an der Mutterbrust (oder an ihren Surrogaten) muß es bereits mit dieser Lust vertraut gemacht haben. Wir würden sagen, die Lippen des Kindes haben sich benommen wie eine erogene Zone, und die Reizung durch den warmen Milchstrom war wohl Ursache der Lustempfindung" . . .

jener erkenntniskritischen Erwägungen um vieles einschränken würde.) Wir wollen ihm zugeben, daß der Kitzel an der erogenen Partie des Ohrläppchens nur die Gesichtsmuskeln irritiere, der an der Glans penis während des Koitus orgastische Kontraktur der gesamten Körpermuskulatur evolviere, daher uns letztere Lustempfindung quantitativ erstere weit zu überragen scheint, in der Tat jedoch eine qualitativ andere Lustempfindung ist. Beim Wiederaufsuchen solcher Empfindung wird es für das Individium kein Schwanken geben, es wird die am Penis zentrierte, intensiver empfundene jener am Ohrläppchen vorziehen. In Anbetracht der Ungeklärtheit dieser Fragen muß man staunen, mit welcher Leichtigkeit von mancher Seite dem Energiebegriff im Seelischen Raum gelassen wird; so von Stärke („Psychoanalyse und Psychiatrie"): „Ich schlage vor, den ökonomischen Gesichtspunkt dadurch zu erweitern, daß man den Begriff Quantität der Libido zerlegt in einen Begriff Quantität (Helm-Kapazität (Ostwald)), Inhalt (Meyerhoffer), [Masse, Entropie usw.]) und in einen Begriff Intensität (Geschwindigkeitsquadrat, Temperatur, Potential usw.)" Libido kann doch unmöglich als extensive Quantität (Masse, Inhalt) aufgefaßt werden!

[28]) Das Unbewußte (Neur. Lehre IV).



Vom infantilen Sexualziel: . . . Das Sexualziel des infantilen Triebes besteht darin, die Befriedigung durch die geeignete Reizung der so oder so gewählten erogenen Zone hervorzurufen. Die Befriedigung muß vorher erlebt worden sein, um ein Bedürfnis nach ihrer Wiederholung zurückzulassen. . ."

Zum Wiedererwachen der Säuglingsonanie um das dritte Lebensjahr: „ . . . Aber alle Einzelheiten dieser zweiten infantilen Sexualbetätigung hinterlassen die tiefsten (unbewußten) Erinnerungsspuren im Gedächtnis der Person, bestimmen die Entwicklung ihres Charakters, wenn sie gesund bleibt, und die Symptomatik ihrer Neurose, wenn sie nach der Pubertät erkrankt . . ."

Die Richtung des Triebes ist bestimmt durch seinen Ausgangspunkt: die an einem Organ intensiv erlebte Lust. Die Fixierung eines Triebes weist auf konstitutionell besonders betonte erogene Zonen hin, soweit es sich um Fixierung autoerotischer Triebanteile handelt. Hinter Fixierungen objektlibidinöser Triebanteile läßt sich aber regelmäßig eine autoerotische Fixierung aufdecken, so ist z. B. manche Fixierung an die Mütter durch hervorragende Erogenität der oralen Zone, damit durch sekundäre Fixierung an die Mutterbrust bedingt. Jedes Objekt löst sich im Laufe der Analyse in einzelne Organe auf, die lustbringend waren, ebenso die narzißtische Gesamtstrebung in eine Fixierung autoerotisch wichtiger Organe (After, Mund, Penis etc.), so daß man in der Objektfindung des Kindes die erste synthetisch-abstrahierende Leistung zu erblicken hat: Organe der Mutter werden verdrängt und zu einem Oberbegriff Mutter vereinigt. Mit Vollzug dieser synthetischen Leistung richtet sich auch die Schranke zwischen sinnlicher (Organe) und zärtlicher (Mutter) Strebung auf. —

In der Psychoanalyse spricht man von fixierter Libido. Die Libido ist in psychoanalytischer Definition die einem Triebe anhaftende Intensität, ein Maßstab seiner Stärke. Es wird unterschieden zwischen Ich- und Objektlibido, je nachdem es sich um narzißtisch-autoerotische (als Zielvorstellungen: Organe des eigenen Körpers) oder auf die Außenwelt (Prototyp der endgültigen Zielvorstellungen: Organe der Mutter, Schwester, Amme, des Vaters, Bruders etc.) gerichtete Triebe handelt. Die Libido als Intensitätsfaktor des Triebes ist somit die Ergänzung zum notwendigerweise zu postulierenden Begriff einer potentiellen Lustenergie. Die Intensität einer an einem Organ erlebten Lustsensation ist maßgebend für die Intensität (Libido) des entsprechenden Partialtriebes; die Intensität der Lustenergie wieder ist abhängig von der physiologischen Erregungsdisposition eines Organs. Der „Trieb" ist also sehr wohl Folge hormonaler Vorgänge, aber mittelbare Folge; einzuschaltendes, kausales Zwischenglied ist das Lustgefühl als unmittelbare Folge. —

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Beantwortung der Frage nach den Momenten zurück, die die Lust, welche sich selbst getötet hat, zu neuem Leben erwecken, mit anderen Worten: die den Trieb aktivieren. Nach erfolgtem Koitus ist alle Sexualenergie (um im Bilde zu bleiben) in potentieller Form auf der Potentialfläche 0 angelangt. Was bewirkt neuerliche Spannung, d. h. Hebung der Potentialfläche? Wir entledigen uns jedes Vorwurfs, physikalische Begriffe in die Psychologie zu zerren, wenn wir nunmehr korrigierend bemerken, daß uns nichts zwingt, den Lustgefühlen potentielle und kinetische (Trieb-)Energien zuzuschreiben, indem wir bedenken, daß unser Körper, bzw. das sensomotorische System das Exekutionsorgan unserer Psyche ist. Wie der Schmied tatenlos warten muß, bis die fast erloschene Esse durch den Blasebalg wieder zu glühen beginnt, so mag auch der Engrammschatz an Lustsensationen warten, bis das senso-motorische System, das im Orgasmus erschöpft wurde, sich erholt und wieder leistungsfähig wird. Auf das Engramm ekphorierend, damit die Sexualspannung erhöhend, wirken auch die ständig von psychischer (Phantasie) und körperlicher Seite (Taster, Schauen) zuströmenden Reize, sicher nicht zum geringsten Teile im Soma selbst ablaufende Veränderungen (Hormonaufbau, Anhäufung von Samen in den Kanälchen, Menstruation etc.). Jeder innere oder äußere Reiz hat ekphorierende Wirkung. —

Wie in jeder einzelnen Lustsensation die Sexuallust sich selbst zeugt und gleichzeitig zerstört, damit zur Quelle des Kreislaufes: Lust-Trieb-Lust wird —, wie in der Ontogenese äußere und innere Reize den Engrammschatz an Lustgefühlen, d. h. den Trieb immer wieder aktivieren, so mag der ererbte Anteil am Geschlechtstrieb nichts anderes sein, als der durch die Kinderpflege aktivierte mnemische, an Soma und Psyche der Urahnen erfahrene Lustengrammschatz.[29]) Daß bei Frühkastraten die Libido nicht erwacht, sich

[29]) Es muß aber auch an die Möglichkeit der phasogenen Ekphorie (Semon: Die Mneme), d. h. der Ekphorie ohne äußeren Reiz gedacht werden. Die phasogene Ekphorie dürfte sich mit dem Begriffe der Ekphorie durch innere Reize z. T. decken.



aber bei Spätkastraten erhält, beweist unsere Auffassung von der ekphorierenden Wirkung in der Kindheit erlebter Lust auf den mnemischen Anteil des Sexualtriebes.

V.

Versuchen wir es zusammenzufassen:

1. Innere Sekretion und Erogenität der Organe sind nicht unmittelbare Grundlagen des Sexualtriebes, sondern werden es mittelbar durch die Eigenart der erogenen Zonen, bei Heranbringung von Reizen in Erregung zu geraten, die sich uns als Lustgefühl bekanntgibt.

2. Diese sind die konstituierenden Elemente einer psychischen Instanz, die wir Sexualtrieb nennen infolge ihrer besonderen Eigenschaft, wiedererlebt werden zu müssen.

3. In den Triebbegriff gehen auch jene Vorstellungen von Organen und Objekten ein, die mit der Lustvorstellung assoziativ verknüpft sind.

4. Der Sexualtrieb ist funktionell die motorische Seite aller in der Onto- und Phylogenese erlebten Lustgefühle, psychologisch ein Ausdruck des Gedächtnisses für bereits empfundene Lust.

5. Die Libido sexualis ist ein Maßstab seiner Intensität und abhängig von der Intensität der Lustsensationen, aus der sie durch Umsetzung ins Motorische hervorgegangen ist.

6. Problem und Fragestellung verschiebt sich somit vom Trieb weg auf die psychologische und funktionelle Eigenart der Sexuallust, wiedererlebt werden zu müssen. In das Bereich dieses neuen Problems fällt die Frage nach dem Wie und Ob spezifischer Sexualstoffe.

Wir sind uns der Nachteile bewußt, die aus einer derart konzentrierten Behandlung eines Themas von solcher Bedeutung resultieren. Auf Komplikationen und abzweigende Fragen einzugehen, lag nicht in unserer Absicht. Wir wollten eine prinzipielle, nur den rhythmischen Grundton des Triebes berücksichtigende Übersicht liefern und mußten auf eine Auseinandersetzung der höheren, arhythmischen Triebmanifestationen verzichten. Wir konnten dies umso eher tun, als in der psychoanalytischen Literatur, besonders in den grundlegenden Arbeiten Freud's (Triebe und Triebschicksale, Jenseits des Lustprinzips etc.) die höheren Triebderivate ausführlichste Behandlung erfahren haben. Unsere Darlegungen sollen nicht mehr bedeuten, als eine konsequente Verfolgung des psychoanalytischen Triebbegriffes in seine konstituierenden Bestandteile mit Berücksichtigung der letzten physiologischen Funde und der neueren Richtungen in der deskriptiven Psychologie.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen *).

Geschlecht und Kultur.

Von Dr. Graßl, Ob.-Med.-Rat.

Das Gegenstück zu Weiningers Geschlecht und Charakter, Rosa Mayreders „Geschlecht und Kultur“[1]), verdient inhaltlich und sprachlich eine besondere Erörterung. Einleitend gibt sie eine Definition der Kultur, namentlich zur Unterscheidung von Zivilisation; würdigt den Eintritt der Maschine in das Leben der Völker und sieht als die bewegende Ursache aller Entwicklung die Individuation an. Die gerade in der Jetztzeit so in die Augen springenden Fehler der Individuation, die ohne Massenordnung, sei es in religiöser, staatlicher, wirtschaftlicher, sittlicher Beziehung, zur Auflösung führt, die Individuatio praecox, in der also das Individuum Selbständigkeit des Lebens verlangt, ohne daß sein Gesamtgeist und Gesamtkörper dazu die Voraussetzungen besitzt, werden zwar gestreift, in ihrer Endwirkung aber nicht genügend gewürdigt. Das Streben nach Individuation hat auch die Frau ergriffen und sie aus den Fesseln des Geschlechts wenigstens ideell befreit. Geschlechtspolitisch geht die Verf. von der ursprünglichen Mutterschaft aus, die namentlich unter der Einwirkung des Eigentums, zur Vaterschaft hinüberführte. „Mutterschaft und

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

[1]) Jena 1913, Eugen Diederichs. Grundzahl 7.— brosch.

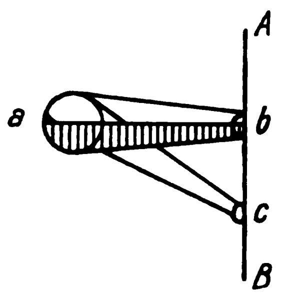


Vaterschaft sind die Angeln der Kulturgeschichte in ihrem Verhältnis zu den Geschlechtern." Die Herrschaft der Vaterschaft ist gebrochen; die Frau verlangt ihre Rechte. Alle vorausgehende und gegenwärtige Kultur ist Männertat; die alte Kultur zerfiel durch die Männer selbst. Hier darf man als Mann wohl die Frage einwerfen, ob dies nicht gar zu oberflächlich geschaut ist, und ob die Frau, wie sie causa movens des Aufstieges war, nicht auch Grundursache des Abstieges wurde oder wenigstens auch ihren Teil dazu beitrug? Tapfere und leider oft nur zu richtige Worte sagt Frau Mayreder uns Männern ins Gesicht. Wenn sie aber den Krieg absolut verwirft und die Frauen auffordert, aus Fraueninteressen, die durch den Krieg am meisten geschädigt würden, den Krieg zu bekämpfen, so ist das so einseitig weiblich, so fern dem Allgemeinnatürlichen, daß eben trotz all des Bestrebens, allgemein menschlich zu denken, doch das Weib mit seiner an die Eigenperson und deren Umgebung gebundene Denkart hervorschaut. Die möglichste Angleichung zwischen Mann und Frau scheint ihr als Ideal vorzuschweben. In Wirklichkeit aber ist Entwickelung nichts anderes als Differenzierung in körperlicher und geistiger Beziehung, und das Individuum ist ein differenzierter Artgenosse, auch geschlechtlich. Die Wiedervereinigung der differenzierten Artgenossen durch die Art zum Zwecke der Erhaltung der Art sowohl wie des Individuums ist nach des Referenten Ansicht der Inhalt des Geschlechtes. Diese Wiedervereinigung von Mann und Frau zu Einem wird hauptsächlich angestrebt durch die Eigenschaften der Art, die die Geschlechtsperson nicht hat oder nicht in dem Maße hat, wie die Gegengeschlechtsperson. Je weiblicher eine Frau ist, je männlicher der Mann ist, desto größer das Ergänzungsbestreben. Trotz aller Scheinblüte der Feminität fürchte ich gerade für die Frau Gefahren aus der Angleichung der Geschlechter. Über die voreheliche Virginität, die Unlöslichkeit der Ehe, über das Wesen der Prostitution, über deren Einschätzung und Bekämpfung findet sie aus weiblicher Seele heraus herrliche Worte, die wir Männer uns wohl gesagt sein lassen sollen. Überhaupt ist das ganze Werk durchzogen von Idealismus.

Dieser Idealismus ist wohl auch daran schuld, daß die Verf. die Bedeutung der Rassenbiologie nicht völlig erfaßte. Die Rassenbiologie ist doch nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke; sie muß sich mit den übrigen Möglichkeiten organisch verbinden. Das Verdienst der Eugeniker auf die Notwendigkeit der Arthygieue als der Trägerin des Individuums hingewiesen zu haben, bleibt bestehen. Gerade das Weib zieht aus der Rassenbiologie den größten Vorteil, das Weib ist viel mehr erbkeimmäßig bestimmt als der Mann, der mehr Umweltswirkung ist als das Weib, eine Erfahrung, die wir Verwaltungsärzte bei der Beurteilung der Zwangserziehungszöglinge immer wieder machen. Was Frau Mayreder über die Liebe sagt, ist klassisch schön. Die Abhandlung über das „imaginative Ich" deckt sich mit den Ausführungen von Carl Müller-Braunschweig in dieser Zeitschrift, Februar 1923, Seite 303, über das Ideal-Ich. Und da nun der Leser meine Manier kennt, gedankliche Prozesse zeichnerisch darzustellen zum Zwecke der Einprägung in das Erinnerungsvermögen, so möge mir auch diesmal gestattet sein, meinen Schimmel zu reiten.

Wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe[1]), denke ich mir das Individuum auch in sittlicher Beziehung aus 2 Teilen bestehend: pro und contra, oder nach unserer jetzigen Sprechweise: gut und böse. Die zeichnerische Darstellung ist: Die untere Hälfte wollen wir die böse nennen. Dieses Ich ist das „reale Ich" Mayreders. Dieses Real-Ich projiziert sich nach außen in die Umwelt. Bei der Projektion nach außen kann das projizierte Bild das Reflexbild des Real-Ichs sein.

Nun kommt es aber vor, daß durch seelische Vorgänge im Real-Ich (a) nicht das ganze Ich, sondern bloß ein Teil in die Ebene AB projiziert wurde. Da es gewöhnlich die gute Seite ist, die projiziert wird und in der Ebene AB nicht als ein Teil des a, sondern als Ganzes des a gelten will, so nennt man dieses projizierte Seelenbild das Idealbild (Müller-Braunschweig) oder das imaginative Ich (Mayreder). In der Projektion (phänotypisch) spaltet sich also das Ich. Viele glauben, daß diese Spaltung in der Projektion lediglich Heuchelei sei. Das ist sicher nicht richtig. Es kann Heuchelei sein, also bewußte Projektionskorrektur, es kann aber auch Mangel der Selbstkritik sein; der psychiatrisch tätige Arzt weiß dies wohl zu würdigen. Diese Spaltung des Phänotypus ist allgemein, und bei besonderen



a = Real-Ich.
b = reflektiertes oder Aktual-Ich.
AB = Umwelt.
c = imaginatives (Ideal)-Ich.

[1]) „Die Sexualität im Entwicklungsschema" in der nächsten Nr. dieser Zeitschrift.

Gemütsstimmungen, insbesondere bei Liebe, sehr häufig. Es ist nämlich in das instinktive Gefühl des Individuums übergegangen, daß nicht das reflektierte Ich, sondern das imaginative Ich die Wertbeurteilung des Individuums durch andere veranlaßt. Die Liebende möchte eben Eindruck erwecken, weshalb er das Ideale seines Ichs hervorkehrt. Bei hoher Seelenanfassung aber will der Liebende nicht bloß das scheinen, sondern auch sein, wie er die geliebte Person sich vorstellt. Die Vorstellung des Liebenden von der geliebten Person ist aber stets das Idealbild. Indem Mann und Weib sich bei Liebe imaginativ geben und sich auf diese Weise wechselweise vorstellen, können sie beide sittlich auf einander einwirken. Versagt aber das Ideal, das sich der Gegenpartner gemacht hat, so kann die Enttäuschung zum Zusammenbruch führen: zur Erkrankung. — Mayreders Buch kann jedem Suchenden dringend empfohlen werden.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Wen soll man heiraten?

Anläßlich der Jubiläumstagung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte erließ im vorigen Herbst die populär-wissenschaftliche Wochenschrift „Die Umschau“ (Frankfurt a. M.) ein Preisausschreiben zur Beantwortung der Frage „Wen soll man heiraten?“. Die weitgehende Beteiligung der interessierten Kreise kennzeichnet sich durch die große Zahl von 108 Bewerbungen, ausgehend von der Arbeiterfrau bis zum Geheimen Regierungsrat und Universitätsprofessor, vom Studenten, dem man keine allzu große Erfahrung in Ehesachen zutrauen darf, bis zum Achtzigjährigen, der sie vielleicht nicht mehr besitzt. Manche vermochten die Fülle des Stoffes kaum in einem kleinen Buch zu bewältigen, andere zeichneten sich durch erfrischende Kürze aus. So antwortete beispielsweise ein Dr. med. sehr einfach: „Wen soll man heiraten?“ — „Mich!“ — Auch gar nicht üble Gedichte fanden sich ein, jedenfalls muß betont werden, daß der Durchschnitt der Bewerbungen auf einem recht hohen Niveau steht. Angesichts einer großen Zahl ernster, gedankenreicher und wertvoller Untersuchungen hatten die drei Preisrichter, die Herren Geh. Rat Prof. Dr. Max von Gruber (München), Prof. Dr. Valentin Haecker (Halle) und Prof. Dr. Bechhold (Frankfurt a. M.), keine leichte Aufgabe. Das Ergebnis ist: 1. Preis Hofrat Prof. Dr. Friedländer, Freiburg i. B., 2. Preis Dr. Wilhelm Hagen, Stadtarzt in Höchst, und 3. Preis Dr. med. Felix Hilpert, Augsburg. Ferner wurden 6 Trostpreise zuerkannt den Herren Stadtmedizinalrat Dr. med. Fischer-Defoy (Frankfurt a. M.), Kreismedizinalrat Dr. Fricke (Trebnitz, Schles.), Oberreallehrer Karl Hermann (Möckmühl a. J.), Kreismedizinalrat Dr. Lorentzen (Langenschwalbach), Bezirksamtmann v. Schiber-Burkhardsberg (München), Dr. K. Hermann Schmidt (Bremen). — Die Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten erfolgt in der „Umschau“.

Ehe und Familienbuch.

Im Verlage von Otto Kindt Wwe., Gießen, hat die Soldanstiftung ein Heft erscheinen lassen, dessen Blätter sie dem Buche von Professor R. Sommer über Familienforschung und Vererbungslehre entnommen hat. „Bringen beide Gatten solche ausgeführte Ehebücher ihrer Eltern in die Ehe mit, so ist die Fortsetzung der Familienüberlieferung sehr erleichtert. Auf diesem Wege kann sich in wenigen Generationen ein ausgeprägtes Familienbewußtsein bilden.“

Bücherbesprechungen.

1) Fürbringer, P.: **Störungen der Geschlechtsfunktionen des Mannes.** S.-A. a. Diagn. u. therap. Irrtümer. Abt. Innere Medizin, Heft 5. 2. Aufl.

Von Dr. Max Marcuse.

Die häufigsten und folgenschwersten Irrtümer, denen Ärzte bei der Erkennung und Behandlung von Sexualstörungen (des Mannes) erliegen, betreffen das Gebiet der Zeugungsunfähigkeit, der Impotenz und der krankhaften Samenverluste.



Mit der Gründlichkeit und Klarheit, die alle Arbeiten dieses sexuologisch so erfahrenen Klinikers auszeichnen, werden in der vorliegenden Abhandlung jene Schwierigkeiten und ihre Gründe dargestellt und durch eine Anzahl sehr charakteristischer Krankengeschichten dem aufmerksamen Leser ein für allemal eingeprägt. Die Ausführungen erfüllen ihren eigentlichen Lehrzweck vollkommen und in vorbildlicher Weise, geben aber darüber hinaus auch dem selbst schon einigermaßen erfahrenen Sexualarzt viele praktische und wissenschaftliche Anregungen.

2) Schöfer, D. Sophie: **Das Eheproblem.** Berlin 1922. Buchhandlung Vorwärts.

Von Prof. Dr. H. E. Timerding.

Die sehr interessante Schrift stellt sich durchaus auf sozialistischen Standpunkt. „Letzten Endes", sagt die Verfasserin, „ist die Freiheit der Frau nur möglich auf der Basis der sozialistischen Gesellschaftsordnung". Die Befreiung der Frau von äußeren und inneren Hemmungen und die damit zusammenhängende neue Arbeitsverteilung zwischen Mann und Frau bedeuten aber an sich nach der Meinung der Verfasserin eine solche Umwälzung, daß sie schon eine neue Gesellschaftsordnung bedingen, und diese Gesellschaftsordnung kann nur die sozialistische sein, weil sie allein allen Menschen, Männern wie Frauen die Möglichkeit zur freien Entwicklung der Persönlichkeit gibt. Die ganze Darstellung zeigt eine eigentümliche Vermischung von doktrinärer Voreingenommenheit mit edlem, weitherzigem Empfinden und scharfer Beobachtungsgabe. Die Schrift ist daher im einzelnen reich an feinen Bemerkungen. Ich unterschreibe es auch, wenn die Verfasserin sagt: „Frauenemanzipation ist in noch viel höherem Grade Erlösung der Männer als Befreiung der Frau". Das Eigentümliche aber ist, daß die Verfasserin auf der einen Seite die Mängel der Ehe und der Rolle, welche die Frau in ihr spielt, treffend kritisiert, daß sie alle die menschlichen Schwächen so klar hervorhebt — das Bild der Frau, das sie entwirft, ist keineswegs geschmeichelt — und daß sie dann doch an ein allgemein in die Wirklichkeit umsetzbares Idealbild einer vollkommenen Ehe glaubt, wenn nur andere rechtliche, soziale und wirtschaftliche Verhältnisse als Grundlagen der Ehe geschaffen werden. Es ist der alte Wahn, daß die Menschen an sich alle gut und fehlerlos sind, daß sie nur durch die Verhältnisse verdorben werden. Wenn im Eheleben die Verhältnisse nicht so sind, wie sie sein sollten, dann sind eben in überwiegendem Maße die Ehegatten selbst daran schuld, denn nirgendwo ist Glück und Unglück dem Menschen so in die Hand gegeben, wie im ehelichen Zusammenleben. Glaubt die Verfasserin, daß sie die weiblichen Schwächen, die sie selbst hervorhebt, je ausrotten kann, in welcher Gesellschaftsordnung es auch sei? Diesen grundsätzlichen Fehler sehe ich auch in den Vorschlägen der Verfasserin zur Reform des Eherechtes. Es klingt ja sehr schön, wenn der § 1354 BGB. künftig lauten soll: „Die Ehegatten entscheiden gemeinschaftlich in allen das gemeinschaftliche Eheleben betreffenden Angelegenheiten". So ist es in guten Ehen sicher schon heute. Aber wie, wenn die Einigkeit fehlt? Dann müssen sie unaufhörlich vor das Vormundschaftsgericht laufen. Und wie soll das Gericht die Verhältnisse bis in die Einzelheiten hinein durchschauen können? Die Gesetzgeber haben in einigen Punkten sicher geirrt, aber darin kann ich keinen Fehler sehen, daß, wie bei Mehrheitsbeschlüssen im Falle der Stimmengleichheit die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag geben soll, auch in der Ehe der Mann die Entscheidung hat. Vorläufig können wir doch nicht mit dem Zukunftsbild der Ehe rechnen, wo die Haushaltsführung aufs äußerste eingeschränkt und vereinfacht ist, Mann und Frau beide ihrem Berufe nachgehen, die Kinder in Erziehungsanstalten versorgt sind. Dann mögen alle die Forderungen auf volle Selbständigkeit beider Gatten berechtigt sein. Vorher müssen wir uns aber den bestehenden Verhältnissen anpassen und mit großer Vorsicht vorgehen, wenn wir die rechtliche Grundlage der ehelichen Gemeinschaft umgestalten wollen.

3) Klein, H. V.: **Krankheit, Vererbung und Ehe.** Eine medizinisch-sozialwissenschaftliche Studie mit besonderer Berücksichtigung des Geschlechtslebens. Auf Grund von 15 Vorträgen gemeinverständlich dargestellt. Mit 10 Übersichtstafeln. Leipzig und Wien 1921, Fr. Deuticke.

Von Dr. med. Agnes Bluhm.

Wenn wir dem Buche hier eine Besprechung widmen, so geschieht dies nicht, weil wir ihm in der vorliegenden Form Verbreitung wünschen, sondern in der stillen Hoffnung, daß der offenbar von gutem Willen und guter Gesinnung beseelte Verfasser durch Kritik belehrbar ist und den Gegenstand nicht eher wiederum in der Öffentlichkeit behandelt, als bis er ihn wirklich beherrscht. Ein Hauptmangel der Schrift ist der Umstand, daß



Verf. seine Kenntnis der Vererbungslehre zumeist aus zweiter Hand geschöpft hat, und daß ihm die neuere Literatur unbekannt geblieben ist. Dazu kommt ein gelegentlicher Mangel an scharfem Denkvermögen und an entsprechender Ausdrucksfähigkeit. Schon im Titel sollte logischerweise das Wort „Ehe" an erster Stelle stehen, und die Überschrift des ersten Teiles „Innere und äußere Ursachen" ist einmal etwas zu knapp und andererseits im Hinblick auf das Gebotene zu anspruchsvoll. Der zweite Teil behandelt „Besondere Zusammenhänge"; das soll heißen: die Beziehungen bestimmter Krankheitsgruppen zum Eheleben; der dritte „Folgerungen", d. h. „Sexuelle Aufklärung und Erziehung", „Sexualethik und Ehereform", „Geburtenrückgang und Arterhaltung", „Eugenik und Rassenhygiene", „Rückblick und Ausblick"; Literaturquellen, Namens- und Sachverzeichnis schließen das Werk. Aus der Fülle der Entgleisungen, an denen namentlich der erste Teil reich ist, sei hier nur eine zitiert. S. 12 heißt es: „Anfangs nannte man die Chromosomen die Träger der Vererbung, K. W. Naegeli erfand eine Substanz, das ‚Idioplasma', dafür, deren Dasein er nicht beweisen konnte, und der Zoologe Weismann nannte sie K e i m p l a s m a. Manche Pathologen, z. B. O r t h , sind in der Auffassung der Vererbungslehre noch strenger" usw. Das gemahnt doch etwas zu sehr an gewisse Parodien humoristischer Blätter und macht es dem Leser schwer, den Verf. dort ernst zu nehmen, wo er es verdient, nämlich im zweiten und dritten Teil, die freilich gleich dem ersten, auch manche veraltete und schiefe Anschauungen und halbe Wahrheiten enthalten. In den „Folgerungen" bewegt sich der Verf. zu stark in allgemeinen, mehr oder minder schönen Reden und läßt ein festumrissenes Programm vermissen. Wenn er im „Rück- und Ausblick" zu dem Schluß kommt, daß schließlich jeder Versuch einer Artveredelung auf die Kunst, das Leben zu verlängern, hinausläuft, so widerspricht es allem Vorangegangenen, und der Rassenhygieniker schließt das Buch mit dem Seufzer: „Gott schütze uns vor unsern Freunden!"

4) B a e r w a l d: **Das weibliche Seelenleben und die Frage seiner Gleichwertigkeit.** Felsen-Verlag. Buchenbach (Baden) 1923.

Von cand. med. A n n e m a r i e B r a h n.

Baerwald prüft die Frage der Gleichwertigkeit des weiblichen Seelenlebens, wobei er als Wertmaßstab die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit für eine Höherentwicklung der Menschheit in kultureller Beziehung nimmt und sich von den üblichen Vorurteilen erfreulich freihält. In den Mittelpunkt des weiblichen Charakters, aus dem sich — unbeschadet noch anderer Kausalitätsbeziehungen — die übrigen wesentlichen Züge der Frauenseele ableiten lassen, stellt B. — wie ja auch die meisten seiner Vorgänger — die starke Emotionalität: Schon aus ihr allein ergibt sich die starke Tendenz der Frau zum Bewahren des Althergebrachten und darum für sie in gefühlsmäßiger Tiefe Verankerten, ihr Konservativismus. Ihr starkes Gefühlsleben treibt sie zur Geselligkeit. Ihre lebhaften, leicht schwankenden Gefühle geben die Grundlage für ihre Suggestibilität und das Bedürfnis nach Anlehnung. Endlich ist die Emotionalität eine Quelle der geringeren Fähigkeit der Frau zum rein begrifflichen, abstrakten Denken, wie es die Wissenschaft erfordert. Speziell auf diesen Mangel, den viele Vorkämpferinnen der Frauenemanzipation verdecken möchten, wir aber zugeben müssen, stützen sich die Gegner des Frauenstudiums. „Warum soll man eine männlich veranlagte Frau am Studium hindern?" fragt Baerwald ihnen gegenüber mit Recht. Es ließe sich mit Leichtigkeit noch anderes ebenso Stichhaltiges vorbringen: So das individuelle Selbstbestimmungsrecht, wonach jeder erwachsene Mensch seine Persönlichkeit nach eigenen Gesetzen innerhalb der durch Ethik und Gesellschaft gezogenen Schranken entwickeln darf. Weiter die Tatsache, daß der größte Teil der Studentinnen sich dem p r a k t i s c h e n Berufe widmet, in dem die tätige Mithilfe der Frau teilweise sogar eine Notwendigkeit darstellt. Wollen doch oft genug Patientinnen nur Ärztinnen ihre intimsten seelischen Erlebnisse erzählen, weil sie das berechtigte Gefühl haben, tiefstes Verstehen nur bei einer Frau finden zu können, deren Erleben in gleicher Richtung läuft wie ihr eigenes. An einem scheinbar wesentlichen Einwand gegen den Frauenberuf hält Baerwald freilich fest: daß sich Beruf und Ehe bis zu einem gewissen Punkt ausschließen. Demgegenüber kann man auf die Ausführungen von Mathilde v. Kemnitz verweisen, wonach der Mutterberuf ja nur in den ersten Jahren eine vollkommene Inanspruchnahme der Frau bedeutet, während später die Kinder selbst den größten Teil des Tages außer dem elterlichen Hause zubringen und es im übrigen wenig günstig für die Entwicklung des Kindes ist, wenn die Mutter Muße genug hat, um sich auf die Erziehung ihres Kindes „mit vollen Kräften" zu stürzen. Baerwald meint schließlich, die berufliche Selbständigkeit der Frau (die er nur wirtschaftlich bedingt glaubt, während sie doch ein Bewußtwerden der Mannigfaltigkeit der eigenen Kräfte bedeutet), ließe sich



dadurch vermeiden, daß von seiten des Staates eine Besoldung der Mütter und damit natürlich auch im Interesse der Allgemeinheit eine staatliche Regelung der Geburten eingeführt wird. Sollten hierbei nicht psychologische Imponderabilien gar zu gering eingeschätzt sein? — Das Resultat der Untersuchungen Baerwalds ist im übrigen überall: das Weib ist andersartig, aber dem Mann ebenbürtig, wenn man nur die Dinge nicht einseitig und kleinlich, sondern mehr sub specie aeternitatis ansieht.

5) Wulffen, Erich: **Das Weib als Sexualverbrecherin.** Berlin 1923, Paul Langenscheidt. 431 S. mit kriminalistischen Originalaufnahmen.

Von Dr. jur. Schneickert.

Ein wertvoller Beitrag zur Kriminalpsychologie, eine Art Fortsetzung oder Ergänzung seines früheren Werkes „Der Sexualverbrecher"; als „Handbuch für Juristen, Verwaltungsbeamte und Ärzte" bezeichnet es der Verfasser.

Wer als Kriminalpsychologe das weibliche Seelenleben im allgemeinen und das verbrecherische im besonderen durchforschen will, geht an keine leichte Sache heran. Wulffen ist mit einer rücksichtslosen Offenheit vorgegangen in dem Bestreben, nichts zu beschönigen und alles mit dem richtigen Namen zu nennen. Es ist also nichts weniger als eine Apologetik des von Schiller und vielen Nachfolgern so oft besungenen Ehrenkranzes weiblicher Tugenden. In einer Zeit realistischen Denkens und Handelns, die ja auch der Frau die Gleichberechtigung, mit Ausnahme der Kindererzeugung, beschert hat, ist dies gewiß leichter als früher, da man noch sehr empfindlich gegen eine das Weib betreffende schonungslose Kritik war.

Dem Standpunkte Schopenhauers, der einmal in seinem Kapitel zur Ethik gesagt hat: „Der Mensch ist im Grunde ein wildes entsetzliches Tier; wir kennen es bloß im Zustande der Bändigung und Zähmung, welcher Zivilisation heißt" — nähert sich Wulffen in seinem Glaubensbekenntnis, daß ein angeborener Kern jedes Menschen Verbrechertum sei, das nur seine Hülle von anderen Anlagen und Strebungen, von Charakter und Handlungen dem nicht scharfsichtigen Auge verdecke. Jeder Mensch sei ein verhüllter Verbrecher, ja, man könne weitergehen und sagen, er sei nur ein verhüllter Verbrecher. Das mag in der Einleitung zu seinem Werke wie ein erbetener Generalpardon klingen, wenn er in den nachfolgenden Kapiteln dem Weib den Seelenspiegel der Wirklichkeit vor Augen hält, wie sie in den Bekenntnissen der italienischen, französischen, spanischen und deutschen Kriminalistenschulen zum Ausdruck kommt. Die Auffassung des Weibes als „Sexualverbrecherin", sich keineswegs auf Sexualdelikte beschränkend, wird damit begründet, daß bei dem Weibe die meisten kriminellen Auswirkungen aus naheliegenden psycho-physiologischen Gründen in irgendeinem näheren oder entfernteren Zusammenhange mit seinem Geschlechtsleben stehen.

Nach einem Kapitel „Das Weib in der Kriminalstatistik" folgen die einzelnen weiblichen Verbrechertypen, mit Einschluß der sexualpathologischen Formen und Ehedelikte. Sein Bekenntnis zur Ehe wird durch diesen Standpunkt gekennzeichnet: „... Mann und Frau trennen auf immer — unüberbrückbar — eine geistige und eine seelische Welt. Das ist die Kluft zwischen den Geschlechtern, welche die Natur schuf, welche die Natur wollte! Und kein Reformer und Weltverbesserer wird es ändern. Die urerschaffenen, verschiedenen Plasmen behalten ewig recht!" Was der Mann von der Frau begehre, vermöge ein weibliches Wesen nicht zu erfüllen; die Natur habe es ihr unabänderlich versagt. Seine Wünsche müsse er, wolle er sie aufrechterhalten, auf zwei Frauen verteilen: auf die Gattin und auf die Geliebte. Hier vermißt man eine entsprechende Kritik unserer Ehegesetze und der Strafbarkeit des Ehebruchs.

Des Buches abschließendes Kapitel behandelt die Prostitutionsfrage.

Vieles ist zu allen diesen Fragen von Vertretern beider Geschlechter schon geäußert worden; von diesen Äußerungen ist auch reichlich Gebrauch gemacht. Man kann so der Wahrheit näher kommen, sie aber niemals erschöpfend erklären oder mit absolut geltenden Normen begründen, da die Seele und ihre Äußerungen mathematische Beweise nicht vertragen. Wenn wir von dem anderen Geschlecht unangenehme Dinge enthüllen müssen oder überhaupt von Menschen sprechen, deren verbrecherischer Wille sich strafbar geäußert hat, befinden wir uns entweder in Angriffs- oder Verteidigungsstellung. Vergessen wir dabei niemals, was uns Schopenhauer in seiner „Lebensweisheit" so eindringlich zuruft: „Die Menschen sind subjektiv, nicht objektiv, sondern durchaus subjektiv. Merke dir es, liebe Seele, ein für allemal und sei klug!"



Referate.

1) Schultz, Adolph H.: **Die Zygodaktylie und ihre Vererbung.** Journ. of Heredity 13, 113, 1922.

Die Zygodaktylie (Schwimmhautbildung zwischen den Fingern und Zehen) ist am häufigsten zwischen der zweiten und dritten Zehe, wo sie vorübergehend beim menschlichen Fötus und dauernd bei manchen Affenarten angetroffen wird. Sie ist also als Hemmungsbildung aufzufassen. Allgemein ist sie selten (1:2500 Normale). Oft sind gleichzeitig die Sehnen der beiden Zehen stärker als normal miteinander verbunden; zuweilen sind auch andere Zehen und Finger mitbetroffen. Die Erblichkeit scheint streng dominant zu sein; niemals wurde beobachtet, daß die Zygodaktylie durch einen Gesunden von seinen Eltern auf seine Kinder übertragen wurde. Es scheint, daß die weibliche Nachkommenschaft im allgemeinen etwas seltener befallen wird als die männliche.

Siemens.

2) Wile, Ira S.: **Ein anderer Stammbaum von zusammengewachsenen Zehen.** Journ. of. Heredity 13, 118, 1922.

Auch in diesem Fall befindet sich die Schwimmhautbildung nur zwischen zweiter und dritter Zehe. Es sind fünf Personen in drei Generationen befallen. Es besteht keine Geschlechtsabhängigkeit wie in dem Fall von Schofield. Die Schwimmhautbildung scheint sich also in verschiedenen Familien nach verschiedenem Modus zu vererben, sie scheint also in verschiedenen Familien durch eine verschiedene Erbanlage bedingt zu sein. Im vorliegenden Fall verhält sich die Erbanlage — wie meist — streng dominant.

Siemens.

3) Bowditchen, Harold: **Rotgrünblindheit in drei miteinander verschwägerten Familien.** Journ. of. Heredity 13, 139, 1922.

Das Auftreten der Farbenblindheit in den drei beschriebenen Familien ist ein neuer Beleg dafür, daß dieses Leiden tatsächlich demjenigen Erbgang folgt, den man als rezessiv-geschlechtsgebunden bezeichnet hat. (Die beigegebenen Stammbäume sind leider sehr unvollkommen, da die gesunden Familienmitglieder nicht mit eingezeichnet sind).

4) Popenoe, Paul: **Getrennt voneinander aufgewachsene Zwillinge.** Journ. of Heredity, 13, 142, 1922.

Zwei Mädchen, die sich sprechend ähnlich sahen, wurden getrennt voneinander aufgezogen, da die Mutter kurz nach der Geburt starb. Die Zwillinge hatten bis zu ihrem 18. Lebensjahre sich weder gesehen, noch miteinander korrespondiert. Die eine hat geheiratet und einen Knaben geboren, die andere ist unverheiratet geblieben. Trotzdem stimmen sie nicht nur körperlich, sondern auch geistig fast völlig überein. Sie haben beide keine Neigung zur Mathematik, nur mäßige Schulleistungen, aber organisatorische Begabung. Der Fall beweist, daß auch die psychischen Leistungen größtenteils schon im Moment der Geburt bestimmt sind. Siemens.

5) Jack, H. W.: **Brüder beim Fußballspiel.** Journ. of Heredity **13**, 161. 1922.

Verf. teilt eine Liste von 63 Fußballspielern mit, die 23 verschiedenen Geschwisterschaften angehören. Die Zusammenstellung zeigt eine bemerkenswerte Übereinstimmung in der Eignung der jeweiligen Brüder zu bestimmten Stellungen (Stürmer, Torwart usw.) beim Fußballspiel. Die Eignung zu bestimmten Stellungen tritt familiär auf.

Siemens.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band | August 1923 | 5. Heft

Die Sexualität im Entwicklungsschema.

Von Obermedizinalrat Dr. Grassl
in Kempten (Allgäu).

Mit der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft war es nichts. Man erkannte, daß es der Gegenwart nicht möglich ist, die Vergangenheit zu ignorieren; man mußte von den Vätern Erfahrungen und Beobachtungen herübernehmen, ohne diese erprobt zu haben, mußte ihnen glauben. So erfand denn die Schulmedizin die Lehre von dem allein wissenschaftlichen Wege der Induktion; die Deduktion sei Philosophie, leerer Glauben. Die Nur-Statistiker, Nur-Zoologen, Nur-Biologen beherrschten das Feld. Bis diese Kärrner aber das Leben erfaßten, hatte es sich bereits wieder geändert. Der Arzt, der im Leben steht und das Leben bewerten soll, wandte sich von der Methodik, der Mechanik der Wissenschaften, — denn dies ist die Induktion, — zum Leben selbst. Der ärztliche Beruf blieb trotz allen Fortschrittes der Wissenschaft noch eine Kunst, und wo der Arzt lediglich Wissenschafter sein wollte, wurde er von Laien in der Behandlung der Kranken bedrängt und oft verdrängt. Aber nicht bloß die Ärzte, auch die Naturwissenschaft im engeren Sinne griffen immer wieder zur Intuition, und gerade die Größten. Pasteur, dessen Hundertjahrfeier wir eben begingen, ist vorbildend. Kühne Gedanken, sorgfältig erwogen; nicht festgebunden, stets belehrbar. Als Gefühlsausdruck für den Arzt mögen auch diese Zeilen gelten.

Unter dem Einfluß des Altmeisters Virchow hatte man die Individualität der Zelle proklamiert. Der Mensch sei ein Zellenstaat, fast mit demokratischer Gleichheit des Wertes der Zellen. Zweifellos war dies eine Errungenschaft allerersten Ranges. Aber die Einheit schien doch davon bedroht zu sein. Ein anderer Weiser legte der neuen Lehre Fesseln an. Mit dem biogenetischen Grundsatz, daß das gegenwärtige Individuum in seiner Entwicklung eine Wiederholung der Stammesgeschichte der Menschheit ist, hatte Ernst Haeckel die Einheit und damit das Leben selbst gerettet.

Denkt man Haeckels Lehrsatz bis zum Ende durch, so sind die Zellen der Gegenwart nicht mehr als Individuen im Staate vereinigt, sondern lediglich phänologische Erscheinungen der Urzelle und der Mensch selbst ein Mittelding zwischen Stock und Staat. Trotz der Verschiedenartigkeit der Gestalt und der Funktion sind die Zellen genotypisch eins; die Erscheinungsform trennt sich vom Wesen und das Wesen ist das Leben der Urzelle. Zwischen der Vielgestaltigkeit der Gegenwart und der Eingestaltigkeit der Mutter-



zelle ist kein wesentlicher Unterschied. Alle Fähigkeiten und Grundeigenschaften des modernen Menschen, dieses Höchstproduktes der Entwicklung, sind in der Anlage in der Zelle der Urzeit vorhanden. *πάντα ῥεῖ*, alles entwickelt sich, aber nichts entsteht, so weit wir es mit unserem Sinn erfassen können. Die Erstzelle bleibt uns ein Rätsel, ebenso wie der Endpunkt der Entwicklungsrichtung. Reizbarkeit, Bewegung, Ernährung, Fortpflanzung, Tod sind der primitivsten Zelle mit dem Menschen gemeinsam. Der auslösende Faktor der Entwicklung aber ist die Umwelt. Aber die Umwelt vermag keine neuen Kräfte zu schaffen, sie vermag bloß die vorhandenen zu stärken oder abzuschwächen. Alle Fähigkeit liegt in der Zelle selbst. Und die Vererbungslehre, die in der Neuzeit so verheißungsvoll auftritt, ist lediglich ein zeitlicher Ausschnitt aus der Entwicklung. Anfang und Gegenwart sind durch Millionen Jahre und Millionen Gestaltungen getrennt und doch müssen wir, wollen wir das gegenwärtige Leben grundsätzlich verstehen, beide verbinden.

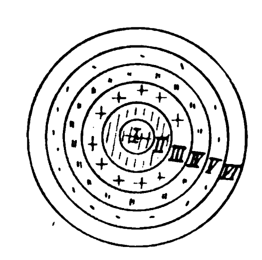


Fig. 1.

VI = die vegetative Zone. V = die sensorielle Zone, (Aufnahmszone). IV = zerebrale Zone oder die Zone des Mirbewußtseins. III = die Zone der egoistischen Gefühle. II = die Zone der altruistischen Gefühle. I = das Ichbewußtsein.

Die einfachste Gestalt ist die Kugel- oder Eiform. Sie bietet der Umwelt im Verhältnis zum Inhalt die geringste Oberfläche, bedingt also das größte Eigenleben des Inhalts. In der Kugel- oder Eiform tritt uns die unentwickelte Zelle am häufigsten entgegen. In der Auffassung der gegenwärtigen Menschen als Kugel oder Ei der entwickelten Urzelle wird uns der Zusammenhang am deutlichsten. Sich den gegenwärtigen Menschen als Kugel vorzustellen, ist für unser räumliches Denken noch schwieriger wie die Vorstellung der Erde als Kugel. Aber das Hineindenken ermöglicht diese Auffassung doch. Wir müssen eben ideeller denken.

Kehren wir zu der Zelle als Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück, so finden wir in der Zelle nur geringe, eigentlich gar keine wahrnehmbare Differenzierung der Fähigkeiten. Alle Fähigkeiten fließen ineinander; die Schädigung einer Fähigkeit wirkt sich in der Schädigung der anderen Fähigkeit aus und die Förderung der einen bedingt die Förderung der anderen Eigenschaft. Schon längst haben die Fachgelehrten darauf hingewiesen, daß das Studium der Fähigkeiten durch die Beobachtung der höher organisierten Lebewesen besseres Ergebnis liefert als das der indifferenzierten. Ebensowenig wird die Fähigkeit lokalisiert. Ganz anders bei den modernen Menschen!

Machen wir durch den kugelig gedachten Menschen einen Querschnitt, so erhalten wir einen Kreis (Fig. 1). In diesem Kreise können wir verschiedene Zonen unterscheiden. Die äußerste Zone ist die des vegetativen Lebens. Hier sind die Fähigkeiten der Bewegung, die Fähigkeit für trophische, chemische, mechanische Reize, die Se- und Inkretion, untergebracht. Vielleicht auch die Fähigkeiten für die Gemeingefühle. Alle diese Fähigkeiten sind von der Umwelt am meisten beeinflußt. Soll das Zellindividuum nicht im dauernden Reizzustand sich befinden und dadurch in der Lebensfähigkeit be-



schränkt sein, so müßten sich die Organe für diese Fähigkeiten differenzieren, sich voneinander mehr oder minder unabhängig gestalten, sie mußten sich lokalisieren. Die anatomische und physiologische Beobachtung des Menschen ergibt, daß die Peripherie diesen Anforderungen nachgekommen ist. Die Ontogenese bestätigt diesen Vorgang.

Die zweite Zone ist die der Sinneswahrnehmungen: Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch und die bereits in der äußersten Zone auftretende Empfindungsfähigkeit gehören hierher. Auch sie sind noch lokalisiert und differenziert.

Sind die Fähigkeiten der äußersten Zone Gemeinfähigkeiten aller Lebewesen, so kommen die der Sinneszone den Tieren zu. In der dritten Zone aber sehen wir Fähigkeiten auftreten, die bloß den höheren Tieren und insbesonders dem Menschen eigen sind. Es ist die Zone des Mirbewußtseins oder der zerebralen Funktionen. Hier sind untergebracht: Wahrnehmung, Vorstellung, Unterscheidung, Reproduktion, Phantasie, Merkfähigkeit, Erinnerung, Wissen, Wille, Ausdauer, Ablenkung, Erregbarkeit. Sie bringen dem Individuum (also mir) die Reize der Umwelt der ersten und zweiten Zone zum Bewußtsein. Sie sind nicht mehr so stark differenziert und lokalisiert wie die Fähigkeiten der beiden äußeren Zonen; sie sind vielfach voneinander abhängig, die Erkrankung der einen Fähigkeit macht sich auch bei der anderen geltend. Immerhin fließen sie aber noch nicht ineinander.

In der nächsten Zone finden wir die individuell-egoistischen Gefühle: Lust- und Unlust, Bescheidenheit, Verzagtheit, Liebhaberei, Reue; hierher verlege ich auch die primären Instinkte und Triebe und namentlich auch die Geschlechtstriebe. Noch mehr als bei der Fähigkeit der Mir-Bewußtseins-Zone hängen die der egoistischen Gefühle zusammen, beeinflussen sich gegenseitig.

Die nächste Zone enthalten die höheren, altruistischen Gefühle: Mitleid, Freundschaft, Eltern- und Vaterlandsliebe, Dankbarkeit, Pflicht, ethische, ästhetische und religiöse Gefühle, Suggestion. Sie bilden vielfach ein Ganzes. Ihre Differenzierung läßt sich nicht mehr durchführen; ihre anatomische Lokalisierung noch weniger.

Den innersten Kreis bildet das Ich: Das Ich-Empfinden, das Ich-Vertrauen, das Ich-Bewußtsein. Alle Fähigkeiten dieser Zone bilden ein Ganzes, bedingen sich gegenseitig und sind im Grunde genommen der Rest der Urzelle ohne Differenzierung und ohne Lokalisierung.

Zwischen den einzelnen Fähigkeiten der verschiedenen Zonen besteht ein Doppelverkehr: Einesteils seitlich in der Zone, andernteils zentripetal und zentrifugal zwischen den Zonen. Das Ich-Bewußtsein hängt von der Stärke und Gesundheit der Fähigkeiten der äußeren Zone ab, andererseits kräftigt oder schädigt es die Fähigkeit der äußeren Zonen. —

Jeder Reiz, der eine äußere Zone trifft, wird in seiner Fortleitung zu einer inneren Zone abgeschwächt, namentlich die Reize der vegetativen und sensoriellen Sphäre. Diese Abschwächung ist notwendig, um die inneren Zonen vor fortgesetzten Schwingungen



und dadurch vor Erkrankung zu sichern. Ein Schulbeispiel hierfür ist die jedem Arzte bekannte Fortleitung des Lichtes.

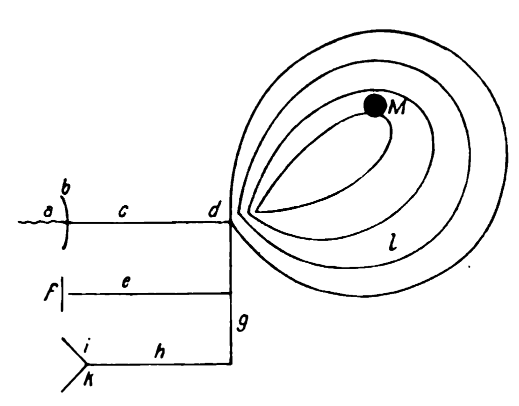


Fig. 2.

a = die Lichtwelle. b = Retina. c = Nerv. opticus. d = Vierhügel. e = Nerv. oculomot. f = Iris. g = Medulla oblongata. h = Nerv. facialis. i = Musc. Sphincter ocul. k = Musc. corrugat. l = Gehirn. M = Engramm.

Die 300000 km in der Sekunde zurücklegenden Lichtstrahlen (Fig. 2) treffen die Retina, der Nerv. opticus leitet den Lichtstrahl bis zu dem Vierhügel, in dessen Nähe der Nerv. oculomotorius ist, auf den ein schwacher und mittelstarker Reiz überspringt und in der Iris endigt. Starke Reize aber schlagen die Sicherung durch, gehen auf die medulla oblongata und werden mittels des Nerv. facialis zu den musc. Sphincter oculi und corrigator. supercil. fortgeleitet. Die Reaktionszeit ist 0,15—0,2 Sekunden, also eine millionenfache Abschwächung. Um aber zum Bewußtsein zu kommen, muß der Lichtstrahl durch das Gehirn durch und hier ein Engramm bilden. An der Stärke und Dauerhaftigkeit des Engramms hängt einerseits die Fortleitung zu den inneren Sphären, andererseits die Reproduktion der Lichtempfindung ab.

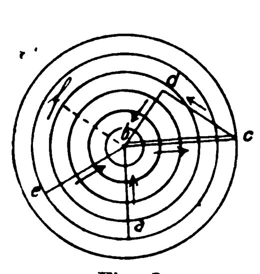


Fig. 3.

a = Reizstelle für das Gehör. b = Ichzentrum. c = Reizstelle des peripherischen Muskels. d = Engramm in der zerebralen Zone. b c = Gleitbahn. c d = Irradiation. e = äquivalente Reizstelle des Lichtes. e b c d b = Illusion. f = Reproduktion eines zerebralen Engramms. f b c d b = Halluzination. a b fällt in der Erinnerung aus. f b d c b ist dann „Einklemmung“.

In Fig. 3 versuchen wir nun die Darstellung einer solchen Leitung. Wir nehmen als Beispiel einen Gehörsreiz. Dieser Gehörsreiz setzt sich bis zum Ichkreis fort und bringt ihn in Schwingungen. Zur Sicherung des Ich, also als eine Art Notwehr, geht dieser Reiz zur Peripherie und trifft die motorische Sphäre, der Muskel wird gereizt und es entsteht eine Kontraktion. Diese Muskelkontraktion imponiert als ein direkter Reiz und setzt sich zum Mir-Bewußtsein fort. Diese Imponierung als eigener Reiz und Fortleitung zum Mir-Bewußtsein nennt man „Irridation“. In der Mir-Bewußtseinszone setzt der Reiz ein Engramm und dieses Engramm kann sich dann, vielfach abgeschwächt, wieder zum Ichkreis begeben und hier ohne übermäßige Schädigung des Ich ausschwingen. Aus dem Gesetze der Äquivalenz der Reize aber wissen wir, daß statt eines Gehörreizes auch ein Lichtreiz die gleiche Bahn gehen und die gleiche als Reiz sui generis imponierende, auf die Muskulatur eindringende Wirkung haben kann. War also die Bahn, die der Gehörsreiz ging, besonders eindrucksvoll, so kann ein Lichtreiz (e) vom Ichkreis in die Bahn des vorhergehenden Gehörsreizes geleitet werden und alle Folgen haben wie ein äußerer Gehörsreiz (Illusion). Es ist gar nicht

nötig, daß ein peripherischer äquivalenter Reiz vorhanden ist. Oft genügt auch die Reproduktion eines Lichtreizes infolge zerebraler Auslöse (f) — Halluzination. — Geht dem Individuum der Ursprung der Fortleitung und Auslösung im Gedächtnis verloren, bleibt aber die Gleitbahn trotzdem bestehen, so können die verschiedenen Reize in die Gleitbahn kommen und erzeugen für den Träger völlig unbewußt Erscheinungen — Einklemmungen. — Die Einklemmung war also ursprünglich eine Abwehr, der Organismus ging über die notwendige Größe der Abwehr hinaus und erzeugte eine „Krankheit", indem er eine Gleitbahn mit mehr oder minder lang dauernder Stärke schuf. — Ein Naturvorgang, den wir häufig beobachten.

Versucht man das Geschlecht in das Allgemeinschema einzufügen, so stößt man auf große Schwierigkeiten. Die Fortpflanzungsfähigkeit und der Fortpflanzungsdrang war zweifellos in der Urzelle auch des Menschen vorhanden. ehe es ein Geschlecht gab. Dazu kommt, daß das Geschlecht später nicht getrennt auftrat, sondern in einer Person vereinigt. Zwar halten die älteren Biologen, namentlich die Nur-Induktionisten, an der Ansicht fest, daß Mann und Weib getrennt von jeher vorhanden waren; aber diese Annahme führt zur Zweiteilung alles Lebenden, zur Zweiteilung des Menschengeschlechtes, wie es in China angenommen wird, wo der Frau keine Seele zugesprochen wird. Die altägyptische und altbabylonische Auffassung, daß die Frau von dem Manne sich abgetrennt hat, wird uns von dem ägyptischen Priesterschüler Moses in der Bibel, dem wundervollsten naturwissenschaftlichen Buche aller Zeiten, überliefert. Die jungen Biologen stimmen vollständig bei. Bei der Abtrennung der Eva nahm das Weib aber nicht die Hälfte des ursprünglichen Adam mit, sondern von der Geschlechtsfähigkeit zwei Drittel, ließ also ein Drittel dem Manne, von den übrigen asexuellen Eigenschaften aber ein Drittel und ließ zwei Drittel dem Manne. Die Wiedervereinigung der Geteilten findet im animalischen Geschlechte den Höhepunkt. Allein mit der animalischen Wiedervereinigung ist auch die Ergänzung der übrigen geteilten Eigenschaften zum Ganzen verbunden und diese Ergänzung gehört zweifellos zum Geschlechtsdrang. Der Ergänzungstrieb ist also wesentlich verschieden bei Mann und Weib. — Als dritter Umstand, der die Schwierigkeit der Beurteilung erhöht, ist das Auftreten einer anatomisch wohl umschriebenen Funktion unseres Individuallebens zu betrachten. Die menschlichen Keimdrüsen haben die Doppelaufgabe, die Fortpflanzung zu sichern, aber sie sind auch formative Organe allerersten Ranges für den Träger der Keimdrüsen selbst. Dazu kommt dann noch die Umbildung der Geschlechtstätigkeit durch Kultur, Ethik, Wirtschaft und andere Umweltseinflüsse. Nirgends doktert der Mensch mehr herum als am Geschlecht.

Immerhin lassen sich auch jetzt noch bestimmte Beobachtungsgebiete herausschälen. Das Geschlecht des Menschen ist keine differenzierte und keine lokalisierte Eigenschaft, sondern es ist eine diffuse, auf alle Körper- und Geistesqualitäten sich erstreckende Eigenschaft. Es hat lediglich zur Entladung ein peripheres körperliches Organ. Der Hauptsitz des Geschlechtes ist dagegen an der Grenze zwischen der zerebralen und egoistischen Gefühlszone an-

zunehmen. Endo- und ektogene außergeschlechtliche Reize können den Geschlechtsdrang erhöhen und erniedrigen. Diese außergeschlechtlichen Reize werden dann zu Geschlechtsreizen umgewandelt. Der Fortleitung der Reize zur Geschlechtszone werden körperliche und physische Hemmungen entgegengesetzt. Starke Reize (Geschlechtstraumen) können diese Hemmungen durchschlagen, zur Irradiation und durch Ausfall in der Erinnerung zur Bildung einer Gleitbahn mit Einklemmung führen. Geschlechtsillusionen und Geschlechtshalluzinationen sind nicht selten. Alle Allgemeineigenschaften können also in dem Geschlechte wiederkehren. Die Behandlung der Erkrankung des Geschlechtsdranges ist also keine spezifische, sondern muß sich der Methoden und der Erfahrungen der übrigen Heilmedizin bedienen, sie ist auch keine lokalisierte Spezialwissenschaft, sondern eine das ganze Individuum umfassende Heilkunde. Gerade wegen der Schwierigkeit des Erfassens des Sexualität sollte sich der Sexualwissenschafter erst dann der Lehre als Spezialfach widmen, wenn er sich durch Studium und Erfahrung auf asexuellem Gebiete die Grundlagen angeeignet hat, und auch der erfahrene Facharzt läuft bei ausschließlicher sexualer Beschäftigung Gefahr, das Gebiet des Geschlechtes zu eng oder zu weit zu ziehen. Die Sexualwissenschaft ist auch kein Gebiet, auf dem sich ein jeder Laie austoben kann, gerade nicht in der Jetztzeit, da mit der Bedrängung des Individuallebens auch das Geschlecht gefährdet ist.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen *).

Testament und Sexualleben.

Von F. Dehnow.

Einer dringenden Notwendigkeit entsprechend und in treffender Weise hat Traumann in dieser Zeitschrift (IX 285, X 46) sich gegen neuerliche juristische Auffassungen gewandt, durch welche letztwillige Zuwendungen an Personen, mit denen der Erblasser in nichtehelichen Geschlechtsbeziehungen gestanden hat, in ihrer Gültigkeit bedroht werden; Auffassungen, die auf Grund eines falschen und rückläufigen Sittlichkeitsbegriffs die Verfügungsfreiheit in unerhörter Weise beschränken wollen.

Traumanns Ausführungen möchte ich hinzufügen, daß es einen Weg gibt, die Gefahren, die von solchen juristischen Auffassungen drohen, im Einzelfalle zu kontrekarrieren. Der Erblasser wird in einschlägigen Fällen gut tun, zweierlei zu bestimmen: „§ 1. Meine sämtlichen Verwandten schließe ich auf alle Fälle und unabhängig von der Bestimmung des § 2 von der Erbfolge aus. § 2. Zu meinem Erben setze ich ein . . .“ Hiernach würde bei Unwirksamkeit des § 2 nur der Staat als Erbe eintreten, und keiner Privatperson würde ein Interesse daran verbleiben, den § 2 klageweise anzufechten.

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!



Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Wen soll man heiraten?

Bei dem von der „Umschau. Illustr. Wochenschr. über die Fortschritte in Wissenschaft u. Technik" veranstalteten Preisausschreiben sind u. a. ein Aufsatz von Stadtarzt Dr. Wilhelm Hagen und ein Aufsatz von Dr. med. Fritz Hilpert mit Preisen ausgezeichnet worden. Die Arbeiten sind im 21. und 23. Heft a. c. der „Umschau" veröffentlicht. Wegen ihres sexualwissenschaftlichen Interesses seien folgende Teile aus ihnen hier wiedergegeben.

Dr. Hagen schreibt u. a.:

Das Gefühl spricht doch die erste Entscheidung darüber, ob die Annäherung an den Menschen des anderen Geschlechtes überhaupt gewünscht wird. Und in der großen Mehrzahl der Ehen lautet die Begründung für die Wahl einzig und allein: „Ich habe ihn lieb". Man scheut sich, die Berechtigung dieser Begründung überhaupt anzuzweifeln, und doch müßte man sich zuerst die Frage stellen: „Warum habe ich diesen Menschen lieb?"

Unsere Gefühle sind keine einfachen Empfindungen, so wie etwa ein Geschmack salzig oder sauer, süß oder bitter ist, sondern sie sind außerordentlich zusammengesetzt. Liebe ist eine besondere Gefühlsbeziehung zwischen zwei Menschen. Irgendwie rührt sich die Magnetnadel unseres Inneren stets, wenn sie das Kraftfeld eines anderen Menschen berührt. Die Art des Ausschlages hängt von beiden Charakteren ab, und eine bestimmte Ausschlagsweise nennen wir eben Liebe. Wir bezeichnen damit lediglich eine Reaktionsweise, nicht aber deren Inhalt, der in jedem Falle völlig verschieden und wertend nicht vergleichbar ist. So ist es in diesem Sinne auch kindlich, von der „einzigen Liebe" zu sprechen. Wohl die meisten Menschen haben mehrere Liebesbeziehungen in ihrem Leben. Man wird mir recht geben müssen, daß jede dieser Liebschaften ihren besonderen Charakter hat, daß die Beziehung der beiden Menschen als solche nicht wiederholbar ist. Dabei hängt das Schicksal dieser Liebesverhältnisse nicht von den äußeren Ereignissen ab, sondern ist in der Wesensart der beiden Menschen begründet. Es gibt sehr viele solche Beziehungen, die schon am ersten Tage als Episode gekennzeichnet sind. Aus der ganzen Struktur der beiden Menschen ergibt sich zwangsläufig, daß sie nach der Erfüllung wieder auseinander gehen müssen. Das schönste Beispiel dafür sind Goethe und Friederike in Sesenheim. Man kann nicht behaupten, daß er sie nicht mit der ganzen impulsiven Hingabe seiner Jugendjahre geliebt habe und doch wäre eine Ehe hier ein Unglück geworden. Die Ehe verlangt Dauer. Wir müssen daher sagen: Liebe allein ist kein hinreichender Grund zur Eheschließung.

Die Liebe des Menschen ist mehr als der Geschlechtstrieb des Tieres. Beim Tiere sind die Beziehungen der Geschlechter durch den Ablauf des Jahres geregelt. Nur während der Brunftzeit herrscht die Triebliebe, während des übrigen Jahres ist das Verhältnis der Geschlechter zueinander neutral. Zusammenstöße des Geschlechtstriebes mit Mutterschaftspflichten oder ein Mißverhältnis zwischen dem Triebleben und der Selbständigkeit des Individuums gibt es nicht. Anders beim Menschen. Ganz abgesehen von den rein äußeren Zusammenstößen des das ganze Jahr herrschenden Geschlechtstriebes mit den Körperfunktionen der Frau wird die seelische Einstellung dadurch erschwert. Während des kurzen Rausches einer Liebesepisode kann das Eigenleben der Persönlichkeit in den Hintergrund treten. In den Jahren der Ehe ist das unmöglich. Die gegenseitige Achtung der Selbständigkeit muß weiter bestehen. Ein gewisses Distanzgefühl vor der fremden Persönlichkeit darf nicht erlöschen, sonst besteht die Gefahr, daß wir die Seele des anderen ausschlürfen und wie eine leere Schale wegwerfen.

Die Gefühle des Tieres sind einfach, die Wertungen lediglich auf einen biologischen Endzweck gerichtet. Im Gegensatz dazu haben die Gefühlswertungen des modernen Menschen einen Inhalt. Sie sind sehr stark durch unsere Entwicklung bestimmt und gerichtet. Erlebnisse aus unserer Jugend können bestimmte äußere Eindrücke, Bilder, Ähnlichkeiten, Worte mit einem Gefühlswert verknüpfen, der uns später immer wieder beeinflußt, wenn unser Urteil eine ähnliche Sphäre berührt. So ist jedes erotische Erlebnis zugleich entscheidend für unsere Gefühlseinstellung zu einer anderen Frau. Ja, die Liebeserlebnisse unserer frühesten Kindheit, die uns mit der Mutter verknüpfen, werden auf diese Weise mitbestimmend für unser späteres Schicksal. Beim Manne bleibt dieser Mutterkomplex das ganze Leben hindurch an das andere Geschlecht fixiert. Er wird bei der geliebten Frau stets auch die Befriedigung seiner Kindheitssehnsüchte erwarten und ganz instinktiv auch inhaltlich das Bild der Geliebten mit den Zügen der



Mutter belasten. Ja, der Traum bringt uns die Vermischung der Mutter und der Geliebten oft klar zum Bewußtsein. In der Sage von Ödipus und Jokaste [1]) ist dieser Konflikt ins Helle gerückt, im gewöhnlichen Leben liegt er allerdings meist nicht darin, daß die Mutter zur Geliebten wird, sondern daß die Geliebte die Muttersehnsucht des Mannes nicht stillen kann.

Eine Frau aber, welche dem Manne keine Heimat bereiten kann, ist für die Ehe nicht geeignet. Es gibt einen sehr guten Prüfstein, ob die Frau ihren Mann auch mit den gütigen Augen der Mutter betrachten kann. Sie darf in seinen schwachen Stunden nicht verständnislos versagen. Gewiß ist es schwer für sie, den Mann, in dem sie einen König und Herrn sehen möchte, kleinmütig und verzagt am Boden liegen zu sehen. Aber sie muß es verwinden können, die Stärkere zu sein, ohne ihn deswegen zum Pantoffelhelden zu machen, und sie muß den in seiner Schwachheit zu ihr Flüchtenden mit gütiger Hand wieder aufrichten.

Die ethische Wertung der Persönlichkeit erwacht in den Knabenjahren. Es entwickelt sich eine Scheu vor dem anderen Geschlecht, es ist die Zeit der wunschlosen Ehrfurcht und der Freundschaft. Das Verhältnis des Knaben zum Mädchen ist kameradschaftlich, ich möchte sagen schwesterlich; und wie der Knabe sich selbst in diesen Jahren einen harten und unerbittlichen Ehrenkodex aufstellt, so stellt er auch an das Bild der Frau die höchsten Anforderungen. Mag diese etwas überspannte Wertung auch später einer weniger scharfen Beurteilung Platz machen, so wird das Bild der Freundin doch in das Idealbild der Geliebten hineinverwoben bleiben. Mit dem Einsetzen der reinen Geschlechtsliebe glaubt man nur zu oft diese ethischen Ansprüche als nebensächlich beiseite schieben zu können, das Ergebnis sind die typischen Heiraten „unter dem Stand". Wir halten es demgegenüber für notwendig, sich stets zu fragen, ob die zukünftige Frau den Wertvergleich zwischen ihr und Mutter und Schwester auf der anderen Seite aushält.

Dabei ist diese Wertung nicht in Bezug auf Bildung oder Wissen anzustellen. Sie bezieht sich auf die feineren seelischen Eigenschaften, die der einfachste, ungebildetste Mensch besitzen kann. Es darf nur das Bild der Geliebten das schwesterliche Reinheitsideal des Knaben nicht verletzen.

Gewiß kann in der Leidenschaft diese Forderung einmal fallen. Aber schließlich kommt die alte Wertung der Knabenzeit doch zum Durchbruch. Es muß ein Rest von unnahbarer Hoheit bleiben. Das Liebeserlebnis wird schal, wo es der einzige Inhalt der Beziehungen der beiden Menschen ist. Es ist dann in seiner Wiederholung Unkeuschheit, die sich von der Käuflichkeit nicht unterscheidet. Nur aus der wiedergewonnenen selbständigen Freiheit der Seelen heraus entsteht neue Hingabe. Sie ist das Geheimnis der mädchenhaften Zartheit einer Frau von Stein.

Die Gefühlseinstellung des Mädchens dem Manne gegenüber ist nicht eine einfache Umkehrung der eben berührten Punkte. Sicher gilt das, was von der ethischen Wertung gesagt ist, auch für sie. Aber schon der Muttersehnsucht des Mannes stellt sich kein entsprechendes Gefühl gegenüber. Wohl wird sie beim Manne Schutz und Hilfe suchen, aber das steht nicht, wie dort, im Gegensatze zu ihrer geschlechtlichen Einstellung, es ist vielmehr gerade ihr schönes Recht. Weiter wird sie erwarten können, daß der Mann die Gewalt, die er von Natur aus über sie hat, nicht mißbraucht. Es ist widerlich, wenn er in Dingen des täglichen Lebens immer wieder das Gewicht seines Mannestums herauskehrt.

Während aber für den Mann gefühlsmäßig der Gedanke an die Kinder bei der Ehe zunächst keine Rolle spielt, ist für das Mädchen die Sehnsucht nach der eigenen Mutterschaft eine der tiefsten Grundlagen ihres Gefühlslebens. Sie muß sich also vor allem fragen, ob gerade dieser Mann der Vater ihrer Kinder sein kann. Das ist etwas durchaus anderes, als ob sie diesen Mann bis zur Hingabe liebt. Die hingebende Leidenschaft ist gewiß die notwendige Grundlage, um ihr den Schritt aus den Mädchenschuhen heraus überhaupt seelisch zu ermöglichen, denn dieser Entschluß bedeutet für sie viel mehr als für den Mann. Das Vorhandensein der Leidenschaft ist aber nicht gleichbedeutend mit dem Wunsche, in den eigenen Kindern die Züge gerade dieses Menschen wieder zu erblicken. Dabei spielen andere Wertungen mit. So ist es gerade für die mütterliche Frau wohl leichter, einen Mann zu wählen, mit dem sie *nur* Wertschätzung und Verehrung verbindet, als die Kinder einer verrauschten Leidenschaft aufzuziehen. Und während der Mann seine Sehnsucht nach Ehe nur zu oft mit seiner Sehnsucht nach häuslicher Bequemlichkeit und seine Sehnsucht nach *dieser* Frau mit dem Triebe nach dem Weibe *überhaupt* verwechselt, wird für die Frau das Kind stets der Mittelpunkt ihres Lebens sein.

[1]) Siehe Freud, Psychoanalysen. Leipzig und Wien 1918.



Wir müssen also zusammenfassend sagen, daß die einfache Feststellung der Liebe nicht genügt. Mit der Prüfung dieses Gefühles und der Zerlegung in die einzelnen Komponenten wird es in sehr vielen Fällen schon möglich sein, zu entscheiden, ob das Gefühl der Dauerbelastung der Ehe standhalten wird.

Dabei sei noch einiges über die Dauer gesagt. Es ist merkwürdig, daß in den Volksliedern und Erzählungen immer gleich nach dem Schwure der ewigen Liebe die Untreue kommt. Tatsächlich sind Zweifel in die Dauer eines Liebesverhältnisses schon in dem Augenblicke zu setzen, in dem überhaupt die Frage „wie lange" auftaucht. Sie beweist, daß eine grundsätzliche historische Veränderung in der Beziehung der beiden Menschen zueinander eingetreten ist. Eine Ehe darf aber nicht zu einem bestimmten Punkte zu Ende gelebt sein. Sie wird dann zur qualvollen Leere Strindbergscher Dramen. Das Verhältnis der beiden Menschen muß zeitlos sein. Der beiderseitige Rhythmus muß so ineinander schwingen, daß er wie die Wogen des Meeres immer neu und wechselvoll und doch stets gleichbleibend wiederkehrt.

Es ist also nicht möglich, ein konkretes Bild mit bestimmten Zügen zu zeichnen, das als Musterbild der Frau oder des Mannes gelten könnte, die man heiraten soll. Es gibt sicher eine Anzahl Menschen, die nicht zur Ehe geschaffen sind: Frauen, welchen die Liebe zum Kinde fehlt, Männer, die über das Tierische in ihren Beziehungen zur Frau nicht hinauskommen. Dazu deren Gegenteil, Männer, die so sehr dem Geiste und ihrem Werke verfallen sind, daß sie für die Familie verloren sind. Ihre Beziehungen zu den Frauen werden stets problematisch sein müssen. Sie opfern ihr Leben restlos der Menschheit oder einer Idee und von ihnen ist die Forderung des priesterlichen Zölibates hergeleitet. Es gibt aber auch sicher eine Anzahl Menschen, die nach ihrer ganzen Anlage von Natur aus leicht einen Partner für eine harmonische Ehe finden. Für die Mehrzahl aber ist zweifellos die Antwort nicht inhaltlich festzulegen. Es kommt nämlich nicht darauf an, wie der Charakter des geliebten Menschen *ist*, sondern wie er gerade auf dich *anspricht*. Das subjektive Urteil kann allein gültig sein. Im allgemeinen ist die Stimme des natürlichen Gefühls ein sichererer Maßstab als jede Richtschnur bestimmten Inhalts.

Fast dasselbe gilt von der seelischen und körperlichen Konstitution. Bleiben wir zunächst im Gebiete des Seelischen, so bedarf der Ausschluß kranker Menschen keiner besonderen Begründung. Aber damit ist der Problemstellung wieder nicht gedient. Anders liegt es schon, wenn eine Geisteskrankheit in der Familie des einen Partners vorkommt, und das ist öfter der Fall, als man im allgemeinen annimmt. Gerade in den geistig höher stehenden Familien finden wir häufig vereinzelte Erkrankungen. Dann erhebt das Gespenst der Vererbung drohend das Haupt. Ein Heiratsverbot wäre in solchen Fällen eine außerordentliche Härte und wäre nicht einmal biologisch zweckmäßig. Denn gerade die Temperamentslage der Hochbegabten ist oft nicht weit von krankhaften Erscheinungen entfernt. Das Problem liegt also darin, die Gattenwahl so zu treffen, daß derartige gefährliche Anlagen nicht zusammentreffen, sondern im weiteren Erbgange überdeckt und damit zunächst unschädlich bleiben. Tatsächlich ist die Wissenschaft, besonders seit den Arbeiten *Kräpelins*, *Bleulers* und *Kretschmers* so weit, daß sie den Charakter eines Menschen in eine bestimmte Gruppe eingliedern kann. Man wird also überall da, wo Gefährdungen vorliegen, eine Vermehrung dieses Erbbesitzes durch die Heirat mit einem Menschen der gleichen Charakteranlage widerraten müssen. Daß zwei melancholische Menschen nicht heiraten sollen, erscheint auch dem Laien verständlich. Doch muß man darauf hinweisen, daß auch die gegenteilige Stimmungslage, also das erregt-heitere Temperament in diesem Falle, derselben Charaktergruppe angehört und lediglich das Spiegelbild der gleichen Veranlagung auf anderem Grunde ist. Es kann also in den Kindern eines Depressiven und eines lebhaft-beweglichen (manischen) Menschen die manisch-depressive Anlage bis zur Krankheit gesteigert werden. Ebenso sind der zarte, empfindsame Mensch und der harte, kühl rechnende Pedant nur Variationen der gleichen Gattung (der Schizothymie). *Kretschmer* hat uns gezeigt, daß der Übergang der krankhaften Formen in die Gesundheit hinein völlig fließend ist.

Es ist nun sehr schwer, von der Verbindung zweier Temperamente in der Ehe eine Prognose zu geben. Zudem müssen wir die Aussichten des Zusammenlebens der beiden Gatten und die Vorschau der Kindercharaktere trennen. Jedenfalls ist die gleiche Stimmungslage aus der gleichen Charaktergruppe ungünstig. Eher wird die entgegengesetzte Stimmungslage aus der gleichen Gruppe ein harmonisches Zusammenleben gewährleisten. Vielleicht sind diese Ehen die einfachsten. Beide Gatten haben genügend Ähnlichkeit, um sich ohne Schwierigkeiten zu verstehen und doch ergänzen und mildern sich die Temperamente. Man denke an den Typ des dicken polternden Wirtes und seiner ebenso rundlichen gutmütigen Ehehälfte, die leicht weint und den Landstreichern, die er vorne hinauswirft, an der Hintertür zu essen gibt. Oder man erinnere sich des ernsten,



pedantischen Beamten und seiner stillen, zarten Frau. Für die Vererbung können wir allerdings eine Häufung der einseitigen Veranlagung erwarten, welche einseitige bedeutende Begabung ebenso wie Sonderlinge und Kranke hervorbringen kann.

Tiefer und gehaltvoller ist wohl die Ehe zwischen Menschen verschiedener Charaktergruppen. Freilich ist sie auch schwerer zu leben, denn es bleibt hier auf beiden Seiten ein Persönlichkeitsrest, den der andere nie voll verstehen kann. Goethes Eltern sind ein typisches Beispiel. Die Aussichten für die Vererbung sind hinsichtlich der Gefahren einer geistigen Erkrankung günstiger. Wir können dagegen weniger die Steigerung einer einseitigen Begabung erwarten. Menschen, welche ausgesprochene Legierungen verschiedener Temperamente sind, haben ein weiteres Lebensbild, sind vielseitiger und auch anderen Menschen gegenüber gerechter, als es der einseitige Charakter sein kann. Andererseits ist ein umfassendes Genie, wie Goethe, als Ergebnis einer Vereinigung zweier verschiedener Charaktere eine außerordentliche Seltenheit.

Der Entscheid über die seelische Annäherung der beiden Menschen ist aufs engste mit dem Gefühle körperlicher Sympathie verknüpft. Tatsächlich bestehen enge Zusammenhänge zwischen der körperlichen Konstitution und dem Charakteraufbau, so daß glücklicherweise eine Kollision zwischen der Wertschätzung des Charakters und der Einschätzung des körperlichen Typus selten vorkommt. Im allgemeinen kann man sagen, daß besonders die Frau eine körperliche Abneigung, und sei es auch nur in einer Kleinigkeit, nie unterschätzen soll. Sehr oft zeigt sich der zugehörige Seelenfehler erst, wenn es zu spät ist.

Auch bei der Vererbung körperlicher Eigenschaften liegt die größte Gefahr in der Anhäufung gleichartiger Fehler. Daß eine aktive Tuberkulose, daß Geschlechtskrankheiten und andere schwere Allgemeinerkrankungen Ehehindernisse sind, ist altbekannt. Dagegen soll man eine leichte Lungenspitzenerkrankung oder eine erhebliche Gefäßschwäche nicht überschätzen. Man wird hier allerdings vor der Heirat in eine ebenso belastete Familie hinein entschieden warnen müssen. Der Jammer ist groß, wenn das Kind eines schwächlichen Vaters und einer Mutter, welche in der Kindheit selbst Ernährungsstörungen und Ausschläge hatte, vom ersten Lebenstage an Sorgen macht. Hier liegen Instinktlosigkeiten, welche ein beratender Arzt, der beide Verlobte kennt, verhüten könnte. Es ist ja nicht gesagt, daß diese Menschen an sich untauglich zur Ehe sind. Untersetzte, vollblütige Menschen mit ihrer Neigung zu Schlaganfällen, Asthma u. dgl. und aufgeschossen, schmalbrüstige, für Tuberkulose Disponierte können sehr wohl in den Kindern einen gewissen Ausgleich der beiderseitigen Konstitution erzielen.

Wir werden also im allgemeinen ein Abweichen vom eigenen Typus empfehlen können. Zum Glück hat auch die Natur das Bestreben, die ungleichartigen Menschen zusammenzuführen. Das schließt nicht aus, daß auf die Beibehaltung gewisser Rasseeigentümlichkeiten Wert gelegt wird. Es ist nicht so einfach, daß man für ganz Deutschland eine schlanke, hellblonde Herrenrasse propagieren könnte. Die örtlichen Stammeseigentümlichkeiten haben vielmehr ihre besonderen Werte (Hellpach). Beobachten wir in einem kleineren umschriebenen Siedlungsgebiete die Entwicklung der Stammeseigentümlichkeit, so zeigt sich etwa folgendes Bild [1]).

Nach der Einwanderung in das Siedlungsgebiet, die zunächst fast stets von einer Rasse-Vermischung begleitet ist, findet sich mit dem Abschlusse gegen die angrenzenden Gebiete die Entwicklung eines selbständigen Charakters und dessen Höherentwicklung im Verlaufe mehrerer Generationen. Es bildet sich so ein auch durch die Umwelt geformter Typus, der schließlich durch die Beschränkung der Gattenwahl auf die ortsansässigen Familien eine besondere Charakterform mit spezifischen Eigenschaften und Höchstleistungen entwickelt. Dann aber tritt eine Zeit des Abflauens ein, und die Inzucht macht sich bemerkbar. Die Stoßkraft des Temperamentes läßt nach, die Höchstleistungen machen Psychosen Platz, und zu gleicher Zeit nehmen die durch die Konstitution begünstigten Krankheiten überhand. Je kleiner das Gebiet, desto rascher vollzieht sich die Entwicklung.

Kommt in diesem Augenblicke fremdes Blut in den Stamm, so erhebt er sich zu neuer Blüte. Die alten guten Eigenschaften zeigen sich neu auf dem frischen Boden und gewinnen in der Möglichkeit der Mischung mit den fremden Erbfaktoren neue Varianten. Vor allem aber vermindert sich die Gefahr, daß das Zusammentreffen zweier halbwertiger, krankhafter Erbfaktoren eine Krankheit auslöst. Das entscheidende Moment ist aber nun, daß in der folgenden Generation nicht wieder eine Mischung mit dritten Elementen stattfindet, sondern daß sie im Rahmen des einen der beiden elterlichen Volksstämme bleibt. Sonst sinkt das Niveau sehr rasch wieder, und es tritt körper-

[1]) Auf Grund von Beobachtungen im Kreise Lennep, über die Verf. in der Umschau demnächst berichten wird.



lich und geistig eine Farblosigkeit ein, wie wir sie in der Bevölkerung des Industriereviers finden, und wie sie heute noch sich in dem Volkscharakter an den alten Durchzugstraßen Deutschlands, der Frankfurter Gegend und der sächsischen Ebene, bemerkbar macht. Natürlich ist das Experiment der Rassenkreuzung um so gewagter, je fremder die beiden Rassen sind. Es wird bei ganz fremden Stämmen, wie den Juden, besonders leicht zu Mißerfolg bei den Kindern führen. Ich halte aber diese Schäden für ausgleichbar, wenn nur in der dritten Generation die alte Tradition einer Familie gewahrt bleibt.

Und dabei kommen wir zu der Frage, inwieweit die Zukunft der Kinder nicht überhaupt von den Umweltsbedingungen abhängt, so daß nicht lediglich die körperliche Vererbung für die Erhaltung wertvoller Familieneigenschaften verantwortlich zu machen wäre.

Es kann sicher nichts durch Erziehung aus einem Menschen herausgeholt werden, was nicht in seiner Erbanlage in ihm steckt. Aber es kann allerdings das Hervortreten von Erbanlagen unterdrückt werden. Und die Erziehung bedeutet in jedem Falle die Leitung des erbmäßig bedingten Charakters in bestimmte Bahnen. Bedeutende innere Triebkräfte im guten wie bösen Sinne werden die gesteckten Grenzen allerdings sprengen. Bei der weitgehenden Ähnlichkeit der Durchschnittscharaktere kann jedoch durch Erziehung eine Angleichung erreicht werden. An den im allgemeinen guten Erfolgen bei Adoptivkindern, die in ihrem ersten Lebensjahr schon in eine einfache, geordnete Familie kamen, können wir das beobachten. Sie passen sich weitgehend dem geistigen Besitzstande der Pflegeeltern an. Auch lassen die Untersuchungen Kaups und die eigene Erfahrung erwarten, daß körperliche Krankheitsanlagen ebenso durch vernünftige Pflege zurückgedämmt werden können, wie die Vernachlässigung die verborgensten Erbfehler an den Tag treten läßt.

Wird auch die Erbmasse durch die Umwelteinflüsse nicht verändert, so wirken sie aufs stärkste bei der Gattenwahl der neuen Generation mit und sind so sekundär auch bedeutend für das Schicksal der Erbmasse.

Es ist also bei der Gestaltung der Familie durchaus nicht gleichgültig, welchem Lebenskreise ihre ganze Lebensführung entstammt. Bedeutende Familien, die sich durch Jahrhunderte frisch erhalten haben, verdanken das einer Auffrischung ihres Blutes aus anderen Volkskreisen. Wenn es ihnen trotzdem gelungen ist, ihre Charaktertypen oft durch sechs und sieben Generationen hindurch festzuhalten, so liegt die Wurzel dafür in einer gefestigten Familientradition, welche die Entwicklung des Familiencharakters unterstützt und die fremden Erbeinflüsse zurückdrängt. Gewiß mögen starke familiäre Dominanzen im Erbgange dabei mitsprechen, von denen wir noch gar nichts wissen. Aber die Formung der Charaktere ist doch zu einem wesentlichen Anteile mit bestimmt durch die Richtung des Geistes, welcher in der Kinderstube herrscht.

Es war mir nicht möglich, eine Reihe von präzisen Forderungen für die Wahl des Ehegatten aufzustellen. Es kam mir vielmehr darauf an, auf die zwei Gebiete hinzuweisen, auf denen mir die Hauptschwierigkeiten zu liegen scheinen. Das ist einmal die Gefühlseinstellung zum anderen Menschen. Schon der Entschluß, seine Gefühle nicht als einfache Tatsache bestehen zu lassen, sondern sich über die Wurzel des Werturteiles, das wir in jeder Gefühlseinstellung über einen Menschen aussprechen, klar zu werden, wäre ein wesentlicher Fortschritt. Und gleich hinter dieser Frage kommt die andere nach den Grundlagen, welche diese Gefühlseinstellung in den beiderseitigen Persönlichkeiten findet. Die Kenntnis der eigenen Persönlichkeit und die richtige Einschätzung des Zusammenklanges mit dem anderen Menschen kann allein eine klare Vorausschau für die Ehe ermöglichen. Ich bin der Überzeugung, daß der Versuch einer solchen Klärung nur selten die Trennung zweier Menschen bedeuten wird. Er wird zwar immer Schwierigkeiten zeigen und wird an beide Teile Anforderungen stellen. Man wird seinen eigenen Charakter im Zaum halten müssen und dem fremden Nachsicht gewähren. Man wird Pflichten gegen seinen Körper erkennen und wird Kritik an seine traditionelle Einstellung legen müssen. Letzten Endes aber wird daraus eine Bereicherung kommen, und ich glaube, daß trotz der Festlegung unserer körperlichen und geistigen Verfassung durch die Vererbung unser Schicksal in unserer eigenen Hand liegt.

In dem Artikel von Dr. Hilpert heißt es:

Die Beantwortung dieser Frage („Wen soll man heiraten?") erfordert unbedingt die Lösung einer Vorfrage, die sich jeder Einzelne gestellt haben muß: „Habe ich selbst die richtige Einstellung zur Ehe? Entspricht das Vorbild der Ehe, das ich in mir trage, den Möglichkeiten der Ehe? Bin ich mir darüber klar, daß meine Ehe ein schöpferisches Gestalten zweier Menschen ist, das auch an mich ernste Anforderungen stellen wird?" Vor der Gattenwahl muß sich also jeder selbst geprüft haben.



Ob der Gemeinschaftssinn und der Wille zu einer Lebensgemeinschaft vorhanden ist, ohne den keine Ehe bestehen kann.

Ob das Vor-Bild der Ehe, nach dem sich alles gestalten soll, das Maß menschlicher Möglichkeiten nicht übersteigt. Ob also nicht übertriebene, überidealisierte Vorstellungen an sich schon eine schwere Enttäuschung unbedingt bringen müssen.

Ob der Wille zu ernster Mitarbeit an der Gestaltung einer harmonischen Ehe vorhanden ist, wobei es ohne Anpassungsfähigkeit und Zugeständnisse nicht abgeht.

Kann man bei sich die Frage der richtigen Einstellung zur Ehe bejahen, so prüfe man von demselben psychologischen Gesichtspunkt aus die Einstellung des in Aussicht genommenen Ehepartners. Man vergegenwärtige sich die bedeutsame Lehre der Individualpsychologie, daß es ein uns innewohnendes Leitbild von uns selbst ist, nach dem wir uns und unser Leben gestalten, daß demnach auch die Ehe und die Anforderungen an sie, sich aus diesem Leitbild gestalten werden.

Man prüfe vor allem wieder die Einstellung zur Gemeinschaft und dem Gemeinschaftssinn!

Die Stellung zu den Menschen überhaupt, zum andern Geschlecht, zu Berufsgenossen, zur Familie. Man überzeuge sich, ob man einen Menschen vor sich hat, der sich den Forderungen der Gemeinschaft gern und willig einfügt oder nur widerstrebend, eventuell versucht, ihnen auszuweichen. — Überhebliche, absprechende Naturen, die über die Menschen, über das andere Geschlecht nur vernichtende Urteile fällen, sind schwache Naturen, die diese Einstellung zur Wahrung ihres Selbstgefühls brauchen. Unter dem Druck der Ehe (denn Anforderungen sind solchen Naturen lästig, sie sind ihnen häufig auch nicht gewachsen) kommt in erhöhter Weise eine Protest- und Abwehrstellung zustande, die den Gatten herabsetzt, drückt, eventuell schikaniert, um selbst das Gefühl der Überlegenheit zu behalten. Solche Menschen sind zur Ehe ungeeignet. Bei Männern zeigt sich dieser Typ häufig in Überheblichkeit, ansteigend bis zur Brutalität, sie sind im Verkehr mit Frauen meist ungewandt, häufig schüchtern, während sie sich im Verkehr mit minderwertigen Verhältnissen und Dirnen mehr von der brutalen Seite zeigen. Dem Alkohol gegenüber können sie teils aus Angst ausweichen, teils unterliegen sie einer oft periodischen Abhängigkeit von Rauschzuständen.

Bei Frauen finden wir denselben Typ meist als dem Mann gegenüber ausweichend, sollen sie zur Ehe mehr oder weniger gezwungen werden, flüchten sie häufig in neurotische Krankheitszustände, das Urteil über die Männerwelt ist meist durchaus absprechend, richtigen Gemeinschaftsforderungen suchen sie auszuweichen, Hausarbeit und dergleichen wird oft unter der Vorschützung höherer Geistigkeit abgelehnt. Auch der überästhetische und übersensible Typ gehört hierher, der sich unter Berufung auf zartestes Empfinden, gesteigertes Zartgefühl und Schönheitssehnsucht dem Alltag ganz zu entziehen sucht. Ab und zu findet sich dieser übersensible Ästhetentyp auch beim Mann. Beide weichen oft auch im Sexualleben dem andern Geschlecht aus und neigen ab und zu zu homosexuellem Empfinden. Man wähle also nur einen Ehepartner, von dem man überzeugt ist, daß er Gemeinschaftssinn und Gemeinschaftswillen besitzt. Mangel an diesen Eigenschaften schließen die Möglichkeiten einer harmonischen und glücklichen Ehe aus und hier haben wir eine Grundforderung als Voraussetzung der Ehe. Einmal ausgesprochen, klingt es ja als selbstverständlich, daß zu einer so engen und voraussichtlich langen Gemeinschaft, wie es die Ehe ist, vor allen andern Dingen Gemeinschaftssinn und Gemeinschaftswillen bestehen muß. Zur Prüfung des Gemeinschaftsgefühls konnte ich nur einige Andeutungen geben. Man vergleiche jedenfalls, und suche einmal in seinem Bekanntenkreis nach Menschen mit ausgesprochenem Gemeinschaftsgefühl. Man sei sich darüber klar, daß ein Mensch, aus dessen sonstigem Verhalten man schließt, daß ihm der Gemeinschaftssinn fehlt, der nötigsten Voraussetzung zur Gestaltung einer Ehe ermangelt.

Kann man bei einem bestimmten Menschen das Vorhandensein des Gemeinschaftssinnes bejahen, nach welchen Gesichtspunkten wird man nun weiter prüfen können, ob sich dieser Mensch als Ehepartner eignet? Wir wollen einen Hauptfaktor nicht vergessen: das „Gefühl". Unter Gefühl dürfen wir dabei allerdings nicht Verliebtheit verstehen. Diese gefühlsmäßige Einstellung gibt zu den schwersten Irrtümern Anlaß, und es ist ja eine der häufigsten Ursachen, warum sogenannte Liebesheiraten junger Menschen oft nicht bestehen, weil durch das Überwiegen einer ersten starken erotischen Neigung die gefühlsmäßige Einstellung zur Gesamtheit der Persönlichkeit verhindert, das Insbewußtseintreten gefühlsmäßiger Bedenken verdrängt wird. Es kann sich nicht darum handeln, eine Gabe, wie sie uns durch die Natur in der intuitiven, mehr gefühlsmäßigen Bewertung anderer Menschen gegeben ist, bei der Gattenwahl zu verleugnen, sondern im Gegenteil sie unbeirrt von falschen Einstellungen, besonders unbeirrt von einer erotischen Verliebtheit, sprechen zu lassen, wobei dann erst die Liebe zutage



treten kann, das heißt die wirkliche Zuneigung zur Persönlichkeit, das Erkennen des Sich-Verstehens und Harmonisierens. Man prüfe bei längerer Trennung, bei vorhandener Mißstimmung, man suche zuweilen eine ruhige, nicht besonders gefühlsmäßig betonte Atmosphäre herzustellen und sehe, ob man sich dann etwas zu sagen hat, ob eine Gleichrichtung in den Lebenszielen zu erreichen sein wird, ob auch ohne die erotische Verliebtheit die Freude an der Person des Andern, das Sich-Wohlfühlen in dessen Gegenwart besteht.

Bei der guten psychologischen Fundierung, die die Graphologie heute besonders durch die Arbeiten von Klages gewonnen hat, mag immerhin, wer der Sicherheit seiner eigenen intuitiven Erkenntnis mißtraut, wer des Blickes für Menschenkenntnis ermangelt, wer seiner eigenen Überzeugung ein Urteil auf rein objektiver Grundlage hinzufügen möchte, das Ausdrucksbild der Handschrift zur Beurteilung des Charakters mit heranziehen. Man sei sich jedoch darüber klar, daß nur eine Deutung auf Grund der *rein psychologischen* Erkenntnisse von Wert ist.

Die Vernachlässigung aller intuitiven Erkenntniskräfte des Menschen darf nicht weiterhin bestehen. Wir dürfen nicht fernerhin nur Verstandesakrobatik treiben. Mit unerbittlicher Deutlichkeit zeigt uns jeder Tag, daß unsere Verstandesbildung einseitig in ein Extrem getrieben ist, daß aber alle tiefste intuitive Erkenntnis, daß das lebendige Erfassen und Erleben verkümmert ist und nicht nur in allen Fragen des Einzeldaseins, wie gerade in der Eheschließung, sondern auch in großen Völkerfragen, wie z. B. in der richtigen Einstellung auf die anderen Völker während des Krieges, in dem absolut instinktlosen Verhalten Deutschlands nach dem Kriege oft genug vollkommen versagte...

Die häufigste Frage, die gestellt wird, lautet: „Kann ich diesen oder jenen Menschen zum Gatten wählen, er ist doch so verschieden von mir?“ Und daran anschließend erhebt sich die allgemeine Frage: „*Soll man einen verschieden oder gleich veranlagten Ehekameraden wählen?*“

Die Grundeinstellung soll die gleiche sein! Das heißt, das ganze Lebens- und Ehebild darf nicht zu verschieden sein. Wenn der eine Teil in äußeren Ehren, öffentlicher Anerkennung, Führung eines großen gesellschaftlichen Haushaltes, dabei möglichst geringer Behinderung durch Kinder sein Ziel sieht, der andere Teil in harmonischem Zusammenleben, Gestaltung eines stillen glückbringenden Heims, in der Hingabe an das Werden der Kinder sein Glück finden will, so wird jede Frage von anderen Gesichtspunkten erfaßt werden und Disharmonien bringen. Das grundlegende Leitbild des Lebens und der Ehe muß unbedingt ein gleiches oder ähnliches sein. Dagegen ist eine Verschiedenheit der Temperamente und Charaktere erwünscht. Der Heitere und der Ernste, der Lebhaftere und der Ruhigere, der Schwungvollere und der Realere werden sich bei gleicher Grundeinstellung glücklich ergänzen. Zu große Ähnlichkeit muß man vermeiden. Der Ruhige und der Ruhige werden zur Langeweile kommen, der Lebhafte und der Lebhafte zu unruhiger Zappelei, nichts abwarten können, sich nicht aussprechen lassen usw. Langeweile bringt eine Ehe um, vor stumpfsinnigen Menschen sei gewarnt. Zwei Menschen, die nicht die Möglichkeit haben, sich auszusprechen, werden die Atmosphäre geistiger Erstorbenheit um sich haben.

Zwei zu unruhige Menschen finden keinen Ruhepunkt, keine Konzentration, reden häufig aneinander vorbei und alles löst sich schließlich in eine unzweckmäßige Zappelei auf.

Mangelnde Ähnlichkeit in dem grundlegenden Leitbild des Lebens äußert sich oft am meisten in der Erziehung der Kinder. Ziel der Erziehung, Wege und Methoden, kurz alles, was sich auf das Kind und seine Erziehung bezieht, fällt grundverschieden aus und jeder Eheteil findet, daß es der andere falsch macht und meint. Natürlich, jeder will das Kind ganz anders, jeder hat verschiedene Wege zu verschiedenen Zielen. Die Objektivierung nach außen auf das Kind zeigt hier erst in voller Schärfe die grundlegenden Verschiedenheiten, während sich die Eltern bis dahin vielleicht über die starke Divergenz ihrer grundlegenden Einstellung hinweggetäuscht haben. Also nochmals, man achte auf Ähnlichkeit in dem Leitbild des Lebens und der Ehe, auf Verschiedenheit in Temperament und Charakter.

Der Frage nach der richtigen psychologischen Einstellung voraufgehen sollte bei der Gattenwahl die Frage nach der *geistigen und körperlichen Gesundheit*. Lebensfreude und Lebensmut fließen so sehr aus den Quellen der Gesundheit, daß sie zur Schaffung persönlichen Glücks unerläßlich erscheint. Aber nicht nur das persönliche Glück, auch das Glück und eine günstige Gestaltung des Lebensschicksals der Nachkommenschaft sind in hohem Maße von der Gesundheit der Eltern abhängig, und so fordert auch das Verantwortungsgefühl gegenüber der Nachkommenschaft die Wahl eines gesunden Ehepartners. Und weiterblickend bedenke man, daß auf der gesunden oder kranken Erbmasse, die man seinen Kindern mitgibt, sich weiterhin eine

Generation aufbauen wird, die der Träger eines guten oder schlechten Erbteils sein wird und so in die weitere Zukunft. Es ist also in die Hand jedes Einzelnen gelegt, bei der Wahl des Ehegenossen mitzuarbeiten an dem Gedeihen der Menschheit, und dieses Gefühl sollte so gestärkt und verbreitet werden, daß es bei Mann und Frau die geistig und körperlich Minderwertigen sind, die sich von der Ehe ausgeschlossen sehen....

Die Fruchtabtreibung bei Ovid.

Dr. Max Nassauer druckt in der Münchn. med. Woch. 1923, Nr. 20 auszugsweise zwei Liebes-Elegien Ovids (XIII u. XIV, Buch 2) ab, um durch diese literaturhistorische Erinnerung unsere Anschauungen über das Problem zu ergänzen.

Elegie XIII.

Mit verwegenem Sinn versuchte Corinna des Leibes
　　Last zu zerstören; und krank liegt sie in Todesgefahr.
Zwar, da geheim vor mir das gefährliche Werk sie betrieben,
　　Sollt' ich ihr zürnen; doch weicht vor dem Entsetzen der Zorn.
Hatte von mir sie gewiß doch empfangen; so wenigstens glaub' ich;
　　Denn für Wirklichkeit gilt oft mir, was möglich nur ist.
Die Parätonium du und die fruchtbaren Au'n von Canopus,
　　Die du das Palmengefild Pharos' und Memphis' bewohnst,
Und wo der reißende Nil in breiterem Bette durch sieben
　　Mündungen flutend sich mischt mit dem Gewässer des Meers,
Isis, beim Sistrum fleh' ich, beim heiligen Haupt des Anubis,
　　— Mag dem Osiris so ewig gefallen dein Dienst;
Mag um dein Weihegeschenk sich langsam winden die Schlange,
　　Stiergott Apis mit dir wandeln im prangenden Zug —
Hieher wende den Blick, in der Einen erbarme dich Zweier;
　　Du wirst der Herrin mein schenken das Leben; sie mir.
Oft hat im Dienst für dich sie gesessen an festlichen Tagen,
　　Da wo dein Lorbeerzweig netzet der gallische Schwarm,
Und du, die du ja sonst dich der kreißenden Frauen erbarmest,
　　Wenn es zu lange den Leib spannt die verborgene Last —
Komm in Gnaden herbei, und erhöre mein Flehn, Ilithyia,
　　Ja sie verdienet es wohl, daß du dein Amt an ihr übst.
Weihrauch spend' ich dann selber, geschmückt, auf umdampftem Altare,
　　Auch das gelobte Geschenk leg' ich zu Füßen dir selbst.
Und ich schreibe darauf: „Für Corinna's Rettung der Dichter."
　　Mögst du der Inschrift Raum und dem Geschenke verleihn.
Doch du, wenn es sich ziemt, bei so großer Befürchtung zu warnen:
　　Laß es dir ewig genug sein an der ersten Gefahr!

Elegie XIV.

Was doch hilft es, daß frei vom Kriegsdienst feiern die Mädchen,
　　Und mit der Tartsche nicht mehr folgen der tobenden Schaar,
Wenn auch ohne den Krieg durch die eigenen Waffen sie leiden,
　　Und die verblendete Hand rüsten zu ihrem Verderb?
Die zuerst es begann, sich die keimende Frucht zu entreißen,
　　Hätt' in der blutigen Tat wahrlich zu sterben verdient.
Also allein daß den Leib man nicht zeih' entstellender Runzeln,
　　Rüstest den Kampfplatz du zu dem entsetzlichen Werk?
Hätte derselbe Gebrauch der Vorzeit Müttern gefallen,
　　Wäre das Menschengeschlecht lange vertilgt durch die Schuld,
Und man bedürfte von Neuem des Mann's, der — unseres Stammes
　　Ursprung — würfe Gestein in die entvölkerte Welt.
Wo war der Mann, der des Priamus' Macht brach, hätte des Meeres
　　Göttin zu tragen die Last, bis sie erfüllet, verschmäht?
Hättest die Zwillinge du im schwellenden Leibe getödtet,
　　Ilia, gab es nie Gründer der herrschenden Stadt.
Hätt' an Aeneas sich die schwangere Venus versündigt,
　　Blieb des Cäsarengeschlechts ewig die Erde beraubt.



Du auch, die du so schön zur Welt kamst, wärest vernichtet,
Hätte die Mutter mit dir, so wie du tatest, getan.
Ich auch selbst, dem besser es war durch Liebe zu sterben,
Hätte das Licht nicht gesehn, gab mir die Mutter den Tod.
Raubst du die Traube noch grün von üppig beladener Rebe?
Reißt du mit grausamer Hand sauer die Früchte vom Baum?
Fällt doch von selbst, was reift. Laß, was da entstanden ist, wachsen!
Für den geringen Verzug ist ja das Leben der Preis.
Was durchwühlt ihr den eigenen Leib mit spitzigen Waffen?
Gebt entsetzliches Gift Kindern noch vor der Geburt?
Wie ihr die Kolcherin schmäht, daß der Knäblein Blut sie vergossen,
Und um Itys weint, weil ihn die Mutter erwürgt!
Grausam waren sie beide; doch rächten aus schmerzlichem Grund auch
Beide sich an dem Gemahl durch das gemeinsame Blut.
Wo ist der Tereus, sagt, und wo der Jason, der euch treibt,
Daß mit bekümmerter Hand ihr euch den Körper durchbohrt?
Das hat die Tigerin nimmer getan in Armeniens Bergschlucht,
Selber die Löwin hat nimmer die Jungen erwürgt!
Aber die zärtlichen Mädchen, sie tun's — doch trifft sie die Strafe.
Oft wer vernichtet die Frucht, tödtet sich selber dadurch;
Tödtet sich selbst und liegt mit entfesseltem Haar auf dem Holzstoß,
Und, wer immer sie sieht, ruft: „Ihr geschah nach Verdienst!"
Doch, mag dieses mein Wort in den Lüften des Äthers verhallen,
Sei es, wenn ahnend ich sprach, ohne Gewicht und Erfolg!
Gnädige Götter verleiht, daß sie straflos einmal gesündigt;
Sei es genügend, daß sie büße beim zweiten Vergehn!

Die Gesellschaft der deutschen Naturforscher und Ärzte

vergibt Mk. 220 000.— (aus den Überschüssen der Jahrhundertfeier usw.) an jüngere Forscher, die an schlecht dotierten Instituten arbeiten. — Begründete Gesuche in vier Exemplaren sind zu richten an die Geschäftsführung der Gesellschaft z. Hd. von Prof. Dr. B. Rassow, Leipzig, Nürnberger Straße 48.

Bücherbesprechungen.

1) **Handwörterbuch der Sexualwissenschaft.** Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen. Herausgegeben von Max Marcuse. Bonn 1923, A. Marcus & E. Webers Verlag.

Von Dr. Fritz Dehnow.

Es liegt hier ein Werk vor, das ebenso wissenschaftlichen Bedürfnissen, wie den Bedürfnissen des gebildeten wissenschaftlich ernsthaft interessierten Laien in außerordentlichem Maße entgegenkommt. Weite Verbreitung und eine beträchtliche Lebensdauer sind ihm vorauszusagen.

Die erste Lieferung beginnt mit einem ausgezeichneten Beitrag v. Reitzensteins über Aberglauben, der definiert ist als „der Versuch primitiven Denkens, mit übernatürlichen Ideenverbindungen natürliche Vorgänge zu erklären". Die Grenze zwischen übernatürlichen Phantasmen und „natürlichen" Irrtümern ist freilich fließend. So berichtet v. Reitzenstein denn nicht nur über Vorstellungen von der Zauberkraft des Deflorationsblutes, über die Sitte eines Volkes, die länger als acht Tage menstruierende Frau auszuprügeln zwecks Austreibung der bösen Geister, über die Sage von der conceptio immaculata; über Vorstellungen dahin, daß die Frau während einiger „Keuschheitsnächte" tabu sei, daß Pollutionsflüssigkeit mit Stierurin ausgewaschen werden müsse, daß Verhinderung der Befruchtung ein Vergehen gegen die Ahnen sei; über künstliche Hypospadie aus Aberglauben, über die Bestimmung des Hexenhammers, den „Hexen" seien sämtliche Haare abzusengen, damit der Zauber der Schweigsamkeit gebrochen werde — sondern auch über Vorstellungen des Inhaltes: die Empfängnis finde mit den Brüsten statt, die Ejakulation diene der Ernährung des Fötus, die Gebärmutter sei ein Tier. — „Bei Völkern, die wie wir das Sexuelle in die Dunkelheit und in die Winkel



drängen, es der öffentlichen Aussprache und Erklärung entziehen, wird er (der Aberglaube) um so stärker gedeihen." In der Tat möchte der Berichterstatter z. B. die noch heute verbreiteten Anschauungen über die „Verworfenheit" sämtlicher Sexualdelinquenten, über das Maß des durch verbotene Sexualhandlungen entstehenden Schadens, über den Zusammenhang von Gesinnungswert und Unberührtheit mehr oder minder unter das Gebiet des „Aberglaubens" rechnen.

Verwandtes behandelt v. Wiese in einem Artikel über Askese, deren Begriffsmerkmal er in der Absicht findet, „einen höheren Grad sittlicher Vollkommenheit zu erlangen". Es ist deshalb nicht ganz folgerichtig, wenn er am Schluß auch „Erscheinungen der Anpassung an unnatürliche Lebensbedingungen" hierher rechnet.

Siemens berichtet über Auslese. In einem Artikel „Bastard" erörtert derselbe Autor nur den Bastardismus im weitesten und im engsten Sinne; er führt aus, daß Bastardismus und Heterozygotie identisch und jeder Mensch vererbungstheoretisch ein Bastard sei, und befaßt sich weiter mit Bastarden aus weit entfernten Rassen. Kreuzungen zwischen den in Europa vorwiegenden Rassen — dasjenige Gebiet, das wohl die praktisch wichtigsten Probleme enthält — erörtert er nicht.

Scheuer gibt eine gute Übersicht über Aphrodisiaca und berichtet über Beschneidung. Etwa ein Siebentel sämtlicher Menschen sei beschnitten; die Beschneidung finde meist in der Pubertätszeit, nur bei den Juden am achten Tage nach der Geburt statt; in manchen Gegenden Südamerikas nehme man eine Beschneidung der Mädchen vor. Die Fragen genereller und individueller Indikation der Beschneidung berührt Scheuer nicht.

Elster berichtet über Alkohol, über Altjungfernschaft und über Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik. Guradze gibt eine ausgezeichnete Übersicht über Bevölkerungsbewegung und Bevölkerungsstand. Brandt beschäftigt sich mit Amazonen, Giese unter dem Titel „Arbeit und Beruf" mit den Beziehungen derselben zu den Geschlechtseigenschaften und unter dem Titel „Androgyenproblem" mit mythologisch-mystischen Vorstellungen über Doppelgeschlechtlichkeit.

Einen mustergültigen Handwörterbuchbeitrag, gedrängt alles Wesentliche zusammenfassend, liefert Marcuse über Abstinenz. An seine Monographie von 1910 anschließend, faßt er die Abstinenz nicht als soziologisch in die äußere Erscheinung tretenden Komplex, sondern als biologischen Begriff, als die „Enthaltung von der adäquaten sexuellen Betätigung". Er sagt, „daß die ganz große Mehrzahl aller Menschen des westeuropäischen-amerikanischen Kulturbereiches unter den Bedingungen sexueller Abstinenz lebt... Es sind die christliche Kultur und die abendländische Zivilisation, einerseits mit ihrer Befangenheit gegenüber dem Sexuellen, ihrer Hochwertung der Keuschheit und Heiligung der Askese, andererseits mit ihrer Nötigung zur Lähmung des Fortpflanzungswillens sowie mit ihrer Verbreitung der Venerie, die bei uns den meisten Menschen den Weg zu ihrem natürlichen Sexualziel versperren." — Innerhalb gewisser Grenzen sei Abstinenz gleichbedeutend mit gesundheitfördernder Beherrschung; angebracht sei sie dann, „wenn die sexuelle Energie für andere Zwecke mitverbraucht wird". Aber „die Nichtbefriedigung eines so elementaren Triebes wie des sexuellen kann in der Regel nicht ohne störende Einwirkung auf den Organismus bleiben". Genitale Stauungen und Reizungen, Rückbildungen und Entzündungen der Sexualorgane, funktionelle Störungen, Autointoxikationen, Inbetriebsetzung des stellvertretenden Mechanismus, der leicht zu Perversionen führt, werden gezeitigt. Die Vorstellung von der Ventilwirkung der Pollutionen lehnt Marcuse ab. — Außersachliche Strebungen, besonders moralische Zielsetzungen trüben — so stellt er fest — die sachliche Behandlung dieser Fragen. Es ist bezeichnenderweise ein Gutachten einer Fakultät (Halle), das deswegen, weil sich damit „die deutsche medizinische Wissenschaft klar auf den Boden ethischer Betrachtungsweise" gestellt habe, gerühmt worden ist.

Drei gediegene Beiträge liefern Siegel über Abortus und über Abortiva, Bovensiepen über die Bestrafung der Abtreibung. Der Artikel Bovensiepens hätte vielleicht ergänzt werden können durch eine Skizzierung der schweren Dilemmen, die durch die zur Vornahme der Abtreibung unwiderstehlich hindrängenden Zwangs- und Notlagen einerseits, durch Bestrafung der Abtreibung andererseits entstehen. Die Sachlage faßt Bovensiepen treffend dahin zusammen: „Nur der Ausfluß der Ehrlichkeit und wahrer Moral ist es dann, ein solches abgestorbenes Recht auch formell außer Kraft zu setzen. Es gibt nur wenige Strafgesetze, die so sehr mit dem Volksgefühl im Widerspruch stehen, wie das über die Abtreibung." Die von Bovensiepen im Anschluß an andere Autoren vertretene Auffassung freilich, nur bei Vornahme durch einen „beamteten Arzt" solle die Abtreibung straflos sein, würde



zu einer Privilegierung der Amtsärzte führen, die uns bei Operationen von größerer Erheblichkeit unbekannt ist. Auch zeigt diese Auffassung für die Fälle, in denen eine Gravida zunächst ohne Arzt auszukommen sucht, nicht volles Verständnis. Zu widersprechen ist ferner, wenn Bovensiepen für die Feststellung, ob die soziale Indikation zum Abort im Einzelfalle vorliegt, polizeiliche Recherchen vorschlägt. Bereits haben ärztliche Autoren die Befürchtung ausgesprochen, die Befassung von Justiz und Verwaltung mit Fortpflanzungsfragen werde das Eindringen eines unerträglichen Bureaukratismus in dieses Gebiet mit sich bringen. Tangierung durch die Polizei in so persönlichen Angelegenheiten, wie denen der Fortpflanzung, würde in der Tat unerträglich sein. Die USP. hat, wie bekannt, die Streichung sämtlicher Strafbestimmungen für Abtreibung gefordert, so daß nur noch die Abtreibung gegen den Willen der Schwangeren aus dem allgemeinen Gesichtspunkt der Körperverletzung strafbar bliebe. Bovensiepen lehnt diesen Vorschlag als „gänzlich unannehmbar" und als „unüberlegten Radikalismus" ab. Daß bei dem gegenwärtigen Stande der öffentlichen Sitte und des öffentlichen Wissens der Vorschlag der USP. noch nicht zeitgemäß ist, glaubt auch der Berichterstatter; indessen der Berichterstatter findet, es sollten die von linksradikaler Seite kommenden Vorschläge nicht so häufig von bürgerlicher Seite schroff abgelehnt werden. Oft genug hat sich ihr einziger Fehler darin erwiesen, daß sie das Tempo überstürzten; so dürfte es auch bei diesem Vorschlage liegen. Die beiden Einwände, die Bovensiepen gegen ihn erhebt, greifen kaum durch. Daß die Abtreibung gegen den Willen der Schwangeren, wie er einwendet, damit „als Spezialdelikt fallen" würde, wäre ein nur akademisches Ereignis. Die aus dem Gesichtspunkte der Körperverletzung zulässigen Strafmaße aber, die er nicht für ausreichend hält — Gefängnis bis zu drei Jahren, in schweren Fällen Zuchthaus bis zu fünfzehn Jahren —, stellen nach neuerer Strafrechtsauffassung doch wohl schwere Sühnen dar. —

Eine Reihe weiterer kürzerer Beiträge können hier nicht einzeln angeführt werden. — Angesichts des schönen Werkes kann der Berichterstatter es nur bedauern, daß er der Aufforderung des Herausgebers, dazu auch seinerseits einige Beiträge zu liefern, wegen Abhaltung durch andere Arbeiten nicht hat Folge leisten können. Die weiteren Lieferungen des Werkes werden an dieser Stelle fortlaufend besprochen werden.

2) Schmidt, Peter: **Theorie und Praxis der Steinachschen Operation.** 1922; Rikola-Verlag.

Von Dr. B. Slotopolsky.

Die Broschüre gliedert sich in einen theoretischen und in einen praktischen Teil. Der theoretische Teil enthält eine tabellarische Zusammenstellung der auf die Verjüngung durch Implantation und Vasoligatur bezüglichen Arbeiten, die über positive Erfolge berichten, worauf dann in einer kurzen Diskussion auch die Ansichten der Gegner berücksichtigt werden. Der praktische Teil gibt die Krankengeschichten der in Steinachs eigener Publikation beschriebenen 3 Fälle von Verjüngung beim Menschen wieder, sowie dann nach kurzen Vorbemerkungen über die Technik des angewandten Verfahrens einen Bericht über 24 Fälle, in denen der Verf. selbst die Steinachsche Operation zu Verjüngungszwecken vorgenommen hat. Die Arbeit schließt mit einer Epikrise dieser Fälle. Der theoretische Teil ist stark aphoristisch gehalten. Die tabellarische Literaturübersicht über die zugunsten der Steinachschen Theorie sprechenden Arbeiten hat nur den Wert eines Verzeichnisses, da sie eine wirkliche Inhaltsangabe der aufgeführten Arbeiten nicht enthält. Man vermißt eine Zusammenstellung auch der gegnerischen Arbeiten, vor allem eine Bezugnahme auf die Monographie von Stieve über die Zwischenzellen; eine neuere bemerkenswerte Publikation Stieves über die sehr zuungunsten der Zwischenzellentheorie sprechende Beobachtung, daß bei Mastgänsen, die nicht brünstig werden und sich geschlechtlich juvenil verhalten, die Samenkanälchen atrophisch, die Zwischenzellen aber gewuchert sind, ist ebenfalls nicht berücksichtigt. Auch das „Mahnwort" Rob. Meyers (u. a. Anführung eines physisch und psychisch eindeutig weiblichen Individuums, dessen Leistenhoden keine Spur ovariellen Gewebes, atrophische Samenkanälchen und massenhaft Zwischenzellen enthielt) hätte Erwähnung verdient. Die Arbeiten Berblingers sind im Literaturverzeichnis aufgeführt, der Verf. nimmt aber keine Stellung zu den dort behandelten mehr oder weniger gegen die Pubertätsdrüsenlehre sprechenden Befunden (Atrophie der Samenkanälchen und starke Wucherungen der Zwischenzellen bei Spät-Eunuchoidismus, Anwesenheit auch von Spermatogonien und Sertolizellen bei Hodenatrophie und Kryptorchismus mit normaler Erhaltung der Sexuszeichen). Die vom Verf. angeführten z. T. in dieser Zeitschrift referierten Arbeiten von Lipschütz ergeben bei sorgfältiger Analyse keine zwingenden Beweise für die Pubertätsdrüsenlehre. Lipschütz selbst ist in



seinen Folgerungen vorsichtiger als der Verf. Unter den erfolgreichen Hodentransplantationen beim Menschen erwähnt Verf. auch die Versuche Kreuters. Neuerdings vernehmen wir aber von diesem Autor, daß seine Transplantate sich nicht hielten und der Erfolg wohl nur ein suggestiver war. Die Rolle der Suggestion ist überhaupt bei Sexualoperationen am Menschen wohl kaum hoch genug einzuschätzen.

Allgemein ist zu den theoretischen Ausführungen des Verf. zu bemerken: 1. Recht hat der Verf. wohl mit seiner Annahme, daß „die zeitweise Heftigkeit der Gegnerschaft, die Erbitterung selbst über die theoretischen Streitfragen" daraus zu erklären ist, „daß es sich nicht um Pankreas, Schilddrüse oder Nebenniere, sondern um die Sexualsphäre handelt und der Ort des Eingriffs eben das Genitale ist". 2. Die Pubertätsdrüsenlehre steht aber — auch sine ira et studio betrachtet — keineswegs so da, „daß man heute kaum mehr von einer Kontroverse darüber sprechen kann". In einer jüngst erschienenen Arbeit von Haubenreißer über Sexualoperationen (s. Referat 11 im Juniheft dies. Ztschr.) heißt es umgekehrt, daß die Pubertätsdrüsenlehre „erledigt" sei. Beide Behauptungen schießen in gleichem Maße über das Ziel hinaus. 3. Immer wieder ist zu betonen, daß die „isolierten" Pubertätsdrüsen Steinachs im Hinblick auf die in ihnen enthaltenen sog. Sertolizellen keine sind. Wie Verf. die Sache darstellt, sind die sogenannten Sertolizellen noch mit zur Pubertätsdrüse zu rechnen, wenn wir aber nun mit Stieve in diesen sogenannten Sertolizellen wohl richtiger „indifferente" Zellen zu erblicken haben, aus denen auch Spermatogonien hervorgehen können, fällt damit die ganze Theorie in sich zusammen. 4. Richtig ist aber „daß die positiven Endeffekte, die Steinach (und nicht zu vergessen: auch Harms und Sand, Ref.) uns gegeben hat, fast vollkommen verdunkelt wurden durch den Streit um die theoretischen Grundlagen seiner Forschung".

Ein tatsächlicher Erfolg der Vasoligatur scheint auch in einer Reihe der vom Verf. selbst operierten und beobachteten Fälle vorzuliegen. Als somatische Veränderungen nach der Operation beobachtete Schmidt: Zunahme des Körpergewichtes (die in der Tat bei einigen Fällen sehr auffallend ist, Ref.), Hebung des Hautturgors, Veränderungen der Behaarung, Steigerung der rohen Kraft, Absinken des Blutdrucks, Hebung der vasomotorischen Funktionen, Besserung des Sehvermögens, Steigerung des Stoffwechsels, des Appetites, der Sexualpotenz, Besserung arteriosklerotischer Beschwerden, — als psychische Veränderungen: Steigerung der geistigen Spannkraft, der Initiative, des Gedächtnisses, des Selbstbewußtseins, der Lebensfreude und des sexuellen Interesses. Die Wirkung der Vasoligatur kann nach Wochen, aber auch unter Umständen nach Monaten eintreten, in den ältesten Fällen des Verf. hielt sie zur Zeit seiner Publikation bereits ca. 20 Monate an. Schädliche Wirkungen des Eingriffs hat Verf. nie beobachtet. Als Indikationen zur Vasektomie bezeichnet er außer dem Senium praecox und der Arteriosklerose — den Hauptindikationen — auch die „vorzeitige somatische" Impotenz. Seine beiden hierhergehörigen Fälle sind aber nicht überzeugend; es erscheint nach dem Angegebenen keineswegs ausgeschlossen, daß doch Psychisches mit im Spiele und der Haupterfolg der Operation suggestiv bedingt war. In den Fällen 3, 5 und 8 hat man übrigens auch den Eindruck von schwerer Psychopathie, wobei dann wenigstens die Mitwirkung einer Suggestion besonders zu erwägen ist. Überhaupt scheinen die meisten Patienten des Verf. gewußt zu haben, was für einem Eingriff sie sich unterzogen. Es läßt sich das ja beim Menschen (von juristischen und ärztlich-ethischen Rücksichten ganz abgesehen) kaum vermeiden, wenn man einen isolierten Steinacheffekt erzielen will; denn macht man die Vasoligatur ohne das Wissen des Patienten anläßlich eines anderen indizierten Eingriffs an den Genitalorganen, so läßt sich, wie in den von Steinach mitgeteilten Fällen Lichtensterns, nicht mit Sicherheit entscheiden, was von den günstigen Wirkungen der beiden Eingriffe auf das Konto der Vasoligatur, was auf das Konto der anderen Operation zu setzen ist, dann kann man nicht mehr genau wissen, ob man es wirklich mit „Verjüngung" oder bloß mit „Rekonvaleszenz" zu tun hat. (Um so wichtiger erscheinen im gegenwärtigen Stadium der Frage fortgesetzte Tierversuche, wie der schöne kürzlich publizierte Versuch Knud Sands, dessen Erfolg sehr bemerkenswert ist.) Natürlich ist diese Schwierigkeit, mit der Steinachoperation am Menschen ein ganz reines und daher ganz zwingendes Experiment zu machen, nicht die Schuld des Verf., dessen Arbeit alles in allem genommen recht interessant und wie jede Anregung auf diesem der weiteren Verfolgung höchst würdigen Gebiete, zu begrüßen ist.

3) **Sexualreform und Sexualwissenschaft.** Herausgeg. von Dr. A. Weil. Stuttgart 1922, Julius Püttmann.

Von Dr. Max Marcuse.

In dem vorliegenden Bande sind die Vorträge vereinigt, die auf der sogen. I. Internationalen Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage in Berlin ge-



halten worden sind. Lipschütz' und Biedls Aufsätze über die innere Sekretion sind inzwischen zwar ergänzungsbedürftig geworden, aber sehr belangvoll geblieben, wobei festzustellen ist, daß die neueren Untersuchungen weit mehr Stützen für den Standpunkt von Biedl als für den von Lipschütz erbracht haben. Weils Erhebungen über die Körperproportionen haben weder an Interesse noch an Problematik verloren; Brauers, Kronfelds, Pusseps, Saalers und Vaertings Beiträge geben noch immer beachtenswerte Aufschlüsse oder doch Anregungen, Ehrenfels' gedankenreiche Auseinandersetzungen über eugenische und kulturelle Sexualmoral können gedruckt noch angemessener gewürdigt werden, und Dehnows juristische Darlegungen zeigen von neuem, wie sehr diesem Autor die schwierige Verbindung zwischen wissenschaftlicher Besonnenheit und reformatorischem Willen gelingt. Von den übrigen Beiträgen ist ein Teil durchschnittliche Gelegenheitsarbeit, ein anderer Teil agitatorisches oder sentimentalisches Geschwätz.

4) Ascher, M: **Sexuelle Fragen vom Standpunkte des Judentums.** Frankfurt a. M. 5682/1922.

Von A. Gerson.

Verf. gibt Zitate aus dem Talmud und aus anderen Religionsschriften, in denen von der Erziehung des Knaben und des Mädchens und hin und wieder auch von geschlechtlichen Dingen die Rede ist. Seine ethischen Forderungen decken sich mit denen der mittelalterlichen Rabbiner, seine pädagogischen Ratschläge gründen sich auf Grundsätze, die im Ghetto galten. Der Verf. ist dem Judentum nicht gerecht geworden (das keineswegs nur Scholastizismus und Ghettogeist ist); und der Sexualforschung wird durch dergleichen für Laien bestimmte Schulmeisterweisheit wenig gedient.

5) Bohne, Gerhard: **Die religiöse Entwicklung der Jugend in der Reifezeit.** Auf Grund autobiographischer Zeugnisse. Leipzig 1922, J. C. Hinrichs.

Von Privatdozent Dr. Birnbaum-Herzberge.

Verf. versucht unter Heranziehung autobiographischer Darstellungen aus der Literatur einen psychologischen Überblick über die religiöse Jugendentwicklung zu geben, wobei er vor allem den Lebenszusammenhang, den Entwicklungsrhythmus und die tieferen Gründe für die einzelnen Entwicklungserscheinungen aufzudecken sucht. In diesem Sinne werden die verschiedenen Jugendepochen: die Kindheit, die Übergangsperiode, die Sturm- und Drangzeit, die Zeit der strukturellen Klärung usw. in ihrem Zusammenhang mit religiösen Erscheinungen, ihren fördernden und hemmenden Einflüssen auf die religiöse Entwicklung betrachtet. Auch erotische Einschläge bleiben nicht unbeachtet. So wird beispielsweise gelegentlich von einer Parallelität der körperlichen (sexuellen) Reifung und des religiösen Erwachens berichtet, oder von unbewußten erotischen Gefühlen, die ein religiöses Erlebnis verstärkten, berichtet. (Vgl. den Aufsatz des Verfassers im Aprilheft 23 dieser Zeitschr.)

6) Penzig, Rudolf: **Die Religionsstunde unserer Enkelkinder.** Berlin o. J. (1921), Oldenburg & Co.

Von Prof. Dr. H. E. Timerding.

P. beabsichtigt, eine „Phänomenologie der Religion, in sokratisch-dialektischer Manier dargestellt" zu geben, d. h. in einem durch kurze Zwischenbemerkungen der Schüler unterbrochenen Redefluß entwickelt der Lehrer im Religionsunterricht der oberen Klassen einer höheren Lehranstalt die Auflösung der dogmatischen Religion durch die historische Betrachtung der Religionen und namentlich des Christentums. Goethe und Nietzsche haben dabei wohl die geistige Führung gehabt, doch neigt die schließliche Meinung mehr Goethe als Nietzsche zu. Es soll der Weg „empor zum unbekannten Gotte" gesucht werden, nicht die radikale Beseitigung des Gottesbegriffes, wie sie Nietzsche erstrebt. Nietzsche selbst hat das, was hier durchgeführt ist, in dem Abschnitt „Außer Dienst" seines Zarathustra durch die Figur des „alten Papstes" verkörpert. Er hat auf diese Auffassung der Religion als ein „Fest frommer Erinnerungen", auf dieses Hinausrücken des Gottesbegriffes in die Ferne des unerreichbaren Ideals die kräftige Antwort gefunden: „Fort mit einem solchen Gotte! Lieber keinen Gott, lieber auf eigene Faust Schicksal machen, lieber Narr sein, lieber selber Gott sein!" Hat er nicht recht? Ist nicht namentlich für die heranwachsende Jugend diese Zersetzung alles positiven Religionsgehaltes durch die historische Kritik ein schwelendes Gift, das die jugendliche Seele mehr zerstört als der glatte Atheismus? Abgesehen davon, daß diese Betrachtungsweise nur dem reifen Alter liegt, der Jugend aber fremd ist, die den greifbaren, festen Gehalt sucht, die auch ohne Ideale mit Fleisch und Blut erfüllt, lieber das Widerspruchsvolle bejaht,



als sich der Resignation des Nichtwissenkönnens hingibt. Darum ist dies Buch doch mehr eine ansprechende Darstellung dieser historischen Religionsauffassung, als ein Wegweiser zur Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes.

7) Freimark, Hans: **Das erotische Element im Okkultismus.** Pfullingen o. J., Joh. Baum Verlag. 60 S.

Von Privatdozent Dr. Karl Birnbaum - Herzberge.

Das Heft bietet eigentlich mehr als der Titel besagt. Nicht nur die Rolle des Erotischen bei den mediumistischen Personifikationen und sonstigen medialen Äußerungsformen, sondern auch beim Hexentum, der Besessenheit und andern kulturpsychologischen Phänomenen wird erörtert, ja selbst der Liebeszauber wird mit herangezogen. Die Bearbeitung selbst ist besonnen, dabei einsichtsvoll durch Verwertung psychopathologischer Kenntnisse und reizvoll durch reichliche Anführung kulturhistorischer Belege. Im großen ganzen kann man mit dem Verf. sehr wohl mitgehen, und nur gelegentlich, so etwa mit der Tendenz, einen Zusammenhang zwischen dem physischen Gestaltungsdrange des Fortpflanzungstriebs und der gestaltenbildenden Neigung der Pschye zu konstruieren, erscheinen die Grenzen des naturwissenschaftlich Annehmbaren überschritten.

8) Scheuer, O. F.: **Heinrich Heine als Student.** Bonn 1922, Albert Ahn. 67 S.

Von Dr. Max Marcuse.

Der als Forscher und Schilderer gleich ausgezeichnete Spezialist auf dem Gebiete der „Studentica" bietet als 2. Beitrag zu seiner Sammlung „Aus dem Studentenleben berühmter Männer" (der 1. Beitrag galt Richard Wagner) eine anregende und aufschlußreiche Abhandlung über den Studenten Heinrich Heine dar. Der besondere Wert der Arbeit liegt in der Einsicht, die sie in die Beziehungen zwischen Persönlichkeitsanlage, äußerem Erleben und innerer Entwicklung des jungen Heine ermöglicht und damit wesentliche Zusammenhänge in der unaufgeklärtesten, aber sicher nicht unbedeutendsten Epoche seines Lebens (Beyer) erkennen oder doch fühlen läßt. So wird u. a. die unglückliche, zurückgewiesene und doch nie verlöschende Liebe Heines zum deutschen Vaterlande als das Erbe der Burschenschaft deutlich, und wie der Mensch und Dichter Heinrich Heine sich in den Bonner, Berliner und Göttinger Universitätsjahren entscheidend formt und gestaltet. Diese Entwicklung wird offenbar vermittelt durch die lebhafte Reagibilität seiner Rasse auf die Eindrücke der Außenwelt, und die Darstellung gewinnt auf diese Weise ein über den konkreten Fall hinausgehendes Interesse für die Psychologie des gebildeten deutschen Juden überhaupt.

Von außerordentlichem Einfluß auf das Gemütsleben Heines scheint sein Ausschluß aus der Göttinger Burschenschaft gewesen zu sein, und es knüpft sich an diese Begebenheit die Frage nach dem Grunde des Ausschlusses, den Goedecke in einer syphilitischen Erkrankung, Scheuer in einer Verletzung des burschenschaftlichen Keuschheitsprinzips vermutet. Die Diskussion hierüber erfolgt nicht frei von Affekten. und auch in den Ausführungen des Verfassers hört man aus aller sachlichen Beweisführung doch den apologetischen Unterton heraus, der Heine von einem peinlichen Verdachte befreien will. Die Unlogik und Schädlichkeit einer Moral, die zwar ein ausschweifendes Geschlechtsleben toleriert, aber in dem Unglück einer syphilitischen Infektion eine Wertminderung des Charakters sehen will, schließt, weil in allgemeinmenschlichen Autismen wurzelnd, nicht aus, daß auch Scheuer ihr Konzessionen macht und sich zur „Rettung" seines Helden, nach dem Vorgange Rahmers, um den Nachweis bemüht, daß Heines späteres Leiden nicht Tabes, sondern eine „wahrscheinlich angeborene spinale Form der progressiven Muskelatrophie" gewesen sei. Für das Verständnis der charakterellen und künstlerischen Entwicklung Heines dürfte es in der Tat nicht gleichgültig sein, zu wissen, ob die Krankheit, mit der er der akademischen Behörde in Göttingen gegenüber sein Gesuch um Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung begründete, wirklich Lues oder andrer Art, am Ende gar (wie er selbst am 4. Februar 1821 an Steinmann schreibt) nur vorgeschützt war, denn aus dem Leben und Wirken einiger unserer Größten kennen wir ihr tiefes und nachhaltiges Beeinflußt-worden-sein durch das Erlebnis „Syphilis". Ob dieses auch im Schicksal Heines eine Rolle gespielt hat, scheint mir unaufgeklärt zu bleiben. Die Überlegung Scheuers, daß „bei der grenzenlosen Offenheit Heines in der Darstellung seiner Erlebnisse, auch der in puncto veneris, sich doch in seinen Werken und Briefen irgendeine Stelle finden lassen müßte, aus der man auf eine venerische Krankheit schließen könnte" (aber „nichts von alledem"!) — hat sicherlich viel für sich, bringt aber nichts Endgültiges.

Die Studie Scheuers ist ein Kultur- und Menschen-Dokument von mannigfachem Reiz.



9) Aretz, Gertrude: **Die Marquise von Pompadour.** Ein Lebensbild aus dem Rokoko. Mit 10 Bildbeigaben. Carl Reißner Verlag, Dresden.

Von Dr. Karl Urbach.

Sehr lesenswert, da die Verfasserin mit feinem psychologischen Verständnis diese überragende Persönlichkeit erfaßt hat und den Irrtum, in der Pompadour nur die Mätresse Ludwig XIV. zu sehen, richtigstellt. Vortrefflich ist die Ausstattung des Buches.

10) Poritzky, J. E.: **Die Erotiker.** München 1922. Rösl & Cie.

Von Dr. med. Hans Rubin.

Vor Jahresfrist schon geriet mir dieses Buch in die Hand. Seither habe ich es wiederholt und, um es gleich vorwegzunehmen, mit großem Genuß gelesen. Nun gehört ja eine Portion Mut dazu, dieses Buch kritisch zu besprechen, wenn man den ersten Abschnitt gelesen hat, der sich in polemischer, geistvoller Weise mit der Psychologie der Kritik befaßt. „Die Erotiker" ist der Sammeltitel für eine „Gruppe ausgewählter literarischer Essays, Probleme und Porträts", wie der Verfasser in dem kurzen, von ehrlicher Menschenliebe zeugenden Vorwort seine Aufsätze nennt. An dieser Stelle interessieren besonders seine Unterscheidung von Erotik und Sexualität und seine Schilderungen der italienischen Erzähler der Renaissance, außerdem die Monographien über Jako Casanova und Marquis de Sade, ihr Lebenslauf, ihre Werke und die kritische Betrachtung ihrer Bedeutung. Ich kann zwar Poritzkys Auffassung des Marquis de Sade nicht beipflichten. Der Autor selbst sagt, man dürfe eine Erscheinung wie die de Sades nicht vom Standpunkt der Moral aus betrachten. Seine Erscheinung sei aber auch nicht mit der Erklärung abzutun, er sei pathologisch gewesen. Auf derselben Druckseite aber liest man, de Sades Stil sei „die absolute Koprolalie, der Stil eines maniakalischen, eines von einer fixen und schmutzigen Idee Besessenen". Das scheint mir ein gewisser Widerspruch zu sein. An anderer Stelle heißt es: „Es scheint daher, daß jene Gelehrten recht haben, die wollen, daß der Mensch alle Stadien der Tierwelt durchwandert habe und daß der Sadismus, sowie alle anderen sexuellen Abweichungen von der Norm, die man verächtlich als «tierisch» bezeichnet, sich sehr einfach als Atavismen erklären lassen, und sexuelle Betätigungen, die der Onanie, ja selbst der Spermathologie (?) und dem Sadismus ganz analog sind (wenn sie auch einen anderen Zweck haben), finden wir selbst bei den tiefstehenden Tieren." Eine Verquickung des Begriffs des Atavismus mit teleologischen Auffassungen scheint mir auf dem so heiklen und viel umstrittenen Gebiet der sexuellen Perversionen recht gewagt zu sein. Aber — nehmt alles nur in allem — die rein literarhistorische und menschliche Seite des Buches ist trotz mancher „Aberrationen" so sympathisch und gewinnend, daß ich allen denen, die sich für erotische Literatur und ihre Geschichte interessieren, das Buch dringend empfehle. Als besonderen Gewinn wird jeder auch noch die eingangs erwähnten originellen Ausführungen über Kritik und die Kapitel über Weib und Kind buchen können, die von einer seltenen Bildung und der Fähigkeit persönlicher Betrachtung der Dinge der Welt zeugen. Mögen namentlich viele Ärzte und Spezialwissenschaftler, besonders die jüngeren, von den eingeschlagenen Seitengassen, die zur Weltfremdheit führen, den Weg zur großen Straße der universellen Betrachtungsweise und Bildung zurückfinden. Solche Bücher sind gute Wegweiser dafür.

11) **Modernes Mittelalter.** (Die zwecklose Aufopferung kranker Schwangerer.) Eine Anklage auf Grund authentischen Materials von Dr. med. T. St., weiland Arzt in .... burg. Nach dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von Dr. Erich Ebstein, Arzt in Elbing. — Volkstümliche und leichtfaßliche Darstellung. — Leipzig 1921. Speka-Verlag.

Von Dr. Max Marcuse.

So lärmend und umständlich wie der Titel ist das ganze Buch, das auf 416 Seiten Text, einem 45 Seiten umfassenden Sachregister („auch als Lexikon zu gebrauchen") 6 Seiten langem „Verzeichnis der Krankengeschichten" und 16 Tafeln Abbildungen neben einem Inhalts- und einem Literaturverzeichnis die Freigabe der Schwangerschaftsunterbrechung an die Ärzte verlangt und als „Mindestforderung aller Kultur und Menschlichkeit" mit ebensoviel ehrlicher Entrüstung über „die verheerenden Wirkungen der ganz unhaltbaren jetzigen Zustände" wie kindlicher Urteilslosigkeit gegenüber medizinischen und sozialen Tatsachen vertritt. Die „ideale Natur" des Werkes darf zugegeben werden, seine vom Autor ebenfalls beanspruchte „wissenschaftliche" Natur ist nicht diskutabel. Die Verbreitung des Buches würde zu beklagen sein.



Nach dem Druck vorstehender Anzeige liest Ref. die Ankündigung der 2. Aufl. mit einem Vorwort von Professor Dührssen. Dieser „Erfolg" ist also außerordentlich bedauerlich; am bedauerlichsten, daß auch bei dieser fragwürdigen Angelegenheit die Ideologie des verdienstvollen Gynäkologen sich abermals stärker erwiesen hat als sein Urteil und Verantwortungsgefühl.

12) Orlowski: **Die Syphilis; Der Tripper; Die Geschlechtsschwäche.** Ärztliche Beratung zur Ergänzung der Sprechstunde. Leipzig 1922, Curt Kabitzsch. Bd. 8, Bd. 9, Bd. 10.

Von Dr. Kurt Finkenrath.

In allgemeinverständlicher Weise wird in jeder einzelnen drei Druckbogen starken Broschüre all dasjenige besprochen, was den gebildeten Laien in einem Erkrankungsfalle wissenswert ist und was der Arzt in den wenigen Minuten der Sprechstunde nicht alles ausführlich sagen kann. Die Aufmachung der Heftchen ist zurückhaltend einfach. In der Darstellung der Onaniefolgen ist jede Übertreibung vermieden. Den verschiedenen ärztlichen Anschauungen in der Behandlung des Trippers und der Syphilis ist weitherzig Rechnung getragen worden.

Referate.

1) Lipschütz, Alexander, u. K. Wagner: **Über die Hypertrophie der Zwischenzellen.** Ihr Vorkommen und ihre Bedingungen. Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. Bd. 197, H. 3/4, 1922.

In oberen Hodenresten ist eine Hypertrophie der Zwischenzellen häufig, gelegentlich auch wenn der andere Hode im Körper verbleibt, in unteren ist sie selten. „Eine beträchtliche Hypertrophie des Zwischengewebes kann auch dann vorhanden sein, wenn sozusagen der ganze Testikel in einen oberen Hodenrest verwandelt wird, in dem nur der Nebenhoden mit einem sehr kleinen Stück des unteren Poles entfernt wird." Die Hypertrophie der Zwischenzellen ist daher keine kompensatorische im Sinne der inneren Sekretion. „Zweifellos verliert die Lehre von der inneren Sekretion der Zwischenzellen eine sehr gewichtige Stütze durch diese neuen Befunde." Die nicht etwa bloß durch Verkleinerung der Samenkanälchen vorgetäuschte, sondern wirkliche, oft gewaltige Hypertrophie des Zwischengewebes in einem oberen Hodenrest scheint im übrigen indirekt durch die Vaskularisationsverhältnisse bewirkt zu werden: Der untere Pol des Meerschweinchens wird durch die A. deferentialis, der obere durch die A. spermat. int., also besser versorgt; die bessere Vaskularisierung beschleunigt die Spermiogenese, damit den Eintritt der Degeneration der Samenkanälchen, die ja nach der Halbierung des Hodens erfolgen muß, und damit den Eintritt der Zwischenzellenvermehrung, die ihrerseits durch die Degeneration des generativen Anteils ausgelöst wird. Demgemäß ist auch die Hypertrophie der Zwischenzellen um so ausgesprochener, je älter das Tier zur Zeit der Operation. — Unter diesem Gesichtspunkt kann nach Ansicht der Verff. der Parallelismus zwischen der Menge der Zwischenzellen und dem Ausbildungsgrade der Geschlechtsmerkmale, den Ancel und Bonin, Steinach und Sand bei Kryptorchismus und Hodentransplantationen beobachtet und in dem sie, wie früher auch Lipschütz selbst, einen Beweis für die innere Sekretion der Zwischenzellen erblickt haben, auch anders gedeutet werden: Der größere oder geringere Grad der Maskulierung könnte in diesen Fällen durch eine raschere oder langsamere Entwicklung des generativen Hodenanteils bewirkt worden sein, bei dessen Degeneration dann je nachdem eine größere oder geringere Hypertrophie der Zwischenzellen auftrat. — Hiermit verliert die Pubertätsdrüsenlehre eine weitere Stütze. Ref. kann es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß seiner Ansicht nach die ref. Arbeit eine wesentliche Vertiefung unserer Kenntnisse von der Physiologie der Keimdrüsen bedeutet, die sich immer verwickelter gestaltet, mögen auch Anhänger und Gegner der Pubertätsdrüsenlehre immer wieder von einem „erledigten" Problem sprechen.

Slotopolsky.

2) Kolb, K.: **Über einen Verjüngungsversuch an der Ziege.** Verh. Schweiz. naturf. Ges. 1922.

Bei einer 14jährigen Ziege mit allen Zeichen der Seneszenz stellte sich 10 Wochen nach der Implantation der Ovarien eines 3 Monate alten Zickleins wieder die verloren-



gegangene Behaarung ein, 5 Monate nach dem Eingriff wurde das Tier wieder brünstig; es wurde gedeckt, konzipierte und gebar weitere 5 Monate darauf. Das Körpergewicht war 19 Wochen nach der Transplantation um 5 kg gestiegen, das Allgemeinbefinden hatte sich schon einige Wochen nach der Operation bedeutend gebessert.

Slotopolsky.

3) Allen, C. L.: **Der Einfluß des Alters von Stier und Kuh auf die Beschaffenheit der Nachkommenschaft.** Journal of Heredity **13**, 167. 1922.

Die im Titel angegebene Frage suchte Verf. durch das Studium der Herdbücher zweier großer amerikanischer Züchtervereinigungen zu lösen. Er kam zu dem Ergebnis, daß die Eltern der Kühe mit hohem Milchertrag nicht älter sind als die der Kühe mit relativ geringem Milchertrag, daß also die älteren Tiere als Zeuger keinen höheren Wert besitzen als die jungen. Auch das einzelne Tier scheint in der Jugend ebenso wertvolle Nachkommen zu liefern wie im Alter. Siemens.

4) Popenoe, Paul: **Begabung und Schulbildung.** Journ. of Heredity. **13**, 190. 1922.

Verf. bespricht die Ergebnise der von Yerkes in der Armee der Vereinigten Staaten in großem Stile durchgeführten Intelligenzprüfungen. Diese Prüfungen ergaben eine weitgehende Unabhängigkeit der Begabung vom Grade der Schulbildung. Im Groben betrachtet waren allerdings die Resultate der Intelligenzprüfung in einer Gruppe um so besser, je höher die Schulbildung der betreffenden Gruppe war; schon hier zeigte sich aber, daß die gestellungspflichtigen Neger aus den nördlichen Distrikten, die besseren Unterricht genossen hatten als die weißen Einwanderer, dennoch an Intelligenz hinter diesen zurückblieben. Auch unterscheiden sich die Offiziere von den übrigen Gruppen weniger, als man ihrer durchschnittlich besseren Schulausbildung nach erwarten müßte. Das Experimentum crucis kommt dann zustande, wenn man verschiedene Gruppen mit gleicher Schulbildung vergleicht. Zwei Tabellen zeigen sehr eindrucksvoll, daß in solchen Gruppen die Offiziere die Begabungsprüfung viel besser bestanden haben als die weißen Mannschaften, diese wieder besser als die Neger; besonders stark ist der Unterschied zwischen den Offizieren und Mannschaften gleicher Bildungsstufe. Andererseits ließ sich zwischen denjenigen Offizieren und Mannschaften, die an der Hochschule promoviert waren (college graduate), kein Begabungsunterschied feststellen. Selbst aber wenn man Rekruten mit guter Schulbildung mit solchen Offizieren vergleicht, die eine schlechtere Schulbildung genossen haben, zeigen sich die Offiziere bei der Intelligenzprüfung immer noch als überlegen. Auch innerhalb der Gruppe der Offiziere lassen sich ähnliche Befunde erheben. Es scheint daher der Schluß zwingend, daß die psychischen Fähigkeiten, welche bei modernen Intelligenzprüfungen gemessen werden, angeboren sind, und daß sie nicht durch Verschiedenheiten der Erziehung und des Milieus, sondern vielmehr durch Verschiedenheiten der Erbanlagen bedingt werden. Siemens.

5) Falconer, Martha P.: **Das junge Mädchen von heute.** Journ. of Soc. Hygiene, Vol. VII, Nr. 4, 1922.

Die Verf. stellt fest, daß auch in den Verein. Staaten die zunehmende Immoralität der Jugend zu den Hauptgesprächen des Tages und der Tagespresse gehört. Schon in den gemeinsamen Schulen werden zahlreiche junge Mädchen geschwängert, unanständige Kleidung und Tänze nehmen zu, und viel Unheil wird durch das immer mehr aufkommende Automobilfahren der Jugend, die ganze Tage ohne Aufsicht sind, angerichtet. Verf. glaubt, daß die Eltern und die Berater der Jugend einen großen Teil der Schuld tragen, indem sie sich nicht in ihre eigene Jugendzeit und in ihre damaligen revolutionären Ideale zurückversetzen können und dadurch das Verständnis und das Vertrauen der Jugend verlieren. Ganz besonders müssen aber die Eltern den Kindern auch ein gutes Beispiel geben, Eifersucht, Heuchelei und häuslicher Zank kann nur schlecht auf die Jugend einwirken. Die sexuelle Aufklärung hat schon frühzeitig zu beginnen, Elternhaus, Schule und Kirche müssen zusammenwirken, um neben der Erziehung auch für gesunde Erholung und Vergnügungen zu sorgen. J. P. zum Busch.

6) Michels, Roberto: **Sexuelle Kriegspsychologie.** Rassegna di studi sessuali II, Nr. 5, 1922.

Der Autor gibt ein vielfarbiges Bild dieser Wirkungen auf beide Geschlechter. Bemerkenswert u. a. die hohe Frequenz der Kriegsehen in Deutschland zwecks Erhaltung der Treue und Versorgung der Hinterbliebenen der Gefallenen, während die Feldzugs-



teilnehmer in dem damals viel ärmeren Italien im allgemeinen vom Heiraten Abstand nahmen, um nicht Witwen und Waisen dem Elend eines pensionslosen Daseins zu überliefern. Die patriotische Kriegswut pflegte das weibliche Geschlecht stärker zu packen als die Männer. Hier wie dort stärkerer Sexualtrieb als Folge gesteigerter allgemeiner Erregbarkeit, Zügel- und Sittenlosigkeit, Tanzwut und Phallomanie, wie im Mittelalter unter der Herrschaft der Pestepidemien. Die Enthaltung in den Schützengräben mit dem ungenügenden Ersatz der Befriedigung durch Masturbation und homosexuellen Umgang führte selbst zu bestialischem Überfallen der Mädchen und Frauen. Für die Willfährigkeit dieser kam u. a. die Bewunderung der Sieger, aber auch das Mitleid mit den Verstümmelten in Betracht, in Deutschland und Österreich die Naschgier, sodaß sie für ein Stück Schokolade zu haben waren. Fürbringer.

7) Grant, Henry Al.: **Sexuelle Erziehung und Erblichkeit.** Education in Sex. and Heredity. Journal of Social Hygiene VIII, 1, 1922.

Der Verfasser schlägt vor, die sexuelle Aufklärung der Kinder in Zusammenhang mit der ganzen biologischen Reihe zu bringen, um so am deutlichsten den Begriff eines natürlichen Vorgangs zu prägen. In dem ausgearbeiteten Entwurf wird auch die Wahl und Ausbildung geeigneter Lehrer besprochen und auf eine zielbewußte Erziehung der Kinder zum logischen Denken Wert gelegt. Urbach.

8) Proteus: **Moralität und Sexualität.** Rassegna di studi sessuali II, Nr. 6, 1922.

Ausführliche lesenswerte Betrachtungen eines Biologen unter Verarbeitung einer vorwiegend italienischen Literatur. Sie laufen unter Verwahrung gegen ihre etwaige Beurteilung als antimoralischer Verkündigungen auf die Überzeugung hinaus, daß sich die Manifestationen der Vita sexualis, soweit sie anderen Personen kein Unrecht antun, einer moralischen Wertung entziehen, da sie biologische Phänomene bedeuten. Demgemäß sind veraltete Anschauungen als Frucht traditioneller Anpassung und die Furcht einer vollständigen Revision und radikalen Abänderung zu unterziehen. Der Autor wendet sich an die Vertreter der Exaktheit und bona fides. Die Stellungnahme sub specie biologiae mindert in keiner Weise die Fähigkeit, zwischen dem Laster und der Tugend — empirischen Benennungen — zu unterscheiden. Fürbringer.

9) Vossen, K.: **Wie bewahren wir die Familie vor den Geschlechtskrankheiten?** Das kommende Geschlecht. Bd. II, H. 2, S. 65. 1922.

Verf. erörtert verwaltungstechnische Maßnahmen. Zu ihrer wirksamen Durchführung seien Kurpfuscherverbot und ärztliche Meldepflicht unentbehrlich. Zur Vorbeugung empfiehlt er u. a. umfassende Aufklärung, Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Ehe, sowie Verbot der Genußgifte — nicht für die Allgemeinheit, sondern „für unsere Jugend". Dehnow.

10) Semprini, Giovanni: **Der Erotismus in der Renaissance.** Rassegna di studi sessuali II, Nr. 5.

Diese Studie belehrt uns über die Existenz aller Liebesformen von der leidenschaftlichen Glut der Jugend bis zu den raffinierten entarteten Gewohnheiten der späteren Jahre in der an der einschlägigen Literatur ungewöhnlich reichen Renaissance. Nichtsdestoweniger wurde der Ehestand in Ehren gehalten, wenn es auch bei dem meist wesentlich höheren Alter des Gatten an Untreue und selbst furchtbaren Racheakten keineswegs fehlte. Viele berühmte Männer frönten dem Laster der Sodomie. Den unsauberen Päderasten standen Träger unbescholtenster sexueller Lebensführung in den verschiedensten Schichten gegenüber (Savonarola u. a.) Zu allen Zeiten, schließt der Autor, tritt die Elite numerisch zurück; aber sie wirkt als Ferment für die Erneuerung der Vita und eine unverderbte Rassenkultur auf den Ruinen der Vergangenheit. Fürbringer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band September 1923 6. Heft

Die Bedeutung des Duftes für das Geschlechts- und Liebesleben des Menschen und der Tiere.

Von Prof. P. Schiefferdecker
in Bonn.

Der Hund vermag die Spur eines Tieres oder Menschen zu verfolgen, das ist allbekannt. Der Hund besitzt ein sehr stark entwickeltes Geruchsorgan und riecht daher scharf die Spuren. Der Mensch oder das Tier gibt also einen Duft ab, den der Hund wahrnimmt. Dieser Duft wird dem Boden mitgeteilt, wo der Fuß den Boden berührt, beim Menschen wirkt er sogar durch die Stiefelsohle hindurch. Ebenso wittert das Wild den Jäger auf überraschend weite Entfernung, wenn der Wind vom Menschen zum Wilde hinweht. Mir hat ein erfahrener Jäger gesagt, die Entfernung sei mitunter so groß, daß er die Empfindung gehabt habe, er müsse doch ein rechter Stinksack sein. Dieser Gedanke ist an sich auch richtig, denn die von dem Körperdufte durchtränkte Kleidung ist in der Tat ein stark duftender Sack, in dem der weit weniger stark duftende Körper steckt. Daher gehen bei den sogenannten „wilden" Völkern die Jäger auch vielfach nackt auf die Jagd, und mitunter tun das mit demselben guten Erfolge auch europäische Jäger. Seit langem ist es ferner bekannt, daß auch die verschiedenen Völker ihre spezifischen Gerüche oder Düfte besitzen. Schon der seinerzeit sehr angesehene Anatom Karl Friedrich Theodor Krause führt diese Tatsache 1844 an: Die fremden Völker, namentlich auch die fremden Rassen, besitzen einen uns unangenehmen Duft. Diesen Völkern duftet der Weiße wieder unangenehm. Je reinlicher der Körper gehalten wird, um so stärker und charakteristischer tritt dieser spezifische Duft hervor. Diese Völkerdüfte sind so stark, daß auch der Mensch mit seinem wenig entwickelten Geruchsorgan sie wahrzunehmen vermag. Die Ausbildung des Geruchsorganes schwankt übrigens beim Menschen sehr, so daß es auch Menschen gibt, die verhältnismäßig scharf riechen. Zu diesen so begabten Menschen hat augenscheinlich auch der Professor der Zoologie in Stuttgart gehört, Gustav Jäger, der im Jahre 1876 eine sehr interessante kleine Arbeit über die Bedeutung des Geschmacks- und Geruchsstoffes veröffentlichte. Jäger stellte nach seinen Erfahrungen als Direktor des Zoologischen Gartens fest, daß jedes Tier seinen spezifischen Geruch besitzt, und daß auch seine Ausscheidungen, Harn und Kot, diesen Geruch abgeben.



„Die Tatsache, von welcher ich ausgehe, ist die, daß jede Tierart einen spezifischen Ausdünstungsgeruch hat. Selbst ein ungeschultes Geruchsorgan wird mit verbundenen Augen ein Pferd von einem Rinde, eine Ziege von einem Reh, einen Hund von einer Katze, einen Marder von einem Fuchs, eine Krähe von einer Taube, einen Papagei von einer Henne, eine Eidechse von einer Schlange zu unterscheiden vermögen, und mein als Ornithologe bekannter Freund, Dr. Julius Hoffmann, hat mich davon überzeugt, daß man eine Rabenkrähe und eine Nebelkrähe, also Lokalformen der gleichen Art, am Ausdünstungsgeruche mit Sicherheit unterscheiden kann"!

Fleisch und Fett eines jeden Tieres besitzt ebenfalls seinen spezifischen Geschmack. Aber nicht nur jede Tierart, sondern auch jede Rasse, jede Varietät und schließlich jedes Individuum hat seinen spezifischen Duft. Beim Zusammenbringen der Tiere in den zoologischen Gärten hat man nach Jäger, namentlich wenn sie als Männchen und Weibchen zusammen leben sollen, in der „Verwitterung" ein vorzügliches Mittel erkannt, um vom ersten Augenblicke an Sympathiebeziehungen herzustellen, während sonst sehr ärgerliche Konflikte entstehen können.

„Bei den monogamischen Tieren ist die Sicherheit, mit der sich die Ehegatten stets, selbst in der Nacht, zusammenfinden ohne Annahme eines Individualgeruches schlechterdings nicht zu erklären."

Beispiele für die Übereinstimmung der spezifischen Ausdünstungsdüfte größerer Gruppen sind nach Jäger der Affengeruch, der Wiederkäuergeruch, der Einhufergeruch, Nagetiergeruch, Schweinsgeruch, Eidechsengeruch, Schlangengeruch, Amphibiengeruch, Fischgeruch. Ferner nimmt er Düfte der verschiedenen großen Tierklassen an: Säugetiergeruch, Vogelgeruch, Reptiliengeruch, Amphibiengeruch und Fischgeruch. Entsprechendes gilt für die Wirbellosen. Mit Schwefelsäure behandelt, entwickelt nach Jäger Blut denselben Geruch wie der Kot des betreffenden Tieres. Endlich besitzen nach ihm auch die Eier der betreffenden Vogelarten ihren spezifischen Geschmack.

Es ist sicher, daß die gesamte Körpersubstanz einer Tierart anders ist als die jeder anderen Tierart, sonst würden eben nicht zwei verschiedene Arten entstanden sein. Hieraus folgt, daß Düfte, welche eine Tierart durch Organe ihres Körpers erzeugt, anders sein müssen als die einer anderen Tierart. Die Ausscheidungen aus dem Körper der Tiere und des Menschen werden erzeugt durch Organe, welche „Drüsen" genannt werden. Die Zellen dieser Drüsen bilden je ein kleines chemisches Laboratorium, oder richtiger, sie beherbergen kleine Körnchen, welche je ein solches Laboratorium darstellen; durch diese Körnchen wird nun der Ausscheidungsstoff der Drüse erzeugt, aus den Zellen ausgeschieden und gelangt so nach außen. Der Schweiß, der Speichel, der Darmsaft, die Galle, der Harn sind solche Drüsenausscheidungen, um nur einige der bekanntesten zu nennen. Da die Drüsensubstanz Körpersubstanz ist, ein jedes Tier aber seine eigene Körpersubstanz besitzt und besitzen muß, denn sonst könnte es eben kein selbständiges Tier sein, so muß auch jede von diesen Drüsen anders sein als die entsprechende eines sonstigen Tieres, und dementsprechend muß sich auch ihre Ausscheidung von der aller anderen Tiere unterscheiden. Ihr Duft, wenn sie überhaupt einen solchen besitzt, muß daher auch ganz eigenartig sein. Da solche Duftstoffe auch abgegeben werden von

Drüsen der Haut, und von diesen sogar ganz besonders viel, so muß die Oberfläche der Haut duften. Dieser Duft kann sich ansammeln in den Haaren, in den Kleidern, Stiefeln usw. Die behaarten Teile des Körpers werden demgemäß zu Sammelstellen der Düfte werden können und als solche ihre besondere Bedeutung haben. Die ganze Körperoberfläche der „behaarten" Säugetiere wird daher stärker duften können. Aber dieser Duft wird andererseits auch mehr auf bestimmte Körperstellen konzentriert sein können, denn in der Haut der Tiere gibt es einzelne „Hautdrüsenorgane", „Duftorgane", welche verschiedene spezifische Düfte aussenden. An diesen Stellen sind oft auch die Haare stärker entwickelt, welche zur Aufnahme dieser Düfte und dann als „Duftpinsel" dienen. Das Sekret dieser Drüsen kann von verschiedener Konsistenz sein, mitunter auch salbenartig, wenn es, wie häufig, das von fetterzeugenden Drüsen, Talgdrüsen, hergestellte Fett in sich aufnimmt oder sich mit diesem innig mischt. Dadurch wird der Duft der Drüsenausscheidung weit haltbarer.

Welche Bedeutung haben diese Düfte für die Tiere?

Tiere derselben Art können sich im Dunklen finden. So z. B. bei monogamischen Tieren die Ehegatten. Sie können ferner ihre Spuren verfolgen und sich bei Tage oder Nacht auf weitere Entfernungen finden. Bei Tieren, die in Herden oder Rudeln leben, können so Nachzügler den Haupttrupp wiederfinden, Muttertiere können ihre Jungen finden und umgekehrt. Bringen diese Spuren somit den Tieren Nutzen, so können sie ihnen andererseits auch Schaden bringen. Die Raubtiere mit ihren feinen Geruchsorganen können ebenfalls den Spuren folgen und so ihre Beute aufsuchen.

Die Ehegatten finden sich, da außer dem „Artgeruche" von den Tieren auch ein „Geschlechtsgeruch" oder besser „Geschlechtsduft" abgegeben wird, das Weibchen duftet anders als das Männchen. Diese Geschlechtsverschiedenheiten brauchen sich dabei nicht auf den Duft zu beschränken, auch die Farbe der Ausscheidung kann verschieden sein. Wenn ein solcher Unterschied des Duftes bei den beiden Geschlechtern vorhanden ist, so wirkt er natürlich auch sofort als „Geschlechtsreiz", wie alle solche Verschiedenheiten. Diese „Geschlechtsreizwirkung" ist nun augenscheinlich eine sehr wichtige bei den Duftstoffen. Aus diesem Grunde erhalten diese geschlechtlich wirkenden Drüsen ihre volle Entwicklung häufig auch erst mit der Geschlechtsentwicklung, also beim Menschen in der „Pubertätszeit". Solche geschlechtlich wirkenden Drüsen kennt man übrigens auch von den Amphibien und den Wirbellosen. Bei den Säugern liegen sie natürlich außer an anderen Stellen auch an den Geschlechtsteilen. Der Geschlechtsreiz ist bei allen Tieren selbstverständlich etwas sehr Wichtiges, denn er erhält die Tierart. Infolge seiner geringeren geistigen Begabung ist das Tier noch nicht soweit gekommen wie der Mensch, der es fertig bringt, nur die Freuden der Liebe zu genießen, ohne die Nachkommenschaft zu fördern.

Auch die zum Säugen der Jungen dienenden „Milchdrüsen", nach denen die Säugetiere ihren Namen bekommen haben, gehören zu den Hautdrüsenorganen. Sie sind ebenfalls Duftdrüsen und fallen außerdem stark ins Auge. Die Milch einer jeden Tierart ist anders



zusammengesetzt als die aller anderen, sie besitzt dabei ihren spezifischen Duft. In mehr oder weniger großer Menge liegen um die Warze herum noch andere Drüsen, welche gleichzeitig Duftdrüsen sind. Die Jungen suchen und finden die Zitzen der Mutter, so auch die, welche blind zur Welt kommen; der Milch- und Drüsenduft bildet eine Lockung für sie. Ob dies auch beim menschlichen Säugling noch zutrifft, ist schwer zu erweisen, da er von der Mutter vorsichtig angelegt wird.

Daß die Absonderung der Hautdrüsen der verschiedenen Tiere in der Tat verschieden ist, dafür spricht auch die Verschiedenheit der ihre Haut bewohnenden Parasiten, so der Läuse, Flöhe usw. Man kann weiter als wahrscheinlich annehmen, daß bestimmte Hautdrüsenorgane den Zweck haben, bestimmte Teile des Körpers überhaupt vor Parasiten zu schützen. So finden sich im äußeren Gehörgange keine Läuse. Man kann daher wohl annehmen, daß die hier liegenden Ohrenschmalzdrüsen durch ihre Absonderung die Anwesenheit von Läusen verhindern. (Fortsetzung folgt.)

Präventivverkehr und Sterilität der Frau.

Von Dr. Ernst H. Pirkner
in Brooklyn, N. Y.

In unserer Entscheidung darüber, was wir im Interesse der Patienten tun oder lassen sollen, gilt noch immer das Prinzip der alten Medizin: Nihil nocere!

Daß dieses häufig vergessen wird, sehen die Frauenärzte überall von Zeit zu Zeit, wenn Patientinnen mit Klagen kommen, die im besonderen Falle meist wohl selbstverschuldete Ursachen haben, die wir aber dann der Frau nicht zur Last legen können, wenn der Arzt es ihr gestattet hat, Mittel zur Verhütung der Schwangerschaft anzuwenden, ohne daß er sie auf die möglichen bedenklichen Folgen aufmerksam gemacht hatte.

Zweifellos gibt es hier und da ebenso wie Gatten, auch Ärzte, welche sich nie darüber klar geworden sind, daß antikonzeptionelle Mittel und Maßnahmen die Frau schwer schädigen können: anatomische Läsionen zur Folge haben, noch häufiger nervöse Störungen aller Art verursachen, sehr oft die Grundlage zur sexuellen Neurasthenie bilden, und durchaus nicht selten permanente Sterilität bedingen. Selbst wenn mitunter nur temporäre Sterilität die Folge gedankenloser Anwendung der schwangerschaftsverhindernden Vorkehrungen wäre, so ist das hinreichender Grund, ernstlich darüber nachzudenken und die Ursache zu erforschen.

Jeder Frauenarzt hat gelegentlich die Erfahrung gemacht, daß ein junges Paar die Folgen des Geschlechtsverkehrs hinausschieben möchte und um Rat fragt, was für antikonzeptionelle Mittel zu empfehlen seien. Oder eine junge Dame konsultiert uns noch vor der Verehelichung. In der Mehrzahl der Fälle haben die Betreffenden bereits ihre eigene Wahl getroffen, und der Arzt wird



entweder nur gelegentlich befragt, um die Verantwortlichkeit zu teilen, oder er soll seine Sachverständigenmeinung abgeben.

Dann begegnen wir in der Praxis Frauen, wohl auch deren Männern und Liebhabern, welche klagen, daß ihnen jede Befriedigung im Geschlechtsverkehr fehle, daß der Partner oder die Partnerin ihm oder ihr keine sexuelle Beglückung gewähre, daß jedenfalls etwas nicht richtig sei. Erst bei näherer Befragung wird die bestimmte Klage gehört, daß der eine Teil des Geschlechtsverhältnisses wegen „Nervosität" zum Geschlechtsgenusse das Seinige nicht beitragen könne, und bei noch tieferem Eingehen auf die Klagen stellt sich gewöhnlich heraus, daß auch der sexuelle Partner reizbar, manchmal unverträglich sei — ganz anders als er früher war: Die sexuelle Neurasthenie ist auf dem schönsten Wege der Entwicklung, mit der baldigen Möglichkeit, chronisch zu werden. Am häufigsten und subjektiv fühlbarsten, aber auch objektiv nachweisbar, trifft dies bei der Gepflogenheit des Coitus interruptus zu. Jedoch bei gewissenhafter Beobachtung sind die meisten Präventivmethoden, mögen sie anfangs noch so harmlos erscheinen oder als unbedenklich empfohlen werden, durchaus als schädlich zu erkennen.

Die mechanischen und sonstigen physischen Ursachen sind ja so offenbar und ärztlich allgemein gewürdigt, daß es erübrigt nur darauf hinzuweisen, daß nachlässig gebrauchte und selten gereinigte (weil zu lange liegen gelassene) Pessarien direkt lokal reizen und oft böse Infektionen verursachen, welche die keimfreie Partie der oberen Zervix durchschreiten und die durchaus sterile Gebärmutter affizieren, dadurch Zervizitis, Endometritis, Parametritis, Salpingitis, Vesikovaginal-Fistel, auch Pelveoperitonitis erzeugen, wie ich schon vor Jahren nachgewiesen habe[1]).

Ich habe in der Arbeit a. a. O. der hauptsächlich gebräuchlichen Präventivmittel Erwähnung getan, auch die in Deutschland damals gebräuchlich gewesenen, ohne ärztliche Anleitung von den Frauen in den Uterus geschobenen Darmsaiten nicht vergessen. Jeder Laie kann wohl ohne weiteres einsehen, daß damit Frauenleiden hervorgerufen werden. In günstigen Fällen mögen diese wohl zur Heilung gebracht werden. Aber nur zu häufig ist der Prozeß bereits von so langer Dauer und so gründlich vernachlässigt worden, daß es zu spät ist und nur vorübergehende Milderung geschaffen werden kann, während der chronische Zustand unseren Versuchen, eine Heilung herbeizuführen und die geschädigten Ovarien (darum handelt es sich in den meisten chronischen Fällen) wieder funktionsfähig zu machen, oft Trotz bietet.

Dies ist der Hauptpunkt, welchen ich an dieser Stelle zur Anschauung bringen will, indem ich wiederhole, daß erstens die Beteiligten selbst, besonders auch verheiratete Paare, gar nichts darüber wissen, zweitens aber, daß nur wenige Ärzte Gelegenheit genommen haben, sich darüber gründlich zu informieren. Jedermann wird aber ohne weiteres zugeben, daß diese Tatsache von außer-

[1]) E. H. Pirkner, M. D. Remarks on Voluntary Sterility, The Urologic and Cutaneous Review, Saint Louis 18:295, Juni 1914. — S. auch E. H. Kisch, Z. f. S. 1917, Jan./Febr.



ordentlicher Wichtigkeit ist und keine Gelegenheit vorübergehen sollte, ohne nachdrücklich darauf hinzuweisen.

Manche junge Frau, oder manches Mädchen kurz vor der Verheiratung, holt sich Rat bei ihrem Familien- oder dem Frauenarzte. Sie verlangt das Verhütungsmittel, welches selbstverständlich jeder Arzt vermeintlich ganz genau kennt, und welches unfehlbar die Schwangerschaft verhüten muß, um dann, wenn die Entscheidung oder Vereinbarung im Familienrate getroffen worden ist, nun ein Kind kommen zu lassen, einfach abgelegt oder beiseite gelassen zu werden. Keine Ahnung haben die Bedauernswerten, daß dann bereits ein Zustand bei ihnen eingetreten sein kann, der ihnen jede Hoffnung auf Erfüllung ihres Herzenswunsches nimmt. Auch der Arzt — so ist es in den meisten Fällen — denkt nicht daran, und wenn er nicht selbst das bedenkliche Instrument der Patientin oder deren Mutter oder Gatten gibt, so erteilt er doch seine Zustimmung, weil ihm die hier mitgeteilten Tatsachen nicht bekannt sind. Spezialisten vom Fache sind ja gewiß in der Mehrzahl unterrichtet von diesen Tatsachen. Jedoch — fragen wir uns — bemühen sich diese, ihr Wissen so weit als möglich zu verbreiten, so daß der allgemeine Arzt davon durchdrungen wird und es die Meistbeteiligten nicht zu spät erreiche?

Es bedarf einer genauen, sorgfältigen Anamnese, um in den meisten Fällen Klarheit zu schaffen. Nicht zu rücksichtsvoll, nicht zaghaft beim Befragen! Was manche Frau uns nicht gern von selbst mitteilen würde, müssen wir taktvoll, aber mit unerbittlicher Ausdauer aus ihr herauszubekommen suchen. Ich habe noch keine wirklich zartfühlende Frau gefunden, die mit dem Präventivgeschlechtsverkehr zufrieden gewesen wäre, selbst dann, wenn der Gatte die antikonzeptionelle Verantwortung ganz auf sich nimmt, z. B. durch Kondomgebrauch. Selbstverständlich sehe ich dabei ganz von den von Natur asexuellen, apathischen Frauen ab, welche überhaupt keiner Geschlechtsempfindung fähig sind. Auch diejenigen gehören nicht unter den Gesichtspunkt dieser Besprechung, welche aus verschiedenen Ursachen an Dyspareunie leiden und erst dann hier in Frage kommen könnten, wenn sie geheilt sind oder wenigstens die Ätiologie ihres Leidens festgestellt worden ist.

Während solche Frauen zunächst zu bemitleiden sind, ist man eher zur Ungeduld geneigt, wenn nur psychische Faktoren, die der Frau selbst zum Bewußtsein kommen, neben Gebrauch von Präventivmitteln, ihr jede Freude am Geschlechtsverkehr benehmen und dadurch den Partner zur Neurasthenie treiben. Furcht vor Schmerzen lassen es nie zu vollständiger Kohabitation kommen, und es ist gleichgültig, was zur beabsichtigten Verhütung angewendet wird; jedes Mittel wird unter diesen Umständen als wirksam betrachtet. In ganz derselben Weise kommt Sterilität zustande infolge von Furcht vor der Geburt und vor sozialen Schwierigkeiten, entweder bei Unverheirateten oder sonstwie bei Sorgen um die Zukunft. Wenn wir dabei noch bedenken, daß manche Frauen mehrere Kinder geboren und nie eine wirkliche geschlechtliche Erregung empfunden haben, ist es zu verstehen, wie vielen Schwierigkeiten wir bei der Beurteilung des einzelnen Falles begegnen können.

Nach allgemeiner Erfahrung wird die Frau am ehesten des Coitus interruptus überdrüssig, selbst wenn diese Methode auf ihr eigenes Verlangen hin geübt wurde. Die Frau befindet sich dabei in einer das Nervensystem erschütternden Aufregung, ihr Geschlechtsappetit wird gereizt, aber nicht befriedigt. Wiederholt sich das öfter, so sind nervöse Übererregbarkeit mit allen ihren Möglichkeiten bis zur höchsten Hysterie und andren Psychoneurosen die unausbleibliche Folge.

„Wir können nicht ungestraft in die Rechte der Natur eingreifen und dieselbe stören in der Ausübung einer ihrer lebenswichtigen Funktionen, wozu sie Millionen von Jahren gebraucht, um sie zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; welch ein Riesenschritt von der Spaltung eines Schizomyzeten zur geschlechtlichen Paarung zweier selbständiger Vertebraten, und schließlich zweier Menschen! Zahllose Individuen und Generationen mußten zugrunde gehen, im Zeitenmörser zerrieben werden, zu Atomen zerfallen und aus den Urstoffen zu neuen Formen aufgebaut werden, um in immer vollkommnerer Gestalt als das Endziel der Natur sich zu entwickeln[2].“

Künstliche Unterbrechung des Geschlechtsaktes, jede Art der Einmischung in physiologische Funktionen, w i r d v o n d e r N a t u r ü b e l v e r m e r k t. Selbst ein so einfacher Akt wie das Niesen bringt angenehme Erleichterung, und es wird als sehr unangenehm empfunden, wenn man darin unterbrochen oder daran gehindert wird. Es ist ein physiologisches Gesetz, daß alle Funktionen, welche der Selbsterhaltung oder der Rasseerhaltung dienen, von Lustgefühlen begleitet werden, welche nicht abgelenkt, eingeschränkt oder sonstwie gestört werden dürfen. Geschieht das dennoch, so können wir stets schädlicher Wirkungen gewärtig sein. Wir brauchen nur daran zu denken, wie zornig ein Haustier, z. B. ein Hund, wird, wenn wir ihn beim Fressen stören. Wir sehen in der Befriedigung des Magens ein Äquivalent der Geschlechtsbefriedigung, wie es deren viele, und selbstverständlich edlere gibt. Z. B. die Produktion des Künstlers. Er muß ganz ungestört dem künstlerischen Antrieb folgen können, um Erfolg zu erzielen; auch der Kunstgenießende verlangt nach ungestörter Hingebungsmöglichkeit.

Die Frage der Schwangerschaftsverhütung ist erst gegenwärtig wieder im Staate New York ernstlich in Erwägung gezogen worden, seit die „Birth Control“-Sekte einen Gesetzentwurf eingebracht hat, demgemäß es dem praktischen Arzte freigegeben werde, verheirateten Leuten antikonzeptionelle Mittel verschreiben zu dürfen *). Also auf die plumpeste Unsitte kommt man jetzt hier zurück, während sie in europäischen Kulturländern schon beinahe als überwundener Standpunkt gilt. Bisher bedroht unser Strafgesetz den Arzt mit Strafe, der in seiner Praxis antikonzeptionellen Rat erteilt, geschweige denn die bekannten Mittel anwendet.

Als ich 1914 über diesen Gegenstand schrieb und die amerikanische Ärzteschaft auf die Schädigung namentlich der amerikanischen Frau aufmerksam machte — die Ausländerin ist viel weniger

[2]) E. H. Pirkner, National Maternity Protection. Am. Jour. of Clinical Medicine. 30:199, März 1923.

*) Anm. b. d. Korrektur: Inzwischen vom Senatskomitee abgelehnt.



geneigt, jene schädlichen Gewohnheiten sich anzueignen —, schenkten nur wenige Kollegen der Angelegenheit Beachtung. Seitdem hat sich jedoch eine Sekte unter der Führung einer Krankenpflegerin gebildet, die Birth Control League, welche das Prinzip verfolgt, dem Gesetze zum Trotz „Eugenik" zu predigen, hauptsächlich durch praktische Anleitung der Frauen in der Anwendung antikonzeptioneller Verfahren. Sie haben unablässige Propaganda gemacht und scheinen nun zu triumphieren. Wahrlich, der 1919 in dem deutschen Reichstag eingebrachte Antrag, Paragraph 218 St.G.B. abzuändern und womöglich die sogenannte soziale Indikation für den ärztlicherseits ausgeführten Abort anzuerkennen, Straffreiheit bei Abtreibungen auch aus sozialen Gründen zu gewähren, scheint viel für sich zu haben; gegenüber den antikonzeptionellen Methoden ist derselbe weit hygienischer und moderner. Ich sollte meinen, daß unter modernen aseptischen Kautelen, bei sorgfältiger Untersuchung, um bestimmt ektopische Schwangerschaft, Tumoren usw. auszuschließen, dem frühzeitigen Kurettement durchaus der Vorzug vor irgendwelchen, ehelichem Onanismus zu vergleichenden Verhütungsmethoden gegeben werden kann: die Mortalität des artefiziellen Abortus, von sicheren ärztlichen Händen ausgeführt, muß gleich Null sein. Und irgendwelche Gesundheitsschädigung, unvermeidlich bei den anderen Methoden, wird ebenfalls dabei vermieden.

Obwohl auch ich die alte Methode, zur Vermeidung unnötigen Aborts, früher für die einzig mögliche hielt und empfahl, habe ich doch bereits 1914 a. a. O. mich für ein chirurgisches Verfahren ausgesprochen, welches dem Arzte allein anheimgestellt werden sollte, und habe dasselbe mit dem technischen Namen „Spermapotrope" belegt. Später, in einem kurzen Beitrage zum New York Medico-Legal Journal (1917) schlug ich für geeignete Fälle (heilbare Tuberkulose und Psychosen) eine Operation vor, welche der invaliden Frau 24 bis 30 Monate Ruhe vor Schwangerschaft zu gewähren berufen war. Die Operation beruht auf der physiologischen Tatsache, daß die Natur künstlich verschlossene Fallopische Tuben im Laufe von zwei bis höchstens drei Jahren wieder durchgängig macht. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß unter den erwähnten Bedingungen von technisch Berufenen irgend ein Schaden angerichtet werde, während sich jeder sorgfältige Beobachter überzeugen kann, daß bei den alten Methoden Frau und Mann, beide, ihre Gesundheit ruinieren können.

Es ist zum mindesten sehr peinlich für den Arzt sowohl als für die unmittelbar Betroffenen, wenn es sich nach mehreren Monaten oder Jahren Präventivverkehrs herausstellt, daß jetzt die gewollte Konzeption nicht eintritt, daß alle Bemühung oder Behandlung vergeblich ist und das ersehnte Ereignis ausbleibt. Es ist leicht zu verstehen, daß wegen der vermeintlichen Sicherheit die Kohabitation zu häufig stattgefunden hat und dieses schädigende Moment zu der Schädigung durch das Verhütungsmittel noch hinzukommt. Bereits in einem alten Lehrbuche[3]) können wir lesen: „§ 60 Impotentia gestandi. Diese schließt sich der Impotentia ingravescendi zunächst an. Sehr häufig geschieht es, daß eine Ehe längere Zeit unfruchtbar

[3]) Billroth, Handbuch der Frauenkrankh. 2. Abschnitt: Sterilität des Weibes von Carl Meyrhofer, pag. 60. Stuttgart 1882, Ferd. Enke.



bleibt, weil der geschlechtliche Verkehr ein zu häufiger ist, und es ist in manchen Fällen schwer zu sagen, ob sich das Ei, obwohl befruchtet, gar nicht implantiere oder ob es nur immer in der Zeit der folgenden Menstruation oder auch früher wieder ausgestoßen wird. Denkbar ist es auch, daß die permanent erhaltene Kongestion zum Uterus die Elemente seiner Schleimhaut schädige, sowie auch, daß sie zu Zusammenziehungen führe, welche das implantierte Ei bald wieder abtrennen. Die Überzeugung, ein zu häufiger Beischlaf sei für die Fortpflanzung von Schaden, ist im Volke weit verbreitet; ich hörte selbst ein hierauf bezügliches Sprüchwort, lautend: ‚Auf einem viel betretenen Pfade wächst kein Gras.'"

In anderen Fällen mag die Ursache der erworbenen Sterilität in den durch unnatürliche Kongestion geschädigten Ovarien liegen. Vielleicht kommt es zur Störung der Entwicklung der Graafschen Follikel. Das Geschlechtsgefühl wird bei den meisten antikonzeptionellen Methoden abgestumpft, und daß es zur Erzielung einer Befruchtung in vielen Fällen durchaus notwendig ist, kann man schon aus der Tatsache schließen, daß gewisse Tiere, wie z. B. die Kaninchen, Meerschweinchen, die Maus und die Katze zur Ovulation einer vorherigen Kopulation bedürfen. Obwohl Orgasmus vielen Frauen, welche wiederholt geboren haben, unbekannt ist, so gibt es doch auch viele, welche ganz genau wissen, wann sie empfangen haben, weil mit dem fruchtbaren Geschlechtsakte bei ihnen ein ganz anderes Gefühl als bei einem unfruchtbaren Koitus verbunden war. Solche Frauen berechnen von dem gespürten Augenblicke ab das Datum der erwarteten Geburt mit erstaunlicher Genauigkeit. Ich habe aus langjähriger Beobachtung gelernt, daß diese geschlechtsfühligen Frauen besonders empfindlich reagieren auf alles, was dem Naturempfinden widerstrebt, und sie sind es, welche zur permanenten Sterilität besonders neigen. Haben sie bereits ein Kind gehabt, so ist es um so deutlicher zu erkennen, daß der inzwischen geübte Mißbrauch die Ursache zur Sterilität geworden ist, und wenn das nun sehnlichst gewünschte zweite Kind nicht eintreffen will, ist die Enttäuschung wahrhaft tragisch. Wir können solche Unkenntnis der Tatsachen nicht der Frau zur Last legen und deshalb auch nicht mit der Auffassung einiger Autoren (deren nur wenige eine Meinung aussprechen) im In- und Auslande übereinstimmen, daß der Arzt dieser Frage gegenüber sich kühl ablehnend verhalten dürfe, wie wir eine solche in einem neueren deutschen Lehrbuche finden[4]): Es sei „nicht Aufgabe des Arztes, in dieser Beziehung Ratschläge zu erteilen, mit der einzigen Ausnahme, daß nämlich Krankheitszustände der Frau das Eintreten der Schwangerschaft als gefährlich oder wenigstens sehr bedenklich erscheinen lassen. In allen übrigen Fällen würde es der Würde des ärztlichen Standes entschieden mehr entsprechen, wenn man sich um diese Dinge nicht kümmerte und eine Beratung und Behandlung ablehnte."

Eine andere deutsche Meinung[5]): „Die künstliche Verhinderung der natürlichen Folgen des geschlechtlichen Verkehrs ist unsittlich

[4]) Handbuch der Frauenheilkunde von C. Menge und E. Opitz „Mittel zur Verhütung der Empfängnis", Seite 275. Wiesbaden 1913, Bergmann.

[5]) Dr. jur. Marie Raschke, Die Vernichtung des keimenden Lebens (§ 218 RStGB.) 9. bis 12. Aufl. Berlin, Mediz. Verlag Schweizer & Co.



und unästhetisch. Die Anwendung der Mittel untergräbt die gegenseitige und die Selbstachtung, und mit ihr sicher das eheliche Glück. Eine der Selbstachtung verlustig gewordene Mutter kann nicht veredelnd auf ihre Umgebung und ihre Kinder einwirken, abgesehen davon, daß die Gesundheit der Frau darunter leidet."

Darüber sind wir uns heutigentags wohl ziemlich einig, daß die berühmten antikonzeptionellen Methoden meist auf Selbsttäuschung beruhen, abgesehen von dem Schaden, welchen sie anrichten. Wir kennen nicht ein einziges Mittel, welches durchaus zuverlässig wäre. Gerade das beste Kondom ist ein bedenkliches Beruhigungsmittel und wird zu einer Falle, in welcher sich dessen beste Freunde nicht selten selbst fangen. Gibt man dem Membrum, welches während des Aktes knapp umschlossen war, nur einige Gelegenheit zu erschlaffen, so ist bald hinreichend Platz, um während des Zurückziehens reichlich Samen austreten zu lassen. Dieses Ereignis, von so manchen recht „vorsichtigen" Paaren berichtet, ist ja allgemein bekannt.

Ich sehe voraus, daß die Propaganda für Abschaffung des Paragraph 218 RStGB. gerade von ärztlicher Seite abgelehnt werden wird. Wenige Ärzte werden sich bereit finden, die Rolle sozusagen des Scharfrichters zu übernehmen. Selbst wenn man das eugenische Prinzip als ausschlaggebend ins Feld führt, so wird dessen praktische Anwendung wohl der privaten Initiative überlassen bleiben. Wir können wohl kaum die eugenischen Methoden aus der klassischen Periode von Sparta und Rom wiederbeleben, obwohl primitive Völkerstämme noch in der Gegenwart Gebräuchen huldigen, welche ganz und gar das Prinzip der Auswahl des physisch Tüchtigsten befolgen. Bei den Südsee-Insulanern z. B. finden periodisch öffentliche athletische Wettkämpfe und Volksfeierlichkeiten statt, zum Zwecke der Auswahl von Geschlechtspartnern („prenuptial ceremonies" bei englischen Schriftstellern), wobei es sich um sehr schwierig zu erfüllende Bedingungen handelt. Würde man heute in zivilisierten Ländern Methoden gestatten, bei deren Anwendung Vernichtung menschlichen Lebens zu eugenischem Zwecke erlaubt wäre, so würde das eine Brutalisierung des ganzen Volkes bedeuten, und das Heilmittel wäre schlimmer als die Krankheit. In den meisten Staaten ist man schon mit Anwendung der Todesstrafe sehr zurückhaltend, und dann wird dieselbe in den verhältnismäßig seltenen Fällen so ausgeübt, daß der Scharfrichter gar nicht sieht, was er tut. Wäre es, wie früher, in die Hand der Eltern gegeben, über Leben und Tod der Nachkommen zu verfügen, so würden sich doch verhältnismäßig nur wenige bereit finden, von dem Recht Gebrauch zu machen. Der Ärztestand, hier am meisten berufen zu urteilen und zu handeln, würde es ablehnen, weil er nicht dem Volke als Schreckgespenst gegenübertreten kann. So kann wohl nicht im entferntesten daran gedacht werden, daß praktische Eugenik der Einwirkung irgendwelcher anderen Faktoren als dem Zufall, dem Walten und Triebe der Natur überlassen bleiben muß. Die kosmische Biologie folgt einem ewigen Gesetze, welches auch ohne unser Zutun waltet. Ich habe wiederholt [6]) den Vorschlag gemacht, ein Gesetz einzuführen, welches ver-

[6]) Dr. E. H. Pirkner, Compulsory Notification of Pregnancy. The American Journ. of Clinical Medicine, 25:225. März 1918.



langt, daß jeder Arzt, jede Hebamme und die Frauen und Mädchen selbst öffentlich Anzeige machen, sobald von ihnen Schwangerschaft bemerkt wird. Es wäre damit eine Kontrolle geschaffen, welche der Eugenik sowohl, als der Hygiene und der Sozialpolitik gerecht würde. und Mutterschutz wie jede erdenkliche praktische Hilfeleistung, namentlich Erziehung und rechtzeitige Belehrung junger Mütter ergibt sich daraus von selbst. Es würde auch am besten der Schwierigkeit des unehelichen Kindes begegnen. Freilich müßten wir uns dabei auf strenge Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit der Ärzte verlassen können, damit die nötige Beaufsichtigung dem Volke nicht eine unangenehme Bürde werde. Dies ist eine Tätigkeit, wobei uns am besten die Frauenorganisationen helfen können.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Weibliche Fürsorgezöglinge.

Von Dr. Else Voigtländer.

In der Zeitschrift für Kinderforschung (27. Jahrg., Heft 9—12, 1922) erörtert Ernst Ohrloff auf Grund der Untersuchung von 64 Zöglingen des Greifswalder Mädchenheims die Ursachen ihrer Verwahrlosung und die Möglichkeiten der Vorbeugung. Seine Arbeit ist im wesentlichen statistisch orientiert. Die Verwahrlosung ist in erster Linie auf Anlage zurückzuführen in 47 Fällen, auf Anlage und Milieu in 13, auf Milieu in 4 Fällen. Die Anlage bedarf eines auslösenden Faktors, als welche vorwiegend in Betracht kommen: „schlechte elterliche Verhältnisse (besonders Anhäufung verschiedener Schädigungen), Verwaisung, frühe Überlastung mit Pflichten (besonders bei Erstgeborenen) (?), Verlockungen der Großstadt und die Pubertät.“ —

Die städtische Herkunft der Kinder überwiegt trotz einer vorwiegend agrarischen Gegend. Das Herumstreifen bildet vielfach das erste Anzeichen der Verwahrlosung. Not spielt weder bei den Diebinnen, noch bei den Prostituierten als Anlaß zum Delikt eine Rolle. Die Neigung zur Gewerbsunzucht beruht weniger auf Sinnlichkeit, als auf Arbeitsscheu. Hiermit wird das Ergebnis früherer Untersuchungen bestätigt. Daß unter den Diebinnen die Debilen, unter den Dirnen die intellektuell Normalen auffallend stärker vertreten sind, ist wohl nur ein Zufall, dem keine allgemeinere Bedeutung zukommt. Bei unserem Kleinmeusdorfer Material sind unter 490 schulentlassenen Mädchen 149 = 30,4 Proz. Schwachsinnige, unter 102 ausgesprochen sexuell Verwahrlosten dagegen 34 = 33,3 Proz., also eher ein stärkerer Anteil derselben, als am Gesamtmaterial, das auch Diebinnen umfaßt. Dankenswert ist die genaue Tabelle, die die zeitliche Beziehung von Verwahrlosung, Eintritt der Menstruation und Verlassen des Elternhauses veranschaulichen soll. Nur fällt leider bei genauer Nachprüfung und anderer Anordnung die auf sie gestützte Behauptung des Verf. über den engen zeitlichen Zusammenhang von erster Menstruation und Verwahrlosung in sich zusammen. Wir sehen:

Zeitliches Zusammenfallen von M. und V.	8	Fälle
Zeitliches Zusammenfallen von M. u. V. u. Verlassen des Elternhauses	6	„
Zeitliches Zusammenfallen von Verlassen des Elternhauses und V.	9	„
Beginn der V. vor Eintritt der Menstruation	6	„
(Nach dem Text 7; in der Tabelle infolge Druckfehler 3 Fälle fraglich)		
1 Jahr Abstand zwischen Eintritt der M. und V.	7	„
2 Jahre „ „ „ „ „ „	6	„
3 „ „ „ „ „ „ „	16 (!)	„
4 „ „ „ „ „ „ „	6	„
Noch keine M.	10	„
Sa.	64	

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!



Da bei den 6 Fällen, in denen Menstruation, Verlassen des Elternhauses und Beginn der Verwahrlosung zusammenfallen, nicht sicher ist, welchem von den beiden Faktoren die Hauptrolle zufällt, so stehen den 8 Fällen zeitlichen Zusammenfallens bei Nichtberücksichtigung des 1- bis 2jährigen Abstandes 22 Fälle mit erheblicher Zeitspanne gegenüber! 2 Mädchen waren im 11., je 12 im 13. und 14., 14 im 14., 6 im 15., 8 im 16. Lebensjahr menstruiert; das erste auffällige Verwahrlosungszeichen dagegen trat in folgendem Alter ein: vor dem 10. Lebensjahr in 3, 10 bis 13 Jahre in 6, im 14. Jahr in 12, im 15. und 16. Jahr in je 18, im 17. Jahr in 7 Fällen; also die größte Anhäufung nach Eintritt der körperlichen Reife. Entgegen der weit verbreiteten Neigung, die (körperliche) Pubertät beinahe als Zauberformel zu benutzen, die alle möglichen Schädigungen der Jugend erklären soll, möchte ich vom psychologischen Standpunkt aus betonen, daß man, streng genommen, die Pubertät überhaupt nicht als „auslösenden Faktor" ansehen kann, sondern als Zeit mangelnder innerer Festigkeit, nur als günstigen Boden, auf dem die eigentlichen auslösenden Faktoren, wie Verführung, schlechtes Beispiel usw. besonders gut angreifen können, wobei dem Eintritt in das Leben selbst mit seinen Anforderungen und Versuchungen und innerlich der in immanenter Entwicklung des Charakters selbst deutlicher hervortretenden individuellen Eigenart, insbesondere der Stärke resp. Schwäche und Richtung der moralischen Gesinnung, die mit der sexuellen Entwicklung nichts zu tun hat, weiterhin Bedeutung zuzumessen ist. — Daß bei Knaben und Mädchen beiderseits das 15. Lebensjahr bevorzugt ist, weist bei dem früheren Eintritt der Pubertät bei Mädchen auch darauf hin, daß die Dinge hier nicht so einfach liegen. — Bei Knaben ist überdies die Verwahrlosung von Schulpflichtigen umfangreicher, als die von Schulentlassenen. Daß von Ohrloffs Zöglingen nur 7 schon in der Kindheit verwahrlost waren, ist in einer Anstalt für schulentlassene Mädchen selbstverständlich. — Ebensowenig kann ich dem geläufigen Vorwurf, daß die Fürsorge-Erziehung „viel zu spät" eingesetzt habe, beipflichten. Wenn man nicht verlangen will, daß die Eltern gleich bei der ersten Lüge, dem ersten kleinen Diebstahl, dem ersten Zuspätkommen öffentliche Erziehungshilfe in Anspruch nehmen sollen, kann man eine Zeitspanne von 1 bis 2 Jahren zwischen erstem Symptom und manifester Verwahrlosung nicht als zu groß ansehen, besonders da die ersten Zeichen meist erst im Rückblick ihre Bedeutsamkeit erhalten. So sind auch alle zur Vorbeugung vorgeschlagenen Mittel, wie schulärztliche Beratung, Entfernung der Kinder aus schlechtem Milieu, Berufsberatung, Ausdehnung von straffer Zucht und Aufsicht über die Schulentlassenen zwar an sich durchaus richtig und notwendig; ob aber durch sie eine nennenswerte Verringerung der Anstaltsfälle herbeigeführt wird, ist fraglich. Prophezeien und Zuvorkommen ist hier schwer, da die inneren und äußeren Einflüsse, denen der Jugendliche ausgesetzt ist, unberechenbar sind.

Ein männliches Weib und ein weiblicher Mann im Leben der russischen Juden.

Von Dr. S. Weißenberg in Elisabethgrad, Ukraine.

In meinem Wirkungskreis ist mir während 25jähriger Praxis noch niemals ein Fall von Homosexualismus begegnet, und ich habe noch nichts über sein Vorkommen, sowie seine Verbreitung unter den russischen Juden von anderen Kollegen gehört. Dennoch sind auch die russischen Juden von dieser geschlechtlichen Abartigkeit nicht ganz verschont geblieben, wie es die zwei folgenden Fälle lehren: Die krankhafte Natur beider Fälle wurde, wie es scheint, während ihres Lebens nicht erkannt, obgleich der erste, das männliche Weib, einen gewissen geistigen Einfluß in größerem Umkreise ausübte, während der andere, der weibliche Mann, durch sein Benehmen nur die Bevölkerung eines kleineren Städtchens belustigte. Beide sind aber so charakteristisch, daß sie wohl wert sind, der Vergessenheit entzogen zu werden. Auch glaube ich, daß sie für den Fachmann einiges Interesse besitzen.

Der erste Fall wurde von S. Horodezky in der Zeitschrift „Hewrejskaja Starina (jüdisches Altertum)" II, 1909, H. 4, S. 219, unter dem Titel „Die Jungfrau von Ludomir" beschrieben. Eine gekürzte Übersetzung dieses Artikels ist im Sammelbuch „Das Buch von den polnischen Juden", Berlin, Jüdischer Verlag, 1916, S. 246, unter demselben Titel zu finden.

Das Mädchen, Anna-Rahel, wurde etwa im Jahre 1815 zu Wladimir in Walynien als einzige Tochter der wohlhabenden Monesch Werbermacher geboren. Sie war sehr schön und außerordentlich begabt. Schon als Kind las sie die Bibel im Original, und später trieb sie auch talmudische Studien. Sie betete dreimal täglich mit Hingabe, wie es sonst nur Männer tun.



Ihre Fähigkeiten machten sie zur gesuchten Braut, und sie wurde bald an einen jungen Mann aus ihrer Vaterstadt verlobt. Den damaligen Sitten gemäß durfte die Braut mit dem Bräutigam nicht verkehren, was Anna-Rahel sehr mißgestimmt haben soll und sie zur Einsamkeit drängte, um so mehr als die Mutter zu jener Zeit starb und der Vater bloß in seine Geschäfte vertieft war.

Sie ging nur aus, um das Grab der Mutter aufzusuchen, wo sie einst bis zum Eintritt der Dunkelheit verblieb. Erschrocken darüber, wollte Anna-Rahel nach Hause laufen, fiel aber bewußtlos hin und wurde vom Friedhofswächter nach Hause gebracht. Sie war einige Wochen gefährlich krank, sprach kein Wort und schien verloren zu sein. Plötzlich erwachte sie aber und sagte zu ihrem Vater: „Ich war eben im Himmel und bekam dort eine neue hohe Seele."

Anna-Rahel genas schnell, ihr Charakter veränderte sich aber gänzlich, indem sie sich seither ganz als Mann aufführte. Sie trug ein Leibchen mit Schaufäden, betete im Gebetmantel und Phylakterion, was nur für Männer vorgeschrieben ist, und vertiefte sich in das Stadium des Gesetzes. Ihrem Bräutigam entsagte sie. Unterdessen starb ihr Vater und hinterließ ihr ein großes Vermögen, das sie zum Aufbau eines neuen Bethauses mit einem besonderen Zimmer für ihren eigenen Gebrauch verwendete.

Ihr Wunderruf verbreitete sich bald auf die nahe und weite Umgebung. Das Volk erblickte in ihr eine Heilige und suchte sie in seinen schweren Nöten auf. Auch kamen sogar gelehrte Rabbiner zu ihr. Anna-Rahel ließ aber niemand nahe zu sich und erteilte Antwort durch die offene Tür ihres Zimmers. Allmählich sammelten sich um sie Anhänger, die „Chassidim (Treue) der Ludomirer Moid" genannt wurden. Sie beteten in ihrem Bethause und lauschten am Sabbat ihrer Predigt zu, wobei sie aber auch in diesem Falle den eigentlichen Betraum nicht betrat.

Einige glaubten, daß Anna-Rahel vom Teufel besessen sei, andere dagegen nahmen an, daß in ihr die Seele irgendeines Wunder-Rabbi zeitigen Aufenthalt gefunden hat. Berühmte Rabbiner rieten ihr jedenfalls ihren Lebenswandel zu verändern. Sie gab endlich nach und heiratete einen Rabbiner, der aber gefürchtet haben soll, mit einer Heiligen Umgang zu pflegen und sich deshalb von ihr scheiden ließ. Sie heiratete einen anderen mit demselben Erfolg und verblieb so bis an ihr Ende Jungfrau.

Mit ihrer Verheiratung verblaßte jedoch ihr Heiligkeitsruf, man verlangte von ihr keine Wunder mehr und betrachtete sie nur als eine „gerechte Frau". Ihr Lebensende brachte Anna-Rahel im Heiligen Lande zu.

Der zweite Fall ist dagegen eine kleine, wenig auffallende Persönlichkeit in der meisterhaften Schilderung von Schalom Asch des jüdischen Lebens im „Städtlein", von dem auch eine deutsche Übersetzung bei S. Fischer in Berlin erschienen ist.

Im dritten Kapitel wird dort ein Männlein aufgeführt, das sich deutsch kleidet, sehr wichtig tut, überall anwesend ist, jeden duzt und von jedem geduzt wird. Was aber diese Person hauptsächlich auszeichnet, ist ihre Freundschaft mit den Frauen, deren Geheimnisse sie weiß und mit denen sie frank und frei verkehrt, trotzdem es die gute Sitte eigentlich verbietet. Als „a halbe Jidene (eine halbe Frau)" wird der Mann charakterisiert, und der Volksmund fand für diese Erscheinung eine treffliche Benennung, die sich mit der wissenschaftlichen Terminologie vollkommen deckt: „das weibersch Jidel — der weibliche Mann."

Im sechsten Kapitel wird geschildert, wie dieser weibliche Jude im Verlobungszuge aus dem für die Frauen reservierten Wagen von der Rabbinersfrau verjagt wurde, „da er für sie noch genug Mannsperson war". Später versöhnt sich aber auch diese mit ihm, und er wird wieder zur Hauptfigur der Frauengesellschaft.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Familienbünde der Tüchtigen.

In der von den Süddeutschen Monatsheften herausgegebenen Sonder-Nummer: „Ein krankes Volk" (Mai 1923) fordert Geh.-Rat Prof. Dr. Max v. Gruber (München) als eine der dringendsten volks- und rassehygienischen Aufgaben die Sicherung richtiger Gattenwahl.

Die Vorbereitung der Kinder dazu muß von langer Hand her getroffen werden, bevor der erwachte Geschlechtstrieb das Hirn und seine Illusionen umnebelt. Vor allem gilt es, den Kindern beizubringen, daß sie von den Menschen Abstand halten müßten. Allerdings müsse man jedem freundlich die helfende Hand reichen, allerdings müsse man in die Gesamtheit sich dienend eingliedern, da das Schicksal jedes Einzelnen von dem



der Gesamtheit abhängt, aber etwas anderes sei es, mit wem man Umgang pflege, wen man zum Freund mache. Man muß ihnen klar machen, wie ungleichartig die Menschen seien, wie ungleichartig veranlagt; welches Glück es sei, von tüchtigen und ehrenwerten Ahnen zu stammen; wie hoch die Pflicht sei, sich ihrer würdig zu erweisen und das Ererbte unversehrt auf seine Kinder zu vererben. Man muß sie auf diese Weise immun machen gegen alle Verlockung durch Schlechte und Unedle, selbst gegen die geschlechtliche Verführung. Die Eltern müssen vor allem durch sich selbst und durch die Menschen, mit denen sie Umgang pflegen, das Bild des Tüchtigen und Edlen ihren Kindern in die Seele einzuprägen suchen, wenn diese später bei der Ehewahl auch richtig wählen sollen. Wer nicht im Kern edel ist, wird allerdings nicht erfolgreich den Edlen spielen können, aber wieviel sündigen wir nicht an unseren Kindern durch Sorglosigkeit in unserem Umgang. — Man ersieht schon hieraus, wie wichtig der gesellschaftliche Zusammenschluß der tüchtigen Familien ist. Noch viel wichtiger ist er für die richtige Gattenwahl der Kinder, wenn diese von vornherein in einen nach außen deutlich, wenn auch keineswegs hermetisch abgeschlossenen Kreis von Gespielen und Altersgenossen beiderlei Geschlechts gestellt werden, aus dem dann naturgemäß die Ehebündnisse hervorgehen werden, ohne daß man biologische Mißgriffe zu fürchten braucht und ohne daß anderseits bei der Gattenwahl das Physische verletzend in den Vordergrund gestellt wird. — Selbstverständlich kann sich ein solcher gesellschaftlicher Zusammenschluß von Familien nur vollziehen und gedeihlich erhalten und entwickeln, wenn er sich auf gleiche Weltanschauung und annähernd gleiche Bildungshöhe stützt. Daher würden stets mehrere solche Verbände bestehen müssen. Alle aber sollten möglichst groß sein und sich über möglichst weite Gebiete erstrecken, damit die jungen Leute, wenn sie wandern, an möglichst vielen Orten gewohnte, ihnen angemessene Kreise finden. Die Organisationen müßten unauffällig und locker genug sein, um den einzelnen Gruppen Freiheit der Bewegung zu gestatten, aber anderseits müßte doch für Strenge bei der Aufnahme in den Kreis gesorgt werden; Auswahl nicht etwa nach Standesvorurteilen — im Gegenteil müßten tüchtige „Emporkömmlinge" erwünscht sein — aber nach persönlicher Beschaffenheit und Herkunft von gesunden Eltern. Ebenso müßte für Ausschluß der unwürdig Befundenen gesorgt sein, so daß dem Ganzen eine sittliche Gemeinschaft mit hohen Zielen bliebe und es nicht zur Kameraderie herabsinkt. — Alles drängt heute die Tüchtigen zum engeren Zusammenschluß in einem so untüchtigen Staatswesen, wie unser deutsches heute leider ist; nicht um den Staat verräterisch sich selbst zu überlassen, sondern um die „Herrschaft der Besten" vorzubereiten. Es bestehen gar manche bürgerlichen Verbände, welche mehr oder weniger bewußt auf die Sicherung guter Gattenwahl abzielen, aber zum Teil sind sie engherzig abgeschlossene Koterien, denen es hauptsächlich auf das Beisammenhalten von Vermögen ankommt, zurzeit entbehren sie jeder strengen biologischen Auslese. Durch weise geleitete Familienbünde in unserem Sinne müßte es gelingen, edle Stämme großzuziehen, die imstande wären, Deutschland einstens aus seinem jetzigen Elend wieder emporzuführen. Das Wichtigste, was in diesem Sinne geschehen kann, ist die Sicherung der reichlichen Erzeugung von Tüchtigen.

Eine neue Beobachtung über Geschlechtsbildung

glaubt Tierarzt Nörreslet in Kopenhagen gemacht zu haben. Am dortigen Städtischen Schlachthaus wurde seine Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, daß beim Rindvieh die meisten männlichen Embryonen im linken Mutterhorn und die weiblichen im rechten Mutterhorn der Kuh lagen.

N. hat eine genaue Statistik über 525 untersuchte gravide Gebärmütter von Kühen geführt, über die er in der Frankfurter „Umschau, Illustr. Wochenschr. über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik", berichtet. Er fand 12 Zwillingsföten, welche jene Tendenz aufwiesen. In 2 Fällen beide Föten von männlichem Geschlecht, in 1 Fall beide Föten von weiblichem Geschlecht, in 6 Fällen das männliche im linken, das weibliche im rechten Mutterhorn, in 3 Fällen das männliche im rechten, das weibliche im linken Mutterhorn. Von den übrigen 513 Fällen waren 267 (52,05 Proz.) männlich und 246 weiblich (47,95 Proz.). Davon waren männliche Embryonen 215 im linken Uterushorn und 52 im rechten, weibliche Embryonen 207 im rechten Uterushorn und 39 im linken. Man könne sich nicht von dem Gedanken freimachen, daß die Zweiteilung der Zeugungsorgane der Verteilung der Geschlechtsbildung dient. Daß diese Beobachtungen in der Tat für das Problem der Geschlechtsbildung überhaupt und insbesondere für den Menschen, bei dem die Gebärmutter jene Zweiteilung nur ausnahmsweise als rückschlägige Mißbildung aufweist, wird von Bedeutung werden können, erscheint zunächst mehr als fraglich.



Bücherbesprechungen.

1) **Handwörterbuch der Sexualwissenschaft.** Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen. Herausgegeben von Max Marcuse. Bonn 1923. A. Marcus & E. Webers Verlag. 2. Lieferung.

Von Dr. jur. Fritz Dehnow.

In der zweiten Lieferung des HWB. gibt Agnes Bluhm eine ausgezeichnete kritische Übersicht über die von Forel als „Blastophthorie" bezeichneten Erscheinungen, Brandt berichtet über den Griechengott „Eros", Elster über den Begriff „Demimonde", Frh. v. Reitzenstein über die abergläubischen Gebräuche der „Couvade", Scheuer erörtert die sexualästhetische Bedeutung von „Busen und Gesäß", ferner die „sexuellen Düfte", die „Defloration" sowie das Thema „Brautnacht", wobei er Identität von Hochzeitsnacht und Defloration unterstellt. Siemens berichtet über „Domestikation", über „sexuelle Disposition" zu Erkrankungen und unter dem Titel „Blutsverwandtschaft" über die biologischen Wirkungen von Inzucht; Timerding über „sexuelle Erziehung", Vierkandt über den „erotischen Trieb", v. Wiese über „Eifersucht".

Marcuse erörtert so knapp wie treffend die „Demi-Vierge". Der Weg führt zur Aufgabe der „Halb"-heit. Und zwar geht im großen ganzen die Entwicklung zur Aufgabe der Jungfräulichkeit; zum Teil wohl als Symptom einer Verwahrlosung, zum Teil aber auch als Symptom eines Aufstieges, der im Zusammenhang steht mit der fortschreitenden Wertminderung der Unberührtheit im Urteil der Männer. — Derselbe Autor bespricht den „Ehehelfer" in früheren Kulturen. Eine Einrichtung, auf die nach Meinung des Berichterstatters eine spätere Zeit vielleicht noch einmal zurückkommen wird.

Eine Reihe weiterer Beiträge erörtern die Ehe. Vierkandt stellt „Geschichte und Soziologie der Ehe" dar. v. Wiese gibt interessante Darlegungen zur „Kulturpsychologie der Ehe" und speziell zur Gattenwahl als dem praktisch wichtigsten Problem dieses Gebietes. Ph. Kuhn gibt eine Übersicht über die geschäftsmäßige Ehevermittelung und die Anfänge amtlicher Ehevermittelung. Mittermaier berichtet über die Bestimmungen des geltenden Rechts über Ehebruch und Doppelehe und gibt treffende kritische Betrachtungen zum Ehebruchsrecht. Der führende Eherechter Traumann gibt vier ausführliche Beiträge über eheliche Pflicht, Ehehindernisse, Eheanfechtung und Ehescheidung, die zu dem Wertvollsten der bisherigen eherechtlichen Literatur gehören. Die Kontroverse in Band IX, Heft 7 und Band X, Heft 1 dieser Zeitschrift berührend, tritt er der „rein doktrinären" Betrachtungsweise Bovensiepens entgegen.

2) Hoffmann, Hermann: **Die individuelle Entwicklungskurve des Menschen.** Ein Problem der medizinischen Konstitutions- und Vererbungslehre. Berlin 1922, Springer. 56 S. mit 8 Textabbildungen.

Von Privatdozent Dr. med. H. W. Siemens.

Die Hypothese von der Faktorenquantität, die Goldschmidt für bestimmte Erblichkeitserscheinungen bei Schmetterlingen aufgestellt hat, versucht Hoffmann in dem vorliegenden Buche für die menschliche Vererbungspathologie nutzbar zu machen. Es ist aber sicher ein Wagnis, eine Erblichkeitshypothese, deren Gültigkeit selbst für das Objekt, an dem sie gewonnen wurde, noch angezweifelt wird, schon auf den Menschen anzuwenden. Eine verschieden große Quantität von Erbfaktoren soll über die Manifestation eines Merkmals und besonders über seine Ablaufsgeschwindigkeit entscheiden. In der Tatsache, daß viele konstitutionelle Anomalien als verspätete Entwicklungsstadien aufgefaßt werden können, sieht nun H. ein Zeichen dafür, daß hier eine Störung in der Quantität der Erbanlagen vorliegt, weil die Entwicklungsgeschwindigkeit eines Merkmals der Quantität seiner Erbanlagen proportional sein soll. Auch die Unregelmäßigkeiten im Erbgang, die man bei menschlichen Erbleiden so häufig findet, sollen durch verschiedene Quantität und folglich verschiedene „Potenz" ihrer Erbanlagen erklärt werden. Die gleiche Erklärung wird für die Tatsache herangezogen, daß viele Erbleiden bald diesem, bald jenem Vererbungsmodus folgen, also z. B. bald dominant, bald rezessiv sich verhalten. Unvereinbar erscheint mir aber mit dieser Vorstellung die Tatsache, auf die ich an anderer Stelle ausführlicher hingewiesen habe (Einführung in die allgemeine und spezielle Vererbungspathologie des Menschen, 2. Aufl., Berlin 1923, J. Springer), daß die rezessiven Formen fast immer wesentlich schwerer krankhaft sind als die dominanten; die Leiden, welche bezüglich der Schwere der Erscheinungen die „potenteren" sind, sind also bezüglich ihres Ver-



haltens gegenüber anderen Erbanlagen gerade die weniger „potenten"! Schließlich läuft alles darauf hinaus, für die Unregelmäßigkeiten im Erbgang „Hemmungs-" und „Förderungsfaktoren" verantwortlich zu machen, also die Abhängigkeit des betreffenden Leidens von mehreren Erbanlagen (Polyidie, Polymerie) anzunehmen. Das ist aber eine sehr alte Sache! Und so anregend sich die Schrift dieses verdienstvollen psychiatrischen Vererbungsforschers liest: ich vermag weder zu sehen, wie man den Goldschmidtschen Untersuchungen „einen wesentlich neuen Gedanken" für die menschliche Vererbungspathologie entnehmen kann, noch wie daraus ein „Forschungsprinzip bei allen zukünftigen Konstitutionsuntersuchungen" erwachsen soll.

3) Birnbaum, Karl: **Der Aufbau der Psychose.** Grundzüge der psychiatrischen Strukturanalyse. Berlin 1923, Julius Springer.

Von Dr. med. et phil. A. Kronfeld.

Es konnte kaum einen Berufeneren geben als den Verfasser, um den Versuch zu machen, die klinische Mutterdisziplin der psychiatrischen Forschung mit ihren neueren Tochtermethoden, die sich immer unabhängiger gemacht und vielfach fast in Gegensatz zur Klinik gestellt hatten, wieder zu gleichen Zielen zusammenzuführen. Diese Ziele gipfeln in einer psychiatrischen Personalpathologie, einer „Syzygiologie" im Sinne von Kraus, wobei die klinisch-diagnostischen Schemata zwar ihrer äußerlichen Anwendungsweise entkleidet werden, aber die Grundlage bleiben für Gesichtspunkte der Erfassung und Einordnung, die alle Faktoren im Aufbau eines konkreten Krankheitsfalles berücksichtigen und zueinander in Beziehung setzen. Bei allen medizinischen Disziplinen sind die konkreten klinischen Bilder etwas Zusammengesetztes, aus einer Reihe abgestufter Bedingungen strukturell und verlaufsmäßig Aufgebautes; und die nosologische oder ätiologische Erfassung ergibt immer nur ein schematisierendes Teilbild, das dem Befund des Einzelfalles nur in seltenen Fällen nachkommt. Am stärksten macht sich diese Schwierigkeit in der Psychiatrie bemerkbar, wo die endogenen und konstitutionellen Momente in Entstehung, Aufbau und Gestaltung der Fälle im allgemeinen derartig überwiegen, daß man überhaupt daran zweifeln konnte (Hoche), ob neben diesen Bedingungen für den symptomatologischen Aufbau und Verlauf der Fälle noch bestimmte und bestimmbare, präzise klinisch-nosologische Krankheitseinheiten und -Abgrenzungen ins Spiel gebracht werden können. Die Kraepelinsche Bejahung und Herausarbeitung derartiger Einheiten führt immer nur zu Gruppenbildungen von schwimmender Grenzbildung und gegenseitiger Überlagerung, deren Kerne wiederum auf endogene, konstitutionsbiologische Präformation zurückzuweisen schienen, sehr weit entfernt von demjenigen, was man in der übrigen Medizin als „Krankheit" sui generis im Sinne konkreter Eigengesetzmäßigkeit verstand. Löst man andererseits diese Krankheitsgruppen bis zu völligem Verschwinden hinter „Symptomkuppelungen" auf, also in einer bloß symptomatologischen Analyse — sie sei nun „pharomenologisch" oder „psychoanalytisch" oder „erbbiologisch" fundiert — so bestand die nicht geringere Gefahr eines systemlosen wirren Konditionalismus, der das Wesentliche, den Krankheitsvorgang, nicht zu treffen vermochte. An dieser Alternative: das Schiff der psychiatrischen Forschung zwischen der Scylla eines schematisch veräußerlichten Klinizismus und der Charybdis einer konditionellen Symptomatologie hindurchzusteuern — beginnt das Grundproblem des vorliegenden Buches. Und es ist zu sagen: der Bewältigungsversuch dieses Problems durch Birnbaum ist, wie es bei diesem Autor nicht anders zu erwarten war —, rühmlich, erfolgreich und verheißungsvoll. Er unterscheidet die pathogenetischen Bedingungsreihen einer Krankheit von den „pathoplastischen" des symptomatischen Bildes und der individuellen Gestaltung. Das Verhältnis beider Reihen zueinander ist bei den einzelnen Krankheitskategorien ein verschiedenes: bei groben Hirnprozessen spielt die Pathoplastik eine geringe Rolle, bei Psychopathien deckt sie sich fast mit der Totalität des Bildes. Innerhalb jeder Reihe stufen sich dann die einzelnen Aufbaubedingungen weiterhin ab: biologisch-hereditäre, psychisch-präformierte, evolutive, charakterogene, exogene Faktoren stehen in einem bestimmten Rang- und Wertverhältnis zueinander. Die Strukturanalyse schält ihren jeweiligen Anteil am konkreten Krankheitsgeschehen heraus und setzt ihn in Beziehung zum Ganzen. — Diese Gesichtspunkte führt Birnbaum sowohl für die psychiatrischen Materien im allgemeinen als auch für die einzelnen Krankheitstypen durch; er gibt eine Synopsis der pathoplastischen Gestaltungsmomente von größter Präzision; vor allem aber sucht er die klinische Systematik durch ein System von „Strukturformeln" zu ersetzen, zu vertiefen und zu rechtfertigen. Über Einzelheiten zu diskutieren, ist an dieser Stelle nicht angebracht; man könnte allerdings fragen, was denn dafür spräche, daß überhaupt



so etwas wie eine „klinische Krankheitseinheit" bei dieser Betrachtung übrigbleibt, und ob der Verfasser hier nicht eine an sich unnötige Konzession an die klinizistische Tradition macht; andere Forscher, wie Kretschmer, haben diese „klinischen Einheiten" zugunsten biologischer Konstitutionstypen unter verschiedenen Abwandlungsbedingungen aufgegeben. Aber von dieser vielleicht weisen Vorsicht und Zurückhaltung im letzten wird der ebenso kühne wie tiefe gedankliche Wurf, der dem Verfasser hier gelungen ist, in seiner bleibenden Bedeutung für die zukünftige klinisch-psychiatrische Forschung nicht berührt. Auch die Sexuologie sowohl der normalen als auch der „perversen" und „neurotischen" Persönlichkeit sollte von der Anwendung strukturanalytischer Gesichtspunkte eine sehr bedeutende logische und psychobiologische Klärung und Vertiefung erwarten können.

Dem hervorragenden Werke ist weite Verbreitung und ernstes Studium zu wünschen.

4) Friedrichs, Theodor: **Zur Psychologie der Hypnose und der Suggestion.** Mit einem Vorwort von A. Kronfeld. (Kleine Schriften zur Seelenforschung, herausgegeben von Dr. Dr. A. Kronfeld, Berlin.) Stuttgart 1922, Jul. Püttmann. 32 S.

Von Dr. phil. Erich Heyde.

Dieses beachtliche, allgemeinverständlich gehaltene Schriftchen, das durch ein Vorwort Kronfelds eingeleitet und durch einen Literaturnachweis beschlossen wird, kommt in der Tat insofern einem Bedürfnis entgegen, als es, wie der Verf. mit Recht hervorhebt, von Zeit zu Zeit einmal notwendig wird, Rückschau zu halten, um festzustellen, welche von den im Laufe der Zeit und im Streit der Meinungen auf Grund fachwissenschaftlicher Einzeluntersuchungen aufgestellten Behauptungen sich allmählich zu dauernder Geltung durchgerungen haben. Unter Bezugnahme auf die Fachliteratur der letzten Jahre bietet der Verf. zuerst „deskriptive Erörterungen (7—15), sodann „genetisch-psychologische Erörterungen" (15—31), nachdem er in einem Anfangsabschnitt „Zur Psychologie der Hypnose und der Suggestion" (5—7) die physiologische Erklärung der Hypnose (Charcot, Alrutz) zugunsten der psychologischen auf Suggestion beruhenden Erklärung ablehnt. Ausgehend von den (kritischen) Selbstbeobachtungen eines Hypnotisierten (Bleuler) beschreibt Fr. den Bewußtseinszustand der Hypnose, in dem er Ähnlichkeit und Unterschied von dem der Haftpsychosen und sog. hysterischen reaktiven Psychosen aufweist und ihn anderseits mit dem Schlafzustand in Vergleich bringt, um schließlich die Suggestibilität als den dem Hypnotisierten und dem Suggerierten gemeinsamen Faktor besonders herauszuheben. In dem genetischen Abschnitt setzt Fr. Suggestion und Affekt zueinander in Beziehung und kommt im losen Anschluß an Freud-Ferenczi zu dem Ergebnis, daß die aus affektiven Quellen stammende Suggestibilität auf einen „Glauben" an den Suggerierenden beruht, der sich vielfach auf eine Liebesbindung gründet, so daß sich die Suggestibilität genetisch aus einer unbewußten Folgsamkeit des Kindes gegen die Eltern erklären läßt.

Für den Sexuologen ist besonders beachtenswert der Hinweis Fr.s auf die „sexuelle Hörigkeit", die häufig den Suggerierten mit dem Suggestor verbindet und das „Selbstwertgefühl" des Suggerierten herabsetzt, und im Zusammenhang damit der im großen und ganzen recht einleuchtende psychoanalytische Erklärungsversuch der Suggestion (Hypnose), der in der Abhängigkeit des Suggerierten vom Suggestor eine Übertragung des Gehorsames des Kindes gegen seine Eltern erblickt.

Die kleine Schrift Fr.s kann allen, die dem Problem „Hypnose-Suggestion" nahestehen, ohne in ihm zu stehen, aufs beste empfohlen werden.

5) Häberlin, Paul: **Eltern und Kinder.** Psychologische Bemerkungen zum Konflikt der Generationen. Basel 1922, Kober C. F. Spittlers Nachfolger. Grundpreis 2.50.

Von Dr. med. Hermine Hug-Hellmuth.

In dieser ausgezeichneten Arbeit legt der Autor, durchwegs auf psychoanalytischen Erkenntnissen fußend, die tiefsten Gründe des urewigen Konflikts zwischen der jüngeren und der älteren Generation, wie er in der Gegenwart nicht bloß den Familienkreis, sondern auch das soziale und politische Leben beherrscht, klar. Die große Enttäuschung, die das Kind an den Eltern erlebt und erleben muß, weil es auf die Idealgestalten, die sie für es in seinem frühesten Dasein waren, nicht verzichten will, die Eifersucht, die aus dem rein Menschlichen und der erotischen Einstellung des Kindes zum andersgeschlechtigen Elternteil stammt, und endlich die Schuldgefühle, die durch die Kulturansprüche in der kindlichen Seele sich untilgbar einnisten, sind die drei Faktoren, die das Verhältnis der Jugend zu den Eltern bestimmen. Aber nicht im Kinde allein



sind die Ursachen für das Auseinanderleben der Generationen zu suchen; auch die Eltern tragen dazu bei, die Kluft zwischen sich und den Kindern zu weiten durch verfehlte Maßnahmen in der Erziehung. An Stelle von Wahrhaftigkeit und maßvoller Liebe zum Kinde treten Verheimlichung alles Natürlichen und eine oft grenzenlose Verwöhnung in den ersten Kinderjahren, wie sie dauernd nicht durchzuführen ist.

Obwohl Häberlin kein kasuistisches Material bringt, fühlt der Leser doch, daß alles Mitgeteilte aus der unmittelbaren Beobachtung stammt, daß die Erkenntnisse aus persönlicher Erfahrung geschöpft sind.

Eltern, Erziehern, Lehrern sollte das Büchlein, diese Ethik des Familienlebens, ein Vademecum im wahren Sinne des Wortes sein.

6) Pollack, Heinz: **Die Revolution des Gesellschaftstanzes.** Dresden 1922, Sybillen-Verlag. 125 S.

Von Dr. med. O. F. Scheuer.

Ein „junger, schlanker, gut gewachsener Mensch" verlangt hier Gehör. Er will aus einem Vergleich mit der Vergangenheit beweisen, einen wieviel höheren künstlerischen und ästhetischen Wert die neuen Gesellschaftstänze: Onestep, Boston, Foxtrott, Tango darstellen, als alle früheren: Polonaise, Quadrille, Contre, Walzer. Die Namen der letzteren klingen dem Autor wie „wüste Ungeheuer uralter Heldensagen" ans Ohr. Er wettert auch gegen den deutschen Reigen „nebst Mondbeleuchtung auf blumiger Heide, Jungmädchenschneckenfrisur und grünem Laubgewinde", und hält jeden für einen Tölpel, der der unerhörten Meinung ist, daß auch der Walzer ein Tanz sei. Er vergißt, daß man um 1800 auch unseren ehrwürdigen Walzer für ebenso kühn und verwegen hielt wie heute die „fremdstämmigen" Tänze. In Deutschland war es der Dichter Bürger, der ihn damals als „unzüchtig" in üblen Ruf zu bringen suchte, und „den Würger der Moralität und Keuschheit" nannte ihn der Reisende Hoche. Es gab also auch schon damals eine Revolution des Gesellschaftstanzes. Trotz der agressiven Art, mit der Pollack den alten Tanzformen an den Leib rückt, muß man ihm Sachkenntnis, Geschmack und ästhetischen Willen zubilligen. Und wenn er Umstellung der Mentalität und Erziehung zu einer ernsten Würde fordert, die sich mit dem ästhetischen Genuß der eigenen Körperlichkeit zur künstlerischen Freude paart, muß man ihm voll und ganz zustimmen. Und völlig Recht hat er, wenn er sagt: Tanz hat immer mehr oder weniger erotischen Grundcharakter. Ob Walzer, ob Boston, ob Tango, seinem Wesen nach ist eben jeder Tanz gleich. Er läßt Mann und Weib in unmittelbarster Nähe in einer Situation schwelgen, die sonst die Etiquette für unpassend und unerlaubt halten. Dieses Merkmal kommt sowohl den alten als auch den modernen Tänzen zu. Doch auch hier will der Autor einen Unterschied wissen: „Die ganze instinktive Einstellung der Nerven auf Erotik, jubelnde Proklamierung der Sinnlichkeit".

7) Lorentz, Emil: **Der politische Mythus.** Beiträge zur Mythologie der Kultur. Leipzig, Wien u. Zürich 1923, Internat. psychoanalyt. Verlag.

Von Professor Dr. phil. Alfred Vierkandt.

Die Schrift gehört zu den Anwendungen der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. Ihr Gegenstand ist teils das politische Leben, teils andere Kulturerscheinungen nach ihren unbegrenzten Motiven hin. Taten der französischen Revolution z. B. werden „erklärt" durch Parallelisierung mit Institutionen niederer Kulturen, wie Totemismus, Opfer usw., wobei vorausgesetzt wird, daß die letzteren sowohl in tatsächlicher wie in kausaler Hinsicht völlig aufgeklärt sind. Da das letztere absolut nicht der Fall ist, läuft das seltsame Verfahren darauf hinaus, das besser Bekannte durch das Unbekannte zu erklären. — Einen einheitlichen Zusammenhang vermag Ref. in den Ausführungen überhaupt nicht zu finden.

8) List, Friedrich: **Friederike Brion.** Gießen 1923, Verlag der Ferberschen Universitätsbuchhandlung.

Von Dr. Max Marcuse.

Das Essay ist als 1. Heft einer Reihe von Monographien zur Geschichte der Goethe-Zeit und des Goethe-Kreises erschienen und will — in ansprechend feuilletonistischer Darstellung — einen Beitrag zu Goethes elsässischer Schuld und zur Psychologie seiner Liebe bringen.

Friederike erscheint als „die Strahlenquelle, in der Goethes Liebe überhaupt sich auflöst — seit Sesenheim bis zu seinem Tode, nur leicht und kur· verdunkelt durch



das Erlebnis der Marienbader Elegie". Nur einmal hat Goethe die Einheit der irdischen und der himmlischen Liebe beglückt und beglückend fühlen dürfen: — in Sesenheim. Aber im Moment, in dem er diese Einheit zerfallen sah, „als sich Amor und Psyche trennten, als der Monismus der Goetheschen Liebe einem Dualismus wich, der fortan die Goethesche Existenz beherrschte, da erkannte Goethe in seiner Liebe zu Friederike sein Gleichnis, und in dem Mädchen dessen vergänglichen Träger". Fortan darf keine Einzelerscheinung in Goethes Leben mehr werden als eine Episode zur Erfüllung des Gleichnisses, zur Wiedererlangung der Ganzheit und Einheit seiner Liebe, die es durch «strebendes Bemühen», durch ein Faustisches Leben zu fassen gilt. Nur ein weibliches Wesen bildet wahrhaft Epoche in Goethes Leben — Friederike. Wer und was das Gleiche fordert wie Friederike, Goethe, den ganzen Menschen, der bedroht Goethe, den Faust, mit Untreue gegen seine innerste Sendung: den Gral des Ewig-Weiblichen zu suchen. Dem Locken des schönen Augenblicks, der Versuchung zum Verweilen, entschreitet Goethe —

«Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick!»

Unbefriedigt in der Seelenehe mit Frau von Stein, der er nach Italien entflieht; unbefriedigt in seiner «römischen» Liebe zu Christiane. Der ganze Fall Christiane erscheint nur allzu deutlich als Ergebnis der Resignation mit seinem Schicksalsgleichnis gegenüber dem nur einmal im Elsaß genossenen Vollglück, «als die Flucht in die bescheidene Sicherheit des Halbglücks« (Simmel). Das Gesetz des Goetheschen Lebens, das seit seiner Trennung mit Friederike nur im Gleichnis wirkt, führte ihn immer wieder zu schmerzhafter Berührung mit anderen Frauen; mit Lotte Buff, Lili, Frau von Stein, Christiane, Marianne-Suleika, Ulrike. Von ihnen allen ist Goethe durch jenes Lebensgesetz, durch Friederike, fortgezogen, weggerissen worden.

An alles im Elsaß erinnert sich Goethe aufs genaueste; an die Kleider und Worte der Bauern, an Farbe und Größe der Gegenstände, an Bäume und Blumen, an Wolken und Wind — aber in Worte fassen, wie es kam, daß er sich von Friederike trennte, das „Warum" sich und uns erklären, das konnte — oder wollte er in „Wahrheit und Dichtung" nicht. „Meine Leidenschaft wuchs, je mehr ich den Wert des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich so viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte". Warum? „Als Knab pflanzte ich ein Kirschbäumchen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude, es blühen zu sehen, ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüte . . . . Die Zugabe! Die Zugabe! Die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein legt!" (Sesenheim, Juni 1771, an Salzmann). In diesen Worten liegt nach List die Erkenntnis des Gleichnisses angedeutet. Die Erfüllung offenbarte das Gleichnis. Goethes elsässische Schuld besteht in der Erkenntnis Friederikes als Gleichnis, in der Erkenntnis seiner eigenen Existenz. Goethes Trennung von Friederike ist die Folge dieser Erkenntnis, des ersten Kampfes zwischen Leib und Seele, um das Irdisch-Weibliche und das Ewig-Weibliche. Darum ist Friederike die größte und bedeutungsvollste unter Goethes Frauengestalten, weil sie Erfüllung schenkte, aber damit die Tragik in die Goethesche Existenz gebracht hat, jenen faustischen Konflikt, der nicht nur „Unbefriedigung", sondern auch Schuld ist. „Eine Schuld aber, die ein Opfer in sich schließt. Denn die Opferung Friederikes war für Goethe nicht die Preisgabe eines ihm fremden äußeren Gutes, sondern der qualvolle Verzicht auf seinen eigenen bisherigen höchsten «Lebensaugenblick» (Gundolf)".

Von Götz bis zu Faust spiegelt sich Goethes elsässische Schuld wider. Er konzipierte Schuld ein für allemal nicht aus einer sittlichen Idee (Schiller!), sondern aus seinem frühen Erlebnis. Erst in Marienbad wagte Goethe, sein Gleichnis zu mißachten. „Halbglück war es, was Frau von Stein und was Christiane ihm geboten hatten. Jetzt muß der große Wurf gelingen, Erlebnis nicht in Dichtung, in der Wirklichkeit selbst wiederum zu spiegeln, sein Lebensgleichnis in Ulrike von Levetzow zu bannen, zu materialisieren . . . Sein langes Leben lang seit Sesenheim hatte Goethe entsagt; jetzt sehnte er, seine beiden Seelen in Ulrike wieder zu vereinen, wie es einst gewesen und danach nie, nie wieder." In der „Trilogie der Leidenschaft" sehen wir die Gestalten Friederikes und Ulrikes ineinander verschmelzen:

„Zu Vielen bildet Eine sich hinüber,
So tausendfach, und immer, immer lieber."

Das Erschütternde der „Marienbader Elegie" liegt in dem Gegensatz zwischen dem in voller Lebendigkeit strömenden Fühlen und den erstarrten Formen der Dichtung. Er drückt den typischen Kampf des Jünglings mit dem Greise aus, und das Verhängnis der Goetheschen Wirklichkeit spiegelt sich hier wider: daß seit Sesenheim in der Form



dieses Lebens offenbar das Glück der Liebe keine dauernde Heimat mehr finden durfte (Simmel).

„Wahn war's, was der Greis Goethe zu sehen glaubte: Friederike in Ulrike verkörpert, um ihn noch im irdischen Leben zu erlösen. Wahn war sein greisenhafter Trotz gegen sein ureigenstes Lebensgesetz."

Referate.

1) Barth, Ernst: **Geschlecht und Stimme.** Zeitschr. f. Hals-, Nasen- u. Ohrenheilkunde 1922, Bd. IV, H. 1.

Barth rechnet neben der äußeren Gestalt und dem Haarwuchs auch die Stimme zu den sekundären Geschlechtscharakteren. Phylogenetisch begegnen wir der Stimme zuerst bei einigen Spinnenarten, bei welchen die Männchen die Fähigkeit haben, einen schwirrenden Laut (Stridulation) hervorzubringen, während die Weibchen völlig stumm sind. Dasselbe findet sich bei den Zirpen, Grillen und Heuschrecken. Auch hier haben die Männchen eine Stimme, während die Weibchen stumm sind. Bei manchen Käferarten, bei denen auch die Männchen einen stridulierenden Laut hervorbringen, um die Weibchen zu rufen oder zu reizen, zeigen sich jedoch beide Geschlechter im Besitze der Stridulation. Bei den Kröten und Fröschen sind die Stimmorgane der Männchen viel höher entwickelt als die der Weibchen. Die verschiedenen Laute werden hauptsächlich von den Männchen während der Paarungszeit ausgestoßen. Auch das Klappern der Klapperschlange dient der Anlockung des anderen Geschlechtes. Bei den Vögeln zeigt die Stimme eine wesentlich reichere Entwicklung und Ausdrucksfähigkeit als bei den Insekten, Fischen, Amphibien und Reptilien. Alle nur denkbaren Affekte werden durch die Stimme zum Ausdruck gebracht, so Furcht, Angst, Unglück, Triumph, Behagen, Sehnsucht. Bei den sog. Singvögeln erfährt die Stimme eine besondere ästhetische Entwicklung. Und wenn diese Stimme auch nicht ausschließlich sexuellen Zwecken, d. h. der Anlockung und Bezauberung des anderen Geschlechtes dient. Tatsache ist, daß die Singvögel hauptsächlich während der Paarungszeit ihre Stimme gebrauchen. Aber nicht nur den mittels des durch die Atmungsorgane betriebenen Stimmapparat erzeugten Schall benützen die Vögel, und fast immer nur die männlichen Vögel, um ihrer geschlechtlichen Erregung und Sehnsucht Ausdruck zu geben, gewisse Arten erzeugen zu dem gleichen Zweck mit anderen, vom Stimmapparat ganz unabhängigen Organen eine gewisse Instrumentalmusik; so rasseln z. B. Pfauhähne und Paradiesvögel mit den Kielen ihrer Federn, Truthähne und einige Arten von Waldhühnern fegen mit ihren Flügeln über den Boden hin und die Spechte klopfen einen Zweig mit ihrem Schnabel, usw. Bei den Säugetieren ist die Stimme von verschiedener Intensität und dient allgemein dem Ausdruck der Affekte, wie Hunger, Wut, Freude. Aber fast alle männlichen Säugetiere brauchen ihre Stimme viel mehr während der Brunstzeit als sonst. Ein Beispiel besonderer Veränderung der Stimme bietet der Hirsch, indem im Beginn der Paarungszeit Kehlkopf und Schilddrüse periodisch eine Vergrößerung erfahren, wodurch die Stimme besonders kräftig wird. Mit dieser Stimme lockt der Hirsch das Weibchen nicht, er muß es selbst aufsuchen, aber er hat Nebenbuhler zu überwinden, und so ist sein Schrei wohl der Ausdruck der Wut und Herausforderung der Nebenbuhler. Alle die genannten naturgeschichtlichen Tatsachen lassen erkennen, daß die Stimme ursprünglich ausschließlich der geschlechtlichen Funktion dient, indem die Männchen, und zwar nur diese, durch gewisse Schalläußerungen das andere Geschlecht anlocken, während das weibliche Geschlecht stimmlos ist. Barth schließt sich der Darwinschen Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl an, mit deren Hilfe einmal die philogenetische Entwicklung der Stimme verständlich wird, ferner der Zusammenhang zwischen Stimme und Geschlechtsapparat, wie er auch beim Menschen unverkennbar deutlich ist. Wenn die ursprüngliche Aufgabe der Stimme darin zu suchen ist, daß das männliche Geschlecht mit ihrer Hilfe das weibliche Geschlecht anzulocken vermag, so steht sie also im Dienste der Fortpflanzungsvorgänge. Es bestehen Beziehungen zwischen den Keimdrüsen und dem Stimmapparat, welche für seine anatomische und funktionelle Entwicklung maßgebend sind. Vor der Reifezeit ist beim Menschen die Stimme bei beiden Geschlechtern gleich, der Kehlkopf gleich groß. Mit Beginn der Geschlechtsreife setzt aber beim männlichen Geschlecht ein auffällig rasches Wachsen des Kehlkopfes ein und wird dadurch die Stimme geändert, tiefer und stärker. Für den Zusammenhang von Stimme und Keimdrüsen sprechen auch die Veränderungen der Stimme während des Klimakteriums und



während der Menstruation. Am besten beweist dies aber die künstliche Aufhebung der Geschlechtsfunktion durch mechanische Entfernung oder Unbrauchbarmachung der Keimdrüsen (Kastration). Barth erklärt dann noch die verschiedenen Arten der geschlechtlich entgegengesetzten Stimmerscheinungen, wie die Fistelstimme und die männliche Klangfarbe der Stimme beim weiblichen Geschlecht. Auch hier nimmt Barth Bezug auf die Wirkung der inneren Sekretion der Keimdrüsen.

O. F. Scheuer.

2) v. Behr, **Über Geschlechtstrieb und Pornographie.** Die Polizei, 1923, H. 1, S. 7.

v. Behr (dessen Schrift „Der Handel mit unzüchtigen Schriften" in Band IX, S. 292 besprochen wurde) findet, die Wirkung der Pornographie charakterisiere sich „a) in der Schaffung eines seelischen Zustandes, der die Entwicklung des geschlechtlichen Schamgefühls verhindert oder einschränkt, b) in der Abstumpfung oder letzten Endes Abtötung des geschlechtlichen Schamgefühls, c) in der Erregung geschlechtlicher Lüsternheit bis zur Erotomanie, d) in der Erweckung schlummernder perverser Triebe". Die Pornographie könne auch „schwere psychische Traumata erzeugen, unter denen die Getroffenen zeitlebens leiden". — Der Berichterstatter vermöchte diesen Annahmen in der Allgemeinheit, in der v. Behr sie ausspricht, nicht beizupflichten und erblickt darin eine Überschätzung der Wichtigkeit dieses Gebietes. Doch wohl nur in Ausnahmefällen werden solche Einwirkungen durch pornographische Beschäftigung gezeitigt, und jedenfalls werden diese Wirkungen häufiger und stärker durch normalen Geschlechtsgenuß erzeugt.

Treffend erscheinen die Ausführungen v. Behrs darüber, daß die Pornographie andererseits manche krankhaften und deliktischen sexuellen Neigungen in unschädlicher Weise ableitet und daß sie auch ein harmloses Hilfsmittel der Onanie darstellt, welche letztere v. Behr mit Stekel als eine aus sozialen Rücksichten generell unentbehrliche Erscheinung ansieht.

Der Berichterstatter darf vielleicht hinzufügen, daß er gegenüber diesen vorteiligen Ausnützungsmöglichkeiten der Pornographie ihre Schadenswirkungen ausschließlich darin erblickt, daß a) eine schrankenlos vertriebene Pornographie zu einer Depravierung des sexuellen Gefühlslebens beitragen würde, b) pornographische Eindrücke in ihrer Unlebendigkeit und Lebensfremdheit leicht seelisch irreleiten, besonders da manche im wirklichen Leben vorhandene Regulatoren des Empfindens hier fehlen, c) pornographische Erzeugnisse, ebenso wie andere Verführungsmittel, von Erwachsenen zur Verführung Jugendlicher mißbraucht werden. Anderweit aber dürfte die Bedeutung, insbesondere die kriminalistische Bedeutung der Pornographie sehr viel geringfügiger sein, als man bisher anzunehmen liebte. Speziell spontane Befassung Jugendlicher mit pornographischen Erzeugnissen, von der man in Einzelfällen viel Aufhebens macht, ist wohl eine ebenso regelmäßige, wie auch natürliche und harmlose Erscheinung, und es sind im allgemeinen jugendunkundige Personen, die an ihr besonders schweren Anstoß nehmen.

Viel gravierender, als sämtliche von v. Behr mitgeteilten Fälle pornographischen Vertriebes an Jugendliche, erscheint dem Berichterstatter ein von v. Behr beiläufig erwähntes Vorkommnis, bei dem ein Obertertianer deswegen, weil bei ihm eine pornographische Lektüre gefunden wurde, von der Schule entfernt wurde — drei Jahrzehnte, nachdem Wedekind in „Frühlings Erwachen" dergleichen unverantwortlichen Unfug so glänzend beleuchtet und beurteilt hatte, daß es allgemein hätte einleuchten dürfen. Vielleicht geht die Vermutung des Berichterstatters nicht fehl, daß dieser neuerliche Fall sich wiederum auf einem humanistischen Gymnasium zugetragen hat. Dehnow.

3) Greil, Alfred: **Keimesfürsorge. Entstehung und Verhütung der Schwangerschaftsstörungen. Archiv f. Frauenkunde u. Eugenetik 1923.**

„Einkindsterilität der Mütter ist oft mit voller Unfruchtbarkeit des Kindes zugleich erworben." „Alles Angeborene ist ererbt." Unvernünftige Lebensweise kann „durch die Schwangerschaftsvergiftungen ein abnormes Trieb- und Affektleben der Nachkommen bewirken". „Die Hungerblockade hat die Schwangerschaftsvergiftungen wesentlich eingeschränkt. Es sind aber Fälle vorgekommen, in denen Frauen sich für die Schwangerschaft besondere Zubußen (Eier, Milch) zu verschaffen gewußt haben — sie kamen mit schweren Vergiftungen in ärztliche Behandlung." „Der Verlauf von Hautausschlägen . . . decke in sinnenfälligster Weise eine unabhängig vom mensuellen Wellengang verlaufende Periodik auf." — Auf Grund solcher und ähnlicher unbegründeter und fantastischer Behauptungen kommt Verf. zu ebenso unsinnigen und naiven Forderungen. Er verlangt,



„die Konzeption auf die erste Woche, höchstens die ersten 12 Tage nach Beginn der Menses zu beschränken“. Er fordert „Nahrungseinschränkung während der mensuellen Wellen, gegebenenfalls Hungertage; Hautpflege, Schwitzbäder, Körperbewegung, Regelung des Stuhlgangs“. Errichtung von „Konstitutionsambulatorien“. „Drakonische Freiheits- und Geldstrafen für Paarungen ohne ärztlichen Konsens.“ „Ehe-, Schwangeren- und Mütter-, Krebs- und Geschlechtskrankenberatungsstellen müssen vereinigt werden.“ — Das Feuilleton zeigt sehr eindrucksvoll, wie man es anfangen muß, wenn man Rassenhygiene und Eugenik in den Augen aller Verständigen vollkommen lächerlich machen will.

Siemens.

4) Strohmayer, Wilh.: **Über Pubertätskrisen und die Bedeutung des Kindheitserlebnisses.** Jahrb. f. Kinderforschung, XXVII, 1922, 5/6.

Literarisch und psychologisch feinsinnige Würdigung zweier Dichterbeiträge zum Werdegang der Kindesseele: Hermann Hesses „Demian, die Geschichte einer Jugend“ und Leonhard Franks „Die Ursache“. Strohmayer läßt uns Sinklairs kritische Jahre, in der das Kind „tagelang nur damit beschäftigt ist, in sich hineinzuhorchen und die Ströme zu hören, die verbotenen und dunklen Ströme, die da in ihm unterirdisch rauschen“ — und Anton Stichels erschütternde Anklage gegen die „Ursache“ — den „Dunst der Schulen“, „die falsche Erziehung“, „das ganze stinkende europäische Moralgeschwür“ — tiefbewegt miterleben, und sowohl aus dem hohen Liede von der Entwicklung der kindlichen Geschlechtlichkeit, wie aus der Tragödie von den Ursachen zum Bösen und der schicksalhaften Bekämpfung von Kindheitserlebnis und Persönlichkeitsprägung leitet Strohmayer psychiatrische und pädagogische Einsichten und Mahnungen her von besonderer Klarheit und Wucht.

Max Marcuse.

5) Mair, R., und J. Zutt: **Zur Frage des Zusammenhanges zwischen Homosexualität und Körperbau.** Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie, 1922, VII, 1.

Nachprüfung der von A. Weil an Homosexuellen gefundenen Körpermaße (s. diese Zeitschrift, Bd. VIII, Nr. 5) mit dem Ergebnis, daß es den Verfassern nicht wahrscheinlich ist, daß hier besondere Verhältnisse als Ausdruck einer spezifischen Körperkonstitution vorliegen. Kritik an Weils Messungen sowohl wie an den Begründungen.

Max Marcuse.

6) Mandolini, Ernani: **Homosexualität und Genie.** Rassegna di studi sessuali II, Nr. 5.

Die der Kritik nicht entbehrende Abhandlung des in Buenos Aires wirkenden Verfassers würdigt die einschlägige Literatur der verschiedensten Länder. Sie bringt auch in historischer Hinsicht vorwiegend Bekanntes, immerhin eine beachtbare persönliche Stellungnahme zu den vielerörterten Problemen. Hervorgehoben wird die Häufigkeit einer wahren Vornehmheit in der Äußerung der abnormen Empfindungen und einer unter Umständen die heterosexuelle Liebe überragende Tiefe sowie die Seltenheit einer absoluten Homosexualität. Das Hauptkontingent zu dem besonders im klassischen Altertum, in der Renaissance und im islamitischen Orient blühenden Uranismus stellen Bildhauer, Dichter, Gesetzgeber und Religionsreformatoren. Pathogenetisch tritt eine Störung des physiologischen Gleichgewichts der durch höhere Funktionen in Anspruch genommenen Prominenten mit der Folge einer „Superviridät“ in besondere Geltung.

Fürbringer.

7) Olegna, R.: **Der türkische Katechismus und die Homosexualität.** Rassegna di studi sessuali II, Nr. 6, 1922.

Durch List eines Missionars ist eine Kopie des unverkäuflichen „Ilmistral“, d. i. des islamitischen, von Suleiman Pascha kompilierten Katechismus aus dem Jahre 1303 in den Besitz des Autors gelangt. Sein des Interesses nicht entbehrender Inhalt wirft ein bezeichnendes Licht auf die muselmanische Vita sexualis, insofern u. a. die Notwendigkeit der Waschung vorgeschrieben ist, wenn sich auf den Händen, den Schenkeln oder dem Hemd der Männer Sperma auch als Folge homosexuellen Verkehrs findet. Zur Heiligkeit des jedem Türken auferlegten Fastens gehört neben der Enthaltung von Speise und Trank, das Verbot der Immissio membri in der Geschlechtsgegend des Mannes. Also verbietet der Koran den Uranismus nicht. Eine Reise nach Kleinasien hat dem Verfasser Kenntnis gegeben, daß sieben- oder achtjährige Knaben armer Familien selbst vom Vater zu homosexuellen Handlungen angeleitet werden, da der Koran die Masturbation nicht gestattet.

Fürbringer.



8) Fürbringor, P.: **Zur Diagnose der Azoospermie vermittels der Expression der Samenblasen.** Ärztl. Sachverst.-Ztg. 1923, Nr. 7.

Ausgehend von Verhandlungen in der Berliner forensisch-medizinischen Vereinigung im Sommer 1921 vertritt und begründet Fürbringer die Unzulänglichkeit des spermatozoenfreien Befundes des Expressionsproduktes der Samenblasen für die Diagnose Azoospermie und damit die Forderung, zur Grundlage einer solchen, Zeugungsfähigkeit einschließenden, Diagnose lediglich den negativen Befund im Ejakulat zu machen. Fürbringer veranschaulicht diese Notwendigkeit an zwei Fällen eigener Beobachtung, knüpft daran Betrachtungen über die Doppelfunktion der Samenblasen als absondernder Drüsen und als Behälter von Sperma, und erörtert schließlich die Technik der Expression. Die wichtige Abhandlung verdient die Beachtung aller Ärzte, die eine Zeugungsfähigkeit und -unfähigkeit beim Manne begutachten oder den „schuldigen" Teil in den Fällen von ehelicher Kinderlosigkeit ermitteln müssen und daraufhin erst sinnvolle therapeutische Maßnahmen ergreifen, sinnlose unterlassen können. Max Marcuse.

9) Vogt, E.: **Sterilität und Spermaimmunität.** Klin. Wochenschr. 1922, Nr. 23.

Nach einer Übersicht über die Tierexperimente von Waldstein-Eckler, Metschnikoff, Landsteiner und Dunbar, von Savini und Savini-Castano, von Dittler, — die die Sterilisierungsmöglichkeit des weiblichen Organismus auf immunisatorischem, humoralem Wege dartun, versucht Vogt die Nutzanwendung dieser Ergebnisse auf den Menschen. Er geht dabei von der Hypothese aus, daß der weibliche Apparat Sperma resorbieren kann, und glaubt mit deren Hilfe das Problem der Sterilität auf neue Grundlagen der experimentellen Forschung und klinischen Beobachtung stellen zu können. So erwägt er im Hinblick auf die bekannten Fälle, in denen nach jahrelanger ehelichen Sterilität beim Fehlen jeglicher organischer oder psychischer Erklärung für diese doch noch überraschend eine Konzeption erfolgt, nachdem die Gatten nach einer längeren Trennung wieder zusammengekommen sind (bei im übrigen durchaus unverändert gebliebenen Bedingungen), ob hier nicht der regelmäßige Sexualverkehr eine die Unfruchtbarkeit der Frau bewirkende Spermaresorption und Spermaintoxikation bewirkt habe, die bei Trennung der Ehegatten und sexueller Abstinenz fortfallen, so daß die Sterilität ihre natürliche Heilung finde. In gleichem Sinne stellt Vogt die Beobachtung zur Diskussion, daß die allererste Kohabitation sehr oft zu einer Befruchtung führt, während spätere Kohabitationen unter sonst gleichen Bedingungen das nicht tun. Die Steigerung der Empfängnisfähigkeit unmittelbar post menses, die man früher rein mechanisch, neuerdings mit der größeren Jugendlichkeit der Eier erklärte, scheint dem Verf. ebenfalls auf dieser Basis am verständlichsten zu sein. Die Kriegsschwangerschaften, die professionelle Sterilität der Prostituierten, ferner der häufig bessernde Einfluß der Ehe auf genitale Hypoplasie und auf die „Bleichsucht", anderseits eine etwaige Schädigung der Frau durch übermäßigen Sexualverkehr, umgekehrt das Seltener-geworden-sein der Eklampsie im Kriege und die Heilwirkung der Abstinenz auf die Hyperemesis gravidarum, schließlich auch die (noch sehr strittige) Frage der sexuellen Imprägnation wünscht der Verf. künftighin von dem Gesichtspunkte der biopositiven und bionegativen Einwirkung des Spermas auf den weiblichen Organismus gewürdigt zu sehen. Max Marcuse.

10) Haberlandt, L: **Die Sterilisierung weiblicher Tiere durch Hormone.** Umschau Nr. 44, 1922.

Durch Einpflanzung von Eierstöcken trächtiger Tiere gelang es Haberlandt zumindest vorübergehend eine Sterilisation weiblicher Kaninchen hervorzurufen. In der Regel hielt die Sterilität bei etwa 14—21 erfolglosen Belegungen $1^1/_2$ bis 3 Monate bei den Kaninchen an, während sie bei den Meerschweinchen nur 3—4 Wochen währte. Die so erzielte Sterilität wurde als hormonale Umstimmung durch die innere Sekretion der Zwischenzellen des Corpus luteum im Sinne Steinachs gedeutet. Finkenrath.

11) Lipschütz, Alexander: **Über die kompensatorischen Reaktionen der Geschlechtsdrüsen.** Skand. Archiv. f. Physiol. Bd. 43, 1923.

Für die innere Sekretion des Hodens gilt das „Alles-oder-Nichts-Gesetz": Wenn der Hoden überhaupt soviel Hormone produziert, daß eine Wirkung zustande kommt, ist diese stets auch maximal; Hodenfragmente von nur 1 bis 2 Proz. der normalen Testikelmasse genügen noch, um eine volle Maskulierung zu bewirken. Hypertrophie von Keimdrüsen oder Keimdrüsenfragmenten nach partieller Kastration ist (weil, wie nach dem Gesagten zu erwarten, für die endokrinen Leistungen unnötig, Ref.) keine kompensatorische



Reaktion in innersekretorischen Zusammenhängen: Die Hypertrophie des zurückbleibenden Hodens nach einseitiger Kastration beruht auf einem beschleunigten Wachstum; bei einseitiger Kastration am vollerwachsenen Tier tritt sie nicht ein. Die Vermehrung der Zwischenzellen in Hodenfragmenten ist ebenfalls keine kompensatorische Hypertrophie im innersekretorischen Sinne, da auch ohne sie volle Maskulierung beobachtet werden kann. Beim Hoden ist nach partieller Kastration überhaupt keinerlei kompensatorische Hypertrophie möglich, anders beim Ovar, wo durch vermehrten Eintritt von Eizellen in die follikuläre Entwicklung, also durch vermehrte Follikelbildung kleine Fragmente an Volumen und Zahl der Follikel dem normalen Bestande gleichzukommen vermögen.

Slotopolsky.

12) Wagner, K., u. A. Loeper: **Über einen weiteren Fall von Eunuchoidismus beim Kaninchen bei normaler Spermatogenese.** Arch. f. d. ges. Phys. Bd. 198, H. 2, 1923.

Die Untersuchung der Hoden dreier Wurfbrüder, deren einer ein Eunuchoid war, ergab nach der Berechnung der Verff.: Der Eunuchoid hat viermal weniger Zwischenzellen, als jeder seiner normalen Brüder; weiterhin hat er vielleicht auch kleinere Zwischenzellen, was allerdings möglicherweise durch eine andere Fixation vorgetäuscht ist. Die Spermiogenese hingegen ist bei dem Eunuchoiden normal. Die Verff. erblicken darin einen Beweis für die innersekretorische Funktion der Zwischenzellen. Sie sprechen von einer „Dysfunktion" derselben, sollten aber nach Ansicht des Ref., da sie doch im wesentlichen auf die geringere Zahl der Zwischenzellen abstellen, eher von einer Hypofunktion der Pubertätsdrüse sprechen. Dann allerdings müßte man fragen, wie sich das mit dem Alles-oder-Nichts-Gesetz der Hodeninkretion vereinigen läßt. Slotopolsky.

13) Schleunig, F.: **Zur Frage von Steinachs F-Zellen.** Arch. f. Gyn. Bd. 116, H. 3, 1923.

Da es im embryonalen Ovar keine den Leydigschen Zellen homologen Elemente gibt, erscheint es nicht verständlich, wie die von Steinach im Hoden Homosexueller gefundenen „F-Zellen" weibliche Pubertätsdrüsenelemente sein sollten. Slotopolsky.

14) Haberland, H. F. O: **Experimentelle Untersuchungen am Hoden** nebst klinischen Bemerkungen. Arch. f. klin. Chir. Bd. 123, 1923.

43 freie Hodentransplantationen an Mäusen, Ratten, Meerschweinchen, Kaninchen, Schweinen, Katzen und Hunden. Histologische Untersuchung der Transplantate nach 2 bis 480 Tagen. Meist vollkommene Degeneration, auch bei sog. Organhunger nach doppelseitiger Kastration. Die Degeneration ergreift auch die Zwischenzellen: schon nach 48 Stunden zelluläre Verfettung und Vakuolisierung, sehr frühzeitig Kernzerfall, nach 122 Tagen nur an wenigen Stellen noch gut erhaltene Leydigsche Zellen. Das Schicksal der Transplantate schwankt individuell bei gleichen Versuchsbedingungen. Die Erfolge nach Hodentransplantation beim Menschen führt Verf. auf Suggestion und vikariierendes Eintreten anderer endokriner Drüsen, evtl. auch auf Wundhormone zurück. Eingehende Besprechung der Technik der Hodentransplantation. Ausführliches Literaturverzeichnis.

Slotopolsky.

15) Desogus, V. (Cagliari): **Die Hypophyse nach Hirnläsionen und Kastration.** Rivista di Biologia V, 1, 1923.

Nach dem Vorgang der Cenischen, die Schilddrüse und Nebennieren betreffenden Studien unternommene, sehr bemerkenswerte Experimente an Kapaunen. Es ergab sich — die beschriebenen und durch Abbildungen veranschaulichten mikroskopischen Befunde eignen sich nicht zu einem kurzen Referat —, daß die Reaktionen der Hypophyse auf Hirnverletzungen von den Bedingungen der Geschlechtsdrüsen und den peripherischen Beziehungen zwischen Hypophyse und Keimdrüsen unabhängig sind. Demnach muß ein zentraler Ursprung der Hyperfunktion des Hirnanhangs nach den Hirnzerstörungen angenommen werden. Fürbringer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band | Oktober 1923 | 7. Heft

Die Bedeutung des Duftes für das Geschlechts- und Liebesleben des Menschen und der Tiere.

Von Prof. P. Schiefferdecker
in Bonn.

(Fortsetzung.)

Wie verhalten sich diese Hautdrüsen beim Menschen?

Der Mensch ist wegen seiner aufrechten Haltung und wegen der geringen Ausbildung seines Geruchsorganes zum Aufsuchen von Spuren nicht geeignet. Allerdings gibt es Menschen mit verhältnismäßig starkem Geruchsvermögen, und die niederen Völker scheinen in dieser Hinsicht stärker begabt zu sein als die höheren. Auch beim Menschen sind einfache Drüsen über die ganze Körperoberfläche weithin verbreitet, und ebenso finden sich „Hautdrüsenorgane". Von den Knäueldrüsen gibt es zwei Arten, von denen die einen über den ganzen Körper verbreitet, die anderen nur an bestimmten Stellen zu treffen sind. Während die Hautdrüsen mit gemischter Art der Absonderung bei den Säugern mehr oder weniger über den ganzen Körper hin vorkommen, sind sie beim Menschen auf bestimmte Stellen beschränkt; umgekehrt kommen die mit einfacher Art der Absonderung beim Tiere nur an bestimmten Stellen vor, sind dagegen beim Menschen überall verbreitet. Die Affen bilden einen Übergang zwischen den sonstigen Säugetieren und dem Menschen. Von Hautdrüsenorganen finden sich beim Menschen: das Achselhöhlenorgan, das Milchdrüsenorgan, das Gehörgangsorgan (die Ohrenschmalzdrüsen enthaltend) und das am After befindliche Zirkumanalorgan. Von allen diesen liegt keines an den Füßen oder Beinen. Der Spurgeruch des Menschen kann also nur von den in der Sohle liegenden einfachen Drüsen abgegeben werden, und wird daher aller Voraussicht nach weit weniger stark sein als der vieler Tiere, die an den Füßen und Beinen besondere Drüsenorgane besitzen. Allerdings ist dies sehr wechselnd.

Wir haben schon gesehen, daß der Spurenduft für den Menschen keine Rolle spielt. Andere Wesen können die menschliche Spur verfolgen, der Mensch selbst im allgemeinen nicht. Wahrnehmbar und wichtig ist für ihn der allgemeine Körpergeruch (der Rassen-, Stamm-, Volks- und gegebenenfalls noch der Individualgeruch) und der Geschlechtsgeruch. Den Rassen- und Volksgeruch können auch Europäer wahrnehmen, in weit höherem Grade außereuropäische



Völker, gerade auch viel tieferstehende, sogenannte Naturvölker. Nach Charles Darwin soll die Geruchsempfindlichkeit bei den dunkelfarbigen Völkern höher entwickelt sein als bei den helleren. Wir haben die Fähigkeit zu riechen von tieferstehenden, wahrscheinlich dunkelgefärbten Vorfahren überkommen, bei denen sie weit stärker war, und denen sie jedenfalls noch wesentliche Dienste leistete. Zwaardemaker nimmt allerdings an, daß die bedeutendere Geruchsschärfe wilder Völker auf eine bestimmte Art von Eindrücken beschränkt sei und erst durch viele Übung erworben werde. Bis zu einem gewissen Grade wird diese Annahme wohl begründet sein, denn sie gilt für alle unsere Sinneswahrnehmungen. Immerhin würde gerade für das Geruchsorgan die Sache doch anders liegen, wie für die anderen Sinnesorgane, denn das Geruchsorgan befindet sich beim Menschen in der Rückbildung, die anderen Sinnesorgane aber in der Vorwärtsentwicklung. Ein in der Rückbildung befindliches Organ kann aber großen Schwankungen in der Ausbildung ausgesetzt sein, und so wäre es wohl möglich, daß die Naturvölker oder einige von ihnen sich noch ein besser ausgebildetes Organ bewahrt hätten. Es wird angegeben, daß südamerikanische Indianer bei Nacht durch den Geruch die verschiedenen Rassen zu unterscheiden vermochten (Europäer, Indianer und Neger) und für den Geruch einer jeden Rasse besondere Bezeichnungen besaßen. Die Südeuropäer sollen einen anderen Duft besitzen als die Nordeuropäer, weiter unterscheiden sich durch den Duft dunkelfarbige Rassen von hellfarbigen. Die südamerikanischen Indianer haben einen anderen und weit stärkeren Duft als die nordamerikanischen. Der Duft der Chinesen, Malayen und Zigeuner kann auch von Europäern deutlich wahrgenommen werden, besonders stark wird von diesen der Negergeruch empfunden. Dieser spezifische Geruch fehlt den Galla und ist verschieden bei verschiedenen Stämmen. Im allgemeinen ist er den Europäern unangenehm, wirkt aber mitunter trotzdem geschlechtlich erregend. Ähnlich ist es mit dem Zigeunergeruche. So findet sich bei Hagen angeführt, daß eine hochstehende, sehr gebildete, sehr schöne Amerikanerin durch den Zigeunerduft veranlaßt wurde, sich leidenschaftlich in einen weit unter ihr stehenden Zigeuner zu verlieben und ihm zu folgen. Außer dieser Verschiedenheit der Völkerdüfte besteht die Verschiedenheit des Geschlechtsduftes. Hagen teilt mit, daß eine Französin, die Geliebte des Botanikers Commerson, und Begleiterin auf seinen Reisen, bei der Landung auf einer Südseeinsel, obgleich in Männerkleidern, von den Eingeborenen durch den Duft als Weib erkannt wurde. Hiernach müßte der Geschlechtsduft bei allen Völkern sehr ähnlich sein. Überlegt man ferner, daß weibliche Tiere, wie es scheint, sich leichter von Männern und männliche sich leichter von Weibern behandeln lassen, so kommt man zu der wichtigen Annahme, daß der „Geschlechtsunterschiedsduft" als solcher auch für die Säugetiere wahrnehmbar sein muß, woraus man weiter schließen könnte, daß er vom Menschen von seinen tierischen Vorfahren her ererbt worden ist und durch die Säugetierreihe hindurch derselbe sein muß. Allerdings scheint die hier angeführte Beobachtung nicht immer zu stimmen: von einem Herrn weiß ich, daß er jahrelang zwei weibliche Makaken

besessen hat, die sich aber von seiner Frau leichter behandeln ließen als von ihm.

Der „Nasengruß" beruht ebenfalls auf den von der Haut ausgehenden Düften. Das Wesentliche desselben ist nicht ein Reiben der Nasen aneinander, sondern ein Aufsaugen des Geruches des anderen. In Hinterindien, bei den Bergvölkern Tschittagongs, legt man Mund und Nase auf die Wange des anderen und zieht stark den Atem ein. Die Leute sagen auch nicht: „Gib mir einen Kuß", sondern „rieche mich". Dies ist eine Abart des Nasengrußes, die aber zu seinem Verständnisse beiträgt. Die Birmanen legen ebenfalls auf den Geruch den Hauptwert, sie sagen, nach einem englischen Reisenden, nicht „give me a kiss", sondern „give me a smell". Auch bei den Malayen sind die Worte „riechen" und „grüßen" gleichbedeutend: Kopf und Nacken sind die gewöhnlichen Stellen der Umarmung, wobei ein Schnüffeln hörbar wird.

Im Sanskrit soll die Wurzel „ghrâ" sowohl „küssen" als „beriechen" und im Persischen soll „bujah" sowohl „Geruch" wie „Liebe" bedeuten.

Die Verschiedenheit der Düfte bei Mann und Weib wirkt als Gschlechtsreiz. Die männlichen wirken erregend auf das Weib, die weiblichen auf den Mann. Die Art dieser Wirkung ist von einer Anzahl von Schriftstellern in der Literatur beschrieben worden. Da wir bisher mehr männliche Schriftsteller gehabt haben als weibliche, so sind auch diese die Düfte behandelnden Werke im wesentlichen von Männern verfaßt worden. Vielleicht ist aber auch noch ein anderer Grund dafür vorhanden: der Geruchssinn des Weibes soll geringer entwickelt sein als der des Mannes. Das würde dann allerdings ein hinreichender Grund sein. Andererseits scheint nach privaten Mitteilungen bei den deutschen Frauen der Geruchssinn bei Sympathie und Antipathie und infolgedessen wohl auch bei der Liebe eine größere Rolle zu spielen als bei den Männern. Dieser Geschlechtsgeruch des Weibes setzt sich zusammen aus: der allgemeinen Hautausdünstung, dem Haardufte, dem Dufte der Brüste, der Achselhöhlen, den spezifischen Düften der Geschlechtsteile und ihrer Umgebung, sowie in geringerem Maße dem Aroma des Mundes. Hagen führt in seinem sehr interessanten Buche eine Menge von Einzelheiten hierüber an. Es hat in verschiedenen Ländern Europas Menschen gegeben, die einen hochentwickelten Geruchssinn besaßen, und einige von ihnen haben uns Beobachtungen in ihren Schriften mitgeteilt. Menschen, welche einen starken Geruchssinn besitzen, müssen in einer ganz anderen Welt leben wie die sonstigen. Die Geruchseindrücke sind augenscheinlich sehr mannigfach und wirken sehr stark und sehr unmittelbar auf den Menschen ein, namentlich in geschlechtlicher Hinsicht, aber auch jene Empfindungen, welche als „Sympathie" und „Antipathie" und schließlich als Liebe bezeichnet werden, hängen in hohem Grade von den Geruchsempfindungen ab. Die Haare sind, wie schon erwähnt, äußerst geeignet, Düfte zu speichern. So sind es denn auch hauptsächlich die behaarten Stellen der Körper, welche als spezifische Duftstellen wirken. Der Duft des Haupthaares wird oft geradezu als berauschend geschildert. Der Duft des männlichen Bartes wird als sehr



stark und erregend beschrieben. Der Duft der Achselhöhlen wirkt stark geschlechtlich erregend und pflegt stärker zu sein, wenn die Behaarung dortselbst eine stärkere ist. Sehr interessant und wesentlich ist es, daß die Düfte durchaus nicht immer zum Bewußtsein zu kommen brauchen, sie wirken auch unbewußt in hohem Grade ein. Nach dem französischen Professor Augustin Galopin (1886) besteht die Liebe nur in dem Geruche: „La femme respirée est aimée!" Dieser „Parfum de la femme" oder „Odor di femina" drückt das Wesen der geliebten Frau am reinsten und intensivsten aus (Hagen). „Wenn man einen Geruch riecht, imprägniert man sich mit der Materie des riechenden Körpers selbst; wenn man eine Frau riecht, imprägniert man sich mit dem lebendigen Parfüm dieser Frau. — „Aucune assimilation amoureuse ne se fait plus promptement et plus radicalement que par le nez" (Galopin). Die Tätigkeit der Haut wird verstärkt bei stärkerer Körpertätigkeit oder bei seelischen Aufregungen und damit der von dem Menschen ausgehende Duft und damit die Wirksamkeit dieses. So teilt Hagen nach Cloquet mit, daß der französische König Heinrich III., welcher sich zufällig bei dem Vermählungsfeste des Königs von Navarra mit Margareta von Valois mittels des schweißtriefenden Hemdes der Maria von Cleve das Gesicht getrocknet hatte, sofort von der leidenschaftlichsten Liebe zu dieser befallen wurde, obgleich sie Braut des Prinzen von Condé war (S. 92). Im Mittelalter gab daher die Ritterdame das von ihr getragene Hemd ungewaschen „ihrem Ritter", der es zur Erinnerung trug bei seinen Kämpfen und bei seiner Rückkehr seiner Dame wiedergab, die es dann selbst weitertrug. Aus dem Folgenden scheint hervorzugehen, daß auch in gewaschener Wäsche der Körpergeruch noch haftet: die Tagalen sollen besonders feine Nasen für Kleidergerüche haben und selbst in einer größeren Gesellschaft an dem Geruche der Taschentücher deren Besitzer erkennen. Es soll bei ihnen Diener geben, welche durch den Geruch aus einem Dutzend frisch gewaschener Hemden das Eigentum ihres Herrn herausfinden. Liebende tauschen Kleidungsstücke aus, um sich durch das Beriechen derselben zu erfreuen. Wenn der fremde Duft durch den eigenen verdrängt ist, wird wieder zurückgetauscht. (Nach Hagen aus Petermanns Mitteilungen.) Es gibt auch bei uns Leute, bei denen diese Geruchsempfindungen so stark sind, daß sie sie zu Verbrechern werden lassen. So wurde in Deutschland ein Mann verhaftet, in dessen Wohnung man nicht weniger als 434 Damentaschentücher fand. Der Mann berauschte sich an dem Geruche dieser Taschentücher. Zuerst, als er noch ein wohlhabender Mann war, hatte er den Frauen und Mädchen ihre Taschentücher zu sehr hohen Preisen abgekauft. Als er später durch diese Käufe zu arm geworden war, stahl er die Taschentücher. Ebenso sind die Leute zu beurteilen, welche jungen Mädchen Zöpfe abschneiden, um deren Duft zu genießen. Andere suchen aus demselben Grunde nach getragenen Schuhen.

Diese kurzen Beispiele lehren, daß gerade der Geruchssinn eine ganz gewaltige Wirkung auf den Menschen ausübt. Dem entspricht es, daß der Geruchssinn der Hauptsinn aller niederen Wirbeltiere ist. Infolgedessen verbreiten sich die Endstätten der Nervenbahnen



des Geruchssinnes weithin im Gehirne und sind daher auch in der Lage, weithin wirken zu können. Ähnliches gilt auch noch vom menschlichen Gehirne. Da ist es dann ein Mißverhältnis, wenn die Geruchsnervenendigungen in der Nase, die zur Aufnahme der Geruchseindrücke bestimmt sind, beim Menschen verhältnismäßig schwach entwickelt sind, der Mensch ist „mikrosmatisch". Es ist daher anzunehmen, daß beim Menschen wohl ebenfalls die Einwirkung im Gehirne weitreichend sein wird, daß aber die Stärke der Einwirkung nicht so bedeutend sein wird, wie bei Tieren mit gutem Geruchsvermögen. Wahrscheinlich werden infolgedessen die Erregungen des Geruchsnerven beim Menschen in vielen Fällen nicht mehr zum Bewußtsein kommen, sondern schon im Unterbewußtsein aufhören. Dadurch wird ihr Einfluß aber vielleicht eher größer als geringer werden, da wir sie nicht empfinden und infolgedessen uns auch nicht gegen sie wehren können. Daher denn auch die alten Aussprüche: „Liebe ist blind" und „Liebe bleibt liegen, wo sie hinfällt, wenn das auch ein Misthaufen ist". Die Liebe würde also eine Art von heimlichem Gifte sein.

Von bekannteren französischen Schriftstellern soll der so berühmt gewordene Zola für Geruchseindrücke äußerst empfänglich gewesen sein. Die Gerüche spielen in seinen zahlreichen Romanen eine so große Rolle, daß der Professor der Philosophie am Lyzeum in Montpellier, Leopold Bernard, schon 1889 eine eigene Monographie über „Die Gerüche in den Romanen von Zola" schreiben konnte (nach Hagen). Bernard hat angenommen, daß auch die Entwicklung der äußeren Nase bei Zola schon auf diese Fähigkeit hindeute: Nach ihm verschwinden alle anderen Teile des Gesichtes neben der Nase, die groß, fleischig und breit ist und sich durch breite Naenlöcher auszeichnet, die zu zittern und die Atmosphäre einzuschlürfen scheinen. Zola selbst hat sich in einem Briefe vom 22. Januar 1897 an einen jungen Arzt, der sich in dieser Angelegenheit an ihn gewandt hatte, darüber ausgesprochen. Er sagt darin (nach Hagen):

„Meine wenigen Beobachtungen haben sich nur auf den der Frau eigentümlichen, natürlichen Geruch bezogen. Derselbe ist sehr verschieden bei den einzelnen Individuen und ich bin überzeugt, daß er auch bisweilen auf den Geschlechtstrieb einen bedeutenden Einfluß ausübt, der gewiß so große Leidenschaften erklärt. Es ist sicher, daß der Geruchssinn eine der Schlingen ist, in welchen die Natur den Mann fängt, um die Fortpflanzung der Art zu sichern. Betrachten Sie die Tiere zur Zeit der Brunst, und — füge ich hinzu — betrachten Sie die Menschen, obgleich hier genaue Beobachtungen fehlen, es würde über dieses Thema ein ganzes Buch zu schreiben sein.

Natürlich, wenn der Instinkt in Tätigkeit tritt, kann eine Perversion des Instinktes stattfinden. Da wären wir bei Ihrem Gegenstande. Die künstlichen Parfüme sind sicherlich wie der Schmuck eine von der Frau unternommene Versuchung für den Mann, das kann von beiden Teilen bis zur krankhaften Übertreibung geschehen. Die Perversität, die Monstruosität kommen zuletzt."

Wenn für die Entstehung der „Liebe" wirklich nur der Geruch in Frage käme, dann würde ihre Erklärung eine verhältnismäßig einfache sein, man würde dann sagen können: „Du riechst mir besonders angenehm, daher liebe ich Dich." Bei den meisten Tieren, oder vielleicht bei allen, wird das auch so sein, für den Menschen genügt es nicht. Man weiß ja bis jetzt noch nicht, was „Liebe" ist, und von manchen Seiten ist sie direkt als eine Art von Geisteskrank-



heit angesehen worden, da sie sonst ganz vernünftige Menschen zu durchaus ungewöhnlichen und unvernünftigen Handlungen zu veranlassen vermag. Würde es sich dabei einfach um einen „Geruchsrausch“ handeln, so würde die Sache zu verstehen sein. Bei dem Menschen aber, dessen Geruchssinn durchschnittlich doch nur schwach entwickelt ist, erscheint es doch sehr fraglich, ob ein solcher „Geruchsrausch“ überhaupt so häufig annehmbar sein sollte. In einzelnen Fällen wird es nach dem Gesagten möglich sein. Bei dem Menschen sind andere Sinnesorgane weit höher entwickelt als das Geruchsorgan. Je mehr dieses zurücktrat, um so mehr entwickelten sich Auge und Ohr und außerdem die gesamte Psyche. Dem aufrechten Gange des Menschen entsprach die Entwicklung der Sinne für die Ferne, das Geruchsorgan war ein Sinn für die Nähe. So gibt es beim Menschen verschiedene Wege, durch welche die „Liebe“ sich bei ihm einzuschleichen vermag, und diese Wege werden bei den einzelnen Menschen wieder verschieden sein, je nach ihrer Begabung. Die bekannte „Liebe auf den ersten Blick“ ist, wenn sich der geliebte Gegenstand in weiterer Entfernung befindet, durch den Geruch sicher nicht mehr zu erklären, die Tatsache aber steht fest. Ähnliches gilt von dem Tone der Stimme, vom Gesange und weiter von den Seelenäußerungen im Gespräche und in Handlungen. Der Mensch steht seiner ganzen Gehirnentwicklung nach hoch über dem Tiere, auch über dem höchststehenden, so auch in der Liebe, und ist darin nicht mehr nur von einem einzigen Sinnesorgane abhängig. Indessen wird es sicher eine Anzahl von Menschen geben, falls wir die Naturvölker einbeziehen, sicher sogar eine große Mehrheit, für welche in der Liebe der Geruchssinn ausschlaggebend ist.

Außer den durch Auge und Ohr beförderten Eindrücken scheinen auch noch die Hautempfindungen bei der Liebe in Frage zu kommen. Mir ist wenigstens von verschiedenen Seiten versichert worden, und zwar von jungen Mädchen, daß die Berührung mit dem Geliebten, oder zunächst nur sehr sympathisch Befundenen, besondere „Wärme-“ resp. „Hitzeempfindungen“ auslöse, welche sogar durch die Kleider hindurch bemerkbar seien. Beim Händedrucke könne dieses Wärmegefühl direkt zu einer starken Hitzeempfindung sich steigern. Bei unsympathischen Menschen soll sich statt dessen ein „Kältegefühl“ einstellen. Worauf diese Temperaturgefühle zurückzuführen sind, ist noch durchaus dunkel. Ich werde weiter unten noch einmal auf diese Dinge zu sprechen kommen.

Durch verschiedene Sinnesorgane also kann sich die Liebe unserer bemächtigen.

Zola erwähnt in seinem oben aufgeführten Briefe die Parfüme. Dies ist in der Tat ein sehr wichtiges und umfangreiches Kapitel in der Lehre von der Einwirkung der Düfte. Die jetzigen und früheren Orientalinnen, die alten Römerinnen und Griechinnen, die Indierinnen haben in diesen Dingen sehr gut Bescheid gewußt und besitzen solche Kenntnisse noch jetzt. Die Indier haben das Liebesleben der Frau ja wohl am eingehendsten studiert, schon vor ein paar tausend Jahren. Ihnen war die Geschlechtsliebe etwas durchaus Natürliches und sehr Wichtiges, was ohne Heimlichkeit behandelt werden konnte.

Am schönsten und kräftigsten ist der Duft eines Menschen immer dann, wenn der Mensch völlig gesund, frisch und kräftig ist und sich sehr sauber hält, und endlich wenn er ganz nackt ist, denn in den Kleidern ist einmal zersetzter Geruch enthalten und zweitens hindern sie das Ausströmen des neuen, frischen Duftes. Daher ist eine dünne und durchlässige Kleidung auch besser als eine dicke, undurchlässige, und zwar nicht nur für Wahrnehmung des Duftes, sondern auch für die Gesundheit, denn diese mitunter so angenehm anmutenden Düfte sind für den Menschen giftig und werden aus diesem Grunde aus dem Körper ausgeschieden. Daher ist es auch nicht gut, wenn viele Menschen in einem engen Raume zusammengepfercht sind, sie vergiften sich gegenseitig durch ihre Düfte.

Besonders gerühmt wird der Duft des Mundes von gesunden Kindern und reinen Jungfrauen. Diese Angabe naturwissenschaftlich zu verstehen, ist nicht leicht. Es könnten für diesen Duft ja eigentlich nur die in die Mundhöhle mündenden Drüsen in Betracht kommen, doch ist von diesen nicht bekannt, daß ihre Absonderungen überhaupt duften. So spricht die Beobachtung eigentlich mehr für einen guten, gesunden Magen, denn die Düfte eines kranken Magens sind nicht mehr schön. — Eine Frau soll ganz anders duften als eine Jungfrau, und zwar soll sich das mit der Entjungferung einstellen. Es kann also unter Umständen für ein junges Mädchen recht unangenehm sein, wenn Vater oder Mutter scharf zu riechen vermögen. — Ebenso gerühmt wird der Duft der weiblichen Brüste. — Da, wie angegeben wird, der Duft verschiedener Frauen Ähnlichkeit besitzt mit den Düften verschiedener Parfüme, so ist es durchaus verständlich, daß die Frauen solche benutzen, um den eigenen Körperduft zu erhöhen und sich dadurch dem geliebten Manne, dem ihr Körperduft zusagt, noch angenehmer zu machen. Oder eine Frau versucht ihren eigenen Körperduft, der dem Manne weniger zusagt, durch ein ihm angenehmes Parfüm zu ersetzen und zu verdecken. Die Parfüme werden endlich gebraucht, um die namentlich in heißen Ländern ziemlich strengen Düfte der Geschlechtsteile zu verdecken durch dem Manne angenehme Düfte. Strenge Reinlichkeit an den Geschlechtsteilen ist ja, namentlich im Süden, überhaupt nötig.

Die bekannte Schriftstellerin Karin Michaëlis scheint ebenfalls zu den stark riechen könnenden Menschen zu gehören. In ihrem Buche „Das gefährliche Alter“ läßt sie ihre Heldin sich auf S. 118 in folgender Weise äußern:

„Männer sollten keinerlei Parfüm gebrauchen. Der Schöpfer hat sie darin mit allem versorgt. Mit Frauen ist es eine ganz andere Sache, finde ich.“

Diese Äußerung ist sehr interessant: auf die Frau wirkt der Duft des Mannes sehr stark, der der Frau augenscheinlich viel schwächer. Das ist dann auch wahrscheinlich der Grund, warum in den literarisch niedergelegten Äußerungen der Männer stets der Duft der Frau hervorgehoben wird, nicht der des Mannes. Nur der fremde Duft wird stark wahrgenommen und wirkt erregend. Das wird auch bewiesen durch das Empfinden der homosexuellen Männer: diese rühmen den Duft der anderen Männer, der für sie ein Geschlechtsduft ist und sie erregt.



Auf derselben Seite wie oben, sagt Karin Michaëlis:

„Wir stammen vielleicht von Hunden ab, da der Geruch einen so mächtigen Einfluß auf unsere Sinne hat.“

„Ich will mich anheischig machen, im Stockdunklen, nur mit Hilfe meines Geruchssinnes, jeden Mann zu finden, den ich kenne, insofern ich ihm nahe genug gewesen bin, um seine Atmosphäre zu spüren. Es ist eine Schande, es einzugestehen, aber mit Männern geht es mir, wie mit Blumen, ich schätze sie nach dem Dufte. Ich entsinne mich eines kleinen englischen Kellners, wenn der nur an meinem Stuhle vorbeiging, war es mir, als seien alle meine Poren und Sinne geöffnet. — Ein Glück, daß Richard dabei war!“

„Das war auch der Grund, warum ich Herrn von Brinckens Berührung nicht duldete — und deswegen bekam Richard Macht über meine Sinne.“

„Jedesmal, wenn ich in den Stengel der Stiefmütterchenblüte beiße, habe ich ein Wollustgefühl, wie damals als der englische Kellner mich so irritierte.“

Diese Sätze sind sehr interessant und wichtig. Wir stammen allerdings nicht von Hunden ab, aber von Vorfahren, für welche der Geruchssinn der wichtigste Sinn war, das können wir als sicher annehmen, sowohl für unsere tierischen Vorfahren, wie auch noch, zum Teile wenigstens, für unsere menschlichen. Die Frau, die hier in Rede steht, schätzt die Männer, wie die Blumen, je nach dem Dufte; der kleine englische Kellner erregt sie schon in dem Augenblicke, den er braucht, um an ihrem Stuhle vorüberzugehen; so stark ist sein Duft, und dieser Duft entspricht wieder dem, der von dem zerbissenen Stengel der Stiefmütterchenblüte ausgeht. Dieser wäre also ein direkter Ersatz des Männerduftes durch einen Pflanzenduft, geradeso, wie die Parfüme Frauendüfte zu ersetzen imstande waren. Solche Parfüme würden infolgedessen auch den Geschlechtssinn zu erregen imstande sein.

Weiter schildert Karin Michaëlis in ihrem Buche, wie die Frauen in Photographien wühlen. Eine von ihnen hält dabei unwillkürlich einzelne Bilder an die Nase, um den Geruch wahrzunehmen. Ein sicheres Zeichen dafür, wie stark und regelmäßig der Duft im gewöhnlichen Leben auf diese Frau einwirkte. (S. 117.)

Karin Michaëlis beschreibt sogar, daß der Duft des Mannes sich übertragen läßt: Ein Mann arbeitet im Garten, sein Geruch überträgt sich auf eine Dienerin, die dort mit ihm spricht, und gelangt auf diese Weise zu der Herrin. Eine derartige Angabe spricht jedenfalls schon für ein sehr hochgradiges Geruchsvermögen. (S. 56.) Dieselbe Herrin ist sehr empfänglich für Pflanzendüfte: Der Duft der Birkenrinde, welche sie sorgfältig von jedem Holzscheite abblättert, bevor es in den Kamin kommt, ist für sie berauschender als der des feinsten Weines. Sie sitzt und träumt darüber wie ein Trinker über seiner Flasche. (S. 50.)

Diese Beispiele mögen genügen. Sie erklären so manches im Seelenleben des Menschen, was sonst dem Verständnisse trotzt.

Wir haben gesehen, daß es auch jetzt noch in den Kulturnationen Europas Menschen gibt, für die der Geruchssinn von großer Bedeutung ist. Ein jeder Mensch ist anders gebaut als alle anderen. So sind auch seine Sinnesorgane nicht gleich entwickelt denen eines anderen Menschen. Die Sinnesorgane sind aber die einzigen Wege, auf denen uns Kenntnis wird von der uns umgebenden Welt. Ebenso ist die Art der Verbreitung der Sinnesorgane im Gehirne bei jedem Menschen anders; so ist es klar, daß jeder Mensch andere Nach-



richten von der ihn umgebenden Welt erhält und daher naturgemäß auch anders über sie denken wird. So kann es kommen, daß die Menschen sich gegenseitig nicht verstehen und sich überhaupt nicht verstehen können. So kann gegebenenfalls dieselbe äußerliche Einwirkung bei verschiedenen Menschen ganz verschiedene Wirkungen hervorrufen. Hieran sollten wir stets denken, wenn wir nähere Beziehungen zu anderen Menschen eingehen, und namentlich die nächsten, wie es durch die Ehe geschieht. Ohne irgendwelche sonstige eigene Schuld können aus der angegebenen Ursache in der Ehe äußerst unheilvolle Zustände sich herausbilden. Da die Organeigenschaften dem Menschen angeboren sind, so ist es auch unmöglich, sie zu ändern.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Die Frau als Interpretin der Frauengefühle.

Von Dr. S. Weißenberg in Elisabethgrad, Ukraine.

Ich übe seit 25 Jahren Gynäkologie aus und muß oft Frauen in Angelegenheiten beraten, die für mich blauer Dunst sind, im besten Falle ohne jede Nachprüfung übernommene Doktrin, dazu noch männlich gefärbt. Andererseits fallen mir oft Tatsachen und Fragestellungen auf dem weiblichen Sexualgebiet auf, die ich als Mann nicht beurteilen kann und die doch, wie mir scheint, beurteilt werden müssen, aus dem Grunde schon, um ein Erkennen des Weibes zu erlangen und somit ein richtiges Verständnis zwischen den Geschlechtern anzubahnen. Ich will hoffen, daß ich nicht ganz allein so unbeholfen bin und daß noch manch anderer Mann das Bedürfnis empfindet, in die sexuellen Gefühle des Weibes tiefer eindringen zu können. Hier ist ein Gebiet, dessen Erschließung aber nur der Frau selbst möglich ist und wo sie konkurrenzlos zum Segen ihres eigenen Geschlechtes arbeiten kann. Im Glauben, daß Deutschland jetzt genug wissenschaftlich gebildete Frauen hat, die ernsthaft an sexuelle Probleme herantreten wollen und können, will ich an dieser Stelle sexuelle Fragen aufwerfen, deren vollkommen unzulängliche Beachtung mir längst in meiner Berufstätigkeit Schwierigkeiten bereitet. Es sind Zweifel, auf die nur Selbsterlebtes, Selbstdurchdachtes und nicht im geringen Maße nur unmittelbar Selbsterfühltes Bescheid geben kann. Die Frau ist somit die erste und letzte Instanz, an die wir in diesen Fragen appellieren können und sie selbst wird ihr Gefühlsleben interpretieren und uns belehren müssen.

Das eigentliche Geschlechtsgefühl des Menschen beginnt mit der Pubertät. Die früher auftretenden sexuellen Sensationen haben für meine Betrachtung keinen Wert, da ich hier nicht von allgemein libidinösen, sondern von den im engeren Sinne geschlechtlichen Gefühlen handeln will. Nun wissen wir, daß der Geschlechtstrieb beim Jüngling ziemlich jäh und stark auftritt und sich durch mehr oder weniger regelmäßige Pollutionen kundgibt, falls er nicht durch Onanie befriedigt wird oder auch trotz dieser. Wie verhält sich nun in dieser Beziehung der Backfisch? Reagiert sein Körper auf geschlechtliche Erregung ebenfalls mit Pollutionen oder in irgendeiner anderen Weise? Möglich übrigens, daß das Mädchen in diesem zarten Alter überhaupt noch keine Geschlechtserregung im eigentlichen Sinne des Wortes, verbunden nämlich mit irgendwelchen Gefühlen in den Geschlechtsteilen, wie es sogar schon das männliche Kind in der Erektion bietet, empfindet. Dies ist vielleicht daraus zu schließen, daß gewöhnlich auch ältere Mädchen bei freiem Umgang mit Jünglingen geschlechtlich nicht erregt werden, daß Bräute bei stundenlangen Liebeleien mit ihrem Bräutigam oft keinen Drang nach Sexualverkehr fühlen, und sogar Frauen nicht selten erst nach jahrelangem ehelichen Verkehr den wirklichen Geschlechtsgenuß kennen lernen. Ich habe, wie mir scheint, oft die Beobachtung machen können, daß der Backfisch und sogar die Jungfrau nicht nach dem

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!



Geschlechtsakt streben, sondern einzig und allein im Umarmen, endlosem Küssen und Liebesbeteuerungen das Ziel suchen und ihre Befriedigung finden. Ganz umgekehrt der Jüngling. Für ihn sind Küsse nur Vorstadien, und hindern ihn ethische oder soziale Bedenken an der Befriedigung, so kommt es nicht selten zu Ejakulation. Ist ein ähnlicher Vorgang bei Jungfrauen bekannt?

Hier sei nebenbei bemerkt, daß Angstzustände, besonders während der Prüfungen, bei Jünglingen manchmal zu Erektion und Ejakulation führen. Ist etwas ähnliches bei Jungfrauen beobachtet worden?

Lassen wir das Geschlechtsleben der Frau mit der Menstruation beginnen, so wäre es von Interesse zu erfahren, welche Rückwirkungen dieser Prozeß auf die Psyche der Mädchen ausübt, und zwar in allen seinen Erscheinungsformen, verbunden mit geringerer oder stärkerer Blutung, mit geringeren oder stärkeren Schmerzen, mit früherem oder späterem Auftreten u. dgl. Manche Mädchen sind froh bei, auch längerem, Ausbleiben der ihnen widerwärtigen Blutung, für andere ist dies aber eine bange Zeit, während welcher ganz absurde Ideen in den Sinn kommen, bis auf Schwangerschaft ohne jeglichen Verkehr, was nur von absoluter Unkenntnis des Lebens zeugt. Manche schätzen jeden Tropfen Blut und verhalten sich wie schwer Kranke, andere tanzen ganze Nächte hindurch.

Ich habe schon erwähnt, daß die Geschlechtsbefriedigung durchaus nicht immer den Endzweck der Liebeständelei der Mädchen bildet. Es scheint, daß in solchen Fällen nicht physische, sondern eher psychische Gefühle erweckt werden. Damit im Zusammenhang steht vielleicht die Tatsache, daß der erste Beischlaf nichts weniger als angenehm empfunden wird, auch wenn er ohne starken Schmerz verläuft. Manchmal führt er sogar zu gerade entgegengesetzten Empfindungen, ja zur Enttäuschung und Behauptung, daß die Liebe seiner nicht bedarf. Selbstverständlich ändert sich dies Gefühl bei normal Angelegten im weiteren Eheleben. Da die meisten Mädchen keine Kenntnisse vom Bau der Geschlechtsteile sowie vom Geschlechtsleben besitzen, so geschieht es nicht selten, daß manches ohne ihre Mitschuld defloriert wird.

Hier taucht die sozial-forensisch sowie medizinisch gleich interessante und wichtige Frage auf, ob ein Mädchen ohne oder sogar gegen seinen Willen mißbraucht werden kann. Ich glaube sie nach Obigem bejahen zu dürfen. Der einfachste Fall ist wohl der, wo das Mädchen, ohne irgendeine Ahnung vom Trachten ihres Geliebten zu haben, ihrer Meinung nach unschuldige Umarmungen und Entblößungen gestattet, bis es zur unerwarteten und unverstandenen Immissio penis kommt, die erst zur Klärung führt. Ein Fall wird mir unvergeßlich bleiben, wo ein unter solchen Umständen defloriertes intelligentes Mädchen auf meine Frage, wie dies eigentlich vor sich ging, sichtlich keine Ahnung vom natürlichen Vorgang hatte und vom Herumtupfen mit den Fingern sprach.

Aber auch in solchen Fällen, wo das Mädchen volle Kenntnis vom Geschlechtsvorgang besitzt, glaube ich an ihrerseits ungewollte Defloration in solchen Fällen denken zu dürfen, wo die Liebeserregungen bei hyperästhetischen Naturen sich zu solcher Höhe steigern, daß das erotische Lustgefühl alle anderen Empfindungen, auch das der Selbsterhaltung unterdrückt. Diesen Moment nutzt der Liebhaber, selbst bis zur Vergessenheit erregt, aus, um es vielleicht nach einer Minute zu bereuen.

Hierzu sind wohl auch jene Fälle zu rechnen, wo die Mädchen behaupten, im Schlaf mißbraucht worden zu sein. Nun ist es ja bekannt, daß der Schlaf ein sehr tiefer sein kann, und daß mit dem Schlafenden verschiedene Manipulationen ausgeführt werden können, ohne ihn aufzuwecken. Wird noch hypothetisch zugelassen, daß Liebkosungen mit der Schlafenden entsprechende wollüstige Träume bei ihr hervorrufen können, so wird auch die Möglichkeit des Beischlafes im Schlaf zugegeben sein. Ähnlich während des hypnotischen oder hysterischen Zustandes.

Meine Behauptungen werden wohl nicht ohne Widerspruch bleiben. Ich bin auch selbst von ihrer Richtigkeit nicht ganz überzeugt und möchte sie deshalb zur Diskussion gestellt haben. Jedenfalls stößt man alltäglich auf Fälle, die keine andere Erklärung als die meinige zulassen. Es handelt sich ja meistens um Beurteilung von Schwangerschaftsfällen bei Mädchen, die jeden Geschlechtsverkehr negieren. Hier überall Simulation zu vermuten, hieße, meiner Meinung nach, zu weit gehen. Nebenbei sei bemerkt, daß mich in meiner Ansicht die nicht seltene Erscheinung bestärkt, wo ältere Mädchen, die in allem Bescheid wissen, das Ausbleiben der Regel gleichgültig hinnehmen und sich zum Arzt erst spät mit allen möglichen Klagen wenden, ohne von ihrem Zustande etwas zu ahnen, obgleich sie an einer Schwangerschaft nicht nur kein Interesse haben, sondern eine solche ihre ganze Existenz bedroht.

Selbstverständlich ist hier von solchen Fällen abgesehen, wo Schwangerschaft ohne Defloration erfolgte, — auch ein strittiger Punkt, der aber für mich klar



ist, nachdem ich mehrere unzweifelhafte Fälle von Graviditas bei unperforiertem Hymen beobachtet habe. Es handelte sich um Beischlaf zwischen den Schenkeln, während welchem die Ejakulation doch in ganz unmittelbarer Nähe der Vagina geschehen ist, der Samen sogar in die Vagina aus einiger Entfernung hineingespritzt sein kann. Von der Existenz solcher Fälle bin ich in letzter Zeit um so mehr überzeugt worden, als der jetzt leider allzu häufige Coitus interruptus, der nur graduell vom Coitus inter femora verschieden ist, ebenfalls nicht selten zur Schwangerschaft führt, und zwar in solchen Fällen, wo dem Aussagen des Mannes voller Glauben zu schenken ist.

Kehren wir zur Schwangerschaft des ahnungslosen Mädchens zurück, so möchte ich zur Illustration des Obigen einen besonders interessanten Fall anführen. Er betraf eine junge, seit 3 Monaten verheiratete intelligente Frau, die mich wegen einer „Geschwulst im Leibe" aufsuchte. Ich konstatierte eine 5 monatige Schwangerschaft mit schon klar wahrzunehmenden fötalen Herztönen. Diese Entdeckung verblüffte die Unglückliche ganz und gar, und sie erzählte unter Schluchzen folgendes. Sie war längere Zeit mit einem weitläufigen sehr braven Verwandten verlobt. Vor etwa 5 Monaten suchte sie ihn in seinem Wohnort auf und mußte bei der herrschenden Wohnungsnot auf seinem Zimmer übernachten, worin sie nichts Anstößiges fand, da der Bräutigam ihr sowie ihrer Eltern volles Vertrauen genoß. Sie beteuerte, daß der Bräutigam weder zu ihr ins einzige Bett, daß er ihr zur Verfügung gestellt hat, kam, noch irgend etwas anderes Unsittliches sich erlaubte. Das Nichteintreten der Menstruation seit jener Zeit bereitete ihr keinen Kummer, da sie auch vorher beinahe ein halbes Jahr lang infolge der schlechten Ernährung während des allgemeinen Hungers nicht menstruiert hat. Da sie aber ihren Eltern, die gegen ihre Verlobung mit einem Kommunisten waren, nicht zuwiderhandeln wollte, hatte sie sich vor drei Monaten mit einem anderen Manne verheiratet, der ihren Bräutigam nicht nur kannte, sondern mit ihm befreundet war. Die prima nox verlief mit dem im Volke üblichen Zeremoniell, das darin besteht, daß den Verwandten das blutige Brauthemd vorgezeigt wird. — Die Dame verabschiedete sich von mir mit der Absicht, die mir gegebene Schilderung vor ihrem Manne zu wiederholen. Nach einigen Tagen kam sie wieder und erklärte, sie habe nur gewagt, ihrem Manne erst Andeutungen über ihren Zustand zu machen, was er aber als Spaß auffaßte, da er den früheren Bräutigam als ehrenhaften Mann kennt, wobei er hauptsächlich auf das Blutzeugnis ihrer Unschuld pochte.

Wie ist der Fall zu deuten? Ist hier die Annahme einer Simulation zulässig? Zweifellos wurde der Beischlaf in irgendwelcher Form in jener Nacht ausgeübt. Das Mädchen gab sich aber vom Vorgefallenen entweder aus Unkenntnis der elementarsten Dinge oder wegen der unbewußten Vollziehung des Prozesses keine Rechenschaft. Jedenfalls hätte sie bei irgendeinem Verdacht auf Schwangerschaft ihrerseits dem ersten Bräutigam nicht zu entsagen brauchen, und sie wäre dann nicht in die schlimme Lage geraten, aus der sie jetzt keinen Ausgang sieht.

Ich konferierte häufig über solche Fälle mit Kolleginnen, fand aber bei ihnen leider wenig Verständnis für meine Fragestellungen. Nicht verschweigen will ich aber, daß eine erfahrene ältere Gynäkologin meine Zweifel mit dem Ausspruch zu lösen suchte: „Glauben Sie den Frauen nicht!" —

Ich möchte in diesem Zusammenhange einer hier verbreiteten Volkssitte gedenken. Die ukrainische Jugend huldigt seit jeher dem Brauch, die langen Winterabende zusammen unter Gesang und Tanz in einem gewöhnlich bei einer lustigen Witwe eigens dazu gemieteten Raume zuzubringen. Sind die Versammelten des Spieles satt, so wird das Licht ausgelöscht, und alles wirft sich auf den Boden zum Schlaf hin. Manche Forscher wollen darin ein Überbleibsel der Promiskuität sehen. Hier lernt sich die Jugend kennen, hier wird aber auch manches Mädchen zum Fall gebracht. Kommt es zu Folgen, so wird die Unglückliche nicht nur von der Jugend verhöhnt, sondern auch häufig von den Eltern verstoßen, die diesen Versammlungen abhold sind, obgleich sie ihre hohe Schule meistens selbst durchgemacht haben. Nach Aussagen der Beteiligten suchen die Mädchen den Anforderungen der Jünglinge dadurch zu widerstehen, daß sie die Beine fest kreuzen und den Schlaf meiden. Nicht selten wird aber das eine oder andere Mädchen so erregt, daß ihre Wollust schließlich dennoch das sonst Vermeidliche geschehen läßt.

Hier ist es vielleicht noch am Orte, einige Worte über die unblutige Defloration zu sagen. Bekanntlich ist das Hymen nicht immer dick und nicht immer so ausgebreitet, daß es nur eine kleine Öffnung für den Blutabfluß freiläßt. Manchmal ist es nur hart und saumartig, so daß man frei und schmerzlos einen Finger in die Scheide einführen kann. In solchen Fällen ist es auch möglich und kommt es auch wirklich vor, daß bei nicht violenter Immissio das Hymen sich nur dehnt und nicht zerreißt. Nicht selten hat der Arzt Fälle auf Jungfräulichkeit hin zu begutachten. Es war mir unter



solchen Umständen manchmal schwer zu entscheiden, ob das Mädchen trotz der Weite des Introitus und trotz Spuren eines Traumas sich der Immissio bewußt war, und zwar bei, nach Aussage des Bräutigams, unzweifelhaft ausgeübtem regelrechtem Beischlaf. Möglich ist auch die absichtlich behutsame Einführung des Gliedes, um des Verdachtes auf vollführten Beischlaf frei zu sein. Aber nicht das hat für mich Interesse, sondern der Umstand, daß der noch unerfahrenen Frau die Immissio, wie es scheint, nicht immer zum Bewußtsein gelangt, wohl infolge der noch mangelnden oder mangelhaften Erregung und der entsprechenden Gefühllosigkeit der vaginalen Nerven, die erst allmählich zur Reaktion erzogen werden. Vielleicht ist diesem Umstande auch manche unbewußte Schwängerung zuzuschreiben. Übrigens scheint mir, daß auch mancher Mann die erstmalige Immissio kaum bemerkt, da nicht selten beide Teile nicht wissen, wie weit sie eigentlich gekommen sind.

Die Libido soll beim Manne früher auftreten und im allgemeinen stärker sein. Ich habe schon oben bemerkt, daß bei jungen Mädchen zwischen physischer und psychischer Libido unterschieden werden muß. Ob das immer der Fall ist, darüber muß die Frau selbst uns aufklären. Jedenfalls scheint bei vielen Frauen die wirkliche Libido, das Drängen nach geschlechtlicher Befriedigung, erst spät in der Ehe, manchmal einige Jahre nach regelrechtem Geschlechtsverkehr einzutreten und manche Frau wird zum Warmbluter sogar erst als Vierzigerin, wie es so trefflich Balzac geschildert hat.

Was die Stärke des Triebes anbelangt, so glaube ich, daß diese wesentlich von der Erziehung und Kultur abhängt. Die polygamische Natur des Mannes, die damit im Zusammenhang stehen soll, ist noch nicht bewiesene Tatsache. Jedenfalls bildet aber die Polygynie wie auch die Polyandrie eine gewisse Kulturstufe im Leben der Menschheit, und wenn erstere viel weiter verbreitet ist, so hat dies mit der Libido wenig zu tun, sondern ist eher als soziale Erscheinung zu betrachten. Daß Kultur und Erziehung in dieser Beziehung manche Zügel auferlegen, wurde für mich während des Weltkrieges klar. Die eheliche Treue und geschlechtliche Sittlichkeit sollen ja auch in Westeuropa stark gelitten haben. Hier in Rußland war es besonders beim bäuerlichen Volk ganz gewöhnlich, daß die zu Hause zurückgebliebene Frau mit irgendeinem anderen ein Verhältnis anknüpfte. Auch war es keine Seltenheit, daß der vom Felde zurückkehrende Gatte von der Frau geschlechtlich angesteckt wurde. Dagegen ist mir kein einziger solcher Fall unter dem jüdischen Teil der Bevölkerung bekannt. Außerdem scheinen die unliebsamen Folgen des Geschlechtsverkehrs manche Frau vor Mißbrauch der Freiheit zu bewahren, und wenn ich auch die weibliche Schamhaftigkeit und Sittsamkeit als Resultat einer langdauernden Erziehung nicht ganz unberücksichtigt lassen will, so ist doch die Frau uns darüber noch eine aufrichtige Antwort schuldig, ob ihre zweifellos geringere geschlechtliche Ausgelassenheit nicht in der Furcht vor jenen Folgen ihre Wurzel hat.

Die normale Libido ist mit der Neigung zur Person verbunden. Abgesehen von der Prostitution, die von den meisten Männern nur als „hygienische" Maßregel betrachtet wird, und von jenen seltenen Fällen, wo Frauen sich ebenfalls dem ersten besten hingeben, da sie dem unbefriedigten Geschlechtstrieb nicht länger widerstehen können, wird Befriedigung nur mit der Person empfunden, die Sympathie erweckt durch ihr Äußeres und Inneres. Nun läßt sich letzteres nur schwer beurteilen, dagegen sind für ersteres gewisse Normen vorhanden, die in Beziehung auf dies weibliche Geschlecht von Männerseite mehrmals beschrieben worden sind. Es wäre aber auch ohne Zweifel interessant, ein Buch über „Die Schönheit des Mannes" zu haben, von einer Frau dargestellt. Übrigens wäre es nicht weniger interessant, von Frauenseite auch Schilderungen und Urteile über Charakter und Körpereigenschaften des Weibes zu erhalten, da manches ohne Zweifel der Frau vom Manne, als ihrem vermeintlichen Diener oder Herrn, imputiert wird, was ihr am wenigsten zusagt.

Zum eigentlichen Endziel aller Liebe, dem Beischlaf, übergehend, muß gesagt werden, daß wir viel über Geschlechtsperversitäten wissen, fast nichts aber über den normalen Ablauf der Physik und Psychik des Beischlafes beim Weibe, und zwar aus dem naheliegenden Grunde, weil die Perversitäten auch vom Manne studiert werden können und wirklich ausschließlich von diesem auch studiert worden sind, während die normalen spezifisch verblichenen Vorgänge nur dem Weibe bekannt sind und nur von diesem dargestellt werden können, was aber bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Der einzige Zweck der Ehe im Tierreich ist die Fortsetzung des Geschlechts. Der Mensch hat es durchgesetzt auch hier abändernd zu wirken. Besonders war es die intelligente Frau, die empört darüber, nur Brutkasten zu sein, alle weiblichen Funktionen abschwörte. Ihr folgten teilweise auch die arbeitenden Klassen, denen es im Kampfe ums Dasein wirklich schwer war, eine größere Kinderzahl zu er-



nähren und zu erziehen. Ist das letzte richtig, so war das erste nicht nur falsch, sondern auch naturwidrig. Wie dem aber auch sei, das Verlangen nach Kindern ist dem Weibe tief eingeboren und ist deshalb imstande alle Hindernisse zu überwinden, obgleich es zeitweilig aus verschiedenen Rücksichten verdrängt werden kann und muß. Schon junge Mädchen hegen im Geheimen Pläne, wie sie ihre Kinder erziehen werden und legen oft dem Arzt die scheinbar dumme, ihn stutzig machende Frage vor, ob sie gesund und konzeptionsfähig sind; da sie vor allem Kinder haben möchten und widrigenfalls auf die Heirat verzichten werden. Andererseits wird der Arzt nicht selten nur darum konsultiert, um Vorbeugungsmittel schon für die erste Nacht zu erlangen. Vergehen aber einige Jahre ohne Konzeption, dann fühlen sich die Frauen sehr unglücklich und suchen um jeden Preis schwanger zu werden. Hilft das Kurieren nicht, so kann man vor sehr gewagten Schritten nicht sicher sein. So suchte mich eine Patientin von ihrer Konzeptionsunfähigkeit dadurch zu überzeugen, daß sie unter Erröten gestand, mit einem Freunde des Hauses erfolglos verkehrt zu haben und als ich, wie oft vorher, sie ganz gesund erklärte, gebar sie ein Jahr darauf ein Kind trotz der Azoospermie des Mannes. Ich könnte noch mehrere ähnliche Fälle zitieren, die aber jedem praktichen Arzte bekannt sind und den Kinderwunsch der Frau als mächtigen Instinkt charakterisieren. Daß sie dabei keine klare Vorstellung vom Prozesse der Empfängnis hat, ist in unserer aufklärungsreichen Zeit kaum zu verstehen. Einerseits ist es der Frau sehr schwer beizubringen, daß sie nicht der alleinschuldige Teil einer etwaigen Kinderlosigkeit der Ehe sein muß, wobei die Antwort stereotyp lautet: „Mein Mann ist vollkommen gesund.“ Als ungesund, zeugungsunfähig werden dabei Männer mit erschöpfenden Krankheiten verstanden, die auf die Spermabereitung aber in Wirklichkeit keinen Einfluß haben. Andererseits glauben viele Frauen, daß die Verhütung der Schwängerung einzig und allein vom Willen des Mannes abhänge. Wie oft kommt es dadurch zu vorwurfsvollen und tränenreichen Szenen, indem der junge Ehemann beschuldigt wird, treulos gehandelt und sein Versprechen nicht gehalten zu haben, da die eingetretene Schwangerschaft alle Pläne der jungen strebsamen Gattin zerstört und sie ihre Stellung oder ihr Studium jetzt aufgeben muß. Diesen Klagen ist aber Abhilfe geschaffen worden, seitdem die Sowjetregierung die freie Ausübung der Abtreibung dekretiert hat.

Die schwangere Frau ist ein heiliges von der Natur gesegnetes Gefäß. Sie wird aber nur selten als solches vom Gatten und der Gesellschaft behandelt, meistens aber von beiden mißhandelt. Und „mit Recht“ möchte ich fast sagen: Denn was wissen wir von den Erlebnissen und Gefühlen einer Frau in diesem Zustande? Als Arzt weiß ich, daß die Frau im Anfange manchmal sehr zu leiden hat, ich vermute, daß die ersten Kindesbewegungen ihr Freude machen und bin sicher, daß sie dem Ende mit Bangigkeit entgegensieht. Ich weiß aber nicht, was der Frau die Kraft verleiht, alle Unannehmlichkeiten geduldig zu ertragen und die Bangigkeit zu unterdrücken. Warum ist es seit Jahrtausenden keiner Frau eingefallen, genau tagebuchartige Notiz über ihre Erlebnisse während der Schwangerschaft zu führen? Wie die Zusammenstellung der Modejournale, so überläßt sie es auch hier dem Manne, ihr Wesen zu ergründen — eine Aufgabe, der er sich manchmal annahm, die aber für ihn unlösbar bleiben muß, da bloße Spekulation mit fremden Gefühlen doch keine Lösung ist.

Besonders aufmerksam verfolgt jede Schwangere die Entwicklung und das Leben der keimenden Frucht, weshalb das vermeintliche Ausbleiben der Kindesbewegungen, sowie die ihrer Meinung nach geringe Zunahme des Leibesumfanges sie nicht selten zum Arzt führt. Auch mit einer unerwünschten Schwangerschaft versöhnt sich die Frau allzubald, weshalb der Verdacht auf ein totes Kind sie sehr beunruhigt und eine wirklich abgestorbene Frucht zu den größten Unglücken gerechnet wird.

Und nun zur Geburt, dieser großen Erlösung vom Geheimnis der Schwangerschaft. Ist es nicht auffallend, daß dieser wunderbare Prozeß, um den herum die Volkskunde ein so dickes Netz von Aberglauben und Gebräuchen gesponnen hat, von derjenigen am meisten unberücksichtigt geblieben ist, die er doch einzig und allein angeht. Und doch muß dieses freuden- und zugleich qualvolle Erlebnis, nach dem jede Frau strebt, eine so hohe Fülle von Gefühlen erwecken, deren Schilderung ganz nur dem möglich ist, der sie selbst erlebt. Und dennoch schweigt die Frau darüber. Haben wir es mit Mangel an Mut oder mit dem Wunsche zu tun, das Geheimnis ungelüftet zu lassen? Und doch ist, was hier seelisch vorgeht, so bedeutend und so interessant, daß es die besten Schriftsteller immer von neuem reizt. An erster Stelle möchte ich in dieser Beziehung Tolstoi nennen, für den bekanntlich die sexuelle Frage überhaupt eine der wichtigsten war und der wohl deshalb auf die sexuellen Erlebnisse der Frau in seinen Schriften mehrmals zurückkommt. Besonders ist in dieser Beziehung sein Romann „Anna Karenina“ jedem Liebhaber feiner psychologischer Analyse der weiblichen Seele zu empfehlen. Dort



(Teil VII, Kap. 13—15) ist auch tief schön der Geburtsvorgang beschrieben [1]). Aber Tolstoi schildert hier eher die Erlebnisse des Gatten als die der Gattin, was ganz selbstverständlich ist, da er in deren Leiden sich erst hineindenken muß. Auch Emile Zola versuchte sich mehrmals an diesem Thema, aber, wie mir scheint, mit mehr publizistischem als ästhetischem Erfolg, so z. B. in „Fécondité Buch II, Kap. V. Anders der viel zarter fühlende Guy de Maupassant, der in seinem schönen Werk „Une vie" die Geburt sogar zweimal vor dem Leser sich begeben läßt, und zwar eine leichte beim Dienstmädchen (Kap. VII) und eine schwere bei der Freifrau (Kap. VIII). Aus der deutschen Literatur weiß ich nichts Ähnliches anzuführen. Dagegen ist mir hier eine weibliche Schilderung der Geburt von Friedel Merzenich (Das Schiffermännchen, Ullstein-Bücher, S. 195) bekannt, von der ich aber nicht sagen kann, ob sie von einer Frau oder von einem Fräulein stammt, das heißt, ob sie mit- oder nachempfunden ist.

Jedenfalls herrscht in allen diesen Schilderungen der sich bis zur Qual steigernde Schmerz vor. Ist aber dem wirklich so? Hat die Natur der Frau gar keine Erleichterung, gar keine Betäubung in Form von irgend welchen Lustgefühlen geschaffen, um die stundenlangen Geburtswehen beherrschen zu können und besonders den Durchtritt des Kopfes weniger empfindlich zu machen. Tolstoi, der Mann, sagt: „Sie litt, klagte und jubelte über diese Leiden, sie freute sich ihrer und liebte sie." Mehr Anhalt in dieser Beziehung gibt die neuere Ansicht, wonach jeder Schmerz an und für sich mit gewissen Lustelementen verbunden ist. Auch sollen Angst, Muskelanstrengungen u. dgl. erogen wirken. Erschwerte Defäkation führt bekanntlich beim Manne zur Erektion und Samenerguß. Eine Volksredensart lautet: Ein guter Sch... ist ein halber F... Falls Ähnliches auch von der Frau gesagt werden kann, so muß der Geburtsprozeß, wenn nicht vom Orgasmus, so doch wenigstens von irgendwelchen Lustgefühlen begleitet sein, darüber hat aber die Frau zu entscheiden und uns zu belehren.

Ich möchte noch einige mit Schwangerschaft und Geburt verbundene Punkte kurz streifen.

Ich erwähnte schon oben, wie deprimierend der Tod der Frucht auf die Mutter zurückwirkt. Um so mehr ist es der Fall, wenn das Neugeborene während der Geburt oder kurz darauf abstirbt. Die Liebe und Anhänglichkeit zum Kinde wächst überhaupt mit dem Fortschritt der Schwangerschaft. So nehmen die meisten Frauen die Fehlgeburt, falls es sich nicht um eine sehnlich gewünschte Erstschwängerung handelt, nicht nur ganz gleichgültig hin, sondern unter den jetzigen Verhältnissen sogar mit einer gewissen Befriedigung und hauptsächlich dann, wenn die Schwängerung wider Willen eintrat. Aber auch im letzteren Falle versöhnen gewöhnlich die ersten Kindesbewegungen die Mutter mit dem Unvermeidlichen. Sind die verschiedensten Abtreibungsmethoden mißglückt, so treten gewöhnlich Besorgnisse ein, ob jene dem Gedeihen der Frucht in irgendeiner Weise nicht schaden konnten, worüber erst mit den regelrechten Kindesbewegungen Beruhigung eintritt. Und doch kann jetzt noch niemand behaupten und noch weniger dafür bürgen, daß die vorgenommenen Abtreibungsversuche, oder die benutzten Vorbeugungsmittel wirklich das Wohl der Frucht nicht schädigen; dazu ist die Beobachtungszeit noch zu kurz und wird diesen eigentlich wichtigen Fragen noch gar keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls wird die Geburt einerseits als Erlösung, andererseits aber als freudiges Ereignis betrachtet. Fast unverständlich ist es meistens für den Mann, mit welcher Liebe das Neugeborene schon einige Sekunden nach den überstandenen Qualen von der Mutter überhäuft wird. Schreit es nicht bald, so bekommt man die angstvolle Frage zu hören: „Ist es tot?" — Glaubt die Mutter, daß das Neugeborene wenig sanft behandelt wird, so ermahnt sie darüber die Hebamme, und jede vermeintliche Unaufmerksamkeit dem Kinde gegenüber wird als persönliche Beleidigung aufgefaßt. Auf den ersten Kindesschrei reagiert die Mutter gewöhnlich mit einem freudigen und zufriedenen Lächeln auf verklärtem Gesicht, und nur zwei- bis dreimal ist es mir während langjähriger geburtshilflicher Praxis vorgekommen, daß die Mutter mit böser Stimme und, wie es schien, ganz ernst, die Umgebenden aufforderte, das nichtswürdige Lumpending wegzunehmen. Es handelt sich wahrscheinlich in solchen Fällen um einen durch die Schmerzen verursachten Affektzustand, der aber gewöhnlich in wenigen Minuten spurlos vorübergeht und der üblichen Zärtlichkeit Platz macht. Nicht im Widerspruch damit stehen jene traurigen Fälle, wo die Mutter ihr uneheliches Kind tötet — soziale Verkehrtheiten ersticken hier die Mutterliebe.

[1]) Ähnliche charakteristische Szenen sind auch im Roman „Krieg und Frieden" zu finden, so z. B. in Bd. II, Teil I, Kap. 7: Die ersten Kindesbewegungen, und Kap. 9—10: Die Geburt.



Psychologisch höchst interessant ist die Frage, warum die Geburt eines Knaben viel freudiger begrüßt wird als die eines Mädchens, und zwar nicht nur vom Manne, sondern auch von der Frau. Diese Herabsetzung des eigenen Geschlechts war und ist für mich ganz unverständlich. Handelt es sich doch nur in höchst seltenen Fällen um einen „Tronerben". Für gewöhnlich sollte doch das Geschlecht der Frucht besonders für die Mutter ganz gleichgültig sein. In Wirklichkeit wird aber der Arzt nicht selten schon in den ersten Schwangerschaftswochen mit der Bitte bestürmt, zu einem Jungen behilflich zu sein, und zwar in allen Volksschichten und speziell auch dort, wo das Mädchen sozial ebenso tüchtig sein kann wie der Junge. Liebe Frau, erkläre uns dieses Rätsel deiner Psychik!

Zum Abschluß ist noch das Verhalten der Gattin während der Niederkunft zu ihrem Gatten zu erwähnen. Dieses ist von sehr verschiedener Natur, indem gewöhnlich die Anwesenheit des Gatten verlangt, dieser aber auch nicht selten trotz seines Flehens ferne gehalten gewünscht wird. Im ersteren wie im letzteren Falle spielen verschiedene Motive mit. Einerseits scheint die angsterfüllte Gattin bei ihrem Gatten Verständnis und Mitempfinden zu suchen und auch gewöhnlich zu finden; manche Frau glaubt, daß ihre Qualen die Liebe sowie Anhänglichkeit des Mannes zu steigern imstande sind; dagegen will die andere Frau ihrem Mann durch ihre Pein klar machen, daß sie sich ihm nur seinetwillen hingibt, da das Zeugen ihr selbst nur wenig Freude bereitet. Andererseits will aber die Frau eben aus Liebe, deren Pfade sehr verschlungen sind, ihren Mann nicht zulassen, um ihm keinen Kummer zu bereiten.

Mit der Geburt ist aber das Zeugegeschäft noch lange nicht zu Ende, da darauf eine langdauernde, nicht weniger aufopfernde Periode des Stillens einsetzt. Nun scheint hier die Natur für die Frau ein tröstendes Äquivalent geschaffen zu haben, indem es längst bekannt ist, daß die Brust und besonders deren Warze eine erogene Zone bildet, sowie das Reizungen der Brust und speziell das Saugen des Kindes Gebärmutterzusammenziehungen hervorrufen, weshalb das Selbststillen auch behufs besserer Rückbildung der Gebärmutter empfohlen wird. Der Zusammenhang der Reize, ihre Höhe und ihr Charakter ist aber noch ein Geheimnis der Frau. Auf meine Frage, ob das Stillen nicht Wollustgefühle erwecke, errötete zwar manche Frau, ich möchte aber darin nicht die einzige Antwort sehen.

Wie die Menarche das junge Mädchen von dem ihm bevorstehenden Leben träumen läßt, so ist die Menopause wahrscheinlich mit Gedanken vom bevorstehenden weiblichen Ende erfüllt, das die meisten Frauen nicht ganz gleichgültig hinnehmen. Denn schon abgesehen von den rein physischen Unannehmlichkeiten dieser Periode, müssen die psychischen ebenfalls groß sein, da die Frau dadurch wieder, und zwar bedeutend früher als der Mann, in einen geschlechtlichen Zustand wie vor der Menarche eintritt.

Wenn ich, wie eingehends, an die Frau selbst nochmals appelliere und sie um Interpretation ihrer eigenen Gefühle ersuche, so strebe ich damit nur nach Wahrheit. Wir alle suchen unsere auf transzendentalem Wege gewonnenen Vorstellungen in die Umgebung zu projizieren, wodurch alles subjektiven Charakter empfängt. Die Wissenschaft als solche muß aber objektiv sein. Und wie z. B. die religiösen und sozialen Vorstellungen der Primitiven nicht durch die Missionäre und auch nicht durch den objektiv sein wollenden Forscher zu ergründen sein werden, sondern eher durch ihre eigenen Darstellungen, so muß auch die Vorstellungswelt der Frau von ihr selbst geschildert werden.

Bücherbesprechungen.

1) **Handwörterbuch der Sexualwissenschaft.** Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen. Herausgegeben von Max Marcuse. Bonn 1923, A. Marcus & E. Webers Verlag. 3. Lieferung.

Von Dr. jur. F. Dehnow.

In der vorliegenden 3. Lieferung stehen die von naturwissenschaftlicher Seite kommenden Beiträge im Vordergrunde des Interesses. Marcuse übt Kritik an den Vorstellungen von einem Fortpflanzungstrieb, Sudhoff stellt die Geschichte der Geschlechtskrankheiten dar, Ph. Kuhn ihre Hygiene, Knud Sand berichtet über Geschlechtsumwandlung, Liepmann über Frigidität des Weibes. Kronfeld liefert Beiträge über den Geschlechtstrieb, über Exhibitionismus und über Fetischismus. Hammerschlag beschreibt die Generationsvorgänge, erörtert die Geschlechtsmerkmale

des Weibes, sowie die Bedingungen der Fruchtbarkeit und die Indikationen für das Fruchtbarkeitsmaß. Siemens berichtet über geschlechtsabhängige Vererbung. Zu den besten Beiträgen gehören die aufs seriöseste durchgearbeiteten von Agnes Bluhm über Eugenik, über Früh- und Spätehe und über Geschlechtsbestimmung.

Der Psychologe Giese bespricht die Geschlechtsmerkmale des Mannes. Scheuer äußert sich über sexuelle Farbenlust, über die sexuelle Rolle des Fächers und über die „utopische" Idee des Gebärstreiks. Guradze gibt statistische Beiträge über Familie und Haushaltung. v. Wiese erörtert Feminismus und Antifeminismus. Frhr. v. Reitzenstein stellt sehr ausführlich (S. 126—138) sexuelle Feste und Riten dar.

Traumann gibt eine Darstellung der Vorstellungen von Geschlechtsehre. Mittermaier bespricht die Stellungnahme des Rechts gegenüber den Geschlechtskrankheiten, sowie den Frauenhandel und seine Bekämpfung. Bovensiepen liefert einen Beitrag über die exceptio plurium und befürwortet ihren Fortfall, so daß die mehreren Beischläfer sämtlich unterhaltspflichtig sein sollen. Sie hätten gemeinsam (?) ein gewisses Risiko auf sich genommen. Sie bilden eine gewisse Gefahrengemeinschaft und ‚wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um'. Auch hier müsse der alte deutsche Rechtssatz Anwendung finden, ‚wer den guten Tropfen genießt, muß auch den bösen genießen'. Der Steuerzahler soll nicht „für die außerehelichen Freuden anderer bezahlen". — Der Berichterstatter teilt nicht diese abgünstige und unfürsorgliche Stellungnahme gegenüber dem nichtehelichen Geschlechtsverkehr. Die von Bovensiepen zitierten Rechtssprichwörter waren schon in den alten Rechten nur primitive Abstraktionen; noch weniger haben sie Geltung für das heutige Recht, das immer mehr den Einzelnen „nicht in Gefahren umkommen" lassen und vor „bösen Tropfen" bewahren will. Die Beurteilung des nichtehelichen Geschlechtsverkehrs ruht ja freilich auf dem Ganzen der Lebensanschauung und läßt sich nicht ausdiskutieren. Wenn Bovensiepen den nichtehelichen Geschlechtsverkehr generell als eine „Gefahr" betrachtet, in der die betreffenden getrost „umkommen" mögen — so wird er unter der jüngeren geistigen Generation kaum irgendwo, unter der älteren Generation dafür um so mehr Zustimmung finden.

Timerding handelt in der ersten Hälfte seines Artikels „Sexuelle Ethik" über Ethik im allgemeinen, wobei er sich größerenteils an Philosophen früherer Zeiten, von Aristoteles bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, orientiert. Zur Ethik der neueren Zeit steht er in weniger nahem Verhältnis; die neuere Zeit sei, so findet er, „verhältnismäßig arm an neuen ethischen Ideen". Während Empirie „niemals Normen liefern" könne, habe „die auf religiöser Grundlage ruhende Ethik . . . eine viel größere Festigkeit". — Zur Ethik des Geschlechtslebens übergehend, erörtert er besonders das Keuschheitsprinzip und sondert „individualethische" und „sozialethische" Auffassung; dem Berichterstatter möchte freilich scheinen, daß jede den Lebenstatsachen zugewandte Sexualethik ohne weiteres individuelle und soziale Bedürfnisse nebeneinander berücksichtigt. — Die eugenische Grundforderung erbbiographischer Personalbogen lehnt Timerding mit der Bemerkung ab, es sei „die erforderliche Kontrolle durch viele Generationen nicht möglich". — Seine Schlußbemerkung, die steigende Kultur werde „nicht zu einer Verwilderung der Geschlechtssitten führen, sondern zu ihrer Verfeinerung und Veredelung", wird gewiß nicht Widerspruch finden.

2) Peritz, G.: **Einführung in die Klinik der inneren Sekretion.** Berlin 1923. S. Karger, 257 S.

Von Dr. Max Marcuse.

Das Thema ist aktuell, man darf sagen: ein Beispiel für das Walten der Mode auch in der Medizin. Damit sollen und können die ungeahnten Aufschlüsse nicht verkleinert werden, die der modernen Inkretionsforschung zu danken sind. Aber es soll damit ausgesprochen werden, daß diese Forschungsrichtung in Gefahr ist, den wissenschaftlichen Betätigungstrieb auch Unberufener auf sich zu ziehen und andererseits Blick und Urteil sogar Berufener unter der Einwirkung von zeit- und gruppenpsychischen Bedingungen, wie sie eben der Mode eigen sind, einzuengen und zu trüben. Auch in der besonderen Beziehung auf die geschlechtlichen Formen und Funktionen werden in diesem Sinne, wie Ref. glaubt, die Zusammenhänge allzu eifrig „aus einem Punkte", eben von der inneren Sekretion her, gesucht — und gefunden. Sowohl medikohistorische Erinnerungen wie unbefangene sachliche Betrachtungen machen es sehr wahrscheinlich, daß in einer späteren Epoche der medizinischen Forschung die Hormone im allgemeinen und die Sexualhormone insbesondere die allmächtige Rolle, die ihnen



neuerdings zugewiesen zu werden pflegt, nicht mehr spielen werden. — An den Einseitigkeiten und Übertreibungen, zu denen die neue Strömung zu führen droht, hat wohl der Umstand erheblichen Anteil, daß sie bisher wesentlich von der Physiologie, namentlich dem wissenschaftlichen Experiment getragen worden ist, während die Klinik im großen und ganzen sich länger von ihr zurückgehalten und nur auf gelegentliche Einzelbeiträge beschränkt hat. Daß deren Zahl unterdessen sehr groß geworden ist, erhöht nicht ihre Bedeutung für eine klare Herausarbeitung der Probleme und für eine Klarstellung dessen, was hier ist und was nicht ist. Es überrascht nicht, daß es ein vom Krausschen Geist befruchteter Forscher ist, der aus dieser Lücke und Gefahr in der bisherigen Inkretionsforschung die Konsequenzen zu ziehen unternimmt, und es muß Peritz die Anerkennung ausgesprochen werden, daß sein Buch eine solide Grundlage schafft, von der aus ein klarer Überblick über die Erscheinungsweisen der inneren Sekretion in klinischer Beleuchtung gewonnen werden kann. Es vermindert das Verdienst des Verfassers nicht, daß er zu dem Bilde kaum aus Eigenem beisteuert, sondern im wesentlichen nur zusammenträgt. Die Gesichtspunkte, unter denen, und die Kritik, mit der er dies tut, bestimmen den Wert seiner Arbeit. Das IV. Kapitel — Die Keimdrüsen — gibt eine vorzügliche Darstellung der Klinik der Sexual-Hormone. Dabei nimmt der Verf. in einigen Zweifelsfragen ausgeprägte persönliche Stellung. So betrachtet er das Problem der Geschlechtsbestimmung vornehmlich vom Standpunkte R. Goldschmidts. Die Verjüngung im Sinne Steinachs erscheint ihm nur als Wirkung einer Sekretshemmung und nachfolgenden Hormonresorption, also nicht als eine Regeneration, sondern als Aufpeitschung von biologischer und sozialer Bedenklichkeit. Den Pseudohermaphroditismus, zu dem auch der Ovotestes-Typus gehört, trennt er scharf vom echten Hermaphroditismus mit Hoden und Eierstöcken und deutet jenen als eine Entwicklungsstörung in der Zeit, diesen als eine solche im Ort. Die Homosexualität scheint ihm durch die Wolff-Pollsche Begründung als des stärksten Formgrades einer intersexuellen Zwischenstufe am verständlichsten gemacht zu sein.

3) Eitington, M.: **Bericht über die Berliner psychoanalytische Poliklinik** (März 1920 bis Juni 1922). Mit einem Vorwort von Prof. Dr. S. Freud. Leipzig, Wien u. Zürich 1923, Internationaler psychoanalytischer Verlag.

Von Privatdozent Dr. med. Karl Birnbaum.

Aus dem Bericht des Gründers des Instituts sei als den Interessenkreis dieser Zeitschrift berührend hervorgehoben, daß im ganzen 449 Patienten, davon 263 Frauen, zur Behandlung kamen, daß unter den Diagnosen Hysterie, Angsthysterie, Zwangsneurose, Depressionszustände besonders stark vertreten waren und schließlich, daß auch verschiedentlich sexuelle Anomalien: hysterische Frigidität, psychogene Impotenz, latente und manifeste Homosexualität sowie Sadomasochismus psychoanalytisch behandelt wurden.

4) Hoffmann, Erich: **Die Behandlung der Haut- und Geschlechtskrankheiten** mit kurzer Diagnostik. 4. verm. Aufl. Bonn 1923, A. Marcus & E. Webers Verlag

5) Joseph, Max: **Lehrbuch der Geschlechtskrankheiten** für Ärzte und Studierende. 9. Aufl. Leipzig 1923, Georg Thieme.

Von Dr. med. Kramm.

Die Vorzüge des kleinen dermato-venerologischen Führers von Hoffmann sind Klarheit und Zuverlässigkeit der Darstellung; die des umfangreicheren, nur die Geschlechtskrankheiten behandelnden Lehrbuchs von Joseph Gründlichkeit und Vielseitigkeit. Jenem Vorzug geht dabei der durchschnittliche Mangel der allzu großen Knappheit, diesem der der ungenügenden Konzentrierung des Stoffes durchaus ab. Beide Bücher erfüllen ihre besondere Aufgabe gut.

6) Brieger-Krebs: **Grundriß der Hydrotherapie.** 2. Aufl. Bonn 1923, Marcus & Weber. 149 S. Grundz. geh. 3.—, geb. 4.—.

Von Dr. med. Kramm.

Auch der Venereologe und Sexuologe unter den Medizinern kann dem Brieger-Krebs, dessen neue Auflage gegenüber der ersten Fassung erhebliche Korrekturen und Ergänzungen aufweist, wertvolle Ratschläge für die Behandlung seiner Kranken ent-

nehmen. Es wäre zu wünschen, daß die Hydrotherapie aus dem quasi Eigentum allzu archaistisch oder allzu merkantilistisch denkender Wasserdoktoren befreit und Gemeingut der gebildeten Ärzte werde, damit die Hülfen, die sie bietet, ausgenützt, aber ihre Grenzen respektiert werden. Wie festgefügt die Grundlage dieser therapeutischen Methode bereits ist, zeigt das vorliegende Buch; es dient den Bedürfnissen des ärztlichen Praktikers vorzüglich.

7) Többen, H.: **Die Jugendverwahrlosung und ihre Bekämpfung.** Münster i. W. 1922, **Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 245 S.**

Von Dr. phil. Else Voigtländer.

Das Buch stellt sich die dankenswerte Aufgabe, das „Verständnis für die Verwahrlosung in breitere Volksschichten hineinzutragen" und insbesondere eine Aufklärung über die medizinisch-naturwissenschaftlichen Grundlagen der Verwahrlosung zu geben. Die Arbeit gliedert sich in drei Abschnitte: Begriffsbestimmung, Ursachen, Bekämpfung der Verwahrlosung. Verwahrlosung wird bezeichnet „als eine Erschütterung des seelischen Gleichgewichtes in dem Sinne, daß das Triebleben aus den verschiedensten Ursachen heraus die Gesamtpersönlichkeit richtunggebend und einseitig beeinflußt und eine Entgleisung von dem geraden Wege der geordneten Lebensführung herbeigeführt hat". Die Ursachen der Verwahrlosung liegen teils in der Persönlichkeit selbst, teils in der Umwelt oder in beiden zugleich. Unter den ersteren sind „die von früher Jugend auf nachweisbaren Anlageschäden", Schwachsinn, Entartung und psychopathische Konstitution besonders wichtig, weiterhin Verwahrlosung unter dem Einfluß der Pubertät, in geringerem Umfange des Jugendirreseins, der übrigen Geistesstörungen und Nervenkrankheiten. Bei den Schädigungen durch die Umwelt werden die ungünstigen Einflüsse des Krieges und der Nachkriegszeit besonders ausführlich behandelt, des weiteren schlechte Familienverhältnisse, Unehelichkeit, Verwaisung, Wohnungsverhältnisse usw. Der dritte Teil bringt eine anschauliche Zusammenfassung aller der Bekämpfung der Verwahrlosung dienenden Bestrebungen mit Heranziehung der diesbezüglichen Gesetze. —

Anfechtbar erscheint die Ablehnung der Zerstörung der Fortpflanzungsfähigkeit minderwertiger Individuen unter Begründung als eines zu starken Eingriffs in die persönliche Freiheit und statt dessen der Vorschlag einer zwangsweisen Unterbringung derselben. Abgesehen von der Schwierigkeit der Durchführung ist das letztere doch eine weit schwerere Beschränkung der persönlichen Freiheit und würde für sozial harmlose, aber im Interesse der Vererbung minderwertige Individuen eine unnötige Härte bedeuten. — Sehr begrüßenswert ist entgegen den vielfachen Vorurteilen gegen die Fürsorgeerziehung älterer Jugendlicher das Eintreten für die Möglichkeit der Anordnung der Fürsorgeerziehung auch nach dem 18. Lebensjahr, besonders für Mädchen, die in diesem Alter am meisten sittlich gefährdet, aber oft noch zu retten sind. — Daß die Prostitution der jugendlichen Mädchen während des Krieges rapide überhand genommen habe, trifft nach meinen Beobachtungen für die späteren Kriegsjahre nicht mehr zu. — In bezug auf die homosexuelle Ansteckung unter dem Einfluß der Lehren Blühers scheinen mir die Befürchtungen des Verf. und anderer übertrieben. Eine Theorie, besonders eine falsche, wie die Blühers, kann wohl Begriffsverwirrung anstiften, aber doch unmöglich die reale Gefühlsrichtung eines Menschen verändern. Eine homosexuelle Verführung, die längst vor Blüher bekanntlich in Internaten usw. nicht selten war, wird nach wie vor persönliches Schicksal sein und ist nicht schwerer zu bewerten als andere jugendliche Verirrungen auch. Gerade im pädagogischen Interesse ist eigentlich die Annahme der Ansicht, daß die Homosexualität angeboren, nicht erworben ist, günstiger, weil sie unnötige Befürchtungen in bezug auf Ansteckung zerstreut. Wie weichliche Erziehung, lange Haare bei Jungen, Pagenfrisur bei Mädchen in dieser Hinsicht wirksam und bedenklich sein sollen, ist mir unerfindlich. — Psychologisch anfechtbar ist der Satz „Die Kinder sind infolge der fehlenden Ausgeglichenheit ihres Urteils noch sehr egoistisch. Ihre Liebe zu den Eltern ist oft, wenn auch nicht immer, äußerlich." Gefühle, wie Zuneigung und Liebe hängen wohl kaum von der Entwicklung des Intellektes ab, und es ist eine Verkennung der kindlichen Gefühlswelt, wenn ihre Anhänglichkeit an die Eltern nur als Quittung für Speise und Trank aufgefaßt wird. — In stilistischer Hinsicht sind einige Entgleisungen zu verzeichnen, so z. B.: „So würfelte ihn das Schicksal in früher Jugend umher, aber er trug die Sterne seines Schicksals in seiner eigenen Brust und widerstand tapfer allen Gefahren." (S. 168.) Die „Klinke des Strafgesetzbuches" soll wohl heißen „Klinge"! (S. 180.) — Für die Psychologie der verschiedenen Volksstämme interessant ist die Tatsache, daß in 6 von 33 mitgeteilten Fällen die Mutter Trinkerin gewesen ist, während in Sachsen mütter-



liche Trunksucht ganz selten begegnet, ebenso der mit Alkohol getränkte Schnuller kaum in Gebrauch ist.

Die Ausführungen des Verfassers sind durch Mitteilung von Fällen anschaulich gemacht. So ist das Buch zur Orientierung über alle einschlägigen Fragen sehr zu empfehlen.

8) Weichbrodt, R.: **Der Selbstmord.** (Abhandl. a. d. Neurologie, Psychiatrie usw. herausgegeben von K. Bonhoeffer, Heft 22.) Berlin 1923, S. Karger. 44 Seiten. Grundzahl 0,9.

Von Dr. jur. Alexander Elster.

Weichbrodt sucht vor allen Dingen der Meinung entgegenzutreten, daß für den Selbstmord Geistesgestörtheit wesentlich sei. So sagt er u. a.: „Wie man nicht das Verständliche der Tat als Beweis für die geistige Gesundheit anführen kann, so geht es nicht an, den Selbstmord an sich schon als ein Symptom einer geistigen Störung anzusehen oder zu behaupten, daß er fast immer krankhaften Zuständen entspringe". Ist dem letzten Satz durchaus zuzustimmen, so ist doch der Vordersatz nicht ohne Bedenken. Es scheint mir nicht richtig, zu sagen, das Verständliche einer Tat könne man nicht als Beweis für geistige Gesundheit anführen — natürlich nicht, wenn die Tat zwar in gewissem Grade verständlich, aber nicht ihre Motivierung ausreichend für den schweren Entschluß der Selbsttötung ist, — wohl aber, wenn das Verständliche in gehöriger Relation zu solchem Entschlusse steht. Anfechtbare Sätze wie dieser finden sich noch manche in der Schrift von Weichbrodt, die zwar ganz interessant zu lesen ist, aber wenig Neues bietet, und das, was sie gibt, ziemlich abgerissen aneinandergereiht ohne rechte Entwicklung des einen aus dem anderen. Philosophische und dichterische Gewährsleute werden neben die statistischen Ergebnisse gestellt. Richtig wird erkannt, daß wirtschaftliche und ethische Einflüsse, Volkscharakter, Jahreszeit, Nachahmungstrieb auf den Entschluß zum Selbstmord einwirken, aber wie diese Umwelteinflüsse und biologischen Bedingtheiten einander durchdringen, wie der freiwillige Tod das Ergebnis eines Gegeneinanderstimmens von sozialen und biologischen Belangen ist, das wird nicht erkannt, und bei der Erwähnung der biologischen Einflüsse wird das immerhin wichtige sexuelle Moment gar nicht gewürdigt, obwohl die Erwähnung mancher Fälle von Liebe und Haß dazu hätte Anlaß geben sollen. So fehlt es hier an der tiefer schürfenden Deutung der mit Fleiß zusammengetragenen, an sich bemerkenswerten Einzelheiten.

9) Friedjung, J. K.: **Die kindliche Sexualität** und ihre Bedeutung für Erziehung und ärztliche Praxis. Berlin 1923, J. Springer. 37 S. Grundzahl 2,—.

Von Dr. Max Marcuse.

Daß heute noch den Pädagogen und den Ärzten die Tatsache der kindlichen Sexualität erklärt und an Beispielen deutlich gemacht werden muß, ist ohne die teils biologisch, teils soziologisch bestimmte Tendenz des Erwachsenen, die Äußerungen des kindlichen Sexuallebens auf jede nur mögliche Weise einzuschränken, andererseits sich über die sexuelle Natur derartiger Äußerungen hinwegzutäuschen, nicht verständlich: „so hat die Forschung wohl das Märchen vom Paradies als ein Phantasiegebilde frommer Wünsche enthüllt, das Paradies in der Ontogenese aber, die asexuelle, unschuldige Kinderzeit, darf immer noch wissenschaftlich vertreten ... werden." Und wo wirklich jene Verschleierungstendenz gegenüber eigenen und fremden Kindheitserlebnissen sich nicht mehr durchsetzen kann, sondern den fraglosen Beobachtungen und Einsichten nachgibt, da wird die so vermittelte Erkenntnis meist mit einer Klage und Anklage darüber verknüpft, daß es „so traurig mit der Menschheit bestellt" sei! Die so Deprimierten beruhigt Friedjung zunächst durch den Hinweis auf die weitere Fassung des Sexualitätsbegriffes durch Freud und die Psychoanalyse, denen wir ja die Grundlegung unseres Wissens vom kindlichen Sexualleben zu danken haben, das nicht identisch mit dem Geschlechts- und Fortpflanzungsleben des Erwachsenen, sondern nur seine Vorstufe sei. Wie sich in diesem frühen Entwicklungsstadium die sexuellen Triebregungen äußern, welche Wandlungen sie eingehen — von der diffusen Körpererotik über die an besondere erogene Stellen gebundene Erotik zur fortschreitenden Verschiebung auf die Geschlechtsorgane hin —, zeigt Friedjung in einer allgemeinen Übersicht, der die genauere Schilderung der einzelnen Sexualäußerungen des Kindes folgt: der Autoerotik, der Heteroerotik und des psychosexuellen Verhaltens — durchweg mit literarischen Hinweisen und ganz knappen, aber sehr charakteristischen Veranschaulichungen aus eigenen Beobachtungen. Es ist alles so klar, daß der schon in diese Zusammenhänge Ein-



gedrungene das Bedürfnis nach einer Arbeit wie der vorliegenden in Zweifel ziehen müßte, wenn er nicht jener allgemeinen Widerstände und der von ihnen erzeugten weit verbreiteten Unkenntnis sich erinnerte, die vorläufig noch immer die Wiederholung und Verdeutlichung selbst so elementarer Tatbestände notwendig machen. Die fesselnde, nicht überflüssig theoretisierende, insbesondere auch undogmatische Darstellung, der bemerkenswerterweise nicht etwa krankhafte Abweichungen, sondern nur die Erfahrungen an gesunden, normalen Kindern zugrunde gelegt sind, wird in dem Sinne gewiß erfolgreich sein und die Leser hoffentlich genügend vorbereiten, um die Aufgaben der Erziehung, denen Friedjung vortreffliche Ausführungen widmet, in ihrer tieferen Bedeutung zu erfassen, und die „Erziehungsberechtigten", d. s. die Erziehungsverpflichteten mit demjenigen Verantwortungsgefühl zu erfüllen, ohne daß alle an sie gewandte Belehrung unwirksam bleiben muß. Eine prägnante Hervorhebung der ärztlichen Gesichtspunkte (für den Allgemeinpraktiker und für den besonderen Schularzt) beschließt die lesenswerte Schrift.

10) Reichel, Heinrich (Wien): **Die Hauptaufgaben der Rassenhygiene in der Gegenwart.** Wien 1922, Verlegt vom Volksgesundheitsamte im Bundesministerium für soziale Verwaltung.

Von Dr. jur. Alexander Elster.

Die kleine Schrift, hervorgegangen aus einem Vortrage, den der Verfasser „vor einem engen Kreise sachverständiger Personen als Einleitung zu einer Kette einschlägiger Erörterungen" gehalten hat, bringt für den, der auf diesem Gebiete schon irgendwie gearbeitet hat, nichts wesentlich Neues. Es ist eine geschickte Aneinanderreihung bekannter Tatsachen und Mahnungen, daher zur Aufklärung für Uneingeweihte brauchbar.

11) Pestalozza, August Graf von: **Der Idealismus in den Erziehungsbestrebungen der Neuzeit.** Langensalza 1922, Beyer & Söhne. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 903.)

Von Prof. Dr. phil. Timerding.

Es ist der Pädagoge, der Schulleiter altphilologischer Prägung, der hier über alles, was ihn beschäftigt und bewegt, sich ausspricht. Der Titel ist nicht im Sinne einer objektiven Darstellung herrschender Bestrebungen, sondern nur als Zusammenfassung der eigenen Anschauungen zu deuten. Ein klarer Gedankengang durchzieht die Schrift nicht. Daher ist es auch unmöglich, in wenig Worten einen Begriff von ihrem Inhalt zu geben. Ich möchte nur folgende Sätze herausgreifen: „Für Hellenen und Mittelalter gibt es keine Wiedergeburt mehr, weil wir nicht mehr die Menschen sind, durch die und für die sie entstanden sind. Eine deutsche Renaissance muß Neugestaltung sein, hervorgebracht aus Kulturwerten der lebendigen Gegenwart. Renaissance kann sie nur heißen als Neubelebung deutscher Kraft, nicht als Wiedererweckung toter Werte." Diese Worte sind gerade im Munde des am klassischen Altertum orientierten Philologen bedeutsam, dem die Auffassung, aus den Errungenschaften der positiven Erkenntnis und der Struktur des modernen Menschen heraus die Kulturarbeit zu leiten, meist schwer fällt, — der am Überkommenen hängt und es pietätvoll zu erhalten trachtet. Auch, daß der Verfasser dem Recht der Persönlichkeit das Wort spricht, daß er den Individualismus unserer Zeit als eine entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit empfindet, indem der Mensch, stürmisch vorwärts drängend, nach einem neuen Inhalt seines Lebens sucht, ist als begründet anzuerkennen. Es mag auch stimmen, daß solchen Zeiten der Autonomie wieder Zeiten der Heteronomie, der willig hingenommenen Gebundenheit, folgen. Doch wird in dieser Gebundenheit der Fortschritt sich gefestigt haben, den die vorausgegangene Epoche hervorgerufen hat. Das dürfen wir wohl auch von den Bestrebungen hoffen, welche sich auf sexualethischem Gebiet vollziehen.

12) Cattani, Paul: **Das Tatauieren.** Eine monographische Darstellung. Basel 1922, Benno Schwabe & Co. 88 S., 1 Titelbild, 44 Abb. u. 17 Tafeln.

Von Dr. med. O. F. Scheuer, Wien.

Der Züricher Arzt Dr. med. Paul Cattani unternimmt hier zum ersten Male, die uralte Sitte des Tatauierens (Tätowierens) vom psychologischen, ethnologischen, medizinischen, gerichtlich-medizinischen, biologischen, histologischen und therapeu-



tischen Standpunkt aus monographisch darzustellen. Mit Recht sieht Cattani den Verschönerungstrieb als eigentliche Wurzel des Tatauierens an, wenn er auch zugeben muß, daß die Frage nach der Entstehung und nach dem Sinne der Tätowierung bis heute noch nicht vollkommen gelöst ist. Der erste Abschnitt des Buches, der über die Entstehung und Psychologie des Tatauierens handelt, ist deshalb von besonderem Interesse, weil Cattani die Tatauierungen mit Parallelen im modernen Leben vergleicht. So z. B. die Tatauierung zur Kennzeichnung von Rang und Würde mit den Sternen und Streifen unserer Offiziere, die Tatauierung als Eigentumsbezeichnung mit einem neuzeitlichen Vertrage, um persönlich eingegangene Verpflichtungen oder Eigentumsrechte zu bezeichnen und so ein späteres Ableugnen unmöglich zu machen, Tatauierung als Stammeszeichen (= Adels- und Familienwappen), zur Markierung von Lebensabschnitten (= Geburtsschein, Namengebung, Namenänderung) usw. Cattani vertritt mit Recht gegenüber Lombroso, der die Tatauierung der Verbrecher und Prostituierten als Degenerationszeichen auffaßt, die Milieutheorie, nach der Verbrecher und Prostituierte die Tatauierung an sich vollziehen lassen, weil diese Prozedur eben einer Umgebung entstammt, in der das Verfahren beliebt ist. Der Ansicht Lombrosos steht ja auch die Tatsache entgegen, daß Prinzessinnen an nordischen Höfen, daß Damen der englischen Aristokratie, daß auch ehrbare Frauen und Mädchen in Bosnien und der Herzegowina Trägerinnen von Tatauierungen sind. Spielt hierbei in den höheren Ständen gelegentliche Laune, Liebhaberei eine Rolle, so bedeuten die Tätowierungen bei den Bosniakinnen religiöse Symbole. Ein eigenes Kapitel bespricht die Technik und das Zeremoniell des Tatauierens, dann die biologischen Nebenerscheinungen beim Tatauieren, die Histologie und die Entfernung der Tatauierung. Einen größeren Raum nehmen die Ausführungen über die gerichtlich-medizinische Bedeutung der Tatauierungen, ferner die kosmetische Tatauierung am Auge und der Haut ein. Cattanis Arbeit zeigt trotz der knappen Darstellung des umfangreichen Stoffes von außerordentlicher Sach- und Literaturkunde. Das Literaturverzeichnis umfaßt allein 14 Seiten. Dennoch ist es nicht lückenlos, und wir können hierzu noch einen kleinen Nachtrag bringen: Blumenbach, Über die Gewohnheit des Tätowierens (Allg. geograph. Ephemeriden, XXIV. Bd., 1811, S. 3—9); Heilborn, Adolf, Vom Tätowieren, mit 9 Abb. (Die Gartenlaube, 1911, S. 228 bis 232); K. A., Erotische Tätowierungen, mit 31 Abb. (Anthropophyteia, IX. Bd., 1912, S. 263—270); Langsdorff, Über die Tätowierung der Bewohner von Nukahiwa und der Washingtons-Insulaner, mit 3 Kupfern (Allg. geograph. Ephemeriden, XXIV. Bd., 1811, S. 5—19); Laufer, O., Über die Geschichte und den heutigen volkstümlichen Gebrauch der Tätowierung in Deutschland (Wörter und Sachen, VI. Bd., 1914); Lombroso, C., und G. Ferrero, Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte, Hamburg 1894; Martin, E., Le tatouage chez les enfants (Arch. d'anthropol. criminelle, T. XXV, 1910, p. 75—87); Neumann, R. K., Erotische Tätowierungen (Anthropophyteia V. Bd., 1908, S. 250—51); Perrier, Ch., Du tatouage chez les criminels, Lyon 1897; Stoll, O., Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie, 1908; Stolpe, H., Über die Tätowierung der Oster-Insulaner, mit 21 Textabb., Berlin 1899; Vervaeck, L., Le tatouage en Belgique (Memoires de la soc. d'anthropol. de Bruxelles, T. XXV), Bruxelles 1906, 239 p. et 9 pl. avec illustr. S. auch den vom Ref. verfaßten Artikel: Tatauierung, Tätowierung — im „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft".

13) Portigliotti, G.: **Die Familie Borgia. Alexander VI., Caesar, Lukrezia.** Stuttgart 1923, Jul. Hoffmann. 291 S. mit 14 Abbildungen.

Von Privatdozent Dr. med. Karl Birnbaum-Herzberge.

Wer einen erschöpfenden psychologischen Einblick in die psychische Struktur dieser interessantesten Persönlichkeiten der Renaissance und in die ihrer Zeit zu erhalten erwartet, wird dies Buch wahrscheinlich enttäuscht aus der Hand legen. Es führt — etwas grobschlächtig — das ungewöhnliche Verhalten und die ganze Lebensführung dieser Borgias im wesentlichen auf eine Familienentartung, eine psychopathische Konstitution mit vorherrschendem Moraldefekt zurück. Sexuelle Momente werden wiederholt berührt. Ein ganzes Kapitel wird dem „Erotiker" Alexander gewidmet, eine sexuelle Hyperästhesie als die Grundlage seiner Ausschweifungen hingestellt. Seine Ohnmachtsanfälle werden auf eine zerebral-luetische Störung zurückgeführt, die Lues selbst soll nicht nur in der päpstlichen Familie, sondern überhaupt im Vatikan und selbst unter den Kardinälen reichlich vertreten gewesen sein. Daß die zahlreichen angeführten Einzelheiten, so äußerlich sie vielfach auch sein mögen, zum mindesten kulturgeschichtlich und historisch interessieren, ist selbstverständlich.



14) Stöcker, Helene: **Liebe** (Roman). München 1922, Rösl & Cie. Verlag.

Von Dr. med. Hermine Hug-Hellmuth.

Das Liebeserleben der jungen Malerin Irene Martens ist typisch für das Schicksal der intellektuellen Frau um die Jahrhundertwende 1900. Diese Ersten im Kampf um das Recht freier Entwicklung der Persönlichkeit stießen sich fast alle ihre lebens- und wahrheitsdurstige Seele wund an dem urewigen Gegensatz zwischen der männlichen und weiblichen Wesensart. Das stete Verlangen der um geistige, ästhetische, gemütliche Güter ringenden jungen Künstlerin nach „mehr Liebe“, ihre „ideale Forderung der großen Passion“ mißversteht ihr Partner, Prof. Braunwald, und muß sie mißverstehen, weil dem Manne die Quintessenz seiner Beziehungen zur Frau ist, was ihr erst der Höhepunkt vollster seelischer Übereinstimmung, die letzte Krönung im Liebesglück bedeutet! „Und er holte mich auf den Diwan“ — ermüdend oft wiederholt sich diese Stelle in den Aufzeichnungen Irenens für den, der sie nicht als Ausdruck der tiefen Verschiedenheit der Geschlechter im Erotischen wertet. Wie Mann und Weib trotz aller Vertrautheit einander vorbeileben, eines die Eigenart des andern, die seine Erwartungen, Wünsche und Ansprüche, aber auch seine Fähigkeiten im Liebesleben bedingt, nicht verstehen, weil niemand sie diese Kunst lehrte, und wie deshalb jedes sich vom Partner enttäuscht glaubt, indes beide ihre Beziehungen auf falschen Voraussetzungen aufbauten, dies alles offenbart die Heldin des Romans in erschütternder Aufrichtigkeit und scharfer Kritik der eigenen und der fremden Persönlichkeit.

Ob das tragische Geschick dieser ersten Kämpferinnen um die Befreiung der Frau, ihr typisches Los, daß in ihrem Ringen und Mühen ihre Mütterlichkeit zu Tode getroffen wird, sich ändert für spätere Generationen, ob die Söhne jener ersten Intellektuellen aus der Mutterbindung eine andere neue Einstellung zum Weibe gewonnen haben, müssen uns Leben und Dichtung dieser neuen Geschlechter künden.

Referate.

1) **Die Salvarsanfrage.** Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung, Bd. XVI, H. 7.

Der stenographische Bericht über die Salvarsansitzung im Preußischen Landesgesundheitsrat liegt nunmehr vor. Über die Salvarsanfrage selbst berichteten wir im Band VIII/389 dieser Ztschr. anläßlich der Aufregung im ärztlichen wissenschaftlichen Kreise über einige Unglücksfälle bei der Behandlung der Syphilis mit Salvarsan. Dem dort Gesagten ist nicht viel hinzuzufügen. Das Salvarsan wird trotz aller Bedenken wegen seiner Nebenerscheinungen als das wertvollste Antisyphilitikum angesehen. Das Ergebnis der preußischen Besprechungen hat seine Wiedergabe in Leitsätzen für die Salvarsanbehandlung gefunden, die jetzt jeder Packung Salvarsan beiliegen. Finkenrath.

2) Fischl, R.: **Zur Frage der Profetaschen Immunität.** Monatsschr. f. Kinderheilk. Bd. XXV, 1/6. (Festschr. f. Czerny.)

Das Colles-Beauméssche Gesetz, nach dem die Mütter von syphilitisch geborenen Kindern selbst gesund sein können und in diesem Falle syphilisimmun sind, darf infolge der Untersuchungen von Matzenauer, Knoepfelmacher, Steinert, Fischl u. a. als widerlegt gelten: die sog. Colles-Mütter sind nur latent-luetisch. Dem Profetaschen Gesetz gegenüber, nach dem Mütter mit frischen und hochinfektiösen syphilitischen Produkten gesunde, immune Kinder gebären können, war man schon längere Zeit zuvor skeptisch geworden, und die große Zahl der anscheinenden Ausnahmen fiel auf. Letztere prüft Fischl an der Hand der Literatur: er unterscheidet die der vorserologischen Periode angehörenden und die serologisch untersuchten Fälle und findet in jeder dieser Gruppen nur zwei, im ganzen also vier vollgültige Ausnahmen von dem Profetaschen Gesetz — eine so spärliche Ausbeute also, daß diese allein es nicht erschüttern kann. Diesen literar-kritischen Betrachtungen reiht Fischl eigene Beobachtungen an: er berichtet über sie in tabellarischer Anordnung unter gründlicher Heranziehung aller in Betracht kommenden, namentlich klinischen Gesichtspunkte, und zieht aus seinen Erfahrungen folgenden Schluß: „Jedenfalls haben wir nicht das Recht, die zuerst von Profeta behauptete Immunisierungsmöglichkeit der Kinder florid-luetischer Mütter zu leugnen und sein Gesetz analog dem Colles-Beauméschen als unrichtig zu erklären und müssen auch



unser praktisches Handeln demselben anpassen, indem wir solche Kinder von ihren Müttern stillen lassen." **Max Marcuse.**

3) Barlocco, Amerigo: **Kombination von eunuchoidalem Hypogenitalismus und Hypopituitarismus.** Quaderni di Psichiatria 1922, Nr. 3/4.

Ungewöhnlich eingehende Schilderung und Entschließung eines einschlägigen Falles aus der Mariglianoschen Klinik unter der Form einer klinischen Vorlesung. Patient, ein 54jähriger Hausierer, ließ sich nicht wegen des genannten, ihn nicht belästigenden Symptomenkomplexes, vielmehr wegen einer leichten akuten Phosphorvergiftung aufnehmen. Hervorzuheben: Blasse Haut, spärlicher Haarwuchs, kräftige Muskulatur, Mammae, Lipomatose, weibliches Becken, Hypoplasie an Hoden, Penis und Prostata. Impotentia coëundi: keine Libido, keine Erektion; aber passiv homosexuell. Feminine Stimme. Leichte Arteriosklerose bei mäßiger Erhöhung des Blutdrucks und spurenhafter Albuminurie. Kein Zucker. Röntgenbild des Türkensattels regelrecht. Demnach kein eigentlicher Eunuchismus, sondern ein Eunuchoidismus. Der Autor verbreitet sich kritisch über die Dystrophia adiposo-genitalis hypophysären Ursprungs und die für den Fall in Betracht kommenden Zusammenhänge unter Berücksichtigung der inneren Sekretion und Wertung vorwiegend der deutschen Literatur, einschließlich der verschieden beurteilten Steinachschen Lehre und ihrer Betätigung auch in therapeutischer Richtung. Beachtenswert besonders die differential-diagnostischen Betrachtungen trotz ihres den Fachärzten großenteils geläufigen Inhalts. Fürbringer.

4) Desogus, V. (Cagliari): **Die Hypophyse und Hirnverletzungen.** Arch. Suisses de Neur. et de Psych. XI, 2, 1922.

Groß angelegte, streng wissenschaftliche Experimentaluntersuchungen an 50 ein- bis zweijährigen Hunden, die nach Zerstörung der Hinterhaupt-, oder Scheitel-, oder Stirnlappen beidereits drei Wochen bis drei Monate später getötet wurden. Die Details der mannigfachen histologischen Veränderungen des Hirnanhangs müssen im Original eingesehen werden. Als Funktionszirkel ergab sich Hyperämie, Sekretion, Hypersekretion, Resorption von Kolloid, Ruhe des Organs und schließlich funktionelle Wiederherstellung. Fünf mikroskopische Abbildungen. Fürbringer.

5) Saitta, Salvatore (Catania): **Die Befleckten.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 1, 1923.

In dieser, einem größeren Werke über die Verbrechen auf dem Lande entnommenen Abhandlung, zeigt die Kurve an einer Reihe selbst erlebter, eindrucksvoll geschilderter Vorkommnisse, wie die Mädchen in großer Zahl in früher Jugend im Anschluß an ihre Entjungferungen bzw. Schwängerungen, in der freien Natur entsittlichen. Unschuld, Naivität, Leichtsinn, größere Lebensfreiheit, sinnliche Veranlagung, fehlerhafte Erziehung sind neben den Verführungskünsten und bedenklichen, selbst blutschänderischen Neigungen nicht entbehrender Umgebung, die wirksamen Voraussetzungen. Klageeinreichungen mit der Folge mißlicher Notzuchtsprozeß-Entscheidungen tun das ihre. So verfallen die „macolate", bei denen nur ausnahmsweise Störungen hysterischen Ursprungs oder somatische Degenerationszeichen nachzuweisen, der Verschlagenheit, Koketterie, Heuchelei, Perfidie, Erpressung, Köderung und anderen Lastern. Ein Bruchteil landet im ehelichen Hafen mit dem Verführer oder aber einem sonstigen braven Manne. Also im Grunde von unseren und anderen Länderverhältnissen quantitativ kaum abweichende Geschehnisse, wie denn auch der Sizilianer Berührungspunkte mit den Berichten von hervorragenden Autoren verschiedener Zeugen andeutet. Fürbringer.

6) Gerson, A.: **Über den Selbstmord.** Groß' Arch. f. Kriminologie 1923.

Eine tiefere Deutung des Selbstmordproblems versucht Gerson, der von der Mitteilung einer ganzen Reihe von Selbsttötungen in der Tierwelt ausgeht und eine Synthese zwischen diesen Naturerscheinungen und den ähnlichen Vorgängen beim Menschen suche. Er betont die große Bedeutung des Instinkts für die Lebensäußerungen und so auch für die Selbstausmerzung eines Tieres und prüft den Satz von dem „Instinkt der Selbstauslese" als einem Gegenstück zu der natürlichen Auslese. Ähnliches will er beim Selbstmord des Menschen erkennen und läßt auch bei ihm als Gegengewicht gegen widrige Lebenseinflüsse den Selbsterhaltungstrieb wirksam erscheinen, der meist noch gestärkt und gestützt werde durch das Selbstbewußtsein, aber hie und da auch das Selbstbewußtsein gefährdet werde. Hier ist also der ausschlaggebende Gedanke des tragischen



Widerstreits zwischen sozialen und biologischen Werten angedeutet. Hätte der Verfasser diesen Gedanken weiter verfolgt, anstatt sich gegen Ende seines Aufsatzes in m. E. sehr anfechtbaren und entgleisenden Äußerungen über den Krieg als Selbstauslese zu verbreiten, so wäre seine Arbeit noch begrüßenswerter gewesen. Alexander Elster.

7) Proteus: **Moralität und Sexualität.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 2, 1923.

In diesem Nachtrag zu seinem vorjährigen Aufsatz (s. diese Zeitschr. lfd. Jhr. H. 5. S. 136) nimmt der Autor Stellung zu den Angriffen Limontanis unter Hinweis auf die Tendenz Talleyrands, daß, was die Menge als Wahrheit anerkennt, gemeinhin ein Vorurteil oder eine Dummheit sei. Die menschlichen Handlungen können zwar nicht nach ihrem sozialen Nutzen oder ihren antisozialen Folgen als ethisch gewertet werden; aber sie entziehen sich als naturgemäße Geschehnisse an sich der moralischen Sanktion, dürfen freilich sich nicht zum nominom taedere und der Grundformel der individuellen Freiheit im Bereich der sozialen Ordnung in Widerspruch setzen. Würdigkeit bewahrende strenge Homosexuelle verdienen nicht den Vorwurf der Unmoralität. Zu beachten die Verängstigungen derer, die ohne ihr Wollen und ihre Schuld konventionellen und sozialen Beeinträchtigungen unterliegen. Nicht immer dürfen der geschlechtlichen Enthaltung Schädigungen abgesprochen werden. Fürbringer.

8) Boldrini, Marcello, u. Olegna, R.: **Der türkische Katechismus und die Homosexualität.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 2, 1923.

Ungewöhnlich scharfe, die gleichbetitelte Abhandlung des zweitgenannten Autors in einer früheren Nummer der Rassegna betreffende Polemik. Boldrini bestreitet, daß der Koran den Uranismus als eine normale Handlung vorsieht und seinen Mißbrauch auf bestimmte Zeitabschnitte beschränke. Er beruft sich auf die Wertschätzung der Frau seitens Mohammeds. In seiner Abwehr tritt Olegna für die einwandfreie Übersetzung des Ilmitral ein, die er seinerzeit dem Herausgeber Mieli nach dessen in einem Anhang zum Ausdruck gebrachten Bestätigung vorgelegt. Fürbringer.

9)—10) Limontani, Ludovico: **Bemerkungen über die geschlechtliche Ehre.** Rassegna di studi sessuali II, Nr. 6 u. III, Nr. 1. — Derselbe: **Über die geschlechtliche Moral.** Eodem III, Nr. 2.

Eine Fülle nicht leicht geschriebener, großenteils hohen Interesses nicht entbehrender, aber für ein Referat ungeeigneter Betrachtungen eines Nichtarztes, der die sexuelle Ehre von der Geschlechtsmoral unterschieden wissen will und mit ausführlichen Definitionen begründet, daß die unmoralische Führung immer entehrend ist, man aber entehrt sein kann, ohne sich der Beschuldigung der Unmoralität auszusetzen. Der Autor verbreitet sich zum Teil sehr eingehend in der erstgenannten Abhandlung u. a. über die Superiorität des Mannes, die Insensibilität, Frigidität, das Schamgefühl, die Keuschheit, eheliche Treue, Mißwirtschaft, Mutterschaft, den Autoeroismus, die Homosexualität, Blutschande und Mesalliance. In einem Anhang nimmt er zur Abhandlung von Proteus über Moralität und Sexualität (s. oben Referat 7) Stellung, mit dessen Abwehr er sich im zweitgenannten Aufsatz auseinandersetzt. Fürbringer.

11) Worthington, George E., and Topping, Ruth: **Eine Abhandlung über die Spezialgerichtshöfe für Sittlichkeitsdelikte.** Journal of Social Hygiene VIII, 1, 1922 a. VIII, 2, 1922.

In einer längeren Abhandlung über die amerikanischen Spezialgerichtshöfe für Sexualdelikte schildern Worthington und Topping die Institution und Tätigkeit des Gerichtes in Philadelphia. Ausführlich wird das Rechtsverfahren und die Rechtsprechung an Hand von Beispielen erörtert und eingehende Statistiken über die abgeurteilten Fälle und der psychischen wie physischen Zustände aufgestellt. Der Gerichtshof in Boston ist nicht nur für Sexual- und sexuelle Delikte kompetent, gleicht aber im wesentlichen in seiner Einrichtung den Spezialgerichten in Chicago und Philadelphia. Urbach.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band November 1923 8. Heft

Beiträge zu den Beziehungen zwischen der Funktionsstörung der Geschlechtsdrüsen und den schizophrenen Erkrankungsformen.

Von Georg Dietrich Koehler.

Wenn über der Ätiologie und dem eigentlichen Wesen der Dementia praecox bis vor kurzem noch Ungewißheit und Unklarheit herrschte, so scheinen doch die Ergebnisse eingehendster Forschungen von den verschiedensten Standpunkten aus, besonders in der Zeit nach dem Kriege, wenigstens etwas mehr Klarheit zu bringen. Es stehen sich jetzt noch im wesentlichen zwei Theorien gegenüber, von denen die eine Anschauung, zu der sich nur noch wenige Autoren der jüngsten Zeit bekennen, dahin geht, daß bei der Ätiologie der Dementia praecox auf ein *psychisches Trauma* und die *exogene Genese* der Hauptwert zu legen sei, wie z. B. E. *Popper* der exogenen Komponente größte Bedeutung für die „Hervorrufung, Auslösung und Mitbestimmung" der Schizophrenie beilegt: „Der einmal ins Pathologisch gedrängten Psyche ist der Weg zur Norm zurück ungemein erschwert." Ebenso bemüht sich *Mc Dougal*, die ursächliche Wirkung von Gemütsbewegungen für die Dementia praecox zu beweisen. Die andere Anschauung — und das ist die, von der die überwiegende Mehrheit der Psychiater überzeugt ist — besagt, daß es sich bei diesen exogenen Komponenten bloß um auslösende Momente handele, daß aber die Dementia praecox im wesentlichen als eine Krankheit aufzufassen sei, die mit höchster Wahrscheinlichkeit auf einer *angeborenen, minderwertigen Konstitution* und diese wiederum auf einer *Minderwertigkeit des ganzen innersekretorischen Drüsensystems* beruhe.

Wenn es auch noch nicht gar solange her ist, daß die Psychiatrie und Neurologie als ganz verschiedene Disziplinen aufgefaßt wurden, so ist doch in letzter Zeit die besserwerdende Erforschung der Zusammenhänge der endokrinen Drüsenfunktionen als vermittelndes Bindeglied zwischen Psychiatrie und Neurologie immer mehr in den Vordergrund gerückt und zeigt immer deutlicher, wie sehr eins das andere beeinflußt. Das heißt schon beinahe so viel, daß die Dementia praecox aus der Gruppe endogener funktioneller Psychosen herausgenommen und mehr in die Gruppe organischer Erkrankungen eingereiht werden muß. Bei ihr beobachten wir Erscheinungen, die wir bei diesen zu sehen gewohnt sind: Die Kranken bieten bei der körperlichen Untersuchung krankhafte Befunde, und auch histo-





logisch am Gehirn — wie das übereinstimmend Untersuchungen von Alzheimer, F. K. Walter und Frederic Mott ergaben — finden sich Zeichen des Verfalls. Schon Kräpelin hat bei der Beschreibung der Dementia praecox in seinem Lehrbuch der Psychiatrie (1914) neben ausführlichster Würdigung der psychischen Störungen das somatische Krankheitsbild nicht vernachlässigt und auf viele Symptome aufmerksam gemacht, die ihn an eine Selbstvergiftung infolge von Stoffwechselstörungen, also an eine Beteiligung der inkretorischen Drüsen, denken ließ. Insbesondere hat er schon eine Disfunktion der Ovarien im Auge gehabt und vollgewertet, als er bei seiner detaillierteren Einteilung der Dementia praecox in der Gruppe der schweren Erregungszustände eine Unterabteilung des „periodischen oder menstruellen Irreseins“ schuf. Ohnehin ist es eine bekannte Tatsache, daß während der Menses vielfach Verschlechterung des schizophrenen Krankheitszustandes eintritt. Dazu kommen bei vielen Schizophrenen die häufigen Klagen über Genitalsensationen. Aus alledem darf man aber nicht etwa die Beteiligung der Ovarien in Form eines einfachen, monosymptomatischen Funktionsausfalls folgern, denn die Kastration einer gesunden Frau macht nicht schizophrene Seelenstörungen. Auch die Frage, ob die ovarielle Funktionsstörung erst sekundär durch andere innersekretorische Drüsen beeinflußt worden ist, läßt sich bisher wohl nur dahin entscheiden, daß es sich nach L. Fraenkel „um eine endokrine Gesamtstörung bei der Dementia praecox in den Entwickelungsjahren handelt, bei der die Keimdrüse nach der negativen Seite mitschwingt“. Überhaupt wies Fraenkel nach, daß bei jedweder innersekretorischen Störung des weiblichen Organismus die Eierstöcke stets und als erste ihre Funktion einstellen. Die Hypofunktion der Ovarien macht sich aber ganz deutlich an ihren ureigensten Erfolgsorganen, den äußeren und inneren Genitalien, bemerkbar, indem diese in ihrer Entwickelung stark zurückbleiben und — wenn die Ovarien von früh an in ihrer Funktion versagt haben — die deutlichsten Zeichen des Stehenbleibens auf infantiler Stufe geben. Diese Tatsache ist längst bekannt. Neu war jedoch die Erkenntnis, daß zwischen dieser Hypofunktion der Ovarien resp. dem Infantilismus genitalium und der als endogen erkannten Psychose der Dementia praecox die engsten, wenn nicht gar kausalen Beziehungen bestehen. Diese Entdeckung machte L. Fraenkel, als er in der Landesheil- und Pflegeanstalt Lublinitz 1915 an ca. 200 geisteskranken Frauen gynäkologische Untersuchungen vornehmen konnte. Er machte dieselben damals, um die überspannten Behauptungen Bossiss nachzuprüfen, der die psychischen Störungen lediglich als Folge von toxischen, vom Genitalsystem ausgehenden Wirkungen ableitete und behauptete, allein durch gynäkologische Eingriffe eine Menge psychotischer Frauen geheilt zu haben. Seine Angaben konnten leicht widerlegt werden, denn bei der Mehrzahl der untersuchten Frauen ergab die Untersuchung ganz intakte Hymina, ein Beweis dafür, „daß der großen Mehrzahl der Geschlechtsverkehr und somit, nächst dem Geburtstrauma, die häufigste Ursache für erworbene Genitalaffektionen fehlte“. Fraenkel hatte damit auch

den wesentlichen Zweck der Untersuchungen, Bossis Widerlegung, klar erreicht. Darüber hinaus brachten aber seine Ergebnisse die Forschung über das Wesen der Dementia praecox ein gut Stück vorwärts durch die Feststellung, daß gerade der größte Teil der Schizophrenen einen so deutlichen Infantilismus genitalium aufwies, wie er in dieser Häufigkeit in keiner Poliklinik zu finden ist. Fraenkel nahm zuerst an, daß beide, Genital- und Geisteskrankheit, auf derselben Grundkrankheit, dem Infantilismus, basierten, stellte aber später sein Urteil auf noch breitere Grundlage, indem er die pathologische Beschaffenheit der Funktion der inneren Drüsen (Hart) als Krankheitsbasis ansah und die Dementia praecox als eine Blutdrüsenkrankheit mit starker Hypofunktion der Keimdrüsen bezeichnete. Diese Resultate konnten bald danach die gynäkologischen Untersuchungen an Schizophrenen von Dr. Hauck, der mit L. Fraenkel gemeinsam gegen 100 Fälle der Städtischen Irrenanstalt Breslau untersuchte, bestätigen. Weitere Bestätigungen gaben die sorgfältigen Untersuchungen Kretschmers, niedergelegt in seinem Buche „Körperbau und Charakter".

Außerdem wurde immer mehr das Abderhaldensche Dialysierverfahren ausgebaut und nachgeprüft, nach welchem es als erstem Fauser gelungen war, bei Dementia praecox einen deutlichen Abbau von Hirnrinde, Geschlechts- und Schilddrüse nachzuweisen. Wie unsicher auch die Ergebnisse schienen und obwohl Bumkes biologische Untersuchungsergebnisse in der Freiburger Psychiatrischen Klinik sich nicht mit den Fauserschen decken ließen, so überzeugten ihn dann doch Versuche, die mit in Freiburg präparierten Organen im Fauserschen Laboratorium angestellt wurden und auch spezifische Ergebnisse brachten, und sie wurden doch mehr und mehr in letzter Zeit von den verschiedensten Forschern bestätigt (Ewald, Rautenberg, Schuster-Budapest, welch letzterer zu den differenziertesten Ergebnissen kam). Ist das Abderhaldensche Verfahren auch differentialdiagnostisch und für forensische Zwecke noch nicht eindeutig genug, so beweist es doch schon, daß eine nahe funktionelle Beziehung zwischen Gehirn und Keimdrüsen bestehen muß. Das nimmt auch L. Fraenkel als deutliche Bestätigung seiner Annahme, daß es sich bei der Dementia praecox sowohl um einen Infantilismus der Genitalien als auch des Gehirns handele, wobei er den zerebralen Infantilismus als eine Ausfallsreaktion durch ungenügende Zufuhr an Eierstockshormon ansieht. Zwar fand er auch hierfür zum Beweise bloß 40 Proz. seiner Fälle mit dem nach Hart äußerst seltenen Infantilismus universalis; aber schon das ist absolut und relativ eine beträchtliche Zahl.

Ebenso scheint mir die einfache schleichende Verblödung der Dementia simplex, die gewöhnlich in den Jahren der Geschlechtsentwicklung beginnt und mit ihrem ersten Anfange mitunter bis in die Kindheit zurückreicht, ein Beweis für das Stehenbleiben der Gehirnentwicklung auf infantilistischer Stufe zu sein; Kräpelin hat sie als erste Gruppe seiner großen detaillierten Dementia praecox-Einteilung verwandt und zugegeben, daß fließende Übergänge zwischen ihr und der Dementia praecox bestehen.



Andererseits ist auch unter den ursächlichen Bedingungen der Dementia praecox heute als ziemlich sicher die erbliche Veranlagung zu nennen (Kräpelin, Frederic Mott, H. Hoffmann), und doch wird man wohl außerdem noch andere Momente und wahrscheinlich auch eine Keimschädigung (Mott) annehmen müssen. Es ist zu vermuten, daß die Eltern schon von geschwächter Konstitution oder notorisch (Lues, Alkohol) erkrankt gewesen sind, und diese mangelhafte Konstitution mit dem Infantilismus schon im Keim auf die Kinder übertragen haben, d. h. aber nach Hart, bei den engen kausalen Beziehungen zwischen endokrinem System und Konstitution, sie haben ihren Kindern ein schon minderwertiges endokrines Drüsensystem mitgegeben.

Daß der Infantilismus in engster, wenn nicht gar abhängiger Beziehung zu dem Genitalinfantilismus stehen muß, beweisen die Fraenkelschen und Hauckschen Untersuchungen. In dieser Richtung bewegen sich auch die Forschungen Artur Münzers, wenn er sagt: „Wir müssen für die Erkenntnis mancher Psychosen vom Zentrum abkommen, dezentralisieren und mehr die Peripherie durchforschen. Erinnern wir uns dann, daß die Keimdrüsenhormone das Gehirn in der Reifezeit aktivieren, denken wir an das in der Entwicklung zurückbleibende Kastratenhirn, so müssen wir schließen, daß die Grundlage für die Entwicklung einer Dementia praecox nicht im Zentralorgan, sondern in der Peripherie, wahrscheinlich in den Keimdrüsen zu suchen ist." Nach alledem scheint es schwer verständlich, wenn K. Wilmanns behauptet, daß es unmöglich sei, über die bei dieser Erkrankung des innersekretorischen Systems gestörten Drüsen „auch nur Vermutungen zu äußern". Er begründet seine Ablehnung mit der Annahme, daß die Keimdrüsen bei der Entstehung der Dementia praecox beteiligt seien und sie beeinflussen, damit, daß ihre Verfütterung bei Schizophrenen zu keinem Erfolge geführt hätten. Die ursächliche Bedeutung ihrer Dysfunktion lehnt er insofern ab, als man dann einen therapeutischen Erfolg durch Kastration erzielt haben müßte, und auch diejenige ihrer Unterfunktion wäre nach einer erfolglosen Hodentransplantation in die Bauchhöhle eines Katatonikers durch Enderlen abzulehnen. Dabei scheint Wilmanns vollkommen zu übersehen, daß bei der ganz spezifischen Wirkung jeder einzelnen innersekretorischen Drüse und dem für unser volles Verständnis noch viel zu komplizierten Wechselspiel des ganzen Systems es ein ganz unmögliches Verlangen ist, von der groben Form der Darreichung mehr oder minder mangelhaft bereiteter Drüsenextrakte per os nun gleich schlagende Erfolge zu erzielen; und mit dieser einen Hodentransplantation von Enderlen läßt sich noch lange kein Beweis führen; andererseits berichtet Hauptmann von einer schizophrenen Patientin, die nach Überpflanzung eines gesunden Ovariums eine ganz auffallende Besserung ihres psychischen Zustandes geboten haben soll, und auch L. Fraenkel hat bei einer Patientin mit Dementia praecox, der er allerdings aus einem anderen Grunde, nämlich wegen dauernder starker Amenorrhöe, ein gesundes Ovarium überpflanzte, eine deutliche Umstimmung des schizophrenen Krankheitsbildes zur Besserung beobachtet.

Gegen Wilmanns' Behauptung, daß nur in Ausnahmefällen anatomische Regelwidrigkeiten an den Keimdrüsen feststellbar seien, sprechen die überzeugenden histologischen Untersuchungen von F. Mott, nach denen schon makroskopisch eine Atrophie erkennbar sei. Mikroskopisch fand er nur wenige alte Corpora lutea, aber keine Follikel-Neubildungen, vielmehr alle Stadien der Degeneration und Bindegewebswucherungen. Andererseits ergaben anatomische Untersuchungen an den Ovarien von drei Dementia praecox-kranken Frauen durch Witte-Bedburg, daß das Cholestearin in den Corpora lutea bis auf minimale Spuren fehlte, was um so bemerkenswerter ist, als der Lipoidarmut des Blutes bei Dementia praecox auch eine Lipoidverarmung des Gehirns entspricht. Obgleich nun Mott bei seinen vergleichenden histologischen Untersuchungen von Hoden und Samen eines gesunden 15jährigen Knaben und denen eines gesunden 24jährigen Mannes zu ganz analogen Ergebnissen kam, indem er nämlich im reifen Manneshoden mehr lipoide Granula als in dem des Knaben enthalten sah, so ergaben gerade im Gegensatz zu Wittes Untersuchungen seine Studien am Hoden Dementia praecox-Kranker, daß bei diesen in reicher Menge Lipoide vorhanden wären, sei es als grobe Lipoidbrocken und -tröpfchen — wenn auch nicht immer in den Sertolischen Zellen —, sei es in den starken Bindegewebswucherungen enthalten. Er findet also, daß jedenfalls ein Mangel an Lipoiden nicht die Ursache für die als unvollkommen und schwach beobachtete Spermienbildung verantwortlich zu machen sei, sondern „es müsse eine anlagemäßige Unfähigkeit der spermienbildenden Zellen bei der Verarbeitung des angebotenen Rohmaterials angenommen werden“ und folgert demnach auch eine Keimschädigung mit mangelhafter produktiver Energie der Generationsorgane, die ihrerseits eine fortschreitende Verschlechterung der psychophysischen Gesamtenergie nach sich ziehen. Indem auch Mott den Gedanken engster Beziehungen zwischen Sexualfunktion und geistigen Störungen — bei ganz besonderer Stellung der Keimdrüsen im endokrinen System — zugrunde legt, folgert auch er die pathologische Auswirkung der Keimdrüsen und ihrer Funktion für den ganzen Körper, besonders aber für das Gehirn und da wieder am ausgesprochensten für seine höchst entwickelten Schichten, die Rinde. Seine Schlüsse decken sich demnach in ihren Endergebnissen vollkommen mit den schon oben ausgeführten Annahmen L. Fraenkels.

Vergleiche ich dabei die Mottschen histologischen Befunde mit den histologischen Untersuchungen am Hoden von Zwergen (Sternberg), so scheint es sich bei den Dementia praecox-Hoden mehr um die hypoplastische als die atrophische Form zu handeln, indem sich die hypoplastische Form meist bei den Zwergen von hypoplastisch-infantilistischem Wuchse (Sternberg) gefunden hat, deren Gesamtorganismus in der Entwicklung gehemmt worden ist und die nach Bauer und Falter zum Infantilismus universalis gerechnet werden sollten.

Im Gegensatz zu Fraenkel, Münzer, Mott gibt es aber auch Autoren, die keinesfalls „dezentralisieren“ und möglichst alles vom Zentrum des Gehirns zu erklären suchen. Das mag auch bei

den mannigfachen Wechselwirkungen zwischen Gehirn- und Geschlechtsdrüsen verständlich sein, wird doch der gesamte Intestinaltraktus vom sympathischen und parasympathischen Nervensystem versorgt, — warum da nicht auch die Geschlechtsdrüsen? — So veranlassen z. B. Desogus Beobachtungen an Soldaten mit Hirnverletzungen, die bei der Mehrzahl Verlust oder bedeutende Herabsetzung der geschlechtlichen Libido und Potenz zur Folge hatten, zu der Auffassung, daß die primäre Abhängigkeit der Sexualität von den inkretorischen Drüsen unwahrscheinlich, die direkte Wirkung des Gehirns auf die Sexualorgane sicher seien. Daß diese wahrscheinlich vollauf bestehenden Befunde und ihre aber doch zumindestens einseitig gemachten Auswertungen keinesfalls danach angetan sind, in dem komplizierten Gebiet der innersekretorischen Drüsenfrage bei Dementia praecox sehr entscheidend mitwirken zu dürfen, lehren die mannigfachen im Vorangegangenen besprochenen Studien der verschiedensten Autoren.

Soviel scheint als sicher jedenfalls festzustehen, daß bei den geistigen Störungen der Dementia praecox den Geschlechtsdrüsen eine ganz besondere Rolle zufällt, und daß die engsten Beziehungen zwischen ihrer Funktionsschädigung und dem psychophysischen Gleichgewicht, wenn nicht gar mehr oder weniger kausale Wechselwirkungen bestehen. Die regelrechte oder gestörte Funktion der Geschlechtsdrüsen läßt sich aber, wie bei keiner einzigen von allen anderen innersekretorischen Drüsen sonst, an ihren ureigensten Erfolgsorganen, den äußeren und inneren Genitalien, am besten feststellen. (Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung des Duftes für das Geschlechts- und Liebesleben des Menschen und der Tiere.

Von Prof. P. Schiefferdecker
in Bonn.

(Schluß.)

Die geschlechtlichen Duftreize wirken vom Gehirne aus, die äußeren Sinnesapparate dienen nur zur Aufnahme. Auf das Gehirn wirken aber wieder die Geschlechtsorgane, und zwar auf zwei Wegen: auf dem Wege über die Nerven und durch die innere Sekretion. So wird das Gehirn von beiden Seiten her beeinflußt, durch die Empfindung von außen her und durch die von innen her.

Die „Liebe“ ist eine Geschlechtsempfindung. In demselben Geschlecht kann Freundschaft bestehen, Verehrung verschieden hohen Grades, aber keine Liebe. Im selben Geschlechte findet sich diese nur bei homosexuellen Menschen, die als krank hier nicht weiter in Betracht gezogen werden. Die Liebe ist von der größten Bedeutung für die Fortpflanzung und damit für die Erhaltung des Menschengeschlechtes. Unter diesen Umständen lohnt es sich schon darüber nachzudenken, ob man sie erklären, verstehen kann und wie sie zu erklären ist. Die „Liebe“ kann ziemlich verschiedener Art sein:



Zunächst der „einfache Geschlechtsgenuß“. Für diesen genügt es, daß zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes so zusammen sein können, daß sie sich diesem Genusse hinzugeben vermögen. Diese Art der Liebe ist zwischen den meisten normalen Menschen verschiedenen Geschlechtes möglich. Direkte Abneigung, Haß oder Abscheu müßte schon vorhanden sein, der sie hinderte. Diese Art ist daher sehr häufig und verbreitet, immerhin vielleicht nicht so als sie es sein könnte, da in sehr vielen Fällen noch ein gewisses „einseitiges“ oder „beiderseitiges Gefallen“ dazukommen und dadurch der zweite Grad der „Liebe“ erreicht wird. Zu der einfachen Geschlechtsempfindung kommt noch etwas hinzu: das „Gefallen“. Dieses „Gefallen“ kann nur einseitig und nur sehr leicht sein, aber es kommt zu der einfachen Geschlechtsempfindung hinzu und kompliziert sie. Dieser Grad der „Verliebtheit“ kann so unbedeutend sein, daß man sich leicht trennt und eventuell eine ähnliche Verbindung aufsucht, die ebenso leicht wieder getrennt wird. Der Grade dieses Verliebtseins sind ungemein viele. Sie können nur zum flüchtigen Genusse führen, sie können zu einem mehr oder weniger lange dauernden Verhältnisse führen und sie können zur dauernden Ehe führen, das hängt von den sonstigen Eigenschaften der beiden Menschen ab und von den näheren Umständen. Bei den höheren Graden können die beiden Menschen recht glücklich sein, auch dauernd, namentlich in der Ehe, so lange sie unter den gewöhnlichen Verhältnissen leben; tritt etwas besonderes ein, so können sie allerdings plötzlich zu ihrem großen Erstaunen bemerken, daß das „Gefallen“, die „Liebe“, gar nicht so tief ging, daß sie auch ohne einander ganz gut leben können und daß die Ereignisse sie überhaupt leicht voneinander zu trennen vermögen. Auch eine spätere ähnliche Verliebtheit oder Ehe ist selbst bei den höheren Graden verhältnismäßig leicht möglich. Diese verschiedenen Grade der „Verliebtheit“ machen wohl die große Mehrheit der vorkommenden Fälle aus: in allen diesen kommt zu dem „Geschlechtsreize“ noch ein „Individualreiz“ von verschiedener Stärke hinzu.

Dieser „Individualreiz“ kann so groß werden, daß er die Menschen völlig beherrscht (tiefe Liebe). Diese Beherrschung kann auftreten in Form eines mehr oder weniger langen Rausches, und kann nach Abklingen dieses dauernd bleiben. Solches hängt ab von den Eigenschaften der beiden Persönlichkeiten und kann unter Umständen auch nur einseitig sein, oder wenigstens bei beiden mehr oder weniger verschieden.

Diese verschiedenen Grade der Liebe unterscheiden sich demnach nur durch die verschiedene Stärke des „Individualreizes“; ob auch der „Geschlechtsreiz“ dabei verschiedene Grade haben kann, ist wohl sehr wahrscheinlich, aber schwer nachzuweisen, da die beiden Reize in innigster Mischung auf uns einwirken, und es daher wohl kaum möglich sein wird, zu sagen, was noch Geschlechtsreiz ist und wo der „Individualreiz“ beginnt.

Es fragt sich nun, in welcher Weise vermögen die genannten beiden Reize auf uns zu wirken?

Sie vermögen natürlich nur auf uns zu wirken durch unsere „Sinnesorgane“. Von diesen scheidet dabei aus das „Geschmacks-



organ". Dieses wird zwar von den Autoren teilweise mit angeführt, doch sind seine scheinbaren Wirkungen wohl sicher auf das Geruchsorgan zurückzuführen. Auch wenn wir die Zunge der geliebten Frau in den Mund nehmen, werden die Geschmacksreize nur ganz unbedeutende sein, wenn überhaupt, wird nur der Geruchssinn wirken. Es bleiben also übrig: Geruchssinn, Gehörssinn, Gesichtssinn und Gefühlssinn.

Wie wir gesehen haben, spielt der „Geruchssinn" bei den Tieren nicht nur die Hauptrolle, sondern ist wahrscheinlich der alleinmaßgebende. In diesem Falle werden also „Geschlechtsreiz" und „Individualreiz" durch dasselbe Sinnesorgan vermittelt, falls der letztere Reiz beim Tiere überhaupt wirksam sein sollte. Ob bei sehr hochstehenden Tieren, z. B. den Menschenaffen, schon ein „Individualreiz" mitwirkt und wie stark, und ob außer dem Geruchssinne schon andere Sinnesorgane mitwirken, wissen wir nicht. Dieser Einfluß des „Geruchsorganes" nimmt beim Menschen mehr und mehr ab, je höher die Entwicklung der Völker gediehen ist. Dafür treten mehr und mehr hervor die Fernsinne, „Gesichtssinn" und „Gehörssinn". Inwieweit dies auch für den „Gefühlssinn" zutrifft, ist unbekannt. Es folgt hieraus, daß sowohl der Geschlechtsreiz wie der Individualreiz auch durch diese drei Sinnesorgane eintreten können. Dazu kommen dann beim Menschen — ob wirklich nur bei diesem, wissen wir nicht — noch die psychischen „Einwirkungen", die wohl hauptsächlich durch das Wort, den Gesang und durch Handlungen oder Bewegungen (auch Mienenspiel) übertragen werden, für die also „Gesichtssinn" und „Gehörssinn" in Frage kommen, hauptsächlich wohl der letztere. Die Verhältnisse sind also beim Menschen weit komplizierter als beim Tiere. Dazu kommt noch, daß mehrere Sinne gleichzeitig tätig sein können, und daß gegebenenfalls der „Geschlechtsreiz" durch einen anderen Sinn wirken kann als der „Individualreiz". Weiter kommt dazu, daß mitunter, bei niederen Völkern wohl fast immer, der „Geruchssinn" noch dazu kommen kann, vielleicht sogar in erheblichem Maße, bewußt oder häufig unbewußt. Je mehr Sinne in Tätigkeit treten, desto hochgradiger wird die Erregung des Gehirns sein. Diese Erregung wird infolgedessen rauschartig und dieser Rausch wird unter Umständen sehr stark sein können, und so erklären sich dann ungezwungen die oft so merkwürdigen Gebärden und unvernünftigen Handlungen der Verliebten. Je mehr Nervenbahnen ergriffen sind, um so weiter verbreitet ist die Erregung im Gehirne durch die Endigungen derselben, um so umfassender und intensiver ist der „Rausch".

Der „Individualreiz" und der „Geschlechtsreiz" wirken aufs innigste verbunden. Beide können auch durch den Geruch allein einwirken. Der Mensch besitzt neben dem „Geschlechtsdufte" auch noch einen „Individualduft", der einen anderen Menschen besonders erregen und anlocken kann, bewußt oder unbewußt. Ebenso kann dieser „Individualduft" einen anderen Menschen abstoßen. Dies gilt natürlich für alle Sinne. Wenn der kleine Kellner die Dame so hochgradig erregte und anlockte, allein durch seinen Duft, sobald er nur an ihrem Stuhle vorbeiging, so ist das ein Fall von außerordentlich starker Einwirkung der beiden Reize. Andererseits geht

aber aus dieser Erzählung auch hervor, daß der „Individualduft“ auch abstoßend wirken kann, denn die Dame der Erzählung duldete die Berührung des Herrn von Brincken nicht, da der Individualduft dieses Herrn ihr nicht zusagte, wohl aber wieder der des Herrn Richard.

Eine ganz besondere Einwirkung durch das „Gefühl“ schildert Frau Nießen-Deiters in einer der sechs kleinen Liebesgeschichten, die vor einiger Zeit in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht worden sind. Sie schildert darin, wie bei der leichten Berührung der Hand einer Dame mit der eines ihr fast völlig unbekannten Herrn beide Teile das Gefühl hatten, als wenn sie glühendes Metall berührten, so daß infolgedessen beide Hände auseinander fuhren. Dieser Herr wirkte auch schon durch seinen bloßen Anblick stark erregend auf die Dame. Ich habe oben schon erwähnt, daß mir hier von jungen Mädchen ebenfalls gesagt worden ist, daß sie solche Wärmeempfindung kennten, ja daß eine solche auch durch die Kleider fühlbar sei. Von einer so starken Hitzeempfindung, wie eben erwähnt, sprachen sie allerdings nicht, es wird da also wohl verschiedene Grade von Hitzeempfindung geben. Dabei wurde mir aber auch gesagt, daß bei Abneigung auch Kälteempfindung eintrete. Wie schon erwähnt, wirkte jener Herr auch im ganzen stark geschlechtlich erregend auf die Dame ein, durch welche Sinnesorgane wird nicht genauer angegeben, jedenfalls wohl aber auch durch das Auge, so stark, daß, nach der baldigen Abreise des Herrn, der augenscheinlich ebenfalls stark erregt war und schnell abreiste, da die Dame verheiratet war, diese Dame stark geschlechtlich erregte Nächte mit ihrem Gatten durchmachte, während ihr Verkehr bis dahin ziemlich kühl gewesen war. Also im ganzen eine sehr interessante Sache.

Bei dem „Gefühlssinne“ muß man also augenscheinlich zwei ganz verschiedene Arten der Empfindung unterscheiden: Einmal die gewöhnlichen, sozusagen normalen Empfindungen: die glatte, weiche Haut, die elastische Weichheit des Körpers, die schwellende Elastizität der Brüste, der wollüstige Reiz der Berührung der Brustwarzen, die Berührung der Geschlechtsteile mit Reiben und Drücken, die harten Muskeln, der Bart des Mannes usw., und zweitens diese ganz eigenartigen Hitze- und Kälteempfindungen. Diese letzteren scheinen mir als normale Gefühlsempfindungen nicht anzusehen zu sein, sie weichen völlig vom Gewöhnlichen ab, oder besser ausgedrückt, normal können sie schon sein, aber ganz abweichend von den gewöhnlichen. Eine Erklärung für ihr Zustandekommen vermag ich nicht zu geben. Am meisten scheint es mir dafür zu sprechen, daß es eine besondere noch unbekannte „Nervenkraft“ gibt, welche unter Umständen sich in dieser Weise äußert. Für eine solche spricht ja überhaupt manches. Ich will hierauf an dieser Stelle nicht näher eingehen. Durch eine einfache Erweiterung und Verengerung der Blutgefäße ist die Erscheinung wohl nicht zu erklären.

Die beiden Reize: der „Geschlechtsreiz“ und der „Individualreiz“, wirken aufs innigste miteinander verbunden, ich habe dies schon mehrfach betont. Es ist daher sehr schwer zu sagen, welche Wirkungen dem „Geschlechtsreize“ und welche dem „Individual-

reize“ zuzuweisen sind. Ich möchte den Unterschied so fassen: Alle Empfindungen, die direkt geschlechtlich erregend wirken, würden dem Geschlechtsreize zuzuteilen sein; alle, welche ein persönliches Gefallen erzeugen, das zur Liebe führt oder geeignet ist, dahin zu führen, dem Individualreize. Der Unterschied zwischen beiden besteht und kann sogar sehr stark sein. So braucht ein stark wirkender Geschlechtsreiz durchaus nicht mit Zuneigung verbunden zu sein oder gar mit Liebe, er kann sogar mit Abneigung verbunden sein, die sich bis zum Hasse steigern kann. Der Geschlechtsreiz kann in solchen Fällen als ein harter Zwang empfunden werden, dem mit allen Kräften Widerstand geleistet wird, wobei der Ausgang des Kampfes zweifelhaft bleibt. Die nächste Folge sind schwere Gefühlskonflikte.

Die körperliche Schönheit eines Menschen kann als „Individualreiz“ wirken, mit dem Geschlechtsreize hat sie direkt nichts zu tun. Der „Schönheitssinn“ des Menschen hat mit dem Geschlechtsreize gar nichts zu tun, im Gegenteile, die Bewunderung der Schönheit kann von geschlechtlichen Empfindungen direkt ablenken, sie ist ein hochstehendes Gefühl, das mit dem niedrigstehenden Geschlechtstriebe in Gegensatz treten kann. In der irrtümlichen Vermengung des Schönheitsempfindens mit dem Geschlechtsempfinden liegt der große Fehler jener Leute, die die Betrachtung des schönen nackten Körpers oder seine Darstellung als unzüchtig oder schamlos betrachten, sie sind eben nicht zu dem Verständnisse durchgedrungen, daß der Schönheitssinn und der Geschlechtssinn ganz verschieden voneinander sind, und daß Nacktheit und Schamlosigkeit überhaupt nichts miteinander zu tun haben.

Wie alle Reize, so wirken auch die „Geschlechtsreize“ und die „Individualreize“ auf die verschiedenen Menschen ganz verschieden ein. Menschen, die auf andere stark einwirken, können uns ganz kühl lassen und ebenso umgekehrt. Auch Menschen, von denen wir ohne weiteres zugeben, daß sie schön und angenehm sind und die auf andere stark einwirken, können uns kühl lässen, und ebenso kann das Umgekehrte stattfinden. Es folgt hieraus: gleiche Reize wirken auf die verschiedenen Menschen ganz verschieden ein, es hängt das ab von der jedesmaligen Beschaffenheit des Menschen, auf den die Reize einwirken, d. h. von der Beschaffenheit seines Gehirns. „Wat dem einen sin Uhl ist, ist dem anderen sin Nachtigall,“ hat bekanntlich Fritz Reuter gesagt. Aber nicht nur die verschiedenen Menschen sind in solcher Hinsicht verschieden, sondern auch derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten, und diese Zeiten brauchen gar nicht weit auseinander zu liegen. So erinnere ich mich z. B. eines Falles aus meiner eigenen Erfahrung, der mir sehr auffallend gewesen ist. Bei dem Besuche eines Photographen sah ich an der Wand des Empfangszimmers das Bild eines Mädchenkopfes hängen. Dasselbe machte auf mich einen so entzückenden Eindruck, daß ich



gar nicht aufhören konnte, es zu betrachten, und auch auf dem Nachhausewege und weiterhin noch immer mit Entzücken daran dachte. Ich war sehr erstaunt über diesen Vorgang, denn bis dahin war mir etwas Ähnliches nicht vorgekommen, mit Ausnahme vielleicht eines Males, das aber viele Jahre zurücklag, wo ich im Menschengedränge eines Bahnhofs einen Mädchenkopf in ziemlich großer Entfernung ganz kurz erblickte, der mich in ähnlicher Weise entzückte. Damals sah ich diesen Kopf nicht wieder und kann daher nicht wissen, welchen Eindruck ein solches Wiedersehen auf mich gemacht haben würde. Diesmal sah ich den Kopf aber einige Tage später wieder bei einem erneuten Besuche des Photographen. Ich hatte mich vorher schon darauf gefreut und war daher um so mehr erstaunt, daß das Bild dieses Mal gar keinen besonderen Eindruck auf mich machte. Es war mir ganz gleichgültig geworden. Ich habe es später noch ein paarmal gesehen, aber es ist mir gleichgültig geblieben. Während ich in jenem ersten Falle, auf dem Bahnhofe, noch jung war, war ich bei dem Anblicke des Bildes schon hoch in Jahren. Um so mehr war ich selbst über den Eindruck erstaunt. Es war auch nichts vorhergegangen, was mich hätte prädisponieren können. Es war gegen Abend, und ich kam aus meiner Vorlesung, die natürlich in keiner Weise prädisponieren konnte. Das Ereignis liegt jetzt schon etwa 10 bis 12 Jahre zurück, aber es ist mir scharf im Gedächtnis geblieben, da es mir so auffallend erschien. Jedenfalls geht aus dieser Beobachtung hervor, daß die Reaktion desselben Menschen auf dieselben Reize zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sein kann. Der Fall war hierfür besonders geeignet, besaß die Schärfe eines wissenschaftlichen Experiments, da bei der Photographie gar keine Änderung möglich war, während bei einem lebenden Mädchenkopfe innerhalb gewisser Grenzen eine solche immerhin möglich gewesen wäre, der Reiz somit nicht genau derselbe hätte zu bleiben brauchen. Bei dem Bilde konnte natürlich ferner nur der „Gesichtssinn“ in Frage kommen. Wendet man das eben Gesagte nun auf die Liebesempfindungen an, so folgt daraus, daß ein Mensch sich plötzlich auf einen Gesichtseindruck hin stark zu verlieben vermag, und daß dieses Gefühl sich unter Umständen sehr bald völlig ändern kann, ohne daß den Verliebten oder den Geliebten dabei irgendeine Schuld trifft. Der Mensch ist eben ein lebendes Wesen, und ein jedes solches ist dauernd Veränderungen unterworfen, von denen man selbst nichts weiß, und deren Eintritt man auch in keiner Weise zu verhindern vermag, auch wenn man absichtlich seine Aufmerksamkeit darauf richten würde. So werden vielfach, vielleicht stets, die bekannten Klagen der Verliebten zu verstehen und zu erklären sein über die Untreue des anderen Teiles. Irgendwelche Empfindungen, die auf die Dauer ganz gleich bleiben, dürfte es überhaupt wohl nicht geben. Solche Erfahrungen aber und die daraus folgenden Überlegungen dürften ein wichtiger Gegengrund sein gegen die allgemeinere Einführung der sogenannten „freien Liebe“, wenigstens, wenn diese die Dauerehe in bezug auf Familienbildung und Kindererziehung ersetzen soll. Selbstverständlich würden sie auch wieder gegen die Dauerehe sprechen, insofern die Liebesempfindung in Betracht kommt, aber bei dieser Form der Ehe pflegt

das Band, das die Familie zusammenhält, doch dauerhafter zu sein, und so werden bei ihr der Bestand der Familie und die Erziehung der Kinder denn doch wenigstens in weit höherem Grade sichergestellt, und das sind doch sehr wesentliche Punkte, die für die Allgemeinheit die wesentlichsten sind, freilich unter Umständen auf Kosten des einzelnen. Aber dieser braucht ja nicht zu heiraten und dann wäre ein Mittelweg zu schaffen durch die Scheidung, die man soweit erleichtern müßte, daß eine schwerere Schädigung der Ehe durch innere Konflikte vermieden würde. Diese sind natürlich sowohl für die beiden Gatten wie für den Nachwuchs unter Umständen direkt verderblich.

Sind die Einwirkungen des „Geschlechtsreizes“ und der „Individualreize“ sehr stark und tritt keine „Gegenreaktion“ oder stärkere Abschwächung in der Reaktionsfähigkeit der beiden Menschen ein, so erhalten wir jene Fälle von dauernder, glühender und treuer Liebe, die vorkommen, wenn auch wohl nicht häufig. Das hängt ab von den Anlagen der beiden Menschen und den Umständen, unter denen sie leben, denn von diesen hängt es wieder ab, was an sie herantritt, und davon wieder, ob ihre Reaktionsfähigkeit aufeinander sich ändert. Also auch die Liebesempfindungen des Menschen sind, wie überhaupt sein ganzes Schicksal, hochgradig vom Zufall abhängig.

Wir haben also bis jetzt gesehen, daß die Liebe abhängt von dem „Geschlechtsreize“, dem „Individualreize“ und der „Reaktionsfähigkeit“ der Menschen. Nun fragt es sich weiter, wie ist es überhaupt möglich, daß diese Reize gegebenenfalls mehr oder weniger plötzlich, eine so starke, ja überwältigende Empfindung hervorzurufen vermögen, daß wir sie als Rausch bezeichnen können, einen Rausch von verschiedener Stärke natürlich, aber doch immerhin einen Rausch oder wenigstens einen rauschartigen Zustand. Das ist ja gerade das Schöne an dem Liebeszustande, daß er rauschartig ist und daher alle anderen Empfindungen verdrängt, überragt und zurücktreten läßt. Dadurch wird der Liebesrausch zu einem ähnlichen Sorgenbrecher wie der Wein, dadurch bewirkt er aber auch, daß die von ihm befallenen, wie im Weinrausche, gegebenenfalls die törichtesten Handlungen begehen, also bis zu einem gewissen Grade pathologisch sein können. Mit dem Weinrausche hat der Liebesrausch auch den mehr oder weniger hochgradigen Katzenjammer gemein, falls er nicht andauert oder wenigstens nicht lange genug andauert, um ganz allmählich abklingen zu können. Da der Liebeskatzenjammer nicht, wie der alkoholische, zu einem Teile vom Magen ausgeht, so hilft leider auch kein saurer Hering dagegen, wohl aber das andere ebenfalls recht beliebte Mittel, das der Student auch „Hundshaare auflegen“ nennt, nämlich, sich schleunigst einen neuen Liebesrausch anzuschaffen. Dies ist beim Liebeskatzenjammer sogar entschieden das wirksamste Mittel. Der Liebeskatzenjammer vermag aber, wie jede psychische Depression, auch auf den Magen oder besser die Verdauungsorgane im allgemeinen einzuwirken und sogar unter Umständen sehr stark, aber er kann von diesen aus nicht gebessert werden wie der alkoholische.



Der Grund freilich, weshalb dieser rauschartige Zustand bei gegebener Gelegenheit so plötzlich eintritt, ist weniger leicht zu finden. Die Sinnesreize wirken auf die kortikalen und subkortikalen Zentren des Großhirns und können von hier aus auch das Gefäßsystem beeinflussen und hierdurch wieder weitere Teile des Nervensystems und des ganzen Organismus. So kann eine plötzliche und sehr ausgedehnte Wirkung zustande kommen. Nun ist das Gehirn eines jeden Menschen anders gebaut als das aller übrigen. Die Anlage ist eine andere und die von Kindheit an gesammelten Eindrücke, die ja für zwei Menschen niemals die gleichen sind, beeinflussen das Gehirn jedes Menschen in etwas anderer Weise. Demgemäß muß derselbe Eindruck bei zwei Menschen verschieden wirken. Da nun aber weiter derselbe Mensch fortwährend neuen Eindrücken unterworfen ist, die das Gehirn dauernd weiter verändern, so ist es durchaus verständlich, daß dasselbe Gehirn zu verschiedenen Zeiten auf denselben Eindruck verschieden reagiert. Dazu kommt noch, daß unser Gehirn in hohem Grade abhängig ist von sämtlichen sonstigen Organen des Körpers, namentlich von den drüsigen, und zwar in doppelter Weise: einmal auf dem Wege der „Empfindungsnerven“, die in diesen Organen endigen, und zweitens auf dem Wege der „inneren Sekretion“, durch Vermittelung der von diesen Organen in das Blut abgegebenen Stoffe. So ist unser Gehirn dauernd mehr oder weniger leichten Veränderungen unterworfen, und da ist es dann ganz selbstverständlich, daß es zu verschiedenen Zeiten verschieden auf Eindrücke reagieren muß. Überlegt man dies, so wird das bisher Besprochene schon erheblich leichter verständlich.

Ein Rausch entsteht, wenn gleichzeitig eine Menge von Gehirnteilen stark erregt werden. Dazu wird ein besonders starker Nervenreiz dienen können, der sich weit im Gehirn verbreitet. Diese Verbreitung kann eintreten einmal infolge der großen Stärke der Reizwirkung und dann durch den Umfang der Verbreitung der Fasern des zuerst erregten Nervenorgans in dem Gehirn. Ein solcher Rausch wird von den verschiedensten Sinnesorganen ausgehen können. Sie haben alle weite Verbindungen nach den verschiedenen Gehirnteilen hin. Von diesen erstrecken sich dann noch wieder Verbindungsbahnen weiter zu anderen Gehirnteilen. Diese Verbindungsbahnen sind bei verschiedenen Menschen verschieden entwickelt. Hiervon hängt unter anderem auch die gesamte Intelligenz ab. Der erste Sinneseindruck, von dem der ganze Reiz ausgeht, hängt ferner ab von der augenblicklichen Erregbarkeit der Nervenzellen in dem zentralen Teile der Sinnesorganendigung. Diese sind nicht immer gleich erregbar für jeden Eindruck. Es hängt das ab von den Eindrücken, welche sie vorher schon getroffen haben. Diese wirken als Erinnerungsbilder durch Veränderung der Nervensubstanz nach. Der neue Eindruck wirkt durch eine bestimmte Anzahl von Nervenfasern, die von den peripheren Endstätten herkommen. Jede von diesen Fasern hat ihre Endigung an bestimmten zentralen Zellen. Von diesen gehen dann wieder die Verbindungsbahnen nach Zellen anderer Teile des Gehirns aus. So geht das weiter. Alle diese verschiedenen in die Bahnen eingeschalteten Zellen können nun durch Erinnerungsbilder mehr oder weniger verändert sein und



dadurch sehr verschieden geeignet sein, den Reiz, der sie jetzt trifft, weiterzuleiten. Überlegt man dies alles, so versteht man, daß ein so komplizierter und durch vorhergehende Reize mehr oder weniger veränderter Weg den neuen Reiz in gar nicht vorherzusehender Weise weiterleiten wird. Er kann schnell und stark weitergeleitet werden, er kann aber auch so vielfach aufgehalten werden, daß er nur schwach zu wirken vermag. Ein ganz junges Gehirn, das mit wenig Erinnerungsveränderungen der Zellen belastet ist, wird dem neuen Reize eine günstigere Aufnahme gewähren als ein älteres, schon mehr beladenes Gehirn. Das stimmt auch mit den Erfahrungen: die erste Liebe wirkt am kräftigsten. Bei ihr ist der Rausch am stärksten. Je nach den Erinnerungsbildern, je nach ihrer Lage und Stärke wird später die Reizwirkung verschieden sein, teilweise z. B. recht stark nach bestimmten Gehirnteilen hin, teilweise mehr oder weniger abgeschwächt nach anderen Gehirnteilen hin. So wird die Art des Gesamteindruckes desselben Reizes auf verschiedene Menschen verschieden sein, so bei demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten. So wird der Gesamteindruck durchschnittlich immer schwächer werden mit zunehmendem Alter, aber unter bestimmten Umständen auch dann noch sehr stark sein können. Daß der Eindruck und damit der wirksame Reiz um so stärker sein muß, je mehr Sinnesorgane in Tätigkeit getreten sind, ist ja selbstverständlich. Im höheren Alter schwinden die Zellen und die Zellverbindungen im Gehirn mehr und mehr, und hierdurch ändern sich die Verhältnisse dann weiter. Ich denke, daß man, wenn man das Gesagte überblickt, sich nun wohl wird eine Vorstellung machen können von der Entstehung des Liebesrausches und von seinen Verschiedenheiten. Zu den genannten rein nervösen Teilen kommen dann endlich noch hinzu die Einwirkungen der Geschlechtsorgane auf die nervösen Organe, die ich schon oben andeutete und die, je nach ihrer Stärke, auch noch den Rausch erhöhen können in mehr oder weniger bedeutendem Grade. Der menschliche Körper bildet eben ein Ganzes, alles wirkt ein auf alles. So würden Zustände des Darmes gegebenenfalls abschwächend wirken können usw. Man sieht: das „Sichverlieben“ ist gar nicht so einfach und erscheint trotzdem dem, dem es passiert, ganz einfach und einheitlich. Eine Selbsttäuschung, wie so viele!

Die „Geschlechtsempfindungen“ und die so häufig mit ihnen verbundenen „Liebesempfindungen“ sind also an rein körperliche Vorgänge gebunden, wie alle sonstigen Seelentätigkeiten auch, und es fragt sich nun, ob man nicht aus den geschilderten Zusammenhängen Regeln oder Vorschläge ableiten könnte, um die Geschlechts- und Liebesempfindungen in möglichst günstiger Weise zu beeinflussen?

Der „Geschlechtsreiz“ ist der tieferstehende, der „Individualreiz“ der höherstehende. Je höher der Mensch steht, um so mehr Gewicht wird dem letzteren zukommen. Dieser ist es auch, welcher die eigentliche Liebe bedingt, der erstere veranlaßt die geschlechtliche, wollüstige Erregung, die auch dem Tiere zukommt, bei welch letzterem der Individualreiz entweder fehlt oder doch weniger wesentlich ist als bei dem Menschen. Es folgt hieraus, daß es unser



Bestreben sein müßte, beim Menschen den „Geschlechtsreiz" mehr zurück- und den „Individualreiz" mehr in den Vordergrund treten zu lassen. Ein bedeutsames Mittel zu diesem Ziele scheint mir die verständnisvolle Pflege der „Nacktkultur" zu sein.

Literatur.

1. Brinkmann, August, Bidrag till Kundskaben van Dovtyggernes Hudkirtelorganer. Philos. Inaug.-Diss. Kopenhavn 1911. 229 S. mit 12 Taf.

2. Correns, C., Individuen und Individualstoffe. Die Naturwissenschaften. Jahrg. 4, 1916, Nr. 15, S. 193 u. Nr. 16, S. 210.

3. Hagen, Albert, Die sexuelle Osphresiologie. 2. Aufl. H. Barsdorf. Berlin 1906. IV, 288 S.

4. Jäger, Gustav, Über die Bedeutung des Geschmacks- und Geruchsstoffes. Zeitschr. f. wiss. Zool. Bd. 27, 1876, S. 319.

5. Krause, Karl Friedrich Theodor, Die Haut. Handwörterb. d. Physiol. v. R. Wagner. Braunschweig 1844. Bd. 2.

6. Pocock, R. J., On the specialized cutaneous glands of Ruminants. Proc. Zool. Soc. London 1910. p. 840. 60 Fig.

7. Scheuer, O. F., Artikel: Düfte — im Handwörterbuch der Sexualwissenschaften, herausgeg. von Max Marcuse.

8. Schiefferdecker, Paul, Die Hautdrüsen des Menschen und der Säugetiere, ihre biologische und rassenanatomische Bedeutung sowie die Muscularis sexualis. (Vorläufige Mitteilung.) Biol. Zentralbl. Bd. 37, Nr. 11, ausgegeben am 30. Nov. 1917, S. 534.

8a. Dasselbe als ausführliche Arbeit in: „Zoologica" H. 72, 1922. Stuttgart 1922. E. Schweizerbart. Quart. 154 S., 1 Abb. im Text u. 8 farbige Taf.

9. Derselbe, Über die Ergebnisse meiner Arbeiten zur Biologie des Menschengeschlechtes. Biol. Zentralbl. Bd. 42, Nr. 5, 1. Mai 1922, S. 200.

10. Weber, M., Über neue Hautsekrete bei Säugetieren. Arch. f. mikr. Anat. Bd. 31, 1888, S. 499, mit 1 Taf.

11. Zwaardemaker, H., Die Physiologie des Geruches. Leipzig 1896. W. Engelmann. VI, 324 S.

Anmerkung: Die vorstehende Arbeit gehört zu der Reihe jener, die ich zur Biologie des Menschengeschlechtes ausgeführt habe.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Gebißuntersuchungen an homosexuellen Männern.

Von Dr. Theodor Dobkowsky in Freiberg (Sa).

Der Zusammenhang zwischen zwei so entfernt liegenden Gebieten wie Zahnheilkunde und Sexualwissenschaft wird sofort hergestellt, wenn man das menschliche Gebiß als Teil der gesamten Sexualkonstitution betrachtet.

Die Geschlechtsunterschiede, die man im Körperbau zwischen Mann und Frau finden kann, erstrecken sich auch auf die Zähne. Bei homosexuellen Männern hat man nun zahlreiche Abweichungen von der normalen Körperkonstitution festgestellt, die sich kurz dahin skizzieren lassen, daß der homosexuelle Mann einen mehr oder weniger starken Einschlag ins Feminine hat. Ich erinnere nur an die feminine Schambehaarung, den geringeren Bartwuchs, die zartere Haut, die veränderte Schulter- und Beckenbreite, die Weilschen Proportionen (veränderte Ober- und Unterlänge) und anderes mehr. Darüber, ob sich die Veränderung in der Konstitution auch bei den Zähnen zeigen, sind Untersuchungen bisher wohl kaum bekannt geworden.

Auf die Geschlechtsunterschiede bei den Zähnen kann hier nicht näher eingegangen werden. Ich muß auf die Arbeiten von Schaffhausen, Parreidt, Mela,

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

Tomes, Röse und vor allem von Mühlreiter verweisen. Das männliche Gebiß ist, wenn man bei einer größeren Anzahl die Durchschnittsgrößen ermittelt, größer als das weibliche. Das männliche Gebiß wird vor allem charakterisiert durch die großen, das weibliche durch die verhältnismäßig kleinen Eckzähne. Die Unterschiede bleiben nur deutlich im Gebiet der Inzisivi.

Zugrunde gelegt wurden die Angaben von Mühlreiter, der als Durchschnittsgrößen für die Frontzähne (I. Inzisivus, II. Inzisivus und Kaninus) folgende Zahlen fand, wobei die erste Zahl bei jedem Zahn die Breite, die zweite die Länge der Krone in Millimetern angibt:

	I. Inzisivus		II. Inzisivus		Kaninus		
100 normale Männer . .	8,5	10,7	6,7	9,4	7,8	10,8	Oberkiefer
	5,5	9,6	6,0	9,7	6,8	11,2	Unterkiefer
100 normale Frauen . .	8,3	10,2	6,4	9,0	7,3	9,8	
	5,3	9,2	5,8	9,4	6,4	10,1	

Ich ging nun von denselben Grundlagen wie Mühlreiter aus und maß bei 100 homosexuellen Männern, deren abweichende Triebrichtung zweifelsfrei festgestellt war und bei denen das Gebiß, wenigstens das Gebiet der Frontzähne, vollkommen intakt war, mit einer Schublehre, die auch das Ablesen der Zehntelmillimeter gestattete, die Kronengröße der Frontzähne.

Als Resultat ergaben sich folgende Werte:

100 homosexuelle Männer	8,6	10,2	6,5	9,0	7,7	10,2
	5,3	9,3	5,7	9,2	6,6	10,5

Vergleicht man diese Zahlen mit denen für normale Männer und Frauen, so zeigt sich ganz deutlich:

Die Zähne der homosexuellen Männer sind durchschnittlich kleiner als die der normalen Männer, aber größer als die der normalen Frauen, d. h. also, sie stehen zwischen beiden.

Weisen von 100 normalen Männern annähernd 60 Proz. einen ausgeprägt maskulösen Gebißtyp auf, so fand ich bei den homosexuellen Männern nur ca. 35 Proz.; bei ca. 40 Proz. war der Gebißtyp indifferent, und bei ca. 25 Proz. war er als ausgeprägt feminin zu bezeichnen.

Diese Resultate stehen in voller Übereinstimmung mit den sonstigen Anomalien, die man bei den Homosexuellen in der Regel feststellen kann.

Eine besondere Wichtigkeit gewinnen sie aber dadurch, daß die Zahnentwicklung bereits vor der Pubertätszeit abgeschlossen ist, daß sich hier eine Konstitutionsabweichung bereits lange vorher zeigt, bevor man von einer abweichenden Triebrichtung sprechen kann.

Mit Wahrscheinlichkeit läßt sich die Ursache der Gebißanomalie auf die Wirkung der Keimdrüsen zurückführen.

Ohne Zweifel sind also die Gebißuntersuchungen ein weiterer und vielleicht nicht unwesentlicher Beitrag zur Lehre von der Konstitution der Homosexuellen.

Bücherbesprechungen.

1) Marcuse, Max: **Handwörterbuch der Sexualwissenschaft.** Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen. Bonn 1923, A. Marcus & E. Webers Verlag.

Von Dr. jur. F. Dehnow.

In der 4. Lieferung berichtet Marcuse über den Gonochorismus, über die sexualpsychologischen Wurzeln des In- und Succubi-Aberglaubens sowie, auf seinen eigenen früheren Arbeiten basierend, über Inzest und über Inzucht. Frh. v. Reitzenstein stellt eingehend Hochzeitsgebräuche dar. Scheuer und Elster äußern sich über die sexuellen Beziehungen verschiedener Kleidungsstücke, Brandt über verschiedene altgriechische Sexualia. Else Voigtländer liefert einen Beitrag



über psychische Geschlechtsunterschiede, Knud Sand über Hermaphroditismus.

In einem Artikel über sexuelle Hygiene schreibt Fürbringer für das Kindesalter besonders großen Einfluß der Lektüre zu; „nicht minder verderblich" seien „ausgestellte Nuditäten". Für das Jünglingsalter erwähnt er Gefahren „des Zutritts zu schamlosen Bühnenaufführungen und Tänzen". In dieser Auffassung der jugendlichen Psyche vermöchte der Berichterstatter nicht zu folgen.

Die Homosexualität bespricht Kronfeld, ihre Bestrafung Bovensiepen. Darin, daß zu diesem Gegenstande nicht auch Hirschfeld sich in dem Handwörterbuch äußert, erblickt der Berichterstatter die einzige wesentliche Lücke des Werkes, wie er denn überhaupt die bestehenden Spaltungen in der Sexualwissenschaft für ungenügend begründet und für unfruchtbar hält.

2) Dürken, B.: **Allgemeine Abstammungslehre.** Berlin 1923, Gebr. Borntraeger. Grundzahl 4,20.

Von Dr. Max Marcuse.

Gegenüber den durchschnittlichen Schriften über die Abstammungslehre, die sich auf die Wiederholung nun schon traditionell gewordener Anschauungen beschränken oder, soweit sie noch eigene wissenschaftliche Arbeit leisten, der Einbildung folgen, daß bei Behandlung biologischer Fragen die Unterordnung der Einzelerscheinungen unter einen allgemeinen Satz ausreiche, wird in dem vorliegenden Buche primäre Induktion getrieben. Nichts ist dem Verfasser selbstverständlich, er übernimmt keinerlei Überlieferung, und sogar den deszendenztheoretischen Gedanken selbst entwickelt er erst noch einmal selbständig und mit aller Gründlichkeit auf dem Boden des Tatsachenmaterials aus dem Bereiche der Tierwelt, unter Herbeiziehung natürlich auch der Palaeontologie. Sehr verdienstlich ist dabei die Bemühung um eine klare Herausarbeitung der Probleme. Ihre besondere Bedeutung verleihen der Arbeit die Kritiken am Darwinismus (auch am Neu-Darwinismus) und am Lamarckismus: beide Systeme gelten dem Verfasser als unhaltbar und können seines Erachtens eine ausreichende Erklärung der Stammesentwicklung nicht geben. Ihr Wert sei nur noch ein historischer, nichtsdestoweniger jedoch dauernder. Die Lösung des Abstammungsproblems bleibe zukünftiger Forschung vorbehalten, in deren Mittelpunkt die Frage nach dem Wesen des Lebens selbst gestellt werden müsse.

Die Darstellung ist insofern ungewöhnlich, als trotz vollkommen sachlicher Behandlung des Stoffes sich das Buch wie beste Belletristik liest. Überzeugend vertritt der Verf. seinen Standpunkt dabei freilich nicht durchweg. Die Ausstattung des mit 38 Textfiguren, einem gut orientierenden Literaturverzeichnis und einem sorgfältigen Namen- und Sachregister versehenen Bandes ist vortrefflich.

3) Kammerer, Paul: **Tod und Unsterblichkeit.** Stuttgart 1923, Ernst Heinrich Moritz (Inh. Franz Mittelbach). VIII u. 124 S. mit 22 Abb. Grundpreis geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.

Von Dr. Günther Just.

Das populär-wissenschaftliche Büchlein bespricht biologische, aber auch allgemeine Fragen, die sich um „Tod und Unsterblichkeit" gruppieren; es ist in der bekannten Art Kammerers — mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern — geschrieben.

4) Hoffmann, Walter: **Die Reifezeit.** Probleme der Entwicklungspsychologie und Sozialpädagogik. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. 256 S.

Von Dr. phil. Else Voigtländer.

Nach einem allgemeinen psychologisch-theoretischen Unterbau behandelt das Buch die geistige, geschlechtliche und soziale Reifung des Jugendlichen. Die Selbständigkeit der geistigen Entwicklung gegenüber der sexuellen wird mit Nachdruck betont. Der Jugendliche zieht sich infolge der Gefährdung seines Selbstgefühls in der Lebensgemeinschaft Erwachsener gern von diesen zurück, er braucht Anschluß an Altersgenossen; in der Jugendbewegung verschafft er sich die nötige seelische Entspannung und „Erziehungspausen", die ihm die Einordnung in den „allgemeinen Kulturrhythmus" erleichtern. Die Freundschaft mit Altersgenossen ist nicht nach dem Vorgang Blühers als Homosexualität aufzufassen, „obwohl wir tatsächlich in letzter Zeit ein auffallendes Anwachsen der Homosexualität im Jugendalter beobachten können". Sehr wichtig ist, „die geschlechtliche Frühreife möglichst zu vermeiden, um das Kind nicht vor Konflikte zu stellen, denen es auf dieser Entwicklungsstufe nicht gewachsen ist". Schädlich ist, die Auf-

merksamkeit, auch durch zu stark betonte Sittlichkeitsbestrebungen, allzu sehr auf dieses Gebiet zu lenken. — „Die erotische Selbstbespiegelung bildet . . . die natürliche Ausgangsform und Durchgangsstufe der geschlechtlichen Entwicklung.“ Ihr Ausarten in Onanie ist zu bekämpfen, ohne dabei den Jugendlichen „zu demütigen und zu ängstigen“. — „Der Gedanke einer Jugendkultur hat nur Berechtigung als Durchgangsstufe der geistigen Entwicklung, die den Übergang zur Gegenwartskultur vermitteln und erleichtern soll.“ Sie darf nicht Selbstzweck werden und dadurch den Jugendlichen „zu einem Dauerzustande der Gefühlsschwelgerei führen, der den Jugendlichen vollkommen den Aufgaben der Wirklichkeit entrückt“. „Die soziale Entwicklung des Kindes wird von drei Faktoren bestimmt: der Bildsamkeit, dem Lebensrhythmus der Umgebung und der Erziehungsarbeit.“ Die soziale Entgleisung entsteht durch Mängel eines der drei Faktoren. „Wir werden den Blick der Jugend über die geistig verarmte Gegenwart hinweg nach einem erstrebenswerten Bildungsziel richten müssen“, wenn wir ihr helfen wollen, die „stärker denn je unter den Anforderungen der Kultur leidet und sich innerlich dagegen auflehnt“.

Der Wert des Buches liegt weniger in den theoretischen Auslassungen, die vielfach nicht haltbar sind und den Laien verraten (so ist das „Prinzip der seelischen Resonanz“ eine etwas unklare Zusammenschweißung der Übungsphänomene, Assoziationsgesetze, der Gefühlsreaktion des Nachhalls vergangener Erlebnisse, Komplexbildung, Totalität des Charakters und des Ideals der Harmonie der Persönlichkeit), als auf den auf lebendigem Umgang mit der Jugend und vielfacher Erfahrung als Jugendrichter beruhenden Einzelbeobachtungen und warmherzigen Vorschlägen, der Jugend zu helfen.

5) Neutra, Wilhelm: **Morphinismus und Erotismus.** Lustenergetisch fundierte Suggestions- und Hypnosetherapie pathologischer Leidenschaften. Leipzig u. Wien 1923, Deuticke. 194 S.

Von Privatdozent Dr. Karl Birnbaum.

Verf. macht den Versuch, die von ihm vertretenen psychenergetischen Anschauungen auf das Gebiet der Leidenschaften anzuwenden und darauf eine rationelle Therapie aufzubauen. Die lustenergetische Theorie sieht in der Leidenschaftlichkeit die Tendenz des Lusttriebes zur Fixation in irgendeiner seiner Richtungen, also den „Sklaventrieb“. Dementsprechend sind pathologische Leidenschaften solche Tätigkeiten, die (auf einem umständlichen psychomechanischen Wege) in den Bereich des Sklaventriebes unter Zurückdrängung des Herrschtriebes geraten sind und daher in einer der Triebfixation entsprechenden einseitigen Weise die Lustbefriedigung dauernd erstreben müssen, wodurch eine fixiert eingestellte Veränderung des gesamten psychophysischen Organismus als energetisch notwendige Konsequenz zustande kommt. Die Behandlung dieser pathologischen Leidenschaften, speziell des Erotismus, geschieht auf dem Wege psychischer Beeinflussung einmal durch Loslösung der Leidenschaftlichkeit von der konkreten Leidenschaft (Mobilisierung des Erkenntnistriebes an Stelle des Illusionstriebes, Verwandlung von der Sklaverei zum Herrentum u. dgl.), zum andern durch eine praktischere Form der Bindung der freien Leidenschaftlichkeit (Fixierung an ein anderes Objekt vikariierende Fixierung eines anderen Triebes). Ähnlich ist die Therapie bei dem seinem Wesen nach mit dem Erotismus übereinstimmenden Morphinismus zu gestalten.

6) Flatau, G.: **Sexuelle Neurasthenie.** Berlin 1923, Fischers med. Buchhdlg. H. Kronfeld. 163 S. Grundz. 4.50.

Von Dr. Max Marcuse.

Das Buch hat sich schon längst bewährt. Die neue Auflage berücksichtigt die im letzten Jahrzehnt angesammelten Beobachtungen und Erkenntnisse und berichtet über alle Zusammenhänge aus der eigenen reichen Erfahrung des Verfassers heraus — mit wohltuender Zurückhaltung gegenüber dem vielen noch Problematischen. Wenn er namentlich im Hinblick auf die Anschauungen der Psychoanalyse seine rein referierende Darstellung besonders betont, dann hätte er freilich auch die Wendung: „wie Freud uns glauben machen will“ — besser vermieden. Daß Ref. den Ansichten des Verfassers nicht durchweg zu folgen vermag, ergibt sich zum Teil schon aus der Darstellung selbst. Eine schärfere Fassung der Fragen und eine mehr grundsätzliche Stellungnahme hätten dem Buche unbeschadet seiner wesentlich praktisch-ärztlichen Aufgabe wohl nur genützt. Die zahlreichen „Fälle“ machen die Lektüre interessant und eindrucksvoll. — Die Korrekturen sind nicht sorgfältig gelesen; es sind ungewöhnlich viele Druckfehler namentlich im Literaturverzeichnis, das auch sonst nicht mit der wünschenswerten Ruhe angefertigt worden ist, stehen geblieben.



7) Bettmann, S.: **Hygiene des Sexuallebens.** In: Handbuch der Hygiene, herausgegeben von Rubner, v. Gruber und Ficker. IV. Band, 3. Abteilung. S. 223—356. Leipzig 1923, S. Hirzel.

Von Dr. Fritz Dehnow.

Eine sorgfältige und eingehende Gesamtdarstellung 1. der Hygiene der sexuellen Entwickelung (allgemeine Erziehungsgrundsätze und sexuelle „Belehrung"), 2. der sexuellen Hygiene der Ehe (hygienische Voraussetzungen der Eheschließung, hygienische Regelung des Sexualverkehrs im Ehebeginn und während der Dauer der Ehe; ferner wird an dieser Stelle die Fortpflanzungsbeschränkung erörtert), 3. der Fragen der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, 4. der Fragen der gesundheitlichen Überwachung der Prostitution, woran sich 5. eine kürzere Besprechung der Prophylaktika anschließt.

Vorsichtige Abwägung und reifes Urteil kennzeichnen die Arbeit.

Weniger ist sie geneigt, grundsätzliche Umstellungen unserer Haltung gegenüber dem Sexualleben zu befürworten. Damit, daß die sexuelle Hygiene „vielfache Rücksichten zu üben" habe und ihre Probleme „zum Teil unlösbar" seien und daß die sexuellen Angelegenheiten „diskreteste Angelegenheiten" seien (225—226), findet der Autor sich wie mit Tatsachen ab. S. 246 verwendet er den Begriff des „sich sexuell rein halten" und bedauert S. 247, daß die Abstinenzforderung neuerdings „auf höhnende Ablehnung stößt".

8) Venzmer, Gerhard: **Sexualität und Liebe.** Hamburg (o. J.), Weltbund-Verlag. 91 S.

Von Prof. P. Fürbringer.

Eine eigenartige, durchaus populäre, für Mann und Frau, Arzt und Erzieher und besonders für die reife Jugend bestimmte Schrift über die körperlichen und seelischen Beziehungen zwischen Mann und Weib. Der Autor — Dr. phil. et med. — bezweckt mit ihrem von allem Pathologischen absehenden Inhalt eine Lücke in unserm modernen Erziehungs- und Bildungswesen und der herrschenden „immer noch auf mittelalterlicher Stufe stehengebliebenen" Sittenlehre auszufüllen. Bei aller Anerkennung des ehrlichen mutvollen Ausdrucks seiner Überzeugung, seiner Wertung der Beschäftigung mit sexuellen Fragen als etwas Schmutzigem und Unanständigem, wird man nicht umhin können, seine Ereiferung gegen die „Verlogenheit und Heuchelei in der Welt" als über das Ziel schießend anzusprechen. Die klar und flott geschriebenen Betrachtungen gipfeln in der Beurteilung einer befriedigenden harmonischen Verschmelzung seelischen und sinnlichen Empfindens als des Ideals in menschlicher zwischengeschlechtlicher Liebe. Und wie diese Mischung von physischer und psychischer Liebe die sichersten Grundlagen einer glücklichen Ehe abgibt, so ist der ledige Mensch, dem die gegenwärtigen Verhältnisse den Luxus einer Heirat nicht gestatten, in gleicher Weise den Sexualgesetzen unterworfen und berechtigt, des „höchsten Glückes" teilhaft zu werden, ohne es vor der Mitwelt verheimlichen zu müssen. Man darf solcher Lehre, zumal sie sich von der heutzutage so oft gepredigten „freien Liebe" im Sinne geschlechtlicher Zügellosigkeit freihält, einen gewissen Erfolg nicht mißgönnen. Ob sie sich in gegebener Zeit in annehmbarem Umwege durchsetzen wird, ist eine andere Frage. Und ebenso bleibe unerörtert, ob man das Buch, das eine gemeinverständliche Unterrichtung über den Congressus, den Geschlechtstrieb, die innere Sekretion, das Schamgefühl und ziemlich ausführliche — freilich merkwürdige Lücken bietende — Literaturnachweise einschließt, bedenkenfrei jedem zur Liebe Reifen in die Hand geben kann.

9) Krische, Paul: **Die Frau als Kamerad.** Grundsätzliches zum Problem des Geschlechts. 3. unveränderte Aufl. (5.—7. Tausend). Bonn 1923. A. Marcus & E. Webers Verlag. 90 S.

Von Dr. Alexander Elster.

Ein Bekenntnis- und Bekehrungsbüchlein für das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Sehr hübsch und flott geschrieben, mit starkem und lauterem Temperament, gesunder sittlicher Grundeinstellung. Der Verfasser vertritt eine reine Art der Frauenemanzipation, deren Ziel in der seelisch-geistigen Kameradschaft mit dem Manne bestehen und das vom Mannesinteresse bisher vielfach gezüchtete Magdtum der Frau beseitigen soll. Auf diesem Gebiet spricht natürlich die Wunschbetontheit des Einzelnen außerordentlich viel mit; jeder aber, der guten Willens ist, wird die warmherzigen Ausführungen des Verfassers mit lebhafter Teilnahme lesen und sich weite Wegesstrecken gern von ihm führen lassen, wenn es gilt, dem Wesen der Frau mehr als bisher gerecht zu werden.

10) Schweisheimer, W.: **Die Abtreibungsseuche und ihre Gefahren.** (Gesundheitswacht, gemeinverständliche Schriften zur Pflege der Gesundheit und körperlichen Ertüchtigung des deutschen Volkes, Nr. 5.) Coburg 1922. 63 S.

Von Dr. Alexander Elster.

Ein verständiger, sozial denkender, vorsichtig abwägender und warm fühlender Arzt gibt hier eine Mahnschrift, die weiteste Verbreitung in Laienkreisen verdient. Diesem Zwecke dient die volkstümliche Darstellung, die — was wohltuend berührt — sich bei der Erörterung der Gründe für die Zunahme der Abtreibungen und ihrer bevölkerungspolitischen Folgen vor Einseitigkeit fernhält und auch bei der Besprechung des Problems der „Freigabe des kindlichen Lebens" nicht lediglich predigt oder Moral lehren will, sondern im einzelnen Fall der eugenetischen Indikation sehr wohl die Einflüsse der Notlage und die Abwägung der Lebenswerte in die erste Reihe rückt und auf solche Weise dann um so schärfer die gesundheitlichen, rechtlichen und sittlichen Gefahren hervorzuheben in die Lage kommt. Seine strikte Stellungnahme für den Charakter des Fötus als eines von der Befruchtung an lebenden Wesens leidet jedoch an inneren Widersprüchen („selbständig" lebendes „Wesen", „Beginn" der Entwicklung gleichgesetzt mit dem Ergebnis der Entwicklung usw.), weil nur biologisch und nicht, wie es für diese Frage notwendig ist, sozialbiologisch hier geurteilt wird. Ausschlaggebend ist hier die Frage des Zeitpunkts der Menschwerdung. Hier wie bei dem Problem der Anzeigepflicht bei Geschlechtskrankheiten verläßt der Verfasser den volkstümlichen Tenor seiner Schrift, ohne doch für den Fachmann in so kurzer Behandlung Neues zu bringen. Im Ergebnis ist dem Verfasser natürlich vollauf zuzustimmen, wenn er fordert: „Ablehnung aller Bestrebungen für eine generelle Freigabe des kindlichen Lebens, gleichviel in welchem vorgeburtlichen Entwicklungspunkt; Zulassung der gesundheitlichen Indikation (für die Mutter) zur Ausführung der künstlichen Fehlgeburt durch den Arzt; bedeutende Milderung der auf Fruchtabtreibung gesetzten Strafen."

Referate.

1)—4) Funk, J. C.: **Das Programm des Staates Pennsylvania zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.** Journ. Soc. Hyg., März 1923. — Lawrence, J. S.: **Das Programm des Staates Neuyork zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.** Journ. Soc. Hyg., Mai 1923. — Blasingame, W. C.: **Das Programm des Staates Alabama zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.** Journ. Soc. Hyg., Juni 1923. — Goodman, H.: **Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Panama.** Journ. Soc. Hyg., März 1923.

Da die große Mehrzahl aller infizierten Personen durch keines der bisher ausgearbeiteten Programme zu erreichen ist, so muß, wie Blasingame betont, das Hauptgewicht auf die Behandlung gelegt werden, hierbei ist aller Bureaukratismus auszuschalten. In den Städten war es leicht durch Polikliniken, die zu diesem Zwecke eröffnet wurden, die Behandlung durchzuführen, und so wurden in Alabama in 12 Polikliniken monatlich über 2000 Salvarsan und 5000 andere Behandlungen gegeben, auf dem Lande dagegen war der Erkrankte (und es gibt deren sehr viele auch auf dem Lande) dem Geheimmittelverkäufer ausgeliefert oder im besten Falle einem Arzte, der von der modernen Diagnostik und Behandlung der Syphilis wenig verstand. Es mußten deshalb mehr als 100 fliegende Stationen auf dem platten Lande eingerichtet werden, wo alle Erkrankten billig oder völlig frei behandelt werden. Erziehlich wurde auf die Eltern eingewirkt, um eine möglichst allgemeine sorgfältige Untersuchung aller die Ehe eingehen wollenden Kandidaten zu veranlassen, dann wurde die Mitwirkung des Geistlichen, der Vereinsvorstände und der Schulen gewonnen; den Schülern wird gelehrt, daß Keuschheit sich durchaus mit guter Gesundheit und Kraft verträgt und daß nur die Keuschheit mit Sicherheit vor Ansteckung schützt, daß die Geschlechtskrankheiten die häufigsten aller verhütbaren Krankheiten sind und daß sie nicht nur häufig das Leben des Individuums zerstören, sondern auch seiner Nachkommenschaft. Ferner wird gelehrt, daß es nur ein Sittengesetz für Knaben und Mädchen gibt. Auch an alle Arbeitgeber tritt in Alabama das Gesundheitsprogramm heran, um ihnen klar zu machen, daß die



Anwesenheit venerisch erkrankter Arbeiter oder Dienstboten im Hause mindestens ebenso gefährlich ist, wie die anderer Kranker. Als Erfolge des Gesundheitsprogramms sind bisher zu verzeichnen ein bedeutendes Anwachsen des Interesses für diese Fragen und des Verantwortlichkeitsgefühls bei allen Schichten der Bevölkerung und eine nachweisbare Abnahme dieser Krankheiten um mehr als ein Drittel. Im Staate Neuyork hat man ein Gesetz durchgebracht, das die Ärzte zwingt, in jedem auf Syphilis oder Gonorrhöe verdächtigen Falle eine genaue Diagnose durch Untersuchung der betreffenden Körperflüssigkeiten im Laboratorium machen zu lassen. Ferner müssen bei der Geburt die Augen des Neugeborenen sterilisiert werden. Unmittelbare Anzeigepflicht von seiten des Arztes besteht nicht, außer wenn der Kranke die Behandlung verweigert oder sich sonst so beträgt, daß er zu einem Schaden für die Allgemeinheit werden könnte. Da aber den vorhin erwähnten Laboratorien das Material für Blut, Eiter oder ähnliche Untersuchungen stets mit dem vollen Namen, Stand, Adresse und Familienstand des Erkrankten zugehen muß, und die Laboratorien verpflichtet sind, das öffentliche Gesundheitsamt von jeder positiven Untersuchung zu benachrichtigen, so besteht schon hierdurch eine Art Anzeigepflicht. Außerordentlich viel wurde im Staate Neuyork für Aufklären getan, da zwei Ärzte, zwei Ärztinnen und eine sonstige Frau ständig herumreisen, um durch Vorträge, Plakate, Lichtbilder und Kinemas die Art der Ansteckung, ihre Symptome und die Behandlung überall zu zeigen. Auf dem Lande, wo Kinemas nicht zur Verfügung stehen, begleitet sie ein fahrbares Kinema. Wie wichtig und erfolgreich auch die Aufklärung der Ärzteschaft besonders auf dem Lande ist, geht daraus hervor, daß 1916 nur 2966 Untersuchungen auf Gonorrhöe und 31 986 Untersuchungen auf Syphilis in den Laboratorien stattfanden, während 1921 diese Zahlen 21 759 und 171 752 betrugen. Die Laboratorien stehen den Ärzten unentgeltlich zur Verfügung. Überall, auch in den kleineren Orten, wurden Polikliniken eröffnet, die Stadt stellt den Raum zur Verfügung und die Chemikalien mit Ausnahme von Salvarsan. Dies und die ganze übrige Ausstattung liefert der Staat. Unbemittelte Kranke werden frei behandelt. Auch die Prophylaxe wird nicht vernachlässigt, doch hat sie bis jetzt nicht viel geholfen. Sehr wichtig ist das Verfolgen des einzelnen Falles, da es genug Kranke gibt, die überhaupt sich nicht behandeln lassen wollen oder sich zu früh der Behandlung entziehen. Solche Personen werden von festangestellten Fürsorgekräften in ihrem Heim aufgesucht und belehrt. Dies hat sich so bewährt, daß weniger als 5 Proz. der Erkrankten ohne sorgfältige Behandlung bleiben. Vielfach gelingt es auch diesen Helfern, andere verwandte oder zusammenwohnende Erkrankte aufzuspüren und der Behandlung zuzuführen. J. P. zum Busch.

5) Davis, Katharine B.: **Das Glück in der Ehe.** Journ. Soc. Hygiene 1923. No. I.

Dieser Aufsatz bildet ein Kapitel aus einer größeren Arbeit, die sich mit dem Geschlechtsleben der normalen Ehefrau beschäftigt. Verf. hat genaue Fragebogen an viele Frauen geschickt und analysiert die Antworten von 1000, es handelt sich um Frauen, deren Erziehung über dem Durchschnitt liegt. 872 Frauen bezeichneten sich als glücklich, 116 als ganz oder teilweise unglücklich und 12 gaben ausweichende Antworten. Nur 4 Frauen gaben Kinderlosigkeit als Grund ihres Unglücks, 3 Altersunterschiede an, dabei sind 20 Proz. der 1000 Frauen kinderlos, und bei vielen der untersuchten Ehen besteht ein großer Altersunterschied; ökonomische Gründe werden von 14 angeführt, obwohl 239 der Frauen durch Arbeit außer dem Hause zum Familienbudget beitragen müssen. Aus den zahlreichen statistischen Tabellen, die Verf. aufgestellt hat, scheint hervorzugehen, daß die unglücklichen Frauen im Durchschnitt etwa 5 Jahre älter und etwas weniger gut erzogen waren als die glücklichen. In 2 Gruppen derselben Zahl, in denen Alter und Erziehung gleich sind, konnte festgestellt werden, daß Gesundheit vor der Ehe, Unterricht in sexuellen Fragen vor der Ehe, feste Gesundheit nach der Verheiratung und die Anwesenheit von Kindern die Hauptpunkte sind, die eine glückliche Ehe erwarten lassen. Liebeleien, Geschlechtsverkehr vor der Verheiratung und Tätigkeit außer dem Hause nach der Verheiratung scheinen besonders leicht Unglück in der Ehe herbeizuführen. Außerdem scheinen die glücklichen Ehen besonders bei Personen einzutreten, die bei Eingehen der Ehe nicht mehr allzu jung sind. Die unglückliche Gruppe weist auch Frauen auf, die angeben, schon als Mädchen sexuelle Empfindungen gehabt zu haben. Es scheint aber keinen Unterschied zu machen, ob die Frauen schon als Kinder sexuelle Gefühle hatten, ob sie als Kinder sich bereits sexuell betätigt haben, ob sie als Mädchen masturbiert haben, ob sie starke sexuelle Empfindungen (mit oder ohne physische Betätigung) für andere Frauen gehegt haben und ob sie vor der Ehe einen Beruf ausgeübt haben. J. P. zum Busch.



6) Clarke, W.: **Das norwegische Gesetz über die unehelichen Geburten.** Journ. Soc. Hyg., März 1923.

Verfasser gibt seine Erfahrungen über dieses Gesetz, die er bei einem Aufenthalt in Norwegen erwarb. Schon 1892 wurde gesetzlich bestimmt, daß die Eltern nach Maßgabe ihres Vermögens zum Unterhalt des Kindes beitragen müssen und nicht nur so viel als gerade zum Leben genügt. Ferner erbt das Kind wie ein eheliches. 1915 wurden weitere Bestimmungen erlassen, wonach der Staat die Pflicht hat, die Vaterschaft festzustellen und den Vater zur Erhaltung von Mutter und Kind zu zwingen; das Kind muß entsprechend den Verhältnissen des besser gestellten Teiles der Eltern erhalten werden bis zum 16. Jahre und in manchen Fällen noch länger; hat die Mutter Vermögen, so muß auch sie beitragen. Wo die Beiträge ausbleiben, muß der Staat und nicht die Mutter die Initiative ergreifen, um diese Beiträge einzutreiben. Das Kind erbt sowohl vom Vater wie von der Mutter, aber nicht Vermögensteile, die durch eine Heirat erworben sind. Verschwindet der Vater oder ist er unfähig, Mutter und Kind zu erhalten, so tritt der Staat an seine Stelle, derartige Unterstützungen führen nicht zum Verluste etwaiger bürgerlicher Rechte. Kann die Vaterschaft nicht festgestellt werden, so können zwei oder mehr Männer, die in Frage kommen, zu den Alimenten herangezogen werden. Clarke konnte sich davon überzeugen, daß das Gesetz sehr segensreich gewirkt hat. Die von manchen Seiten befürchteten Erpressungen und die Zunahme der unehelichen Geburten durch Erleichterung des Loses der Mutter sind ausgeblieben, die unehelichen Geburten haben sogar abgenommen. Auch die Geistlichkeit ist jetzt für das Gesetz. Interessant ist, daß eine große Anzahl von Müttern, besonders der oberen Klassen, sich weigert, den Namen des Vaters anzugeben. J. P. zum Busch.

7) Mudgett, M. D.: **Heiraten unverheirateter Mütter.** Journ. Soc. Hyg., April 1923.

Von 1047 unverheirateten Mädchen, die geboren hatten und mit denen sich eine Fürsorgebehörde beschäftigte, heirateten 133, und zwar 79 den Vater des Kindes. Meist waren es Dienstmädchen im Alter von 18 bis 30 Jahren, die Männer gehörten dem schlechterzogenen und schlechtbezahlten Arbeiterstande an. Von den 79 Ehen, in denen das Mädchen den Vater ihres unehelichen Kindes heiratete, sind 27 auf irgendeine Weise (Ehescheidung, böswilliges Verlassen usw.) bald wieder getrennt worden, nur 26 scheinen wirklich befriedigende Ehen zu sein. Viel günstiger scheinen die Ehen mit anderen Männern als dem Vater des unehelichen Kindes zu verlaufen. Dieselben Erfahrungen wurden mit einer anderen Gruppe von 66 unehelich Mutter gewordenen Mädchen bei ihrer späteren Verheiratung gemacht. Meist ist das vor der Ehe geborene Kind die Ursache des Streites. Verfasser warnt davor diese Mädchen, wie es so oft von Behörden oder Wohltätigkeitsgesellschaften geschieht, zu veranlassen, den Vater des Kindes um jeden Preis zu heiraten. In jedem Falle müssen die Anzedentien des Mannes und auch seine Gesundheit genau untersucht werden, auch muß über das Schicksal des Kindes (ob es adoptiert wird usw.) vorher entschieden werden. Derartige Ehen sind noch mehrere Jahre zu überwachen, um den beiden Gatten über die ersten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. J. P. zum Busch.

8) Johnson, B.: **Internationale Bestrebungen zur Verhütung des Handels mit Frauen und Kindern.** Journ. Soc. Hyg., April 1923.

Dieses ausführliche geschichtliche Referat kommt zu dem Schlusse, daß es das Bestehen von Bordellen ist, das den „weißen Sklavenhandel" immer noch möglich macht. Sobald diese staatlich geduldeten Häuser aufhören, wird die Absatzmöglichkeit so erschwert, daß der Handel von selbst bedeutend nachläßt oder aufhört.

J. P. zum Busch.

9) Hall, Gertrud: **Moralische Zustände im ländlichen Neu-England.** Journ. Soc. Hyg., Mai 1923.

In dem von der Verf. untersuchten Teil Amerikas kommen 2 bis 3 Proz. uneheliche Geburten vor; die Mutter war durchschnittlich 20 Jahre alt, ein Viertel der Väter waren verheiratete Männer, die Hälfte der Kinder blieb bei den Müttern, von denen 17 Proz. innerhalb eines Jahres, und zwar meist einen anderen Mann als den Vater ihres Kindes heirateten. Meist halfen ihnen die eigenen Familien, ein Fünftel der Väter unterstützte das uneheliche Kind und seine Mutter. Vier Fünftel der unverheirateten Mütter haben kein zweites uneheliches Kind geboren. Die Verf. sagt am Schlusse ihres interessanten Aufsatzes, daß sich in den letzten Jahren die Verhältnisse auf den höheren Schulen gänz-



lich geändert haben und daß Liebesintrigen eine viel größere Rolle spielen als der eigentliche Lehrstoff, während man früher von der Verführung durch den Mann sprechen konnte, haben heute die Mädchen die Rolle des Versuchers übernommen.

J. P. zum Busch.

10) Worthington, G., und Ruth Topping: **Vergleichende Studien über die Spezialgerichtshöfe für Sexual-Vergehen in Chicago, Philadelphia, Boston und Neuyork.** Journ. Soc. Hyg., Juni 1923.

Die Gesetze gegen das Zuhältertum und gegen Personen, die von der Unzucht anderer Personen leben, sind so streng, daß nur noch wenige derartige Fälle ihren Weg in die Gerichte finden. Im Gegensatz zu Europa, wo man durch Regulation oder Abolition die Prostitution bekämpfen will, hat man in den meisten Staaten oder Städten Amerikas die Prostitution zu einem Verbrechen erklärt und sucht sie durch Anwendung rigoroser Gesetze zu unterdrücken. Die Anwendung dieser Gesetze wechselt nun sehr in den verschiedenen Bezirken. In Chicago z. B. gibt man nur Geldstrafen, obwohl man Prostituierte und Zuhälter auf Grund der bestehenden Gesetze dem Besserungshause für ein Jahr überweisen könnte; in Neuyork hat man alle Geldstrafen gesetzlich abgeschafft, und in Philadelphia und Boston hat man Geldstrafen praktisch abgeschafft und verhängt nur Freiheitsstrafen zu deren Abbüßung die meisten Staaten über besondere Besserungshäuser verfügen. In Philadelphia geht man allerdings nur gegen Straßenfrauenzimmer vor, läßt aber diejenigen in Ruhe, die ihr Geschäft in Hotels, Cafés oder in ihren eigenen Wohnungen betreiben. In Chicago wurden 1920 nur 19,4 aller dem Gericht vorgeführten Sexualverbrecher verurteilt, während in Neuyork 68 Proz. bestraft wurden. In Neuyork kann die Prostituierte entweder dem Krankenhause überwiesen werden oder sie kann auf Widerruf freigelassen oder das Urteil kann bedingungslos aufgeschoben werden, oder sie kann auf unbestimmte Zeit (bis zu 3 Jahren) der Besserungsanstalt überwiesen, oder sie kann mit bis zu 6 Monaten Arbeitshaus bestraft werden. Der Mann, der mit der Prostituierten betroffen wird, wird in den meisten Fällen mit verhaftet, gewöhnlich aber mit oder ohne kleine Geldstrafe wieder freigelassen. In Chicago und Philadelphia werden alle wegen Prostitution verhafteten Frauen ärztlich untersucht, in Neuyork fast alle und in Boston nur diejenigen, welche verurteilt werden. Über die Hälfte der Untersuchten sind geschlechtskrank. In Chicago werden die Kranken sofort einem Spezialkrankenhaus überwiesen und kommen erst nach der Heilung vor Gericht, wo sie meist freigesprochen werden, da sie ja schon längere Zeit ihrer Freiheit beraubt waren. Philadelphia und Neuyork läßt sie nach der Gesundung meist auf Widerruf frei. Das Freilassen auf Widerruf hat sich aber so wenig bewährt, daß der amerikanische Juristentag beantragt hat, nur noch solche freizulassen, die zum ersten Male mit dem Gericht Bekanntschaft gemacht haben. Sehr verschieden ist die spätere Überwachung und Unterstützung durch Fürsorgepersonal. Neuyork steht darin an der Spitze; im ganzen ist die Zahl der Besuche und der Nachforschungen viel zu gering, auch ist das Personal vielfach nicht genügend geschult. Die Arbeit enthält viel Interessantes, namentlich auch statistische Tabellen.

J. P. zum Busch.

11) Johnson, Bascom: **Die Wirksamkeit der Gesetze und ihre Anwendung im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten.** Journal of Social Hygiene VIII, 3, 1922.

Johnson sucht in dem außerehelichen Geschlechtsverkehr die Hauptursache der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten und will ihn mit allen Mitteln bekämpft wissen. Erziehung, Hebung des moralischen Niveaus, Gesetzeszwang und medizinische Maßnahmen seien diese Mittel. Die Resultate entziehen sich bis jetzt noch der Betrachtung, da erst wenige Staaten die nötigen Gesetze erließen und auch da lieber der Weg gütlicher Überredung als strenger Bestrafung eingeschlagen werde. Ist nun die Beseitigung außerehelichen Geschlechtsverkehrs das Ideal einer jeden Sozialhygiene, so ist die Minimalforderung, im Kampfe gegen die Prostitution und gegen die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten gleiche Gesetze für Mann und Weib auszuarbeiten. Urbach.

12) Royse, J. G.: **Die Überwachung der Geschlechtskrankheiten in Indiana.** Journ. of Soc. Hyg. Februar 1923.

Verf., der Direktor des Bureau of Veneral Diseases in Indianopolis, verwirft alle marktschreierischen und Zirkusmethoden zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, da diese Methoden häufig das allgemeine Schamgefühl aufs schwerste verletzen; in Schulen und Universitäten wird nur dann Unterricht erteilt, wenn dies von diesen Instituten ge-

wünscht wird. Viel Gebrauch gemacht wird von Wanderfilms und damit verbundenen Vorträgen, die von Stadt zu Stadt ziehen und in Kirchen, Fabriken, Jünglingsvereinen usw. vorgeführt werden. Besonderes Gewicht wird auf Briefe und Broschüren gelegt, die vielen Vereinen und Gruppen regelmäßig zugeschickt werden mit der Bitte, sie in den Versammlungen vorzulesen oder an die Mitglieder zu verteilen. So erhielten alle Bauernvereine, alle Frauenklubs, alle christlichen Vereine, Gewerkschaften, Logen aller Arten usw. mehrmals diese Zusendungen. Ferner erhielten alle Angestellten der Städte, der Kreise und der Staatsregierung. alle Fabrikanten und die meisten Fabrikangestellten, sehr viele Gewerbetreibende, alle Zahnärzte und Ärzte sowie alle Geschäftsreisenden dies Propagandamaterial. In dieser Literatur wird darauf hingewiesen, daß der Tripper durchaus nicht immer mit dem Aufhören des Ausflusses geheilt ist, sondern daß viele Frauen von scheinbar geheilten Männern angesteckt und dauernd „frauenkrank" werden, daß viele Kinder dadurch erblinden. Es wird gezeigt, daß ein ansteckungsfähiger Syphilitiker durchaus nicht immer ekelhafte Wunden und Geschwüre darbietet, es wird auf die schweren Späterkrankungen der Kreislaufsorgane und des Zentralnervensystems hingewiesen. So wird durch immer neue Veröffentlichungen die ganze Bevölkerung auf die Gefahren der Geschlechtskrankheiten hingewiesen und auf die Möglichkeiten der Heilung. Zurzeit besetzt der Staat Indiana 16 öffentliche Geschlechtskliniken außer den Kliniken, die sich in allen Straf- und Zwangserziehungsanstalten finden. Außer den Ärzten arbeiten an diesen auch sog. „Investigatoren", die die Aufgabe haben, dafür zu sorgen, daß alle Kranken sich der angeordneten Behandlung regelmäßig unterziehen; obwohl die „Investigatoren" die Macht haben, ihren Anordnungen gesetzliche Geltung zu verschaffen, ist dies doch selten nötig. Die Investigatoren suchen auch alle die Personen auf, die von Erkrankten als Ursache der Ansteckung angegeben werden, und führen sie der Behandlung zu. Können diese Kranken zahlen, so werden sie den Spezialisten ihrer Gegend überwiesen, sonst müssen sie in den öffentlichen Kliniken frei behandelt werden. J. P. zum Busch.

13) Clark, Willis W.: **Geburtenzahl und angeborene Intelligenz.** Psychol. clin. Bd. 14, Nr. 3/4, 1922.

Clark kommt nach Prüfung eines umfangreichen Materials zu dem interessanten Ergebnis, daß die Geburtenzahl auf die Intelligenz der Kinder keinen Einfluß hat.

Urbach.

14) Achilles, Paul: **Der Nutzen der sozialhygienischen Propagandaschriften.** Journ. of Soc. Hyg. Februar 1923.

Report über Untersuchungen, die mit Hilfe zahlreicher amerikanischer sozialhygienischer Vereine angestellt wurden. ,Gewöhnlich wurde so vorgegangen, daß Mitglieder von Vereinen, Gewerkschaften usw. die Propagandaschrift zugeschickt erhielten und daß einige Tage später (ohne daß sie vorher davon wußten) bei einer Versammlung Fragebogen verteilt wurden um festzustellen, wie die Schrift auf sie gewirkt hatte. Auch wurden kritische Urteile bekannter Ärzte, Psychologen, Lehrer, Geistlicher usw. über diese Schriften eingeholt. Es scheint, daß von den besseren Klassen etwa 70 bis 80 Proz. der Empfänger die Propagandaschriften lesen, von den unteren Klassen (viele Einwanderer aus dem Süden und Osten Europas können überhaupt nicht lesen) dagegen nur 20 bis 30 Proz. Meist sprachen sich die Empfänger, die die Broschüre gelesen hatten, befriedigt über ihren Inhalt aus; etwa 59 Proz. hatten sie aufgehoben und viele glaubten, daß es ihnen „gut getan hätte, sie zu lesen". Die meisten Männer gaben an, daß sie glaubten, eine solche Aufklärung hätte ihnen am meisten im Alter von 15 Jahren genutzt. Es konnte übrigens festgestellt werden, daß viele Knaben und Mädchen, die Fortbildungsschulen besuchten und die Broschüren gelesen hatten, ihren Inhalt nicht richtig verstanden hatten. 61 Proz. der Leser gaben an, daß sie durch das Lesen der Schriften sich bewogen gefühlt hätten, ihren Lebenswandel zu ändern (Masturbation, Geschlechtsverkehr usw.). Im allgemeinen schienen die Broschüren die jungen Männer mehr zu beeinflussen als die Mädchen. Verf. glaubt nach allem, daß es sich empfiehlt, mit der Propagandaliteratur fortzufahren, aber nur bei dem besser erzogenen Teil der Bevölkerung.

J. P. zum Busch.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band | Dezember 1923 | 9. Heft

Das Problem der Angst in seinem Verhältnis zur psychoanalytischen Libidotheorie.

Von Dr. Carl Müller-Braunschweig
in Berlin-Schmargendorf.

I. Wie bei vielen anderen Gegenständen, so ist auch bei der Untersuchung des Phänomens „Angst" die Erforschung seiner pathologischen Formen aufschlußreich für seinen allgemeinen, das Pathologische und das Normale umfassenden Charakter geworden.

Man findet bei Personen, die über anscheinend grundlose Angst zu klagen haben, häufig, daß ihr Sexualleben gestört ist: Eine Frau, deren Mann gestorben ist, ist aus normaler sexueller Betätigung herausgerissen und zur Abstinenz gezwungen, desgleichen eine Frau, deren Mann impotent geworden ist. Verlobte werden durch Küsse und Berührungen, durch häufiges Zusammensein erregt, diese Erregung aber findet keine normale Endentspannung im normalen Koitus, es bleibt bei sogenannten frustranen Erregungen, bei Betätigungen der Vorlust. Eheleute verkehren in der Form des Coitus reservatus oder interruptus. Der einzelne übt Masturbation mit Abbruch vor Erreichen des Orgasmus.

Derlei Erfahrungen legen es nahe, daß Angstzustände etwas mit dem Sexualleben zu tun haben. Besonders, wenn die weitere Erfahrung zeigt, daß diese Angstzustände verschwinden, sobald das Sexualleben der betreffenden Personen wieder normal wird.

Andere Fälle erwiesen nicht so einfache Zusammenhänge. Es zeigt sich, daß hier die Sexualität nicht nur durch äußere Umstände oder durch die Form der Betätigung gestört ist, sondern daß der Störenfried psychischer Natur ist. Es sind oft recht komplizierte psychische Entwicklungen und Zustände, die eine fortdauernde Störung der Sexualvorgänge, der Sexual-Initiative, -Erregung und -Abfuhr bedingen, psychische Verwicklungen, die recht eigentlich das Objekt der psychoanalytischen Kur darstellen und die in den Formen der Psychoneurosen (Hysterie, Zwangsneurose, Depressionen) auftreten, während die im Anfang beschriebenen Zusammenhänge von Angst und gestörter Libido zum Bilde der einfachen (psychisch nicht komplizierten) Angstneurose gehören, bzw. innerhalb der beiden anderen von Freud so benannten „Aktualneurosen", der Hypochondrie und Neurasthenie auftreten können. (2a; 1.)



Wiederum auch bei der Erforschung der Psychoneurosen waren es klinische Erfahrungen, nicht Spekulationen, die der Psychoanalyse die Existenz eines Zusammenhanges zwischen Libido und Angst nahelegten. Erreichte man nämlich durch die psychoanalytische Technik, auf die ich hier nicht eingehen kann[1]), die Auflösung der psychischen Komplexe, ihre Zurückführung aus der Verdrängung in das bewußte Seelenleben der Persönlichkeit und damit ihre Neuverarbeitung, so wurde einerseits damit die psychoneurotische Angst beseitigt und andererseits die bis dahin unverwendbare, durch eben diese Komplexe gebundene Sexualität zu normaler Betätigung einerseits, zu Sublimierungen (Umwandlung in außerlibidinöse Energien) andererseits frei. Dabei ist zu bemerken, daß das Vorhandensein und das Maß pathologisch gebundener Libido nicht ohne weiteres zu erkennen ist. Es äußert sich manifest nicht nur in bewußter Sexualablehnung oder Pseudosexualität, sondern z. B. auch in jeder Art abnormer Sexualbetätigung, in verminderter Potenz, oder in exzessiver Betätigung (Pseudopotenz) und ist erst mit Sicherheit durch die psychoanalytische Aufdeckung der unbewußten psychosexuellen Verhältnisse festzustellen.

Die Korrespondenz zwischen der im psychischen Haushalt unverwendbar gewordenen Libido und dem Auftreten der Angst ließ die Auffassung entstehen, daß sich Libido in Angst umsetzen und sich umgekehrt Libido in Angst zurückverwandeln lasse.

Die Erscheinungsweise der Angst ist mannigfaltig. Es gibt freie und gebundene, offene und entstellte Angst. Freie Angst erscheint im hysterischen Anfall, mit allen motorischen und sprachlichen Ausdruckszeichen des allgemein bekannten Angstaffektes, mit oder ohne teilweise oder völlige Abwesenheit, mit oder ohne Halluzinationen. Sie kann auch in jeder Psychoneurose allein oder in Zusammenhang mit konversionshysterischen oder zwangsneurotischen Symptomen auftreten. Die freie neurotische Angst führt hinüber zu auch beim „Normalen" zu findenden Formen, die vom fremden Beobachter wie vom Erleidenden oft nicht als Angst gewertet werden, im Grunde aber denselben Affekt darstellen: die Erwartungsangst oder ängstliche Erwartung, jederzeit bereit, sich an irgend etwas Beunruhigendes anzuhängen (pathologisch verstärkt bei der Angstneurose) Beengtheitsgefühle, motorische Unruhe, hastiges Wesen, Überaktivität.

Die gebundene Angst findet sich bei den der Angsthysterie zuzurechnenden Phobien. Die Angst ist hier gebunden an die Vorstellung oder Gegenwart bestimmter Objekte oder Situationen, etwa eines Tieres oder des Gewitters, des Betretens von Brücken, des Überschreitens von Plätzen oder Straßen. Die Angst tritt auf, sobald der phobische Inhalt aktuell wird. Die phobischen Inhalte sind gleichsam Konzentrationslager der Angst, also Sicherungen gegen die Angst.

Die Analyse der dem hysterischen Angstanfall und den Phobien zugrunde liegenden verdrängten psychischen Komplexe (Phantasien,

[1]) S. Carl Müller-Braunschweig: Der psychoanalytische Prozeß. Diese Zeitschr. Bd. 9. S. 301 ff.



Erinnerungen) ergibt überwiegend Inhalte von libidinösem, aber auch von feindseligem Charakter, so daß ihnen Affekte wie Zorn und Wut entsprechen würden. Das bedeutet zugleich: ein Quantum sexueller oder irgendeiner Affekt-Energie ist an diese Komplexe gebunden und damit unverwendbar. Manifest ist weder eine libidinöse Erregung, noch irgendein Affekt wahrzunehmen. Es liegt nahe anzunehmen, daß durch den Prozeß der Verdrängung die bei normalem psychischen Ablauf als libidinöse Erregung oder als irgendein Affekt auftretende Abfuhraktion in Angst umgewandelt worden ist.

Gebundene Angst findet man auch bei der Auflösung von Zwangssymptomen. Verbietet man einem Zwangskranken eines seiner Zeremoniells, versucht man ihn etwa an der Ausübung seines Waschzwanges zu verhindern, so tritt Angst auf. Die unbewußte Absicht der Zwangshandlung ist die, dem betreffenden Individuum als verwerflich erscheinende Versuchungen durch eine Reaktionsbildung niederzuhalten, z. B. durch zwangsmäßiges Waschen die durch verpönte sexuelle Wünsche beschmutzte „Reinheit" wiederherzustellen. Hebt man durch Einwirkung die Reaktionsbildung auf, so tritt Angst auf.

Diese Erfahrungen zeigen, daß Libido in Angst umgesetzt und Angst in Libido zurückverwandelt werden kann, aber auch, daß Angst nicht nur ein Umsetzungsprodukt der Libido, sondern anscheinend jedweder anderen Affektenergie sein kann. In der Umkehrung ist Angst nicht das *einzige* Umsetzungsprodukt der Libido, sondern jedes psychoneurotische Symptom ist als Kompromißprodukt eines Kampfes zwischen dem Ich und ich-fremden, insbesondere libidinösen Regungen im wesentlichen ein Produkt unverwendbarer libidinöser Energie. Das zeigt sich bei der Auflösung nicht nur eines zwangsneurotischen Symptoms, wie soeben erwähnt, sondern auch jedes konversionshysterischen. Die Angst erscheint hier wie ein Zwischenprodukt auf dem Wege: unverwendbare Libido — Symptom. Löst man psychoanalytisch ein Symptom auf, so verwandelt es sich häufig zunächst in Angst. Und umgekehrt entwickelt sich bei der Ausbildung einer Neurose oft zuerst Angst, die dann im weiteren Prozeß durch Symptome abgelöst und gebunden wird, so daß der Eindruck erweckt wird, als sei es die eigentliche Funktion der Symptome, die Angstentwicklung zu verhindern [2]).

Zunächst noch einige Erscheinungen, die die Angst als Libidoprodukt zeigen. Bekannt ist die Angst der Kinder, die auftritt, sobald sie sich fremden Personen gegenüber sehen, oder sobald sie allein gelassen werden. Diese Angst ist ein und dieselbe. Man versteht sie nur dann recht, wenn man sie auffaßt als Reaktion auf einen vorübergehenden Liebesverlust. Das Kind, das vor fremden Men-

[2]) Wenn wir den neuesten Arbeiten *Freuds* (3, 4) folgen, so können wir die gesamte Affektenergie, die sich in psychoneurotische Symptome einschließlich der Angst umsetzen kann, den beiden großen Triebgruppen zuordnen, die *Freud* als Lebenstriebe und Todestriebe voneinander sondert. Die erstere umfaßte dann die libidinösen Triebe, soweit sie aufbauen, die zweite die feindlichen, aggressiven Triebe, soweit sie abbauen, destruktiv sind. Diese Sonderung ist eine begriffliche, in der Wirklichkeit arbeiten die beiden Triebarten in allen Kombinationen mit- und gegeneinander.



schen erschreckt, klammert sich angstvoll an die Mutter, das allein gelassene Kind schreit ängstlich nach der Mutter. Es hängt mit seiner ganzen Libido an diesem ersten überragenden Liebesobjekt. Ein fremder Mensch bedeutet ihm die Auslösung erhöhten Verlangens nach Liebesgeborgenheit bei der Mutter, Alleingelassenwerden ebenfalls eine Unterbrechung seiner Liebesbefriedigung, die nur durch die Gegenwart der Mutter gewährleistet ist. Die Angst ist also auch in diesem Falle ein Umsetzungsprodukt unverwendbarer Libido.

Den gleichen Entstehungsgrund, mit oder ohne Hilfe anderer Faktoren, hat die Straßen- und Platzangst Erwachsener. Abraham (8) zeigt, wie es die überstarke Fixierung an die infantilen Liebesobjekte ist, welche die Libido in ihrer Beweglichkeit beeinträchtigt und die Kranken verhindert, das Haus (die familiären Liebesobjekte) zu verlassen. Bei diesen an die primären Liebesobjekte Fixierten findet sich reaktiv ein überstarkes Verlangen, die Libido auf außerfamiliäre Objekte zu übertragen, das aber zugunsten der ersten Richtung der Libido unbewußt (verdrängt) ist. So finden sich bei familiär fixierten Frauen unbewußte, erst durch die Psychoanalyse bewußt zu machende Prostitutionsphantasien, und das Auf-die-Straße-gehen hat die Bedeutung einer starken Erregung dieser ichfremden Impulse. Eine Stauung unverwendbarer Libido bei Betreten der Straße, die sich in Angst umsetzt, ist deshalb unvermeidlich. Oft wird allein durch die Begleitung eines familiären Liebesobjektes die Angst überwunden.

Einen weiteren Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Angst und Libido gibt die Beobachtung, daß Angstzustände gern in denjenigen Lebensphasen des Menschen auftreten, die durch eine Libidosteigerung charakterisiert sind, in der Pubertät, der Menopause und dem männlichen Klimakterium (2b). Auch die oben beschriebene Kinderangst mag unter anderem mit der ersten stärkeren Libidoepoche des Menschen, vom 1. bis 5., 6. Jahr zusammenhängen, auf die gemeinhin bis zum Beginn der Vorpubertät eine Latenzzeit der Libido erfolgt.

II. Für die Frage der Entstehungsgeschichte des allgemeinen Angstaffektes hat Freud auf die bestimmende Bedeutung eines Ereignisses hingewiesen, das der Mensch wie jedes Säugetier durchzumachen hat. Wenn man sich fragt, was zu allererst geeignet war, dem Menschen Angst zu machen, muß man antworten: seine Geburt. Hier finden wir einen ersten wirksamen Komplex von Leiden und Gefahren: das Kind wird durch den engen Geburtskanal hindurchgepreßt und ist während der Wehen durch die Einschränkung der Sauerstoffzufuhr Eindrücken der Erstickung ausgesetzt. Bis dahin war es ungestört in Ruhe und Gleichmaß im schützenden Mutterleib, und nun ist es plötzlich ganz gewaltsamen Einwirkungen ausgesetzt. Hier ist die Situation, wo der erste Angstaffekt ausgelöst wird.

Dem Einwand, daß, wenn das Geburtserlebnis den Grund für das Vorhandensein des Angstaffektes bilde, ja diejenigen Individuen, die „wie der sagenhafte Macduff aus dem Leib der Mutter herausgeschnitten seien", keine Angst haben müßten, begegnet Freud mit dem Hinweis, daß die Auswirkung des Geburtserlebnisses als ein

phylogenetischer Niederschlag anzusehen sei. Darüber, was unserer Angstempfindung bei den Nichtsäugetieren entspricht, könne man nichts sagen (2b).

Die körperlichen Ausdrucksformen, in denen die Angst auftreten kann, stockendes oder beschleunigtes Atmen, Herzklopfen, stockender oder beschleunigter Puls, Schweißausbruch, Zittern würden mit der Auffassung der Geburt als dem ersten bestimmenden Angsterlebnis gut zusammenstimmen.

Diese körperlichen Ausdrucksformen treten auch gern als psychoneurotische Symptome auf und haben dann die Bedeutung von „Angstäquivalenten", die jederzeit der eigentlichen durch sie vertretenen Angst Platz machen können.

III. Ein großer Teil jeder Angst — nicht nur der neurotischen — scheint an einen psychischen Komplex gebunden, der in den wenigsten Fällen dem Individuum ohne weiteres bewußt ist, sondern ihm nur durch die psychoanalytische Technik bewußt gemacht werden kann. Es ist das der Kastrationskomplex. Gestützt auf die experimentellen Analysen an Neurotikern und Normalen und weiterhin auf die Studien, denen Freuds grundlegendes „Totem und Tabu" den Weg gebahnt hat, dürfen wir behaupten, daß in allen Kulturmenschen unbewußt die Angst vor dem Vater der Urhorde nachzittert, der alle Frauen für sich allein beanspruchte und jedes Zuwiderhandeln mit Tötung oder Kastration ahndete. Soweit die Ausbildung des Gewissens, des „Ideal-Ich" oder „Über-Ich" mit der Hineinnahme dieser richtenden und strafenden Vaterinstanz ins eigene Ich zusammenhängt, wird diese Kastrationsangst zugleich zum Kern der Gewissensangst (4, 10)[3].

Die Kastrationsangst bildet das Prototyp jeder Angst vor Beraubung, Wegnahme von etwas, das zu einem gehört und einem lieb ist, und weiterhin jeder seelischen Beeinträchtigung und Verletzung. Das Genitale als Zentrum der Libido, die ihrerseits für das gesamte biologische System des Individuums eine zentrale Macht bedeutet, ist für den Menschen unbewußt das Wertvolle par excellence, mag bewußt noch so sehr eine gänzlich entgegengesetzte Einstellung herrschen.

Besonders nahe an das Prototyp der Verlustangst, die Kastrationsangst, kommt die Geburtsangst, die Angst des Kindes um die Nähe der Mutter, und die Entwöhnungsangst, die Abstinenzangst überhaupt. In der Situation der Geburt, in allen Situationen einer Entwöhnungsforderung liegt eine Art Kastration, die Abtrennung eines lustbetonten gleichsam zum eigenen Körper gerechneten Etwas

[3]) Ich kann diese Dinge hier nur andeuten und muß auf Freuds Schriften (4, 5) verweisen. Zur Frage, wie — in Ergänzung zu der Entstehung des Gewissens aus dem (männlichen) — Ödipus- und Kastrationskomplex — die Frau zum Gewissen gekommen ist, zitiere ich kurz (4): „In allen diesen sittlichen Erwerbungen scheint das Geschlecht der Männer vorangegangen zu sein, gekreuzte Vererbung hat den Besitz auch den Frauen zugeführt." Man braucht bei Anerkennung dieses Satzes andere Faktoren nicht auszuschließen; im besonderen in den späteren, auf dem langen Wege von den Sexualverhältnissen der Urhorde zu denen der Familie liegenden psychischen Situationen finden sich für die Frau entsprechende spezifische libidinöse und Rivalitätsanlässe zum Erwerb eines autochthonen Gewissens, die sich als phylogenetische Niederschläge und ontogenetische Wiederholungen in der Psychoanalyse der Gegenwartsfrau wiederfinden lassen.



sowohl wie die Wegnahme einer (im weitesten Sinne) libidinösen Befriedigung: bei der Geburt die Abtrennung der Mutter vom Kinde, bei der Entwöhnung die Wegnahme der Mutterbrust und damit die Entziehung der lustvollen Saugebefriedigung, bei der Reinlichkeitsgewöhnung die Versagung einer dem Kinde wichtigen Lustgewinnung und Wegnahme der von ihm hochgeschätzten Exkremente und so bei jeder Nötigung zu einer Abstinenz Analoges.

IV. Was die normale oder die Realangst mit der neurotischen Angst gemein hat, ist der Charakter einer Reaktion auf eine Gefahr. Die Gefahr kann eine äußere oder eine innere sein. Das Individuum kann auch durch innere Vorgänge, das Herannahen einer Erkrankung, das Auftauchen eines verurteilten starken Affektes, eine Steigerung der Libido in Angst versetzt werden. Was die neurotische Angst von der Realangst unterscheidet, ist häufig, nicht immer, ein Überwiegen der im Sinne der Selbsterhaltung unzweckmäßigen Angstentwicklung gegenüber der durchaus zweckmäßigen — weil zur Überlegung und zu Sicherungsaktionen (Flucht, Abwehr) befähigenden — Angstbereitschaft. Weiterhin unterscheidet sich die neurotische Angst von der realen dadurch, daß ihr entweder (beim freien Angstanfall) ein bewußter Gegenstand fehlt oder daß die Gegenstände oder Situationen, auf die sie sich richtet, nicht die eigentlichen sind, sondern erst durch bestimmte unbewußte psychische Prozesse (Verdrängung, Verschiebung, Ersatzbildung, Projektion) mit ihr verknüpft wurden, woraus sich erklärt, daß die pathologische Angst, gemessen an ihrem (scheinbaren) Gegenstand als übertrieben imponiert. (Fortsetzung folgt.)

Beiträge zu den Beziehungen zwischen der Funktionsstörung der Geschlechtsdrüsen und den schizophrenen Erkrankungsformen.

Von Georg Dietrich Koehler.

(Fortsetzung.)

Im folgenden gebe ich die Untersuchungsergebnisse von schizophrenen Frauen wieder, die fast alle im leichten Chloräthylrausch auf ihren gynäkologischen Befund untersucht wurden und eine Erweiterung der Fraenkel- und Hauckschen Untersuchungen bringen mögen. Außerdem konnten dabei noch einige Imbezille und Idioten gynäkologisch untersucht werden. Natürlich habe ich mich bei den von mir untersuchten Patientinnen — 48 Befunde wurden schon 1916 von Fraenkel in der Heil- und Pflegeanstalt Lüben aufgenommen — auch über die anderen innersekretorischen Drüsen und ihren Einfluß auf den Körper, soweit das die klinische Untersuchung zuläßt, zu orientieren gesucht. Ebenso habe ich mein Augenmerk auf die schon Kräpelin bekannte und in letzter Zeit von Kretschmer und Marannon besprochene Akrozyanose gerichtet, weil der letztere Autor die Insuffizienz der endokrinen Leistung der Ovarien resp. des Hypogenitalismus für



die Akrozyanose allein verantwortlich gemacht hat. (Diese äußert sich in zyanotischer Verfärbung, Kühle, Schwellung und abnormer sekretorischer Tätigkeit der Haut, die sich in leichteren Fällen bloß als profuses Schwitzen der Handfläche bemerkbar macht.)

Bei den nachfolgenden Fällen handelt es sich um die besagten 48 schizophrenen Fälle aus Lüben, deren Befunde bisher noch nicht veröffentlicht worden sind, um 29 Fälle der Städtischen Irrenanstalt zu Breslau und 82 Fälle der Heil- und Pflegeanstalt Branitz, zusammen 159 Fälle.

Davon sind

136	Dementia praecox-Kranke
22	Imbezille und Idioten
1	Erschöpfungspsychose nach Geburt
zusammen 159	Fälle.

Untersuchungen vom 15. 1. 23. in der Städtischen Irrenanstalt zu Breslau, Einbaumstraße:

1. Hedwig A., 19 Jahre alt, letzte Menses Oktober 1922. Katatonie. Allgemeinstatus mäßig entwickelt. Mamma o. B. Hymen intakt. Introitus etwas eingezogen. Adnexe frei, Portio minimal klein, ähnlich wie Senil, fast keine Scheidengewölbe. Uterus klein, Corpus collum ca. 4 cm lang, anteflektiert.

2. Gertrud K., 21 Jahre alt, letzte Menses Dezember 1922. Katatonie. Gesamthabitus nicht infantil, sonst klein, blaß, Becken normal, verstärkte Dammraphe, Hymen intactissimum, Portio sieht nach vorn, vorderes Scheidengewölbe fehlt, ebenso wie hinteres. Corpus uteri retrovertiert, wie ein Knöpfchen, Portio ist spitz zulaufend. Hat sexuelle Versündigungsideen. Akrozyanose positiv.

3. Emma B., 22 Jahre alt, 1 Kind, Erschöpfungspsychose nach Geburt? Status und Mamma o. B. Akrozyanose an Händen und Füßen, sehr mager, Striae, am 4. Januar Sturzgeburt. Uterus retroponiert, sinistro-vertiert, äußerer Muttermund geschlitzt, Uterus klein faustgroß.

4. Charlotte F., Stütze, 24 Jahre alt, Hebephrenie, Allgemeinstatus o. B. Mamma tadellos. Hymen intactissimum, Muldendamm, sehr kleine innere Labien, Portio vordere Lippe bloß angedeutet, äußerer Muttermund klafft, Uterus retrovertiert, Gesamtlänge 4 cm, Korpus klein.

5. Elisabeth P., 20 Jahre alt, letzte Menses Dezember 1922, Hebephrenie, Zerfahrenheit, mittelgroß, Mamille klein, nicht pigmentiert, Mamma mäßig, Behaarung gut, Muldendamm, Hymen eingerissen, Nymphen gut entwickelt, ganz kleiner Uterus, anteflektiert, retroponiert, von Knöpfchengröße; sexuell sehr tätig, deswegen in Fürsorge.

6. Marta U., Postghilfin, 31 Jahre alt, letzte Menses vor kurzem, Katatonie, Gesamtstatus: von grazilem Bau, Mamma klein, Mamille gut, Behaarung gut, Hymen fast intakt, Portio: vordere Lippe kurz, kantig, Uterus anteflektiert, sinistro-poniert, Schneckenform, ganz gekrümmt: Anteflexio pathologica, sonst Muldendamm, an der Portio ist die hintere Lippe rundlich, länger als vordere. Begann mit plötzlichen katatonischen Zuständen und Angriffen auf die Umgebung.

7. Helene D, Arbeiterin, 23 Jahre alt, letzte Menses Jan. 1923, Pfropfhebephrenie, stark imbezill von Geburt an, Allgemeinhabitus o. B., Mammae ganz klein, Mamillgeschlecht pigmentiert, Fluor, eitrige Endometritis: Lues II, steinharte Drüsen in der Schenkelbeuge, deshalb nicht weiter untersucht, sehr verstopfter Darm.

8. Martha B., 27 Jahre alt, letzte Menses Januar 1923, Hebephrenie, rhachitischer Habitus, Hohlwarzen, Mammae sehr gut, Hymen nicht intakt, Muttermund geschlitzt, metritische Portio, ovula Nabothii, Uterus normalgroß, Mittelstellung, sinistroponiert von der Größe einer kleinen Birne.

9. Klara B., Friseuse, 47 Jahre alt, Katatonie, Mammae mäßig entwickelt, Mamillae, Warzenhof o. B. schlecht pigmentiert, rhachitisches Becken, Oberschenkel leicht verkrümmt, Behaarung schlecht, Hymen intactissimum, Portio ganz dünn und spitz zulaufend, vordere Lippe scharfrandig, Korpus retrovertiert, von Haselnußgröße, rechts findet sich Adnextumor, von Kleinapfelgröße.

10. Berta St., verh. 54 Jahre alt, ein Kind, alte Hebephrenie, auf Untersuchung verzichtet, da schon einmal geboren. Akrozyanose positiv.



11. Elisabeth B., 46 Jahre alt, Epilepsie, Stumpfheit mit schizophrenem Einschlag, Mammae, Mamillae, o. B. Nymphen sehr stark verdickt: Status masturbatorius, Hymen intactissimum, Uterus retroponiert, valdefixiert, anteflektiert, sekundär metritisch verdickt, nicht verkleinert, Hämorrhoiden außen und innen.

12. Berta L., Küchenmädchen, 24 Jahre alt, alte negativistische Hebephrenie, Allgemeinstatus o. B., Mammae gut entwickelt, Damm o. B., Hymen nicht intakt, Portio normalgroß, Uterus körperklein, hochgradige spitzwinkelige Anteflexion, Uterus retroponiert, fixiert.

13. Alice W., Modistin, 32 Jahre alt, letzte Menses Okt. 1922, Hebephrenie, läppisch verschroben, hatte katatonische Anfangssymptome, langaufgeschossen, hager, viriler Typ, Mammae gut entwickelt, sehr breitbrüstig, Warzenhof gut entwickelt, Damm gut, Hämorrhoiden, Portio angedeutet, Corpus uteri knopfförmig, das Becken ist breit und ausladend, Akrozyanose positiv.

14. Gertrud W., 19 Jahre alt, letzte Menses November 1922, Hebephrenie, Stumpfheit, Mammae leidlich, Mamillae schlecht pigmentiert, Becken mäßig entwickelt. Hymen eng, intakt, Portio klein, Corpus inretroversio flexio, sehr klein, äußerer Muttermund sieht nach vorn.

15. Hedwig, B., Arbeiterin, 20 Jahre alt, letzte Menses Dezember 1922, Hebephrenie, absolute effektive Verblödung. Kindliches Thorax, Mammae klein, Mamillae gut, Becken eng, dist. spin. ca. 19 cm. Muldendamm, Hymen absolut intakt, Portio klein, vordere Lippe sehr klein, hinteres Scheidengewölbe tiefer als vorderes. Corpus uteri retroponiert, minimal klein, knopfförmig, spitzwinkelig anteflektiert. Akrozyanose positiv.

16. Berta H., 40 Jahre alt, letzte Menses Oktober 1922, Hebephrenie, Endzustand. Mammae, Mamillae gut ausgebildet, Klitoris, Nymphen elongiert: Hottentottenschürze, Status masturbatorius. Portio gut entwickelt, Corpus uteri nicht sicher zu fühlen. Mittelstellung.

17. Gertrud M., Buchhandlungsgehilfin, 35 Jahre alt, letzte Menses November 1922, Hebephrenie mit menstruellen Erregungszuständen, dicke kräftige Frau, gut genährt: Status dystrophiae adiposo-genitalis. An Streckseiten der Arme Keratose der Haut, ebenso an Oberschenkeln. Hautbeschaffenheit trocken. Verdickung des subkutanen Fettgewebes, sklerodermartig, Fettmassen am inneren Oberschenkel zweite Vulva bildend, Mammae, Mamillae o. B. Breites Gesicht und Becken, Hymen intactissimum, Portio spitz zulaufend, zeigt kleines Fibrom, Korpus klein, anteflektiert haselnußgroß.

18. Gertrud G., Zigarrenmacherin, 24 Jahre alt, letzte Menses Dezember 1922, alte Hebephrenie, Status astenicus mittelgroß, mäßig genährt, sonst mager, Mammae, Mamillae gut, Zähne sehr defekt, Becken schmal, etwas platt, Hymen intactissimum. Zervixrisse rechts und links, Corpus uteri anteflektiert, als infantil nicht charakteristisch, jedoch ist vordere Lippe in der Portio kantig und rüsselförmig.

19. Klara M., 38 Jahre alt, letzte Menses Dezember 1922, Hebephrenie, alter Fall, Allgemeinhabitus gut genährt, kräftig, Becken gut gebaut, Mammae, Mamillae mäßig entwickelt, Warzenhof klein, Damm muldig, Klitoris klein, Hymen erhalten. Portio kantig, rüsselförmig gegen hintere elongiert; Corpu uteri anteflektiert, schlecht zu fühlen.

Untersuchung vom 17. Februar 1923.

20. Emma S., Händlerin, 39 Jahre alt, letzte Menses im Januar 1923, Hebephrenie, breites hypophysäres Gesicht, stark virile Behaarung, mittelgroß, Mammae schlecht entwickelt, Warzenhof schlecht pigmentiert, Mamillae o. B., dünner Haarkranz am Warzenhof, keine Behaarung der Linea alba, Achselhöhle und Schambehaarung gut entwickelt, starker Bartwuchs an Oberlippe und Kinn, enorm starke Behaarung am Anus und Pubes, auch an Ober- und Unterschenkel virile Behaarung, Hymen gedehnt oder ringförmig, Introitus eng, lange rüsselförmige Portio, vorderes Scheidengewölbe abgeflacht, hinteres tief, Uteruskörper sehr klein, walnußgroß, anteflektiert.

21. Emma, L., Arbeitsmädchen, 16 Jahre alt, letzte Menses Januar 1923, Hebephrenie (Amentia), allgemein infantiler Habitus. Mammae sehr schlecht entwickelt, Warzenhof klein, schlecht pigmentiert, Muldendamm, linke Nymphe größer als rechte, Klitoris schlecht entwickelt, winzig klein, Portio klein, winzig, Uterus haselnußgroß, dextroponiert, nach rechts ist ein Strang zu fühlen, evtl. Uterus unicornes.

22. Marie Sch., 46 Jahre alt, ein Kind, letzte Menses Anfang Februar 1923, mittelgroß, Mammae zeigen geringe und schlechte Drüsenentwicklung, hinteres Scheidengewölbe verstrichen, links Zervixriß bis ins Scheidengewölbe, Uterus normalgroß, Retroflexio ersten Grades, retroponiert. Deszensus des vorderen Scheidengewölbes leicht vorhanden.



Imbezillität, Kinderlähmung.

23. Elisabeth R., 37 Jahre alt, Menses soeben, Mammae gut entwickelt, gut pigmentierter Warzenhof, rechte Mamma größer als linke (rechts Hämoplegie), Muldendamm, Behaarung und Pigmentation reichlich, Hymen gedehnt, Introitus eng, vorderes Gewölbe abgeflacht, Portio lang, spitz zulaufend, vordere Kante rüsselförmig aufgelaufen, Corpus uteri anteflektiert, klein.

24. Klara K., Hausmädchen, 19 Jahre alt, Menses soeben, Hebephrenie, infantiler Gesamthabitus, Gesichtshaut glänzend, Gesicht etwas breit, Mammae gering entwickelt, Warzenhof markstückgroß, schlecht pigmentiert, Haut leicht rauh an Streckseite von Oberarm und Streckseite der Beine. Graziles Becken, schmal infantil, Muldendamm, Nymphen nur obere Hälfte entwickelt, Klitoris winzig, Hymen etwas gedehnt, Scheidengewölbe vorn und hinten flach, ebenso Portio klein, Uteruskörper anteflektiert, klein, haselnußgroß.

25. Berta Sch., verheiratet, 48 Jahre alt, Menses —, Dementia para noides, alte Rhachitis der Oberschenkel, sonst mittelmäßig, kräftiger Habitus, Mammae schlaff, Drüsengewebe gut entwickelt, Mamillae o. B., Vulva o. B., gut entwickelt, hinteres Gewölbe sehr flach, Portio kurz, klein, vorderes Gewölbe auch abgeflacht, kleiner Zervixpolyp, Uterus anteflektiert, normalgroß, rechts findet sich walnußgroße Vorwölbung, wahrscheinlich Myom.

26. Berta H., verheiratet, 46 Jahre alt, ein Kind, Menses —, Katatonie, auf Untersuchung verzichtet.

27. Hedwig W., Näherin, 32 Jahre alt, Menses soeben, Infantilismus, Hypophysentumor? Status adiposo-genitalis, Mammae gut entwickelt, schlecht pigmentierter Warzenhof, starke Fettansammlung am Mons pubis, Muldendamm, Oberschenkel fett, bilden an Innenseite fast zweite Vulva, Hymen intakt, ringförmig, äußere Genitalien hypoplastisch, Portio ganz flach, vordere Lippe geht sofort in Scheidengewölbe über. Uterus bei den dicken Bauchdecken nicht deutlich zu fühlen, jedoch wahrscheinlich sehr klein und bestimmt nicht normalgroß.

28. Marta H., verheiratet, 34 Jahre alt, zwei Kinder, Dementia simplex, auf Untersuchung verzichtet.

29. Margarete F., Schneiderin, 36 Jahre alt, Menses —, Dementia praecox, mittelgroß, mager, graziler Habitus, Mammae schlecht entwickelt, Warzenhof gut pigmentiert, äußere Genitalien o. B. Portio klein, Uterus sehr klein, hart, anteflektiert, etwas nach rechts verzogen, Akrozyanose positiv.

Untersuchungen in Branitz O/S. am 20. und 21. Februar 1923.

30. Franziska D., 29 Jahre alt, ledig, letzte Menses Anfang Januar, Ideotie, Gesamtstatus mager, mittelgroß, Brüste mäßig, Behaarung mittelmäßig, äußere Genitalien, Damm o. B., Portio verkürzt, Uterus walnußgroß anteflektiert, retrovertiert.

31. Florentine H., 21 Jahre alt, Menses —, Dementia praecox, Status: groß, mager, Behaarung mäßig, Brüste leidlich, Portio angedeutet, Uterus ganz klein, haselnußgroß, links darüber ist kleines hartes Ovar zu fühlen. Krankheitsbeginn plötzlich mit katatonischen Symptomen, wurde bald unsauber, verweigerte Essen, nur noch steriotype Bewegungen, sprachliche Verständigung jetzt ganz unmöglich.

32. Marie N., 27 Jahre alt, letzte Menses Mitte Januar 1923, Dementia praecox, Akrozyanose an den Füßen stark, Brüste leidlich, Behaarung gut, äußere Genitalien o. B., Portio angedeutet, langes Kollum, Uterus anteflektiert, kleinapfelgroß.

33. Elisabeth P., 33 Jahre alt, verheiratet, letzte Menses Mitte Januar, Dementia praecox, mittelgroß, blaß, Behaarung gut, Brüste, Pubes o. B., Fluor, Nymphen hypertrophiert, Portio angedeutet, Korpus haselnußgroß.

34. Anna P., 38 Jahre alt, letzte Menses Januar, Dementia praecox, leidlich genährt, Brüste leidlich, Behaarung mäßig, Portio: vordere Lippe etwas dicker als hintere, Korpus stark anteflektiert, dabei retrovertiert, nicht wesentlich verkleinert, deutliche Akrozyanose.

35. Pauline H., 35 Jahre alt, letzte Menses Mitte Januar 1923, Dementia praecox, Brüste, Behaarung o. B., Nymphen hypertrophiert, Status masturbatorius, Portio o. B., klaffender äußerer Muttermund, Uterus normalgroß, dextroponiert, retroflektiert.

36. Elisabeth St., 20 Jahre alt, Menses —, Dementia praecox, mittelgroß, gut genährt, leidlich normal entwickelte Brüste, Fluor, Damm eingezogen, Hymen fehlt, Portio fast verstrichen, Uterus retrovertiert, Sinistro poniert, walnußgroß. Krankheitsbeginn mit 17 Jahren und zuerst bloß periodischen Störungen, bald läppisch, jetzt stumpf mit steriotypen Lächeln, antwortet mäßig.

37. Hildegard W., 29 Jahre alt, ledig, ein Kind, letzte Menses Mitte Januar 1923, Dementia praecox, auf Untersuchung verzichtet.

38. Frl. Z., 34 Jahre alt, Menses —, Dementia praecox, Brüste gut entwickelt, Behaarung mäßig, Panus gut entwickelt, Portio bloß angedeutet, Korpus sehr klein, Sinistro poniert, retrovertiert, anteflektiert und kleinpflaumengroß..

39. Gertrud K., 20 Jahre alt, Menses —, Hebephrenie, Brüste mäßig ausgebildet, zeigt Apendektomienarbe mit Narbenbruch, Behaarung und Portio angedeutet, Corpus uteri haselnußgroß, dextroponiert, kleine Caruncula an Uretralmündung.

40. Elisabeth L., 24 Jahre alt, Menses —, Hebephrenie, mittelgroß, kräftig. Brüste normal, Pubes o. B., ebenso Behaarung, Damm gut, sehr kurze Portio, Corpus uteri retrovertiert, kleinpflaumengroß dextroponiert.

41. Frl. P., 24 Jahre alt, Menses —, Katatonie, gut entwickelt, mittelgroß. normal, Pubes o. B., ebenso Behaarung Damm gut, sehr kurze Portio, Uterus normalgroß, beweglich, dextrovertiert, anteflektiert, Adnexe frei.

42. Magdalene W., 37 Jahre alt, Imbezilletas, Menses —, Brüste gut, Pannus stark entwickelt, Behaarung schlecht, Damm eingezogen, Portio angedeutet, Korpus retroponiert, walnußgroß.

43. Marie D., 37 Jahre alt, Menses —, Imbezillitas, Brüste klein, starke Pubes, männlicher Behaarungstyp, trapezförmig, viril behaarte Oberschenkel, hypertrophische Nymphen, lange spitze Portio Korpus retrovertiert, anteflektiert, kleinapfelgroß, an den Füßen und Händen sehr starke Akrozyanose.

44. Frl. F., 23 Jahre alt, Menses —, Imbezillitas, Brüste gut entwickelt, infantile Pubes, Damm muldig eingezogen, Portio infantil lang ausgezogen, Corpus uteri in Mittelstellung, retrovertiert, über walnußgroß.

45. Marta B., 21 Jahre alt, Menses —, Imbezillitas, Brüste schlecht entwickelt, Behaarung gut, Pubes o. B., Damm gut, Portio und Korpus normalgroß, letzteres anteflektiert.

46. Margarete K., 27 Jahre alt, letzte Menses Ende Januar, Idiotie, mittelgroß, Brüste o. B., Pubes o. B., Fluor, Portio sehr lang, Uterus in stärkster Anteflexion, Korpus über walnußgroß.

47. Elisabeth P., 20 Jahre alt, letzte Menses Januar, Idiotie, Brüste o. B., Muldendamm, Portio o. B., vordere Lippe etwas elongiert, Uterus gut walnußgroß.

48. Anna R.., 31 Jahre alt, Hebephrenie, letzte Menses 1. Februar, bei großer Person kleine Brüste, Behaarung mäßig, Portio unentwickelt angedeutet, Corpus uteri Mittelstellung, leicht dextrovertiert, jedoch nicht verkleinert.

49. Franziska Sch., 37 Jahre alt, letzte Menses Anfang Februar, chronische Paranoia, Brüste normal, Hymen scharfrandig, Portio vordere Lippe verlängert, hintere angedeutet, Uterus dextroponiert, retroponiert, walnußgroß.

50. Emilie O., verheiratet, 35 Jahre alt, letzte Menses Januar, Dementia paranoides, mittelgroß, Brüste Behaarung o. B., Muldendamm angedeutet, Portio etwas kürzer als normal, Uterus in Mittelstellung normalgroß.

51. Berta S., 24 Jahre alt, letzte Menses Dezember 1922, Imbecillitas, Brüste o. B., große Nymphen, Hottentottenschürze, Portio angedeutet, Uterus in Mittelstellung, leicht sinistrovertiert, walnußgroß.

52. Marta S., 22 Jahre alt, letzte Menses Ende Januar, Imbecillitas, nicht übertrieben infantil aussehend, klein, Brüste gut entwickelt, Behaarung mäßig, Hymen intactissimum, Damm leidlich, Portio fehlt fast ganz, Uterus haselnußgroß.

53. Anna W., 19 Jahre alt, letzte Menses Anfang Februar, Idiotie, Brüste normal entwickelt Behaarung mäßig, Muldendamm, Hymen defloriert, Portio angedeutet, vordere Lippe länger als hintere, Uterus ganz klein, retroponiert, anteflektiert, daumengliedgroß, knopfförmig.

54. Anna B., 25 Jahre alt, letzte Menses Ende Januar, Imbezillität, Brüste o. B. Pubes normal, Pannus gut ausgebildet, scharfrandiges Hymen, Uterus normal groß, Mittelstellung, Portio angedeutet, jedoch Muldendamm.

55. Emilie D., 19 Jahre alt, noch keine Menses, Imbezillität, Infantilismus stärkster Form, sieht aus wie eine zwölfjährige, Brüste normal, sehr kleine Mamillen, Hymen erhalten, Portio angedeutet, Uterus haselnußgroß.

56. Marie P., 51 Jahre alt, keine Menses mehr, Imbezillität, Gesicht von Mongolentyp, Behaarung sehr mäßig, Brüste mäßig, ausgesprochener Muldendamm, Portio. vordere Lippe tapyrförmig, außerdem im ganzen verlängert, Uterus Mittelstellung kleinapfelgroß, infantiles Genitale.

57. Emma T., 28 Jahre alt, Menses-Hebephrenie, Brüste o. B., die kleinen Nymphen größer als die großen Labien, Behaarung und Damm gut, Hymen bequem durch-



gängig, Portio länger als normal, Korpus normalgroß, an rechten Adnexen walnußgroßer Tumor zu fühlen.

58. Marie F., 33 Jahre alt, 2 Kinder, verheiratet, letzte Menses Februar, Dementia praecox, Akrozyanose deutlich an Füßen und Unterschenkeln. Füße ödematös geschwollen, ebenso die Hände. Uterus retroflektiert, stark verdickt, myomverdächtig.

59. Marie J., 44 Jahre alt, letzte Menses Februar, Dementia praecox, mittelgroß, Brüste o. B., Pubes gut, Hymen fehlt. Muldendamm, Portio angedeutet, Uterus dextro- und antevertiert, über walnußgroß, nicht kleiner als normal.

60. Margarete M., 49 Jahre alt, verheiratet, angeblich 6 Kinder, letzte Menses Februar, Dementia praecox, Brüste o. B., an der rechten kleinen Labie findet sich ein großer sackförmiger Tumor mit festerem kleineren bohnengroßen Tumor darin zu fühlen (evtl. hodenartig?), Portio zeigt nach links deutlichen Zervixriß, Uterus normalgroß, Mittelstellung, anteflektiert, im äußeren Muttermund ist ein Polyp zu fühlen.

61. Anastasia M., 38 Jahre alt, letzte Menses Februar, Schwachsinn, taubstumm, mongoloides Gesicht, dabei pastös dick, von kräftiger Statur, Status adiposo-genitalis (hypophyserer Fettwuchs), kolossal starker Paniculus, Behaarung gering, sklerodermartige rauhe Haut (myxödematös), Intertrigo, Fluor, Damm o. B., Portio verkürzt, fingergliedlang, Korpus nicht zu fühlen, jedenfalls sehr klein, Vagina sonst o. B.

62. Marie N., 43 Jahre alt, Schwachsinn, Brüste o. B., Behaarung gut, Damm muldig, Hymen intactissimum, Portio angedeutet, nach links verzogen, Uterus sehr klein, haselnußgroß, dem Scheidengewölbe aufsitzend.

63. Gertrud S., 27 Jahre alt, letzte Menses Februar, Dementia praecox, kleine Figur, gut genährt, Genuvalgum, Brüste, Behaarung gut, Damm eingezogen, Portio gut entwickelt, Uterus stark anteflektiert, etwas dextrovertiert, kleinapfelgroß.

64. Marie B., 51 Jahre alt, verheiratet, keine Kinder, mittelgroß, mäßig genährt, Brüste, äußere Genitalien o. B., Behaarung leidlich, Intertrigo, Hymen intakt, Portio überhaupt nicht angedeutet, Corpus uteri noch kleiner als Haselnußgröße.

65. Therese J., 39 Jahre alt, letzte Menses Anfang Februar, Schwachsinn, mager, Brüste leidlich, Behaarung gering, Nymphen überragend, große Labien, sind hypertrophiert, Hymen gut durchgängig, Portio und Uterus, der scharf anteflektiert ist, sind gut entwickelt, Uterus dabei beweglich zu retrovertieren, Adnexe o. B.

66. Hedwig M., 32 Jahre alt, letzte Menses Ende Januar, Dementia praecox, Akrozyanose an Füßen und Unterschenkel, Brüste gut entwickelt, Paniculus leidlich, Intertrigo, Hymen intakt, Portio verkürzt, Uterus über walnußgroß, anteflektiert und retrovertiert, nicht wesentlich infantil.

67. Luise P., 37 Jahre alt, Dementia praecox, Menses noch nicht beobachtet, mittelgroß, sehr mager, Akrozyanose an den Füßen, Brüste leidlich entwickelt, Muldendamm, langes Collum, Corpus uteri klein, stark anteflektiert, walnußgroß.

68. Emma Sch., 35 Jahre alt, letzte Menses Februar, Dementia praecox, mittelgroß, Brüste schlecht entwickelt, Fluor, Hymen nicht intakt, Portio angedeutet, retroflektiert, knapp walnußgroß.

69. Margarete F., 33 Jahre alt, letzte Menses vor 2 Wochen, Katatonie, Akrozyanose positiv, Pubes leidlich, Brüste gut, Nymphen verlängert, Uterus synistroponiert, Portio zeigt vordere Lippe verdickt, Corpus uteri derb, gut walnußgroß, retrovertiert, ohne daß etwas von den Adnexen zu fühlen ist.

70. Anna F., 31 Jahre alt, letzte Menses vor 3 Wochen, Dementia praecox, klein, mager, Akrozyanose positiv, Brüste dürftig, Behaarung mäßig, Portio o. B., Uterus retroflektiert, lang, schmal, normalgroß.

71. Hedwig J., 32 Jahre alt, verheiratet, 1 Kind, letzte Menses vor einer Woche, Dementia praecox, auf die Untersuchung verzichtet.

72. Gertrud K., 72 Jahre alt, letzte Menses vor 3 Wochen, Dementia praecox, Brüste mäßig, Nymphen sehr lang, Portio o. B., Uterus anteflektiert, myomatös vergrößert.

73. Marta K., 35 Jahre alt, letzte Menses vor 3 Wochen, Dementia praecox, begann mit 20 Jahren, Patientin wurde bald lässig und leicht erregbar, ist jetzt sogar unsauber, arbeitet nicht, mäßige Brüste, kleine Nymphen, Damm eingezogen, Hymen für 1 Finger durchgängig, Portio, vordere Lippe ausgezogen, tapyrförmig, Corpus uteri walnußgroß, anteflektiert, dextrovertiert.

74. Gertrud K., 29 Jahre alt, letzte Menses vor 10 Tagen, Krankheitsbeginn mit 27 Jahren, wurde damals stiller, merkwürdig, lacht jetzt nur noch bloß vor sich hin, antwortet gar nicht, arbeitet sehr wenig, ist schon ganz gespalten, klein, Mammae sehr gut, Behaarung leidlich, die kleinen Nymphen überragen die großen Labien etwas, Portio vordere Lippe ausgezogen, Uterus retrovertiert, walnußgroß.



75. Anna S., 41 Jahre alt, letzte Menses vor 3 Monaten, Dementia praecox leidlich entwickelt, groß, Akrozyanose an Händen und Füßen, Brüste mäßig, Behaarung dürftig, Damm o. B., Portio fehlt fast ganz, sehr kleiner Uterus, haselnußgroß.

76. Elisabeth G., 39 Jahre alt, letzte Menses soeben, Dementia praecox, Brüste gut, kleine Nymphen, sind größer als große Labien, Behaarung gut, Portio, vordere Lippe etwas verdickt, Uterus kleinapfelgroß, sinistroponiert, Mittelstellung.

77. Franziska R., 42 Jahre alt, letzte Menses vor 3 Wochen, Dementia praecox, dürftiger Gesamthabitus, Pubes gut, Brüste gut, Portio, vordere Lippe wulstig, schnabelförmig, Uterus zeigt Retroflexio ersten Grades, sonst nichts besonderes, Corpus uteri kleinapfelgroß, Uterus retrovertiert.

78. Marianne R., 43 Jahre alt, letzte Menses vor 14 Tagen, Dementia praecox, Pubes gut, Brüste wenig entwickelt, Haarentwicklung gut, Portio fast verstrichen, Uterus retroflektiert, beweglich, höchstens kleinapfelgroß.

79. Helene B., 40 Jahre alt, letzte Menses soeben, Dementia praecox, Krankheitsbeginn mit katatonischen Symptomen um das 20. Lebensjahr, Gesamthabitus kräftig, Brüste gut, Pubes sehr mäßig, Portio klein, Uterus in Mittelstellung, anteflektiert, Corpus uteri walnußgroß, linkes Ovarium knapp pflaumengroß (Zyste?), Akrozyanose positiv.

80. Klara G., 26 Jahre alt, letzte Menses vor 2 Wochen, Dementia praecox, wurde bei ihren ersten Menses mit 16 Jahren komisch, später bald gleichgültig, bei zeitweisen Wutanfällen, Brüste gut entwickelt, Pubes gut, Damm etwas eingezogen, Uterus beweglich retrovertiert, bei spitzer langer Portio, Corpus uteri walnußgroß.

81. Anna B., 41 Jahre alt, letzte Menses vor 3 Wochen, Dementia praecox, Begann mit 22 Jahren mit katatonischen Symptomen, jetzt arbeitet sie nicht, ist stumpf, schlechte Verständigung, Brüste o. B., verlängerte Nymphen, Damm gut, Portio gut verstrichen, klein, schaut nach vorn, Uterus klein, retroflektiert, Corpus uteri daumengliedlang.

82. Sophie K., 41 Jahre alt, verheiratet, 4 Kinder, letzte Menses vor 3 Wochen, Dementia praecox, auf Untersuchung verzichtet.

83. Elisabeth K., 36 Jahre alt, letzte Menses vor 2 Wochen, Dementia praecox, mäßig entwickelter Allgemeinstatus, viriler Behaarungstyp, stark entwickelt, Nymphen hypertrophisch, Status masturbatorius, Hymen intakt, Portio spitz, Uterus anteflektiert, retrovertiert, nach rechts verlagert, sonst o. B.

84. Luzie M., 28 Jahre alt, letzte Menses vor einer Woche, Dementia praecox, Katatonie, Akrozyanose positiv, Brüste gut, Pubes mäßig, sonst o. B., Portio vordere Lippe scharfrandig, Uterus anteflektiert, kleinapfelgroß, Behaarung mäßig.

85. Else M., 33 Jahre alt, letzte Menses vor einer Woche, Dementia praecox, Krankheitsbeginn mit 30 Jahren, jetzt reizbar, Verständigung schlecht, verweigert die Nahrung, starke Akrozyanose, Brüste leidlich, äußere Genitalien o. B., Portio spitz, verkürzt, Uterus klein, in Mittelstellung, Korpus walnußgroß, Behaarung gut, psychisch jetzt oft sehr erregt, arbeitet selten, muß ganz besorgt werden.

86. Luise R., 26 Jahre alt, letzte Menses vor 3 Monaten, Dementia praecox, Krankheitsbeginn mit katatonischen Symptomen, mit 19 Jahren, Akrozyanose positiv, kräftig entwickeltes Mädchen, Brüste leidlich, Pubes, Behaarung gut entwickelt, Portio klein verstrichen, Corpus uteri haselnußgroß anteflektiert.

87. Marta Sch., 36 Jahre alt, letzte Menses vor 2 Wochen, Hebephrenie, Krankheitsbeginn mit 32 Jahren, bei katatonischen Zuständen, jetzt ganz stumpf, unsauber, arbeitet aber, kleiner infantiler Habitus, Akrozyanose positiv, Brüste leidlich, Nymphen hypertrophiert, Portio angedeutet, vordere Lippe fehlt fast ganz, Uterus sinistroretrovertiert, Corpus uteri gut walnußgroß.

88. Emma Sp., 23 Jahre alt, letzte Menses vor 2 Monaten, Hebephrenie, begann mit 21 Jahren mit epileptischen Anfällen während der Menses und religiösen Angstzuständen, jetzt ist sie schon körperlich sehr unsauber, führt nur noch stereotype Reden und muß ganz besorgt werden, deutliche Akrozyanose, Gesamtstatus leidlich, Brüste gut entwickelt, äußere Genitalien o. B., Portio verstrichen, Corpus uteri haselnußgroß.

89. Emma T., 32 Jahre alt, letzte Menses vor einer Woche, Dementia praecox, kräftiger Allgemeinstatus, Akrozyanose deutlich, kräftige Person, Brüste gut, Intertrigo, Portio o. B., Corpus uteri kleinapfelgroß, Mittelstellung, ohne Besonderheit.

90. Anna V., 26 Jahre alt, letzte Menses seit 4 Tagen, Dementia praecox, Beginn mit 17 Jahren mit katatonischen Symptomen, arbeitet jetzt wenig, Gesamtinfantilismus, Brüste schlecht entwickelt, Hymen intactissimum, bei rektaler Untersuchung, retrovertierter kleiner Uterus, Korpus walnußgroß.

91. Marta H., 38 Jahre alt, verheiratet, 5 Kinder, letzte Menses vor 8 Tagen, Dementia praecox, auf die Untersuchung verzichtet.



92. Marta E., 21 Jahre alt, Menses-Hebephrenie, begann mit 19 Jahren, Verfolgungsideen, ist jetzt stumpf aber sauber und antwortet, arbeitet nicht. Von mittlerem Bau und Wuchs, Pubes leidlich, Damm klein, eingezogen, Hymen fehlt, Portio, vordere Lippe risselförmig, Uterus sinistrovertiert und poniert, Korpus walnußgroß.

93. Berta F., 33 Jahre alt, verheiratet, 6 Geburten, letzte Menses vor einer Woche, Dementia praecox, auf die Untersuchung verzichtet.

94. Monika W., 35 Jahre alt, letzte Menses Februar, Dementia praecox, mittelgroß, Brüste o. B., Pubes gut, Damm gut, Portio zurückgeblieben, Corpus uteri reichlich walnußgroß, anteflektiert, retrovertiert, hinteres Scheidengewölbe stenosiert.

95. Marta M., 32 Jahre alt, verheiratet, 2 Frühgeburten, ein lebendes Kind, letzte Menses Februar. Dementia praecox, Brüste und äußere Genitalien o. B., Uterus normal, alter Zervixriß, sonst ohne Besonderheit.

96. Hedwig W., 40 Jahre alt, letzte Menses Februar, Hebephrenie, mittelgroß, Behaarung mäßig, Brüste gut, Damm o. B., Nymphen hyperplastisch, Portio spitz, nicht verlängert, Corpus uteri anteflektiert, walnußgroß, kleines Ovarium, rechts mandelgroß zu fühlen.

97. Margarete S., 37 Jahre alt, letzte Menses Januar, Dementia praecox, Nymphen hyperplastisch, vordere Lippe etwas verdickt und verkürzt, Uterus retroflektiert im Douglas, scheint höchstens kleinapfelgroß zu sein.

98. Marta K., 28 Jahre alt, letzte Menses vor 3 Wochen, Hebephrenie, begann mit 16 Jahren mit katatonischen Symptomen, wurde dann läppisch und unsauber, jetzt muß sie vollständig besorgt werden. Gut genährt, Brüste o. B., Behaarung mäßig, Damm etwas eingezogen, Portio angedeutet, Uterus anteflektiert, retrovertiert, Corpus uteri walnußgroß,

99. Viktoria M., 41 Jahre alt, verheiratet, 2 Kinder, letzte Menses Februar, Dementia praecox, auf Untersuchung verzichtet.

100. Else R., 30 Jahre alt, letzte Menses vor 2 Wochen, Dementia praecox, mittelgroß, mager, Brüste sehr klein, Behaarung mäßig, Portio verstrichen, Uterus normal groß anteflektiert, hat Kleinapfelgröße, beweglich.

101. Else B., 28 Jahre alt, letzte Menses vor 4 Wochen, Hebephrenie, starke Akrozyanose an den Füßen, dicke, kräftige Person, Brüste, Damm, äußere Genitalien o. B., Portio spitz zulaufend, Uterus anteflektiert, Corpus uteri kleinapfelgroß, Adnexe o. B.

102. Marta B., 36 Jahre alt, letzte Menses vor 3 Wochen, Dementia praecox, kräftige Person, Brüste gut entwickelt, ebenso Pubes, Intertrigo, Behaarung gut, Portio vordere Lippe verdickt, im ganzen spitz, Uterus spitzwinkelig anteflektiert, Corpus uteri über walnußgroß, Hymen war für einen Finger durchgängig.

103. Elfriede K., 24 Jahre alt, letzte Menses Januar, Hebephrenie, Brüste, Behaarung, normal entwickelt, Nymphen hypertrophisch, Damm normal, ebenso Portio, Uterus Mittelstellung, retroponiert, von normaler Größe.

104. Marie P., 34 Jahre alt, ledig, 2 Kinder, letzte Menses Februar, Dementia praecox, auf Untersuchung verzichtet.

105. Emma R., 34 Jahre alt, ledig, 1 Kind, letzte Menses Anfang Februar, Dementia praecox, auf Untersuchung verzichtet.

106. Anna St., 32 Jahre alt, verheiratet, Kinder unbekannt, letzte Menses Februar, Dementia praecox, gedunsenes Gesicht, fettleibig, starker Paniculus, Behaarung o. B., Vagina bietet nichts besonderes, Portio angedeutet, Uterus retroflektiert, dextrovertiert, nicht verkleinert, Status adiposo-genitales.

107. Elisabeth S., 30 Jahre alt, amenorrhoisch, soll früher angeblich regelmäßig menstruiert haben, Hebephrenie, begann mit 26 Jahren mit katatonischen Zuständen, jetzt oft reizbar, besorgt sich selbst, blaß aussehende, große kräftige Person, Haut reibeisenförmig, Brüste unternormal entwickelt, Behaarung viril, trapezförmig, Muldendamm, Portio fingergliedlang, Vorderlippe verdickt, Uterus klein, Korpus walnußgroß, Hymen war intakt.

108. Hedwig S., 24 Jahre alt, letzte Menses Februar, Hebephrenie, mittelgroß kräftig, dick, Behaarung viril am Genitale, Brüste gut entwickelt, Paniculus zeigt Adipositas, Muldendamm, Portio, vordere Lippe verlängert, Korpus sinistroponiert, anteflektiert, nicht verkleinert.

109. Gertrud Sch., 37 Jahre alt, letzte Menses Februar, Idiotie, sehr kräftig entwickelte Brüste, Paniculus normal, Behaarung dürftig, Uterus sinistroponiert, anteflektiert, in Mittelstellung, Korpus über pflaumengroß, sieht mehr virginell aus, hat Menorrhagien.

110. Marie G., 47 Jahre alt, Menses-Idiotie, mittelgroß, gut genährt, Brüste o. B., Nymphen hypertrophisch, Hottentottenschürze, Portio, vordere Lippe etwas verlängert, Uterus retroponiert, Korpus schlecht zu fühlen, Fluor.



111. Julie C., 22 Jahre alt, letzte Menses Januar, Schwachsinn, mittelgroß, kräftig, Brüste normal, Behaarung gering, Scheidenrohr im letzten Drittel verengert, Portio angedeutet, fehlt beinahe ganz, ganz kleiner Uterus, höchstens von Nußgröße.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen *).

Präventivverkehr und Sterilität.

Von Dr. J. Rutgers in Heerenveen.

Mit einem gewissen Erstaunen las ich im September-Heft dieser Zeitschrift einen Aufsatz von Dr. Ernst H. Pirkner aus Brooklyn (New York), worin er seiner Meinung über den Präventivverkehr Ausdruck gibt. Er wird mir verzeihen, wenn ich der Ansicht bin, daß in unsern älteren Kulturländern, wo der Präventivverkehr namentlich in der Ehe, wenn Kinder nicht oder nicht mehr gewünscht werden, ja allgemein üblich ist, und wo deshalb soviel mehr Erfahrung auf diesem Gebiet vorliegt als in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, die jede Raterteilung auf diesem Gebiet mit den schwersten Strafen verpönen, seine Auffassung nicht geteilt wird.

Dr. Pirkner verweist als Beweismaterial auf seine Schrift in: The Urologie and Cutaneous Review, und er wird gewiß auch mir gestatten, den Leser auf meine Schrift: Rassenverbesserung zu verweisen, die gerade jetzt auch in englischer Übersetzung unter dem Titel: Eugenics and Birth-Control erscheint; beide in Gieseckes Verlag, Dresden-A. 24.

Daß der allgemein übliche Präventivverkehr gar nicht die üblen Folgen mit sich bringt, wie Dr. Pirkner sie befürchtet, wird in meiner Schrift mit Erfahrungsbeweisen begründet; und daß er namentlich nicht zur dauernden Sterilität führt, ist in Holland aus gewollter oder aus ungewollter Erfahrung zur Genüge bekannt. Daß, weil kein Mensch unfehlbar ist, auch keine Präventivmethode unfehlbar sein kann, versteht sich von selbst.

Dr. Pirkner soll uns entschuldigen, wenn wir vorläufig seine Preferenz für den fachkundigen Abort und für Tubenoperationen nicht teilen.

Die Frau als Interpretin der Frauenfrage.

Von Dr. Felix Sernau.

Der russische Kollege Dr. Weißenberg wendet sich zwar in seinem in Heft 7 dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz ganz ausdrücklich an das weibliche Geschlecht, um über eine Reihe ihn besonders interessierender Fragen Auskunft zu bekommen. Da ich jedoch befürchte, es wird ihm auch mit den deutschen Frauen nicht viel anders ergehen als mit seinen russischen Kolleginnen, so möchte ich versuchen, einige seiner Zweifel zu beheben. Zunächst möchte ich jedoch diese meine Befürchtung, auch unsere deutschen Frauen werden die Antwort im großen und ganzen schuldig bleiben, näher begründen: Weißenberg nimmt an, daß es jetzt in Deutschland genug wissenschaftlich gebildete Frauen gebe, und eben diese ruft er ja an. Er vergißt aber, daß es auch unter den wissenschaftlich gebildeten Männern immer nur ein relativ geringer Prozentsatz ist, der selbst wieder in produktivem Sinne „Wissenschaftler" ist. Dadurch wird bei der relativ und absolut kleinen Zahl wissenschaftlich gebildeter Frauen der Kreis jener, an die Weißenberg denkt, auf ein Minimum reduziert. Und von diesen letzteren ist es ja sehr fraglich, ob nicht der Gehalt an M bei ihnen derartig überwiegt, daß ihr Urteil infolgedessen nicht mehr als spezifisch weiblich anzusprechen ist. Ist also m. E. der Apell an die Frauen der Wissenschaft schon an und für sich verfehlt, so ist es ferner sehr die Frage, ob etwa das sog. Durchschnittsweib zur Beantwortung jener aufgeworfenen Fragen imstande ist. Wenn wir bedenken, daß das delphische „Erkenne Dich selbst!" die schwierigste, wenn nicht gar eine unmögliche Kunst darstellt, wenn es also m. a. W. feststeht, daß weder der Einzelne noch auch ein Volk sich so gut beurteilen kann wie ein Außenstehender

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!



(bzw. Außenstehendes), so müßte also auch der Mann das Weib besser beurteilen können als dieses sich selbst (und vice versa). Wo man aber der Natur der Sache nach der Mitarbeit der Frau nun einmal nicht entraten kann, wo es sich also um die Analyse spezifisch weiblicher Gefühle handelt, da hat ja schon jene russische Kollegin, jene „erfahrene, ältere Gynäkologin" freimütig bekannt, daß die Frauen lügen. Ganz besonders aber in sexualibus!! Stekel, auf dessen großes Werk*) ich Weißenberg ganz besonders hinweisen möchte, weil er dort aus unzähligen „Lebensbeichten" fast auf alle seine Fragen erschöpfende Auskunft erhalten dürfte, führt einen besonders krassen Fall weiblicher Lüge und Verstellungskunst an, den ich ganz kurz hier mitteilen möchte: Eine wegen verschiedener nervöser Beschwerden bei St. in Behandlung stehende Witwe wird auf ihre zweijährige Abstinenz als die wahrscheinliche Ursache ihrer Leiden hingewiesen. Die Patientin gibt jedoch an, eine vollkommen kalte Natur zu sein, die „glücklich sei, diese Dinge losgeworden zu sein". Nun war aber der Mann dieser Patientin etwa ein Jahr vor seinem Tode ebenfalls bei Stekel gewesen, und die Klagen, die er da vorgebracht hatte, stehen in seltsamen Widerspruche zu obiger Aussage. Der Mann suchte nämlich bei Stekel Rat und Beistand, wie er sich vor den **maßlosen** sexuellen Ansprüchen seiner Frau schützen könne. „Sie verlange einen täglichen Beischlaf, was er wegen seiner Nerven nicht leisten könne, führe strenge Rechnung über die Kohabitationen und sei krankhaft eifersüchtig." „Was Du tun kannst, das kann ich auch tun" — habe sie einmal geschrieben — „ich werde mir auch jemand auf der Gasse suchen." So sei sie ohne Hut aus dem Hause gelaufen. — Weißenberg kann es seiner Kollegin aufs Wort glauben, daß den Frauen — wie gesagt speziell in sexualibus! — nicht zu trauen ist. Dadurch dürften schon eine ganze Reihe seiner Zweifel behoben sein. — Warum nun die „Jungfrau" — im Gegensatz zum Jüngling — in einer Reihe von Fällen sich nur mit den „Präliminarien" begnügt, ohne es zum Koitus kommen zu lassen, dürfte sich ganz zwanglos aus der Furcht, ihr Hymen zu verlieren, erklären lassen; H. v. Kahlenberg hat ja diesen Typ, die sog. Demi-vierge, in seinem „Nixchen" glänzend und sehr lebenswahr geschildert. Sobald in einer hoffentlich nicht mehr allzu fernen Zeit jene Schleimhautfalte aufgehört haben wird, diese ihr in gar keinem Belang zukommende Bedeutung zu haben und sobald ferner die Schwangerschaft auch ohne staatliche und priesterliche Sanktion als der natürliche Prozeß angesehen werden wird, der er ist, dürfte dieser Unterschied im Verhalten der Geschlechter sehr schnell verschwinden! — „Daß die meisten Mädchen keine Kenntnisse vom Bau der Geschlechtsteile sowie vom Geschlechtsleben besitzen", dürfte hierzulande kaum noch zutreffen. Auch dafür bei Stekel zahlreiche Beispiele aus dem Leben; wir erfahren da, wie bereits Kinder „Vater und Mutter" oder „Onkel Doktor" spielen, wobei die Betrachtung und Berührung der beiderseitigen Geschlechtsteile (nicht selten auch der mehr oder weniger gelungene Versuch einer Inmissio) die Hauptrolle spielt. (Man braucht durchaus nicht auf die Psychanalyse zu schwören, insbesondere nicht auf die orthodoxe Freudschule, aber an diesen bahnbrechenden Forschungen der Analytiker mit ihrem geradezu überwältigenden Tatsachenmaterial kann kein ernster Forscher mehr achtlos vorübergehen.) — Wenn der Verfasser des weiteren etwas zögernd die Bemerkung wagt, daß „die eheliche Treue und geschlechtliche Sittlichkeit" auch bei uns „stark gelitten haben sollen", und wenn er gerade hier eine „aufrichtige Antwort" seitens der Frauen erwartet, so muß ich ihm dringend raten, diese Hoffnung gänzlich fahren zu lassen. Man veranstalte lieber einmal eine Enquete zunächst nur unter den „jungen Leuten", und man wird jedes gewünschte Material über den Umfang des weiblichen Ehebruchs zutage fördern. Ich eröffne hier diese Enquete mit etwa 100 Ehebrüchen im Laufe von ca. 15 „Liebesjahren" bei sehr mäßiger Potenz und durchaus normalem Variationsbedürfnis! Aber Verfasser irrt, wenn er glaubt, daß diese negative „eheliche Treue" ein Produkt der Jetztzeit wäre. Man mag zu Weininger stehen wie immer, der Satz seines bekannten Werkes, daß „zugleich mit der Ehe der Ehebruch auf die Welt gekommen" sei, dürfte schwerlich zu widerlegen sein! So wenig wie etwa die sog. Perversitäten erst unserer Zeit in die Schuhe geschoben werden können, eine These, die zu bekämpfen Iwan Bloch nicht müde geworden ist. Es hat also nur den Anschein, als ob der weibliche (von W. ja nur allein berücksichtigte) Ehebruch sich heutzutage stärker durchsetzen würde. In Wirklichkeit liegt dies nur daran, daß man früher diesen Dingen weniger Interesse und Verständnis entgegengebracht hat. Außerdem aber auch an einem Denkfehler. Denn man glaube doch ja nicht, daß die ehebrechenden (Ehe)-Männer sich etwa nur auf die Prostitution und sonstigen „außerehelichen Verkehr" beschränkten; ein Mann, der seine Ehe bricht

*) Störungen des Trieb- und Affektlebens, Bd. I—VII (speziell Bd. III), Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien.



(und wieviel normale Männer wären wohl frei von dieser „Sünde"??), wird kein Bedenken tragen auch andere Ehen zu „brechen"! Dies wird ihm um so leichter fallen, als die jeweilige Ehefrau von der „Untreue" ihres Herrn Gemahls überzeugt ist und daher ihre „Liebesbereitschaft" besonders groß ist. (Prinzip der Gegenseitigkeit!) Aber selbst da, wo etwa Phlegma oder gar Impotenz einen männlichen Ehebruch ausschließen, ist natürlich der Boden für den weiblichen Ehebruch bestens vorbereitet. Mir sind aber auch genügend Fälle bekannt, wo Frauen, die auf die Treue ihres — hochpotenten — Mannes schworen (ob mit Recht oder Unrecht spielt hier keine Rolle), sich aus reinem Verlangen nach Abwechslung dem Ehebruch ergaben. „Das Problem der Treue ist" eben, wie Stekel treffend bemerkt, „etwas komplizierter, als es sich in den Hirnen von Hinz und Kunz spiegelt". Mir ist eine ganz einfache Frau bekannt die angeblich erst nach 20jähriger Ehe zum ersten Male die Ehe gebrochen hat (selbst im Kriege habe sie während der langen Abwesenheit ihres Mannes nichts dergleichen getan) und die zwar nicht das Zerschlagen eines Tellers trotz anfänglicher Absicht ihrem Manne länger als fünf Minuten verschweigen kann, ihre fortgesetzten heimlichen Ehebrüche dagegen mit größter Virtuosität durchführt. Solche Dinge müssen m. E. einfach zur Kenntnis genommen, und es kann der Versuch einer Deutung gemacht werden; ob aber in einem solchen Falle eine Selbstanalyse irgend welche Erkenntnisse zutage fördern würde, darf füglich bezweifelt werden. Können doch auch wir Männer uns oft genug nicht Rechenschaft über unsere Gefühle und die daraus entspringenden Handlungen geben! — Warum die Geburt eines Knaben auch von der Frau viel freudiger begrüßt wird? Wohl hauptsächlich deshalb, weil nun einmal sowohl in den Augen des Ehemannes als auch der ganzen „Verwandtschaft" eine männliche Geburt viel höher eingeschätzt wird, wodurch automatisch sich der Eigenwert der „Schöpferin" erhöht. Wurden doch bei vielen Stämmen die weiblichen Neugeborenen einfach getötet und die Frau erst dann als rechtmäßige Frau betrachtet, wenn sie einen Leibeserben geboren hatte. Wieweit vielleicht noch Inzestmotive eine Rolle spielen, soll hier nicht näher erörtert werden. Tatsache ist jedenfalls, daß in der Regel das Verhältnis „Mutter—Sohn" das „Mutter—Tochter" an Herzlichkeit weit übertrifft. (Dann müßte allerdings umgekehrt dem Vater die Geburt einer Tochter erwünschter sein!) Es würde zu weit führen als weiteres Motiv die unglückselige Rolle anzuführen, die die Frau in ihrem „vorehelichen Leben" nach außen hin zu spielen von unserer heuchlerischen Moral gezwungen ist; ich will mich deshalb nur mit diesem kurzen Hinweis begnügen. — Zum Schlusse möchte ich noch der Hoffnung Ausdruck geben, daß meine anfänglich geäußerten Bedenken sich durch recht interessante weibliche Auslassungen als gegenstandslos erweisen möchten!

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Über graphischen Exhibitionismus.

Kriminalkommissar D. v. Behr (Berlin), Vorsteher der Deutschen Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder usw., betrachtet in der Zeitschrift „Die Polizei" 1923, Nr. 12 eine kleine eigenartige Gruppe krimineller Abweichungen, „die vielfach nicht richtig verstanden und bewertet wird". Die nachstehenden Fälle entstammen, mit Ausnahme des Falles 10, amtlichem Material. Die Namen sind fingiert.

1. Fall. Der Kaufmann Bruno in Astadt fand eines Tages in der Küche seiner Wohnung ein zusammengefaltetes Telegrammformular, das „An das Fräulein Hausmädchen" adressiert war. Er nahm das Schreiben an sich, las es und übergab es der Polizei. Es enthielt in grobunzüchtigen Ausdrücken die Aufforderung an das Dienstmädchen, eine onanistische Betätigung des Briefschreibers anzusehen, da er sich davon allergrößten Genuß verspreche. Er bat sie weiter, ihm onanistische Betätigung bei ihr und cunnilingus zu gestatten.

2. Fall. Der Schülerin Frieda in Bestadt wurde von einem Unbekannten ein Zettel mit Zeichnungen und Text zugesteckt, durch den sie zum normalen und perversen Geschlechtsverkehr aufgefordert wurde.

3. Fall. Ein Unbekannter übergab in den Anlagen in Cestadt den Kindern Nora, 10 Jahre alt, und Alwine, 9 Jahre alt, einen mit der Schreibmaschine beschriebenen grünlichen Zettel, durch den sie aufgefordert wurden, zu onanieren.

4. Fall. Der hochschwangeren Frau Ludwig in Destadt, 37 Jahre alt, wurde von einem Unbekannten ein Zettel zugesteckt, in dem sie zum coitus und cunnilingus aufgefordert wurde.



5. Fall. Die Witwe Moritz in Estadt, 57 Jahre alt, erhielt durch die Post einen Brief, in dem sich ein Schreiben und eine Photographie befanden. Auf der Photographie waren zwei Frauenspersonen in homosexueller Betätigung dargestellt. In dem Brief wurde die Witwe zu ähnlicher Betätigung aufgefordert und im Falle des Einverständnisses um Aufgabe eines Inserats im Estädter Lokalanzeiger unter einem Stichwort gebeten.

6. Fall. Die unverehelichte Erna in Efstadt, 22 Jahre alt, erhielt einen Brief grob-unzüchtigen Inhalts, in dem ihr der Vorschlag gemacht wurde, sich von einem Hunde begatten zu lassen. Im Falle des Einverständnisses wurde Nachricht an das Postamt in Efstadt unter einer bestimmten Chiffre erbeten.

7. Fall. Der Kaufmann Paul in Gestadt, 35 Jahre alt, verfaßte, verlegte und versandte an eine größere Zahl von meist älteren Damen ein unzüchtiges Buch mit Abbildungen, in dem Reklame für ein angebliches Schönheitsinstitut gemacht wurde.

8. Fall. In der Stadtbahn in Hastadt wurden zwei Briefe gefunden und der Polizei übergeben, in denen eine Freundin einer anderen einen Masseur empfiehlt, der auf manuellem Wege bei der Massage den Orgasmus hervorruft.

9. Fall. In Istadt in der Schweiz wurden von einem Unbekannten eine Anzahl Briefe höchst unsittlichen Inhalts zu wiederholten Malen auf öffentlichen Straßen und Plätzen abgelegt, und zwar in der offenkundigen Absicht, diese Jugendlichen zugänglich zu machen. Die Schreiben waren mit der Maschine geschrieben, und eines derselben war an Herrn August, Oberassistent in Kastadt, Deutschland, Siegesplatz, adressiert, ein Platz, der in Kastadt nicht existiert.

10. Fall. Dr. Kurt in Elstadt, im Staatsexamen stehend, wurde nach mehreren Fällen von öffentlichen Entblößungen seiner Geschlechtsteile verhaftet und zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Es fanden sich bei ihm „obszöne Gedichte und Bilder, die zum Teil für weibliche Adressaten bestimmt gewesen waren" (Hoche, Zur Frage der forensischen Beurteilung sexueller Vergehen, Neurologisches Zentralblatt, 15. Jahrg. 1896, S. 56).

11. Fall. In einer Bedürfnisanstalt für Männer auf dem Herkulesplatz in Emstadt fand sich eines Tages eine Inschrift, mit der Männer aufgefordert wurden, sich zur Onanie zu einer bestimmten Stunde in der Bedürfnisanstalt einzufinden.

Auf den ersten Blick erscheinen die meisten dieser Fälle nur rohe sexuelle Annäherungsversuche zu sein. So leicht nun aber auch die kriminalpolizeiliche Ermittlung des Täters, besonders im Fall 5, 6 und 11, erschien, so gelang sie doch nur im Falle 7 und 10. Das ließ, wie Kommissar v. Behr ausführt, sehr bald die Vermutung entstehen, daß die Täter gar nicht das von ihnen angegebene Ziel erstrebten, sondern daß hier etwas anderes, nämlich eine Abweichung ihres Geschlechtslebens von der Norm, vorliege. Im Anschluß an Ellis', Freuds und Stekels Schilderungen und Definitionen nimmt v. Behr das Vorliegen eines Exhibitionismus an. Während aber in der Regel der Exhibitionist durch Entblößen der eigenen Geschlechtsteile seine sexuelle Befriedigung zu erreichen sucht, wählt er in den hier angeführten Fällen unzüchtige Schriften und Abbildungen. „Wir sind daher wohl berechtigt, diese Untergruppe des Exhibitionismus als graphischen Exhibitionismus zu bezeichnen, nachdem Eulenburg (Sexuale Neuropathie, Leipzig 1895, S. 104) bereits den Begriff des verbalen Exhibitionismus für die Fälle eingeführt hat, in denen die Herbeiführung der sexuellen Erregung durch das Aussprechen unzüchtiger Worte zu erzielen gesucht wird.

Aus der richtigen Erkenntnis dieser Fälle erklärt sich nun auch die Schwierigkeit der kriminalpolizeilichen Ermittlung des Täters. Die Lusthandlung des Exhibitionisten ist mit der durch den Eingang der Schrift usw. vorgestellten Erregung des Sexualobjektes beendet und ein körperliches Zusammentreffen, das zur Ermittlung des Täters führen könnte, wird überhaupt nicht erstrebt. Die einzige Möglichkeit der Ermittlung dieser Exhibitionisten dürfte daher durch Ergreifen auf frischer Tat oder durch Identifizierung ihrer Schrift gegeben sein.

Strafrechtlich liegt in den Fällen, in denen sich der Exhibitionismus gegen eine bestimmte Person richtete, Beleidigung vor. Ferner kann in den Fällen des graphischen Exhibitionismus ein Vergehen gegen § 184 Nr. 1 StGB. vorliegen, wenn die Schriften usw. einem größeren Personenkreis zugänglich gemacht wurden (vgl. v. Behr, Der Handel mit unzüchtigen Schriften, Berlin 1922, S. 45), und in den Fällen des verbalen Exhibitionismus, sofern ein öffentliches Ärgernis erregt wurde, ein Vergehen gegen § 183 StBG. (vgl. RGSt. Bd. 4, S. 131).

Ob die strafrechtliche Verantwortlichkeit gegeben ist, bedarf im Einzelfall der Prüfung durch den Gerichtsarzt. Kapitalkräftige Täter insbesondere werden versuchen, sich durch den § 51 StBG. zu exkulpieren. Auch in dem Falle Nr. 10 wurde ein solcher Versuch unternommen, jedoch ohne den gewünschten Erfolg."



„Eingebildete Schwangerschaft“ bei Tieren.

Für die Genese der „eingebildeten Schwangerschaft“ ist es wichtig zu wissen, ob ähnliche Erscheinungen auch beim Tiere vorkommen. Prof. Wilhelm Liepmann gibt in einem in der „Medizinischen Klinik“ 1923, Nr. 23 veröffentlichten klinischen Vortrag über die „eingebildete Schwangerschaft“ folgende Mitteilungen des Berliner Veterinärs Dr. Richard Kantorowicz wieder: „Die Grossesse nerveuse ist eine bei Hunden überaus häufige Erscheinung, die immer dann eintritt, wenn die Tiere nicht gedeckt oder vergeblich gedeckt waren. Besonders bei Zwerghunden, seltener bei größeren schwellen die Brustdrüsen, und zwar gewöhnlich schon in der 8. Woche nach der Läufigkeit an und sezernieren Milch, oft in einer solchen Menge, daß die Tiere sie selber durch Ablutschen entfernen. Psychisch erscheinen die Tiere in diesem Zustand deprimiert, unlustig, wollen nicht spazieren gehen, oder sie versuchen sich ein Nest zu machen, zerreißen Kissen und Betten, kurz: sie benehmen sich wie sonst vor der Geburt. Neben diesen außerordentlich häufigen psychischen Erscheinungen treten nicht selten auch somatische auf: Zunahme des Leibes, Breiterwerden des Rückens und Schwerfälligkeit des Ganges. Besonders auffällig ist es, daß auch schon junge Tiere nach der ersten Hitze und ältere, die nie geworfen haben, die Erscheinung der Laktation zeigen.“

Die Körperlänge der studierenden Frauen

in den Vereinigten Staaten hat in den letzten drei Jahrzehnten nicht unbeträchtlich zugenommen. Die Berechnungen stützen sich auf insgesamt 21 383 Frauen und sind an drei Colleges, Stanford, Vassar und Smith, gemacht. Die Zunahme beträgt durchschnittlich 1,2 Zoll und wird von C. D. Mosher (Journ. A. M. A., 16. Aug. 1923) nicht auf eine vermehrte Einwanderung nordischer Rasse, sondern auf Umwelteinflüsse, besonders auf Änderungen der Mode und bessere körperliche Ausbildung (Sport) der Frauen zurückgeführt. Die zweckmäßigere Kleidung habe auch einen größeren Hüftenumfang und ein Seltenerwerden dysmenorrhoischer Beschwerden bewirkt. (Münchn. med. Woch. 1923, 32.)

Bücherbesprechungen.

1)—3) Lenz, Fritz: **Menschliche Auslese und Rassenhygiene.** 2. Aufl. Grundzahl 7.—.
Siemens, H. W.: **Grundzüge der Rassenhygiene.** 2. Aufl. Grundzahl 1.80.
Günther, F. K.: **Rassenkunde des deutschen Volkes.** 3. Aufl. Grundzahl 9.—.
— München 1923, J. F. Lehmann.

Von Dr. Max Marcuse.

Das Buch von Lenz bildet den 2. Band des von ihm mit Erwin Baur und Eugen Fischer gemeinsam herausgegebenen und bearbeiteten Grundrisses der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. Der 1. Band wurde hier im Aprilheft lfd. Jahrgs. eingehend gewürdigt. Die Besprechung des vorliegenden Teiles darf sich größeren Beschränkungen auferlegen, weil er wesentlich nur die wissenschaftlichen Anschauungen und Einsichten, die in der „menschlichen Erblichkeitslehre“ niedergelegt sind, durch die Darstellung des Auslese-Vorganges ergänzt und im übrigen weniger sexual-wissenschaftlichen als sexual-politischen Zielen dient. Aus dem Abschnitt über die Auslese beim Menschen seien nur einige sexuologisch besonders bemerkenswerte Punkte herausgehoben. Noch heute werden von der biologischen Auslese alle Anlagen betroffen, von denen die Fortpflanzungstüchtigkeit abhängt. In diesem Wirkungszusammenhang steht u. a. die fortschreitende Zunahme der schweren Entbindungen und solcher Krankheiten und Abnormitäten, die Gebärschwierigkeiten bedingen — analog den Verhältnissen bei den Haustieren gegenüber den wild lebenden. Umgekehrt unterliegen gegenwärtig die Perversionen einer starken Selbstausmerzung, da die verschiedenen Gruppen von Pervertierten, namentlich die Homosexuellen, von ihresgleichen aufgeklärt und beeinflußt, sich immer mehr von Ehe und Fortpflanzung zurückhalten; damit glaubt Lenz auch eine allgemeine Abnahme der Psychopathien voraussehen zu dürfen. Sehr gegensätzliche Folgen hat die Auslese durch die Geschlechtskrankheiten: einerseits werden die triebschwachen, nervösen und



hypochondrischen Naturen von den Ansteckungen verschont, andererseits gerade die besonnensten, die Selbstbeherrschung üben oder doch sachverständige Prophylaxe treiben. Unter den Mitteln der sozialen Auslese ist das Heiraten das sinnfälligste. Es fördert den Aufstieg hübscher Mädchen in einen höheren Stand und junger Männer von angenehmem Äußeren in einflußreichere Stellungen (akademische Laufbahn der „Schwiegersöhne"!). Für die Zusammenhänge zwischen biologischer und sozialer Auslese sind die Unterschiede der Fortpflanzung, der Geburtenrückgang und die Wirkung der weiblichen Berufstätigkeit die belangvollsten Beispiele, denn sie verdeutlichen die außerordentliche Gefahr einer Abnahme der Begabung unserer Bevölkerung. Die praktischen Folgerungen, die Lenz aus seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen zieht, gipfeln in einem klar und folgerichtig durchgearbeiteten rassenhygienischen Programm, dessen Ausführung teils dem Staate und der Gesellschaft — „soziale Rassenhygiene" —, teils dem Einzelnen — „private Rassenhygiene" — zugewiesen wird. Die dabei vertretenen Forderungen sind von der ausgeprägt völkisch-deutschen (nicht einer primitiven, urteilslosen „deutsch-völkischen") Gesinnung und Wertungsart des Verfassers diktiert und müssen insoweit von dem Referenten schon aus einem elementaren Lebens- und Geltungswillen im Rahmen des deutschen Volkstums verworfen werden. Die besondere Einschätzung der nordischen Rasse in dem Maße und mit den Konsequenzen, wie es von Lenz' Seite geschieht, erscheint aber auch sachlich nicht berechtigt und birgt überdies alle die Gefahren, die von jeder Fiktion einer „Auserwähltheit" untrennbar sind. Hier müssen sie schlechthin vernichtend werden, weil Existenz und Existenzmöglichkeit des deutschen Volkes gerade auf seine Verschiedenrassigkeit bei Anerkennung der annähernden Wertgleichheit der wesentlichen rassischen Komponenten gegründet ist. Es ist über diese Gedankengänge noch in späterem Zusammenhange zu sprechen. Völlige Billigung verdient der leitende rassenhygienische Gedanke, daß nur eine Abkehr von der in Politik und Leben herrschenden rein ökonomischen Sinnesart und die Hinwendung zu mehr biologischen Betrachtungsweisen und Grundsätzen den Unsegen bannen kann, der auf dem ganzen Abendlande, vor allem aber auf uns Deutschen lastet. Dabei wird freilich von den Rassenhygienikern, auch von Lenz, nur an die Stelle der einseitigen Milieutheorie die nicht minder einseitige Blutstheorie gesetzt. Ihre wissenschaftliche Grundlage ist ein rein naturalistischer Monismus, der das Psychische nur als eine somatische, wesentlich sogar nur chromosomatische Ausdrucksform begreift. Aus diesem Grunde kann der Referent das Wort des Verfassers: „Wer Rassenhygiene hat, der hat auch Religion" — nicht leicht nacherleben, wenn dabei auch „Religion" selbstverständlich nicht im Sinne der christlichen Tradition verstanden werden darf, die Lenz im Gegenteil — ehrlich und folgerichtig — als verderblich bekämpft: nicht Jesu Lehren will er folgen, vielmehr helfen „den Weg bereiten für Widar, den Starken".

Lenz' Buch — ideenreich und mit einer Überzeugungsstärke, stellenweise: einer Begeisterung geschrieben, deren Wirkung auch der Gegner sich nicht entziehen kann — ist der hervorragendste literarische Repräsentant einer jungen wissenschaftlichen Gruppe, die immer mehr Anhänger um sich schart und deren geistiger und ethischer Schwung ebensosehr Achtung gebietet, wie sie politisch und kulturell gefährlich ist. Was freilich nur ein persönliches, weltanschaulich bedingtes Werturteil bedeutet!

Wer sich mehr beiläufig und mit geringeren Erregungen, dennoch nicht weniger tief und gründlich über die vererbungswissenschaftlichen Voraussetzungen und die sexual- und sozialpolitischen Bedingungen, Wege und Ziele der Rassenhygiene unterrichten will, kann keinen besseren Führer finden als das Buch von Siemens. In außerordentlich klarer Weise werden die Grundzüge und dann die verwickelteren Erscheinungen des Erbvorganges aufgezeigt, die Methoden und Aufschlüsse der Zellforschung dargestellt, die Fragen der Geschlechtsbestimmung (s. diese Zeitschr. 1922, Bd. 9, S. 241 ff.), des Erb- und Nebenbildes (Idio- und Paratypus), der Erb- und Nebenänderung (Idio- und Parakinese) und die Gegensätze: Vererbung (Idiophorie) und Nachwirkung nebenbildlicher Eigenschaften (Paraphorie) verdeutlicht. Der Verfasser steht durchweg auf dem Boden der modernen experimentellen Erblichkeitslehre und exakten Familienforschung, die beide ihm ja wertvolle Befruchtung zu danken haben. Grundlegend für seine Auffassungen ist dabei der Ausschluß einer Vererbung erworbener Eigenschaften und die Alleingeltung der Idiotypen für die nationale und staatliche Zukunft. „Der wahre Grund des Völkerverfalles ist daher letzten Endes stets das Versagen der Auslese". Dieses Versagen äußere sich bei uns namentlich in der fortschreitenden „Proletarisierung des Nachwuchses", so daß Siemens die erste Aufgabe der gegenwärtigen Rassenhygiene in dem Versuche sieht, „das in vollem Zuge befindliche Aussterben der sozial höherstehenden Kreise aufzuhalten". Das wesentliche Mittel dazu könne nur eine bewußte Geburten-



politik sein, in deren Dienst insbesondere auch die Steuergesetzgebung, eine Reform des Erbrechtes, die gesamte Finanzwirtschaft und das Siedlungswesen gestellt werden müssen, — immer mit dem Hauptziel: die ungenügende Fortpflanzung der Tüchtigen in eine überdurchschnittliche umzuwandeln. Neben der Überwindung unserer „rassenmörderischen Wirtschaftspolitik" bedürfe es auch einer vollkommenen Umstimmung der „lebensfeindlichen Moralanschauungen des Abendlandes", um „mit der grausamen Torheit biologisch unsinniger Gesetze, welche die wertvollsten Elemente unseres Volkes vertilgt, endgültig fertig" zu werden.

Die Schlichtheit und Selbstbeherrschung, mit der Siemens seine Forderungen vertritt, werden ihnen Freunde auch aus den Kreisen gewinnen, die andernfalls durch allzu starke Gefühlswiderstände daran verhindert würden. Triftige sachliche Bedenken können nach Meinung des Ref. nur gegen den Anspruch erhoben werden, daß die rassenhygienische Betrachtung und Bewertung der Zusammenhänge mehr als eine notwendige und gut begründete Stellungnahme zu den Problemen bedeute.

Um die grundsätzliche Klärung des Begriffes „Rasse" bemüht sich Günther auf den ersten Seiten seines Buches, dessen Zweck ausgesprochenermaßen der ist: „den Blick zu schärfen, oder besser: überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis, eine Aufmerksamkeit auf die rassenhafte Bedingtheit der Umwelt und Geschichte zu wecken". Er beklagt — mit Recht — die landläufige Verwechslung von „Rasse" und „Volkstum" und versteht unter jener eine „Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt". Von dieser Bestimmung geleitet, gibt Günther eine eingehende Schilderung der vier europäischen Rassen: der nordischen — der westischen (mediterranen) — der ostischen (alpinen) — der dinarischen, nach ihren physischen und psychischen Erscheinungs- und Zeugungsqualitäten und erörtert ausführlich ihre Verteilung in vorgeschichtlicher und in geschichtlicher Zeit sowie ihre Anteilgewinnung und -veränderung an der Zusammensetzung des deutschen Volkes. Sein wertvollster Gehalt sei das nordische Blut. Die nordische Rasse sei die der schöpferischen Kraft und der Führernaturen, und in der fortschreitenden „Entnordung" des deutschen Volkstums liege die Ursache unseres Elends. So ersteht auch nach Günther dem deutschen Volke die Aufgabe der „Wiedervernordung": „Aus dem drohenden Untergang kann ein neuer Aufstieg nur werden, wenn das nordische Blut, dem die geschichtliche Größe aller indogermanischen Völker zu danken ist, wieder erstarkt und nordische Menschen wieder zahlreich und führend werden". Dieser Gedanke wird mit einem unbedingten Glauben an „die nordische Sendung", aber auch mit einem alles erfüllenden Bewußtsein von der „verpflichtenden" Bedeutung nordischen Blutes vertreten. Es fehlt dabei nicht an der Einsicht, daß solche Sinnesart eine gänzlich neue Ordnung, ein völliges Umlernen fordert. Soweit dies die Abkehr von den Fiktionen der „Gleichheit aller Menschen"' und des Wertes der „Majorität" bedeuten würde, ist die Forderung mit Nachdruck zu unterstützen, wobei freilich zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und politischen Notwendigkeiten zu unterscheiden bleibt. Auch die verderbliche Überschätzung rein ökonomischer Interessen und Zusammenhänge, die dem Ref. am bedenklichsten etwa in den Schlagworten „Politik ist Wirtschaft" und „der Mensch ist das Produkt der Verhältnisse" sich offenbart, ist wiederum vorbehaltlos anzuerkennen. Durchaus beizustimmen endlich ist der Kritik des Verfassers an den Geldheiraten und der durchschnittlichen Verantwortungslosigkeit in jeder biologischen Hinsicht bei der Gattenwahl, wobei freilich gegen die Entrechtung der „Liebe" durch die Pflicht zur „Zucht" Einspruch zu erheben bleibt. Aber alles dieses hat nichts mit der autistischen Quellen entspringenden Anmaßung zu tun, die aus der Rassenmischung des deutschen Volkes die nordische Rasse als die „Große Rasse" herausheben will und in Angleichung an Kants „kategorischen Imperativ" das Sittengesetz proklamiert: „Handle so, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordrassischen Gesetzgebung denken könntest."! Jeder Einwand von seiten des Ref. gegen die Vernünftigkeit und Schlüssigkeit dieser Gedankengänge könnte infolge seines Minderbesitzes (nach Günthers eigener Feststellung durchaus nicht: gänzlichen Mangels) an nordischem Blut dem Verfasser und seinem Kreise als unbeachtlich erscheinen. Aber es ist nicht einzusehen, inwiefern eine wesentliche Zugehörigkeit zur nordischen Rasse ihrer Höchstwertung größere objektive Berechtigung verbürgen soll als eine andersartige Rassenkonstitution der Zurückweisung solcher Überheblichkeit. Affektfrei kann weder die eine noch die andere Seite hierüber urteilen, aber ein gewisses Maß von Sachlichkeit, die freilich gelegentlich durch eine Überkompensation von



Gegenaffekten nur vorgetäuscht wird, ist durchaus möglich. Das wird z. B. durch die Kritik des wohl vorwiegend nordblütigen Wilhelm Schallmayer an der Theorie und Praxis einer Bevorzugung der nordischen Rasse vor anderen Rassenelementen des deutschen Volkes in vorbildlicher Weise bezeugt. Und eben jetzt hat Roethe — wohlverstanden: Gustav Roethe — die Lächerlichkeit einer Tendenz, nach der etwa Adam im Paradiese deutsch gesprochen, Hannibal seine Siege mit Hilfe germanischer Truppen erfochten habe, einer Tendenz, die neuerdings mit Wotansglauben und Odinkult sich verbinde, in seiner Rektoratsrede hingewiesen. Man kann die Tatsache vernünftigerweise nicht mehr in Zweifel ziehen, daß die verschiedenen Rassen, die das europäische, insbes. das deutsche Rassengemisch zusammensetzen, sehr verschieden qualifiziert sind, und man darf auch die Gründe anerkennen, die innerhalb dieses Rassengemisches der nordischen Komponenten eine führende Rolle zuweisen wollen. Aber gerade eine rassenbiologische Geschichts- und Kultur-Betrachtung läßt unzweideutig erkennen, daß die nordische Rasse nur in der Mischung mit anderen Rassen zu besonderen Leistungen gelangt ist, daß umgekehrt in Ländern mit ausschließlich nordischer Rasse die Führerschicht sich grade durch nicht nordische Rassenmerkmale auszeichnet. „Die nordische Rasse" — resümiert in diesem Zusammenhange Adolf Basler — „ist der Sauerteig, der, in ein Volk geknetet, dasselbe zur höchsten Kulturentfaltung bringen kann, aber dazu doch die Eigenschaften der anderen Völker braucht" — eine Beziehung freilich, die auch für andere Rassen Geltung haben dürfte. Günther läßt hier in seinen Darlegungen und Begründungen jede Unbefangenheit vermissen und kann für diesen Teil seines Buches die Anerkennung wissenschaftlicher Qualifikation nicht beanspruchen. Damit allein wäre freilich noch nichts gegen Richtigkeit und Wert entschieden, denn auch Instinkt und Phantasie können Wege zur Erkenntnis sein. Für sie Weggenossen zu finden, ist aber nicht möglich mit den Mitteln der Wissenschaft, sondern nur der Suggestion. Ihre Wirkung auf dazu bereite und geeignete Naturen kann bei der glänzenden und bedenkenlosen Darstellung Günthers nicht ausbleiben. Das ist vor allem beklagenswert im Hinblick auf seine Stellung zur Judenfrage, weil von hier aus praktische Auswirkungen möglich sind, die von seiten seiner schon in den psychologischen und sozialen Voraussetzungen utopischen allgemeinen nationalpolitisch-anthropologischen Forderungen nicht in annähernd gleichem Ausmaße befürchtet zu werden brauchen *). Als „fremdstämmig" werden die Juden in einem „Anhang", der 72 Seiten umfaßt, gesondert behandelt. Gegenüber ihrer üblichen Kennzeichnung als einer eigenen „Rasse" oder gar als Teiles der semitischen Rasse stellt der Verfasser fest, daß sie ein „Volk" seien. Das kann ihm schon angesichts des Fehlens einer jüdischen Wohn- und Sprachgemeinschaft, abgesehen von dem anerkennenden und sympathisierenden Hinweis auf die zionistische Bewegung, nur durch die Behauptung eines jüdischen „Blutbewußtseins" gelingen, das alle Juden untereinander verbinde und von jedem anderen Volke scheide. Den Grund für ihre angebliche Art- und Wesensfremdheit gegenüber allen nichtjüdischen Menschengruppen, ganz vor allem in Deutschland, sieht Günther in ihrer besonderen rassischen Zusammensetzung. In eingehenden Darlegungen sucht er das Ostjudentum, die Aschkenasim, zu denen $^9/_{10}$ der gesamten Judenschaft gehören, als eine vorderasiatisch-mongolisch-ostisch-nordisch-orientalisch-hamitisch-negerische, das Südjudentum (Sephardim) als eine orientalisch-westisch-vorderasiatisch-hamitisch-nordisch-negerische Rassenmischung aufzuzeigen. Das mag gelten, soweit überhaupt historische Betrachtungen hinreichende Aufschlüsse über die anthropologischen Vorgänge zu geben vermögen. Das zur Verdeutlichung dieser herangezogene Bildermaterial, interessant schon wegen der hier erfolgenden Begegnung mit mancherlei Bekannten, bietet dem unbefangenen Blick nur Belege für die unerhörte Vielfältigkeit in Form und Ausdruck des jüdischen Gesichtes und für die verhältnismäßig große Zahl der „gleichsam am Rande des Judentums" stehenden Erscheinungen, „die sich von den Nichtjuden des jeweiligen Landes kaum unterscheiden". Daß durchschnittlich der Jude, insbesondere auch der deutsche Jude, eine andere Rassenkonstitution aufweist als der Nichtjude und daß namentlich die jüdische Gruppe von jeder nichtjüdischen Gruppe sich rassisch abhebt, kann selbstverständlich gar nicht in Frage gestellt werden. Desto fragwürdiger ist der Versuch, diese Abweichungen wesentlich rein anthropologisch zu bestimmen und zu begreifen und auf dieser Grundlage sogar „das Eigentlich-Jüdische, das Wesen des Judentums" zu kennzeichnen und zu erklären. Das ist schlechthin plump.

---

*) Anm. bei der Korrektur (29. XI. 23): Die vorliegende Besprechung wurde bereits Anfang September a. c. niedergeschrieben, also vor den jüngsten antisemitischen Hetzen und Ausschreitungen namtl. in Berlin und München. Für diese Schändlichkeiten tragen Schriften wie das Buch von Günther die „wissenschaftliche" Verantwortung.



Dabei ist aber das, freilich nicht ganz ungezwungen wirkende Bemühen des Verfassers, bei der Schilderung und Kritik der seelischen Eigenschaften der Juden objektiv und gerecht zu sein, nicht zu verkennen und ganz allgemein dem ihm von jüdischer Seite gemachten Vorwurf des durchschnittlichen Antisemitismus, sofern damit eine Herabsetzung des geistigen und literarischen Niveaus seiner Ausführungen verbunden sein soll, nicht beizupflichten. Das hat nichts damit zu tun, daß auch dem Ref. viele Urteile des Verfassers schief und widerspruchsvoll, ihre Grundlegung oberflächlich und fehlerhaft, ihre Folgerungen irrig und verderblich erscheinen. Einer Aussprache darüber mit ihm hat Günther im voraus jeden Sinn genommen, indem er ein Verstehen zwischen deutschem und jüdischem Geist auch über wissenschaftliche Wahrheiten, sogar über mathematische Sätze für ausgeschlossen hält! Für Andersüberzeugte jedoch sei hier folgende Auffassung vertreten: Der Tatbestand eines „Volkes" wird nicht durch das sog. „Blutbewußtsein" gegeben, sondern durch das „Vaterlandsbewußtsein". Auf diesem ruhen Leben und Recht eines Volkes. Zu seinen Aufbauelementen gehören gewißlich auch Rasseninstinkte; sie treten aber in diesem Zusammenhange völlig hinter dem geschichtlichen, politischen und geistigen, insbesondere sprachlichen Gemeinschaftsgefühl zurück. Wo es an solcher nationalen und kulturellen Gemeinschaft — mit dem Willen zum Staat — fehlt, da gibt es auch innerhalb der „Blutsgemeinschaft" kein Volk; und wo diese Gedanken und Willen lebendig sind, da ist „Volk", unabhängig von der rassischen Zusammensetzung seiner einzelnen Glieder und Gruppen. So ist die große Mehrzahl der deutschen Juden Teil des deutschen Volkes. Das setzt freilich die Anerkennung dieser Feststellung auch von seiten der nichtjüdischen Volksteile voraus; denn „Volk" ist eben nicht ein natürlicher, schlechthin gegebener Tatbestand (wie „Rasse"), sondern bedeutet einen psychischen Zusammenhang verschiedenster Individuen und Gruppen. Diese können nun zwar solchen Zusammenhang, wo er sich als Wirkung jener historischen, politischen und kulturellen Kräfte entwickelt hat, nicht willkürlich lösen oder erfolgreich leugnen, aber auf die Dauer ist völkische Gemeinschaft nicht möglich, wenn nicht die Gegenseitigkeit der gefühlsmäßigen Beziehungen gewährleistet ist. Ausgegangen bei seiner Untersuchung war Günther zutreffend von der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen „Rasse" und „Volkstum". Dennoch ruht seine gesamte Tendenz — oder sagen wir dem Anspruche des Verfassers gemäß: „Zielsetzung" — auf einer Verwischung jener Abgrenzung. Dazu kommt die Verkennung des Unterschiedes: „Volkstum" — „Volk". Diesen Verundeutlichungen dient vornehmlich der Hilfsbegriff des „Blutbewußtseins". Das Blutbewußtsein, das Günther von den Juden behauptet und als vorbildlich rühmt, ist nur das Bewußtsein gleicher seelischer Not und Gefahr und ethisch, nicht biologisch fundiert. Ein etwa irgendwie triebhaft empfundenes Beziehungsbewußtsein zwischen den Juden der verschiedenen Kulturen, Länder und Erdteile gibt es nicht; und Günther selbst hebt sogar die Wesensfremdheit zwischen manchen sephardischen und aschkenasischen Gruppen hervor. Wo jedoch ein spezifisch jüdisches Blutbewußtsein wirksam zu sein scheint, ist es nicht „Vorbild", sondern „Nachbild". Die Zionisten insbesondere haben die verkehrte Inbeziehungsetzung von „Rasse" (Rassenmischung) und „Volk" von den Deutsch- oder Nordisch-Völkischen übernommen und glauben so ihrem sozial-ethisch determiniertem Streben eine natürliche Begründung und Rechtfertigung zu geben. Mag in der Geschichte des Judenhasses der ausschließliche Zusammenhalt der Juden eine erhebliche ursächliche Rolle gespielt haben, — in unserem Zeitalter ist das gegenseitige Anschlußbedürfnis und Gemeinschaftsgefühl der Juden wesentlich Wirkung des Antisemitismus und psychogener, nicht endogener Natur. Den Gegensatz „Christlich — Jüdisch" weist Günther mit Recht in einen anderen Zusammenhang, und die „mosaische" Glaubensgemeinschaft ist für ihn im Rahmen des völkischen Problems unbeachtlich. Das klingt sehr vorurteilslos und tolerant, ist aber eine Verdunkelung des Tatbestandes, daß der Kampf gegen die Juden immer denselben primitiven Instinkten gegen eine andersartige Minderheit entsprungen ist, jedoch zu allen Zeiten nach den jeweils „modernsten" Gründen zu seiner Rechtfertigung gesucht hat. So tritt jetzt an die Stelle der religionswissenschaftlichen die rassentheoretische Begründung. Sie wird nicht die letzte sein! Zeigt sie doch eben auch bei Günther bereits eine Anpassung an nationalistische und an mystizistische Strömungen der Gegenwart. Dies alles soll nicht eine Apologie der Juden bedeuten, und der Ref. lehnt für sich den unehrlichen und lächerlichen Versuch ab, die Schuld daran, daß solche „Zielsetzungen" wie Günthers überhaupt möglich sind, nur auf der „anderen" Seite finden zu wollen. Das Problem ist gegeben. Daß es „niemals vom Standpunkte der Glaubensbekenntnisse zu lösen ist", — darin ist dem Verfasser beizustimmen. Daß es „nur als eine Frage der Volkstümer gelöst werden" könne, ist ein Irrtum. Die Judenfrage, die deutsche



Judenfrage vor allem, ist eine Frage des Staats-, des Vaterlands- und des Menschheitsgedankens. Auch des Menschheitsgedankens! Seines Geistes freilich hat Günther nicht einen Hauch verspürt, wenn er von ihm immer nur „entstaltende", niemals gestaltende Wirkung ausgehen sieht: dem Begriffe „Menschheit" entspreche gar nichts, „was eine haltbare Grundlage für irgendeine schöpferische Überzeugung darstellen könnte", vollends nichts, „worauf sich gar eine Sittenlehre gründen ließe". Wir glauben zu wissen, daß dem „Menschheitsgedanken" nicht nur die Idee, sondern auch die Tatsache zugrunde liegt, daß es neben der unerhörten Fülle von Vielfältigkeiten, Gegensätzlichkeiten und Fremdheiten auch wesentliche elementare Übereinstimmungen bei den Menschen gibt, die dem Begriffe „Menschheit" nicht nur, wie Günther meint, eine „rein naturgeschichtliche, zoologische Bedeutung", sondern auch diejenige einer geistig-seelischen Einheit zuweisen. Und wir sehen auf dieser Grundlage sehr wohl die Möglichkeit und die Notwendigkeit einer „schöpferischen Überzeugung" und einer „Sittenlehre" — beide freilich weit ab von Günthers Fetisch-Glauben an das „Ewig-Nordische" und seiner Forderung eines „Strebens nach nordischer Art", nahe vielmehr dem Bekenntnisse eines größeren deutschen Menschen: „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident!". Was aber die nationalen Gesichtspunkte in diesem Zusammenhange angeht, so weisen sie eine besondere Bedeutung der Ostjudenfrage zu. Günther selbst erinnert daran, daß der Referent schon im Jahre 1913 die Gefahren einer unbehinderten jüdischen Zuwanderung aus dem Osten anerkannte und ihre Abwehr gefordert hat! —

4) Kemnitz, M. v.: **Erotische Wiedergeburt.** 3. umgearbeitete Aufl. München 1923 Ernst Reinhardt. 209 S.

Von Dr. phil. Else Voigtländer.

Die Absicht des Buches ist eine doppelte: einmal die herrschende Unkenntnis und die „Irrlehren" über die weibliche Sexualität zu beseitigen und zweitens auf Erkenntnis gestützte Forderungen zur „Wiedergeburt der Menschheit in ihrer Erotik" aufzustellen. Bisher wurde nur die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes, außer seiner Aufgabe der Arterhaltung, „das männliche Geschlecht zu beglücken", beachtet, während nicht daran gedacht wurde, ob nicht der Mann der Frau gegenüber dieselbe Aufgabe habe. — Während in den stammesgeschichtlich ältesten Zeiten der Rhythmus der sexuellen Betätigung vom weiblichen Tier bestimmt wurde, ist „infolge der Unterjochung des Weibes die Menschheit diese uralte Gesetzmäßigkeit umzustürzen bemüht, sehr zum Nachteil einer gesunden Sexualität beider Geschlechter". — Entgegen herrschenden Vorstellungen ist der einzige Träger des Orgasmus beim Weibe die Klitoris, „denn weder die Gebärmutter, noch das Innere der Scheide können jemals Träger sexueller Lustgefühle sein, da sie den Geburtskanal darstellen." Der Orgasmus des Weibes ist keine Vorbedingung zur Befruchtung. Mit großem Nachdruck wendet sich die Verf. gegen die Meinung, daß „Frigidität" etwas Krankhaftes darstelle; die Empfindungslosigkeit sei vorwiegend anatomisch bedingt infolge der im Interesse einer möglichst schmerzlosen Geburt (?) erfolgten Rückbildung der Klitoris und ihrer Entfernung vom Scheidenausgang. Ihre große Verbreitung erkläre sich daraus, daß infolge der Abhängigkeit des weiblichen Geschlechtes nicht mehr der Wunsch oder die Bereitwilligkeit des Weibes zum Zustandekommen der sexuellen Gemeinschaft entscheide. Dadurch konnte sich diese anatomische Beschaffenheit weiter vererben, wobei den meisten Frauen dieser Mangel gar nicht bewußt wird. Deshalb haben sie auch keine Veranlassung zum Arzt zu gehen, wodurch dem Arzt ihr Vorhandensein nur bei kranken Frauen bekannt wird, so daß die irrige Theorie darüber entstehen konnte. Die Ausbildung anderer erogener Zonen und die Vergeistigung der Sexualität in der Erotik würden als weitere Möglichkeiten die „sexuelle Beglückung" der Frau besser sichern, wenn von seiten des Mannes mehr Rücksicht auf die weiblichen Bedürfnisse, die Periodizität und die spätere Entwicklung der sexuellen Erregbarkeit genommen würde. Die sexuelle Erregung des Mannes wird vorwiegend durch den Anblick, die Anwesenheit des weiblichen Geschlechtes ausgelöst, die der Frau erst durch die Werbung. Die Abhängigkeit der Frau in der Ehe aber läßt diese Werbung vielfach in Wegfall kommen und begünstigt dadurch die sexuelle „Kälte". — Eine der heute verbreitetsten Männerkrankheiten ist die „chronische sexuelle Überreizung", die durch Alkoholgenuß begünstigt und durch die Gefallsucht der Frauen ausgenützt und verstärkt wird. Das durch Abstumpfung und Reizungen entstandene Bedürfnis nach Abwechslung hat man mit Unrecht als Charakteristikum der normalen männlichen Sexualität angesehen. Die „natürliche polygame Veranlagung" unterscheidet sich von der durch die herrschenden Sexualgewohnheiten anerzogenen Polygamie und sexuellen



Überreizung dadurch, daß, obwohl infolge mangelnder Fixierung an eine Person die Möglichkeit der Liebesbegeisterung für viele Vertreter des anderen Geschlechtes gleichzeitig besteht, doch die sexuelle Anregbarkeit durch dieselbe Person erhalten bleiben kann und der Überdruß an ihr sich nicht einzustellen braucht. Der natürlich Polygame kann deshalb doch ein guter Ehemann sein. Die echte monogame Fixierung dagegen ist das Produkt einer hohen Vergeistigung der Liebe und schließt jede Möglichkeit der sexuellen Zuneigung zu andern Personen aus.

Die Basis der neuen Moral muß „Ehrfurcht vor den natürlichen Gesetzen der Erotik sein". Das asketische Ideal und der Trieb zur Überreizung stehen einer Gesundung der Erotik entgegen. Die Frau muß die moralische Verantwortung erkennen, nicht durch Gleichgültigkeit gegenüber dem Vorleben des Mannes das Verharren auf einer primitiven Entwicklungsstufe zu begünstigen, andererseits aber auch durch ihr eigenes Verhalten nicht der sexuellen Überreizung Vorschub zu leisten. Es muß als unmoralisch gelten, Glück zu suchen, ohne Glück zu spenden. Die Höherentwicklung der Erotik ist nur bei Freiheit und Unabhängigkeit der Frau möglich. „Wichtiger als alle einzelnen Umwälzungen auf dem Gebiete der Sexualmoral ist das Erstehen und das Erstarken des Glaubens an das Ideal, der hohen, freiwillig-monogamen Erotik."

Neben einer Fülle trefflicher Beobachtungen und origineller Stellungnahmen findet sich in dem Buch eine reiche Anzahl anfechtbarer Behauptungen, auf deren Kritik im einzelnen einzugehen, nicht möglich ist. Zu manchen schiefen Theorien wird die Verf. durch eine zu starke Betonung des Entwicklungs- und Zweckgedankens geführt, wodurch der „Natur" allzu rationale Überlegungen zugeschrieben werden. Das gilt besonders von ihrer Theorie über die Entstehung der Frigidität, von der außerdem nicht klar ist, wie weit sie durch Einzelbeobachtungen wissenschaftlich gestützt ist. Auch leidet die Objektivität mitunter durch zu tendenziöse Einstellung. Der Wert des Buches liegt vor allem in der Aufforderung zur Nachprüfung überlieferter Vorstellungen und in dem Aufruf zu einer, der asketischen Tendenz entgegengesetzten Achtung vor erotischen Glücksmöglichkeiten, wiewohl der „sexuellen Beglückung" vielfach eine übertriebene Bedeutung beigelegt wird.

5) Martius, Heinrich: **Die Röntgenstrahlenbehandlung in der Gynäkologie.** Leipzig 1923, Werner Klinkhardt.

Von Dr. Max Marcuse.

Im Rahmen des Paul Krauseschen Handbuchs der Röntgentherapie hat Prof. H. Martius (Bonn) den gynäkologischen Teil bearbeitet. Das Ergebnis ist eine Monographie, vorbildlich in der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Kritik wie in der Gediegenheit und Klarheit der Darstellung. Die sexuologischen Beziehungen werden u. v. a. in folgenden Abschnitten beleuchtet: Wann erlöscht nach der Bestrahlung die Eierstocksfunktion? — Die Ausfallserscheinungen. — Vergleich der Ausfallserscheinungen nach operativer und Strahlenkastration. — Die temporäre Sterilisation. Selbstverständlich würde eine aus dem Zusammenhange gelöste Lektüre nur dieser Kapitel wissenschaftlich, also auch sexualwissenschaftlich ertraglos sein; dazu ist das Werk zu sehr aus einem Guß und zu organisch erwachsen. Wer das Sonderthema: Röntgenstrahlen und Sexualität in der möglichen Selbständigkeit und Knappheit behandelt finden will, sei auf den entsprechenden Artikel im Handwörterbuch der Sexualwissenschaft hingewiesen, für den der Referent wertvolle Belehrungen auch dem Buche von Martius entnommen hat. Dieses selbst ist geradezu eine bedeutende Leistung, der, wie in dieser Zeit mit besonderer Anerkennung festgestellt werden muß, der Verlag die ihrer würdige, vortreffliche Ausstattung hat zuteil werden lassen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band | Januar 1924 | 10. Heft

Das Problem der Angst in seinem Verhältnis zur psychoanalytischen Libidotheorie.

Von Dr. Carl Müller-Braunschweig
in Berlin-Schmargendorf.

(Fortsetzung und Schluß.)

Eine Hauptquelle innerer Gefahren ist die Libido und ihre Erlebnisse. Die Angst erscheint so als die Reaktion des Ichs auf die Gefahr der Libido. Dem Normalen wird die Libido in ihren Ansprüchen nur unter besonderen äußeren und inneren Verhältnissen als Gefahr erscheinen, sich für gewöhnlich nur als Unlustspannung oder Unruhe bemerkbar machen. Er reagiert auf den Libidoanspruch entweder durch zweckmäßige Maßnahmen einer direkten Befriedigung oder vermag die Libido eine Zeitlang in Schwebe zu halten, wobei er (unbewußt) sie in größerem oder geringerem Maße in andere Abfuhraktionen (durch Sublimierung) umsetzen kann. Dagegen besteht die pathologische Reaktion in der Verdrängung der Vorstellungsanteile des Libidoanspruchs und damit in der Umsetzung der ihres Abfuhrweges beraubten und gestauten Energie in Angst oder andere psychoneurotische Symptome. Auf das Nähere der Gesetze der Symptombildung, insbesondere den Anteil der determinierenden infantilen Fixierungen und der Regression kann ich hier nicht eingehen. Statt dessen wäre auf eine theoretische Schwierigkeit hinzuweisen, die in der Vorstellung liegt, daß das Ich die Libido als eine Gefahr wertet. Gehört nicht die Libido auch zum Ich? Die Schwierigkeit löst sich, wenn man darauf hinweist, daß Freud unter dem Ich nicht das ganze Individuum, sondern ein bestimmtes System innerhalb des Gesamtpsychismus versteht. Aus der praktischen psychoanalytischen Arbeit heraus hat sich für die theoretische Bewältigung der beobachteten psychischen Vorgänge die Vorstellung einer Reihe psychischer Systeme und Instanzen ergeben, die jedes ihre besondere Funktion und Arbeitsweise haben, in bestimmten Beziehungen zueinander stehen, sich über- und durcheinander lagern und mit- und gegeneinander arbeiten. Die jüngste Darstellung dieser Systeme hat Freud in seiner Arbeit „Das Ich und das Es“ gegeben.

Eine zweite Schwierigkeit liegt darin, daß wir die Angst als eine Reaktion des Systems Ich *auf* die Libido verstehen sollen, wo doch die klinischen Beobachtungen uns nahelegten, die Angst als ein *Umsetzungsprodukt* der Libido aufzufassen. Welchem System gehört die Libido an? Kann man sich vorstellen, daß das



Ich-System aus der sich ihm entgegensetzenden Libido Energien entnimmt, um sie zur Angst umzuwandeln? Wir haben allerdings reichlich Erfahrungen darüber, wie eine bedeutsame Reihe von psychischen Produkten, an denen das Ich mitbeteiligt ist, gerade auch aus Libidobeiträgen aufgebaut sind. Das ist nicht nur die Reihe der neurotischen Symptome, sondern auch eine große Anzahl von Charakterzügen, die sich als Reaktionsbildungen gegen Libidoansprüche bestimmter Art erweisen lassen.

Diese Schwierigkeit läßt sich auch noch von anderer Seite her lösen, wenn man dem Winke folgt, den Freud in seinen „Vorlesungen" (2c am Schlusse) und in seiner Einleitung zu den „Kriegsneurosen" (5a) gibt, indem er auf die Bedeutung der „narzißtischen" Libido für die Ätiologie der Angst hinweist. Diesen Hinweis hat Jones (5b, S. 80) aufgenommen, Freud selbst hat weitere Betrachtungen in „Jenseits des Lustprinzips" (3) daran geknüpft. Wir wollen diesen Wink verfolgen:

Nach der psychoanalytischen Libidotheorie ist das Ich, d. h. das psychische System, das durch seine Funktionen (Rapport mit der Außenwelt durch die Wahrnehmungen, Regulierung der motorischen Innervationen u. a.) der Selbsterhaltung dient, auch mit libidinösen Energien besetzt. Die Libido kann sich nicht nur auf fremde Objekte richten, sondern richtet sich ständig, quantitativ veränderlich, auch auf das Ich, unterstützt die Ich-Tendenzen durch libidinöse Beiträge. Diese auf das Ich gerichtete Libido nennt Freud Ich-Libido oder narzißtische Libido. Zu Beginn der psychoanalytischen Forschung arbeitete er nur mit dem Gegensatz des Ichs, das ihm „zunächst nur als verdrängende, zensurierende und zu Schutzbauten, Reaktionsbildungen befähigte Instanz bekannt war" (3, S. 49), und der Libido, unter der die auf das Objekt gerichtete Libido verstanden wurde. „In bedächtigerem Fortschreiten fiel es nun der psychoanalytischen Beobachtung auf, wie regelmäßig Libido vom Objekt abgezogen und aufs Ich gerichtet wird (Introversion), und indem sie die Libidoentwicklung des Kindes in ihren frühesten Phasen studierte, kam sie zu der Einsicht, daß das Ich das eigentliche und ursprüngliche Reservoir der Libido sei, die erst von da aus auf das Objekt erstreckt werde". [Die Bedeutsamkeit der narzißtischen Libido ist dann von Freud in seiner grundlegenden Arbeit „Zur Einführung des Narzißmus" und anderswo (7) an den Erscheinungen des Schlafes, der Verliebtheit, des organischen Krankseins, der Hypochondrie aufgezeigt und weiterhin für die Erklärung der „narzißtischen Neurosen": der Dementia praecox und Paranoia (der Paraphrenien) und der Melancholie fruchtbar gemacht worden (2c).]

Ich stelle mir die Beziehung der Angst zur narzißtischen Libido so vor, daß ganz allgemein, handele es sich um eine innere oder um eine äußere Gefahr, daß Ich so reagiert, daß es, gleichsam zu seinem Schutze, eine das gewöhnliche Maß überschreitende Menge narzißtischer Libido mobilisiert und an sich zieht. Bei der Entstehung der normalen Angstbereitschaft mag ein geringeres Maß herangezogen sein, bei der für die Selbsterhaltung und für die Ergreifung wirksamer Abwehrmaßregeln unzweckmäßigen Angstentwicklung ein übergroßes Maß narzißtischer Libido, in beiden Fällen aber ist



eine Überbesetzung des Ichs und damit eine Stauung erreicht worden, die sich in Angst umsetzt.

Diese Auffassung würde mit der Betrachtung übereinstimmen, die Freud in „Jenseits des Lustprinzips" (3) über die Aufgabe der Angstbereitschaft anstellt. Er spricht hier von der traumatischen Neurose, bei der nicht die Angst, sondern der Schreck eine Rolle spielt. Während die Angst „einen gewissen Zustand bezeichnet, wie Erwartung der Gefahr und Vorbereitung auf dieselbe", „benennt Schreck einen Zustand, in den man gerät, wenn man in Gefahr kommt, ohne auf sie vorbereitet zu sein". „Seine Bedingung ist das Fehlen der Angstbereitschaft." Diese Angstbereitschaft „stellt die letzte Linie des Reizschutzes" dar, des Schutzes gegen gefährliche und inadäquate Reize, der zunächst von Schädeldecke, Haut und den Sinnesorganen bestritten wird, und schließt die „Überbesetzung der den Reiz zunächst aufnehmenden Systeme" ein.

V. Ehe wir diese Materie weiter verfolgen, wollen wir kurz die bereits berührte Frage streifen, ob Angst nur aus der Umsetzung libidinöser Energie entstehen kann, oder auch aus anderen Energien. Das psychoanalytische Experiment zeigt, daß hinter einem Angstaffekt nicht nur eine sexuelle Regung, sondern auch irgendein anderer Affekt: Zorn, Wut, Scham, Rache — zum Vorschein kommen kann. Das Verschwinden des Angstaffektes und das gleichzeitige Bewußtwerden des an ein bestimmtes Erlebnis- oder Vorstellungsmaterial gebundenen anderen Affektes legt es nahe, daß die Angst als ein Umsetzungsprodukt jener Affektenergie anzusehen ist. Da die Angst mit dem Bewußtwerden eines bisher unbewußten verdrängten Komplexes verschwindet, ein solches Bewußtwerdenkönnen aber, dynamisch betrachtet, die Bewältigung einer vorher vom Ich nicht bewältigten Regung bedeutet, so könnte der Vorgang auch hier so betrachtet werden, daß bei einer Verdrängung das Ich sich einer Gefahr zu erwehren hat, die unter geeigneten Bedingungen zur Stauung der Ich-Libido führen kann, welche — die Stauung — durch Versöhnung des Ich mit der verdrängten Regung wieder beseitigt wird.

Dann würde auch hier die Angst nicht oder nicht allein aus der Umsetzung irgendeiner Affektenergie, sondern auch aus der Umsetzung (narzißtisch) libidinöser Energie zu verstehen sein.

Andererseits ist die Frage noch ungelöst, ob nicht vielleicht die Energie aller Affekte wesentlich von der Libido gestellt wird. Wäre das der Fall, so würde die Entstehung der Angstenergie aus der Energie der Affekte nichts anderes besagen, als ihre Entstehung aus der Libido. Wir wissen aber noch nichts Sicheres darüber. Daher wollen wir diese Frage offen lassen und uns noch eine Weile mit dem Zusammenhange von Schreck, Angst, Reizschutz und narzißtischer Libido beschäftigen.

VI. Die Bedingung des Schreckes ist das Versagen der Angstbereitschaft. Bei allen traumatischen Einwirkungen wird daher der Angstschutz durchbrochen, der in einer (mäßigen) Überbesetzung des Ichsystems mit narzißtischer Libido besteht. Man könnte sich nun denken, daß diese Besetzung im Falle, daß sie übergroß wird, ihrerseits traumatisch für das Ich werden könnte. So würde das Ichsystem durch die narzißtische Überbesetzung und die



dadurch erzeugte Stauung anstatt geschützt, im Gegenteil durch sie gefährdet sein. Um Bilder zu gebrauchen: es kann die Mauer, zum Schutze bestellt, nach innen zusammenbrechen und die Bewohner verschütten, oder: das Heer, zur Verteidigung des Vaterlandes bestimmt, kann übermächtig werden und, desorganisiert, von den Grenzen ins Innere flutend, es zerstören. Zugleich mit dem Schutze des Ichs mißlingt die Bewältigung des Reizes. Nach den Gesetzen der Fixierung und des Wiederholungszwanges wird in den Angstzuständen versucht, die derzeit versagende Angstbereitschaft und die Bewältigung des traumatischen Reizes nachzuholen. Von hier aus sind die Angstträume der Unfallsneurotiker, die sie in die traumatische Situation zurückversetzen, zu verstehen (3).

Das Durchbrechen des Reizschutzes der Angstbereitschaft wird bei jeder traumatischen Einwirkung anzunehmen sein, auch da, wo nicht der Schreckcharakter so deutlich ist wie bei der Unfallsneurose. So wird man auch die inneren und äußeren Erlebnisse, die die Psychoanalyse unter den Bedingungen der Psychoneurosen jeder Art feststellen konnte, als Traumen auffassen und „die Verdrängung mit Fug und Recht als Reaktion auf ein Trauma, als elementare traumatische Neurose“ bezeichnen können (5a). Auch hier wird ein mehr oder minder weitgehendes Versagen des narzißtischen Reizschutzes vorhanden sein und damit ein Mißlingen der Bewältigung der Erregung durch das Ich. Zugleich ist die Situation zur Bildung von Kompromißprodukten zwischen dem zu bewältigenden Reiz und den Tendenzen des Ichsystems gegeben.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte auch kurz die Kriegsneurosen. „Die Kriegsneurosen sind — — — aufzufassen als traumatische Neurosen, die durch einen Ich-Konflikt ermöglicht und begünstigt worden sind,“ der sich „zwischen dem alten friedlichen Ich und dem neuen kriegerischen Ich des Soldaten abspielt und akut wird, sobald dem Friedens-Ich vor Augen gerückt wird, wie sehr es Gefahr läuft, durch die Wagnisse seines neugebildeten parasitischen Doppelgängers ums Leben gebracht zu werden“ (5a, S. 5).

Bei den Kriegsneurosen würden demnach dem Ich zwei Gefahren drohen: einmal von den äußeren Erschütterungen wie bei der Unfallsneurose, und dann von innen, von dem „kriegerischen Ich“, den grausamen, feindseligen, aggressiven, gewalttätigen Tendenzen, mit denen sich das Ich zu identifizieren hat. In beiden Fällen wird eine narzißtische Überbesetzung des Ichsystems erfolgen, aber ihren Zweck verfehlen.

Normalerweise kann das Ich der Mobilisierung der von ihm gefürchteten kriegerischen Tendenzen dadurch Herr werden, daß es den Gegensatz durch starke Gegenbesetzungen und Rationalisierungen (Schutz des Vaterlandes u. a.) und libidinöse Verschiebungen (Kameradschaft) ausgleicht, im andern Falle reagiert es mit pathologischen Mechanismen, u. a. mit der mißglückenden, Symptome hervorrufenden Verdrängung jener Tendenzen.

Durch äußere mechanische Schocks, ohne begleitende Körperverletzung, erfolgten oft tiefgreifende Störungen. Wir können uns die Schwere dieser Störungen durch die besondere, das Ich schwer gefährdende, mißglückende Abwehraktion in Gestalt übermäßiger



Ansammlung narzißtischer Libido allein schon hinreichend vorstellen. Es kann im Fall der mechanischen Erschütterung die narzißtische Überbesetzung des Ichsystems auch noch auf einem anderen Wege erfolgen. Mechanische Erschütterung (3, S. 31) ist geeignet, ein Qantum Sexualerregung zu mobilisieren. Dieses wirkt nun seinerseits traumatisch und kann überdies durch seine Energie die bereits bestehende narzißtische Stauung verstärken.

Freud weist darauf hin, daß eine „gleichzeitige grobe Verletzung durch das Trauma die Chance für die Entstehung einer Neurose verringert" und erklärt das dadurch, daß die durch die mechanische Erschütterung frei gewordene Libidomenge in ihrer traumatischen Wirkung dadurch herabgesetzt wird, daß sie durch eine Überbesetzung des leidenden Körperorgans zum größten Teil gebunden wird. Es läßt sich hinzufügen, daß durch die Bindung der narzißtischen Libido an eine Körperstelle gleichzeitig die Stauung der zum Schutze des (psychischen) Ichsystems mobilisierten narzißtischen Libido herabgesetzt und damit auch die dem Ich von dieser Stauung her drohende Gefahr herabgesetzt wird.

VII. Die Untersuchung hat u. a. ergeben, daß — sowohl nach der psychoanalytischen Beobachtung und Erfahrung, wie nach der psychoanalytischen Libidotheorie — die Vorstellung gerechtfertigt ist, daß sich Angst aus der Libido entwickelt, und zwar sowohl aus der auf Objekte gerichteten, wie aus der aufs Ich gerichteten (narzißtischen) Libido. Wir können ergänzen, daß die psychoanalytische Beobachtung gezeigt hat, daß es eine Reihe von Prozessen gibt — die hier nicht beschrieben werden können — durch die sich die eine Form der Libido in die andere umwandeln kann (4), so daß es sich hier nicht um die Entstehung eines Phänomens aus zwei Quellen handelt, die nichts miteinander gemein haben. Vielmehr stehen die beiden Arten von Libido in einem kommunizierenden Verhältnis.

Unerörtert ließen wir in der Untersuchung den über das Gesagte hinausgehenden empirischen und theoretischen Inhalt des psychoanalytischen Libidobegriffs, insbesondere das Verhältnis zwischen seinem somatischen und psychischen Anteil. Eine solche Erörterung würde sich für eine gesonderte Darstellung und Untersuchung schicken.

Literatur.

1. Freud, Kleine Schriften zur Neurosenlehre I. Bd. (1906), Kap. V, VI, VII.
2. —, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse III. Teil.
   a) Vorl. 24: Die gemeine Nervosität.
   b) „ 25: Die Angst.
   c) „ 26: Die Libidotheorie und der Narzißmus.
3. —, Jenseits des Lustprinzips.
4. —, Das Ich und das Es.
5. —, Ferenczi, Abraham, Simmel, Jones, Zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen 1919. a) Freud, b) Jones.
6. —, Zur Einführung des Narzißmus. Kl. Schr. zur Neurol. 4. Folge, S. 78.
7. —, Massenpsychologie und Ichanalyse.
8. Abraham, Klinische Beiträge zur Psychoanalyse 1921. Zur Psychogenese der Straßenangst im Kindesalter. U. a.
9. Jones, Papers on Psychoanalysis. Ch. XXVII.
10. Müller-Braunschweig, Psychoanalytische Gesichtspunkte zur Psychogenese der Moral. Imago 1921, 3. Heft, S. 246 f.



Beiträge zu den Beziehungen zwischen der Funktionsstörung der Geschlechtsdrüsen und den schizophrenen Erkrankungsformen.

Von Georg Dietrich Koehler.

(Fortsetzung und Schluß.)

Untersuchungen vom 15. Dezember 1916 in der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Lüben.

112. Emma A., 42 Jahre alt, ledig, Hebephrenie, Gesamtstatus klein, dürftig, breitgebaut, Hymen intactissimum, Portio kurz aber knopfförmig, Uterus klein und aszendiert, sichere Masturbantin, Klitoris nicht elongiert, Nymphen wenig.

113. Ida A., 42 Jahre alt, verheiratet, Hebephrenie, Klitoris elongiert, Portio stark geklüftet, sonst Normalbefund, Zervixriß.

114. Anna B., 23 Jahre alt, Hebephrenie, allgemein infantiler und rhachitischer Habitus. Mammae leidlich, Hymen intakt, Collum uteri relativ lang, jedoch ist das gesamte Organ auffallend klein. Uterus sinistro retroponiert.

115. Marta B., 44 Jahre alt, Dementia praecox, auf Untersuchung verzichtet.

116. Marta B., 28 Jahre alt, Dementia praecox, Hebephrenie, ganz breite Frau, allgemein sommatisch, weder infantile noch rhachitische Zeichen, Hymen lediert, hochgradige Retroposition, Korpus und Kollum ganz klein, plattrhachitisches Becken II. Grades.

117. Bogunila B., 33 Jahre alt, verheiratet, Hebephrenie, allgemein kümmerlicher Habitus, außerordentlich kleiner sinistro-aszendierter Uterus, Becken allgemein verengt.

118. Frieda B., 31 Jahre alt, Dementia praecox, Hebephrenie, sehr stark elongierte Klitoris und Nymphen, starker eitriger Fluor, retropositio non fixata, spitzwinklig anteflektiertes normalgroßes Organ, allgemein gut entwickelt.

119. Gertrud B. II, 21 Jahre alt, Hebephrenie, Becken breit, Kollum spitz, Uterus retroponiert, sinistroanteflektiert, winkelsteif, Corpus uteri knopfförmig klein, bei gutentwickelten Brüsten.

120. Luise F., 50 Jahre alt, ledig, Hebephrenie, ganz kümmerliche Person, elongierte Klitoris und Nymphen, Hymen intakt, hochgradig sinistro-aszendierter Uterus, hochgradig klein, wahrscheinlich Mischung von Sekundär-Atrophie und Infantilismus.

121. Anna H., 26 Jahre alt, Hebephrenie, Hymen intactissimum, Korpus und Kollum gleichmäßig klein, wie beim sechsjährigen Kinde, von Statur allgemein klein und dürftig.

122. Ottilie L., 34 Jahre alt, Hebephrenie, Allgemeinstatus keine Zeichen von Infantilismus. Etwas schlecht entwickelte Brustdrüsen, viriler Behaarungstyp, Portio, vordere Lippe rüsselförmig und kantig, Kollum hochgradig retroponiert und verlängert, Korpus spitzwinklig anteflektiert, klein, Hymen nicht verletzt.

123. Emma P., 24 Jahre alt, ledig, Hebephrenie, keine Zeichen von allgemeinem Infantilismus, Hymen intakt, Portio sehr wenig abgesetzt, vordere Lippe fehlt fast ganz, Muttermund nach vorn gerichtet, Corpus uteri sehr klein und retrovertiert, leicht reponibel.

124. Ida P., 47 Jahre alt, ledig, Hebephrenie, Klitoris sehr elongiert, sonst Normalstatus, Striae, hat geboren.

125. Emma Sch., 18 Jahre alt, ledig, Hebephrenie, mittelgroß, kräftig, breit gebaut, sehr langes Kollum, sonst ohne Narkose keine Zeichen von Infantilismus, Uterus spitzwinklig anteflektiert und im Vergleich zum Kollum sehr klein.

126. Else H. I, 43 Jahre alt, Dementia praecox, hat geboren, über pflaumengroßer Tumor der rechten Bartholinischen Drüse. Enorm kleines, nach links gezogenes Organ (Portio und Korpus), die letzten vier Monate nicht menstruiert.

127. Frl. K., 32 Jahre alt, ledig, ein Kind, Dementia praecox, rhachitischer Habitus, Multipara, Portio retroponiert, Parametritis posterior. Ein Partus vor sieben Jahren. Links Zervixriß, kein Infantilismus.

128. Fr. H., 20 Jahre alt, ledig, Dementia praecox, Allgemeinstatus infantil, schmächtig, rhachitischer Habitus, Uterus dextro retrovertiert, Portio sehr klein, Korpus anscheinend auch, Hymen ist intakt.

129. Frau C., 53 Jahre alt, verheiratet, Dementia praecox, Multipara, Parametritis posterior, kein Infantilismus. Suspekt auf Go.



130. Emma A., 34 Jahre alt, ledig, Katatonie, normaler Allgemeinhabitus und breites Becken. Muttermund sieht nach links und vorn, Hymen lädiert, Uterus textro retrovertiert, Kollum ziemlich klein, nicht verlängert.

131. Klara B., 54 Jahre alt, verwitwet, Katatonie, Hämorrhoiden, senile Retraktion und Involution, sonst o. B.

132. Emma G., 46 Jahre alt, ledig, Dementia praecox, Status masturbatorius maximus, Striae, Uterus und Kollum normalgroß.

133. Luise J., 45 Jahre alt, verheiratet, Dementia praecox, Multipara, Zervixriß, Uterus anteflektiert, plattes Becken, Gesamthabitus normal, letzte Menstruation Februar 1916.

134. Marta L., 57 Jahre alt, ledig, katatone Form der Dementia praecox, hochgradige sekundäre Atrophie, Partus vor 24 Jahren.

135. Anna L., 44 Jahre alt, ledig, Dementia praecox, Striae, Normalstatus, Klitoris etwas elongiert.

136. Franziska M., 36 Jahre alt, verheiratet, Katatonie, Striae, normaler Uterus.

137. Berta N., 36 Jahre alt, verheiratet, Dementia praecox, elongierte Klitoris und Nymphen, Dextro-retrovertierter, klimakterisch verkümmerter Uterus, sonst Normalstatus, menstruiert nicht mehr.

138. Paula R., 37 Jahre alt, ledig, Dementia praecox, normaler Allgemeinstatus, Hymen intakt, retroponierter, aszendierter, sehr kleiner Uterus, Korpus knopfförmig.

139. Anna R., 32 Jahre alt, verheiratet, Dementia praecox, Dammriß zweiten Grades, bis an den After, Zervixriß, weitklaffendes Kollum, retroponiert durch Parametritis, kein Infantilismus.

140. Elisabeth A., 35 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, spitzzulaufendes, relativ langes infantiles Kollum, kleiner Uteruskörper, Hymen intakt, allgemein infantiler Habitus.

141. Emma A., 23 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, Hymen fehlt. Hochgradiger Sinistro-retropositio mit Aszensus, Portio minimal klein, Korpus desgl., keine Zeichen von Allgemeininfantilismus.

142. Anna B., 28 Jahre alt, verheiratet, Dementia paranoides, Multipara, breites Becken, Normalstatus, Uterus nach links festgehalten.

143. Valeska B., 28 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, breites Becken, Striae, normaler Uterus.

144. Emilie B., 54 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, Tumor in der linken Schenkelkanalgegend, apfelgroß, zystisch, Retroversio uteri, zweimal geboren, kein Infantilismus.

145. Josefa B., 51 Jahre alt, verheiratet, Dementia paranoides, Becken breit, Mammae gut, Kollum spitz, retroponiert, Uteruskörper sinistro-anteflektiert, winkelsteif, Hymen lädiert oder erweitert, Corpus uteri, knopfförmig klein.

146. Agnes B., 47 Jahre alt, verheiratet, Dementia praecox, Multipara, weit offenstehendes Kollum, kugeliger bikonvexer Uterus, Hegarsche Zeichen angedeutet. Großer Dammriß, Menorrhagien-Dysmennorrhoe.

147. Marie G., 34 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, Hymen intakt, Portio fehlt fast ganz, außerordentlich hochstehendes Organ, Corpus uteri selbst in Narkose kaum zu fühlen, rhachitischer Habitus.

148. Elisabeth G., 23 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, Thorax infantilistisch, Mammae fehlen, Hymen intakt, hochgradiger sinistroponierter aszendierter Uterus, minimal großes Korpum.

149. Marta H., 35 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, Hymen fehlt, breites Becken, Mammae o. B. Als Masturbantin bekannt, Uterus sinistro poniert und aszendiert, Corpus uteri spitzwinklig, anteflektiert, eher klein zu nernen, Vagina trichterförmig nach oben verengt.

150. Selma K., 49 Jahre alt, Dementia paranoides, rhachitischer Habitus, Zähne äußerst defekt. Hochgradige Repositio uteri. Partus? Corpus uteri sehr klein, Portio geschrumpft, sekundär atrophisch, menstruiert nicht mehr.

151. Karoline K., 59 Jahre, verwitwet, Dementia paranoides, senile Involution an Uterus und Scheide, Multipara.

152. Elisabeth M., 47 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, hat geboren? Damm anscheinend genäht, Becken breit, Enteroptose, keine Striae, Uterus sinistro-anteflektiert samt Kollum, sehr klein.

153. Caroline P., 49 Jahre alt, geschieden, Dementia paranoides, Parametritis posterior, retrahens, präcipue sinistroponiert, sonst Normalbefund, hat geboren.

154. Alma Qu., 39 Jahre alt, verheiratet, paranoide Demens, trägt ein Pessar, großer Uterus, 3 Partus, Zyanose der Vulve, keine Gravidität. Uterus liegt gut im Pessar.



155. Agnes Sp., 46 Jahre alt, geschieden, Dementia paranoides, klaffende Vulva, Hämorrhoiden, multiple Angiome der Bauchhaut, weites Becken, Retroversio uteri, nichts von Infantilismus.

156. Marta V., 50 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, mittelgroß, dürftig, schmächtig, Hymen fehlt, Uterus normal groß, dextro-anteflektiert, spitzwinklig versteift, Kollum sehr lang, dünn, nach links laufend, sekundäre Metritis bei Infantilismus.

157. Anna W., 42 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, mittelgroß, dürftig, schmächtig, Scheibengewölbe trichterförmig verengt, Portio sehr klein, nach links oben verzogen, Uteruskörper normalgroß. Hochgradige Enteroptose und weitklaffende Vulva.

158. Marta E., 45 Jahre alt, ledig, Dementia paranoides, mittelgroß, kräftig, breit gebaut, hochgradig elongierte Klitoris und Nymphen, Uterus dextro-retroponiert, mit Aszensus, sehr kleiner spitzwinklig anteflektierter Körper. Als Masturbantin nicht bekannt.

Lassen wir von diesen 159 untersuchten Patientinnen zuerst einmal weg die eine Erschöpfungspsychose (Fall 3), deren Zugehörigkeit zur Schizophrenie noch unbekannt ist, die Imbezillen und Idioten, die daran anschließend besprochen werden sollen, ebenso wie Fall 7, der wegen Lues gynäkologisch nicht näher untersucht wurde, und die 28 Frauen mit Dementia praecox, die sicher geboren haben, das sind 21 Proz., bei denen das Genitale vollauf allen Anforderungen genügt hat, und betrachten wir die übrigbleibenden 107 Fälle von Dementia praecox, so finden wir an Normalbefunden nur 13 Fälle (8, 32, 34, 41, 48, 50, 63, 89, 100, 101, 130, 143, 156). Dabei wurden mehr oder weniger schwere Lageveränderungen des Uterus, wie Retroflexion und Retroposition nach Parametritis posterior chronica durch Masturbation — 25 Fälle sind dabei als deutlicher Status masturbatorius (L. Fraenkel) anzusehen (11, 33, 35, 72, 76, 81, 83, 96, 103, 112, 118, 120, 122, 127, 129, 132, 137, 138, 139, 141, 145, 148, 149, 154, 159) — als pathologisch gewertet. Während pathologische Veränderungen erworbener Art sich in der der Norm ungefähr entsprechenden Zahl zeigen: Fluor, Erosionen, Polypen, Tumoren (Nr. 12, 25, 57, 58, 60, 72, 144), fällt schon bei oberflächlichster Durchsicht der Fälle die sehr große Zahl von Genitalinfantilismen, schwachen bis allerstärksten Grades, auf. Dabei sind im Allgemeinstatus 12 Fälle als Infantilismus universalis, 7 als rhachitischer Habitus und 3 als Status adiposogenitalis zu betrachten. Ich habe nun ohne große Mühe drei Grade von Infantilismus genitalium voneinander trennen können: Beim Infantilismus genitalium I. Grades, der der geringste ist, findet sich fast immer der sogenannte Muldendamm, zum mindesten ist der Damm eingezogen; der Introitus mag normal oder eng sein; das hintere Scheidengewölbe trichterförmig oder gar stenosiert, die Portio entweder lang, spitz zulaufend — mitunter die vordere Kante rüsselartig aufgeworfen — oder auch fast verstrichen und ähnelt sehr den inneren unentwickelten Genitalien jungen Mädchen, wobei aber der Uterus noch normalgroß ist, aber häufig scharfwinklig anteflektiert steht. Hierzu rechnen 19 Fälle für Dementia praecox (Fall Nr. 4, 12, 14, 30, 40, 47, 59, 66, 69, 78, 87, 94, 102, 116, 120, 122, 125, 157, 158).

Beim Infantilismus genitalium II. Grades können sich natürlich dieselben Anzeichen wie bei dem ersten Grades finden, jedoch können auch die äußeren Genitalien vollkommen normal sein, und man ist bei der inneren Exploration plötzlich ganz erstaunt,



mitunter eine minimale, fast verstrichene Portio, deren vordere Lippe kurz und kantig sein kann, zu finden. Dabei fehlt oft das hintere Scheidengewebe ganz, und was das wichtigste ist, der Uteruskörper ist bloß knapp walnußgroß. Hierzu rechnen 27 Fälle: Nr. 1, 6, 19, 20, 29, 36, 49, 67, 68, 73, 74, 79, 80, 81, 85, 90, 92, 96, 98, 107, 112, 114, 117, 123, 128, 140, 159.

Der Infantilismus genitalium III. Grades zeigt im wesentlichen die gleichen Entwicklungshemmungen wie der II. Grades; der größte Unterschied besteht dabei wieder in der Größe des ureigensten Erfolgsorgans der Ovarien, des Uterus. Dieser ist hier nur sehr schwer überhaupt und meist nur in Narkose zu fühlen, und auch dann bloß als ganz kleiner knopfförmiger Körper, der nicht mehr als Haselnußgröße hat und den man aber doch meist zwischen den palpierenden Fingern hindurchschlüpfen fühlen kann; hierbei ist die Portio sehr klein und kann fast ganz fehlen, so daß man beinahe glaubt, eine Patientin mit total exstirpiertem Uterus vor sich zu haben. Hierzu rechnen 20 Fälle: Fall Nr. 2, 5, 9, 13, 15, 17, 21, 24, 33, 39, 64, 75, 86, 88, 119, 121, 138, 145, 147, 148.

Zusammengezählt fanden sich also 19 vom Infantilismus gen. I. Grades, 27 Infantilismen II. Grades, 20 Infantilismen III. Grades, zusammen 66 infantilistische Genitalien bei 107 auszuwertenden Fällen. Das heißt: 62 Proz. der schizophrenen Frauen, die nicht geboren haben, und 49 Proz. aller untersuchten Frauen mit Dementia praecox zeigen deutliche Genitalinfantilismen. Was auch noch bei dieser verhältnismäßig großen Zahl von gynäkologischen Untersuchungen im Chlor-Äthylrausch auffiel, war, daß nur in vereinzelten Fällen die Ovarien deutlich gefühlt werden konnten, ein Umstand, der zur Stützung der Mottschen Befunde herangezogen werden mag. Leider ist mir die Entscheidung nicht möglich geworden, welche Schizophrenengruppe der alten Einteilung: Katatonie, Hebephrenie oder Dementia paranoides die größte Anzahl und die schwersten Formen von Genitalinfantilismen zu verzeichnen hat, wie das Hauck in seiner Arbeit tat. Wahrscheinlich liegt das daran, daß bei den Patientinnen der Heil- und Pflegeanstalten in der Provinz — in unseren Fällen Lüben und Branitz —, wohin die Kranken ja im Gegensatz zur Sammel- und Verteilungsstelle der Großstadt-Irrenhäuser zum Daueraufenthalt gebracht werden, die Diagnose — wie aus den Krankengeschichten deutlich hervorging — mehr von dem im Anfang beobachteten katatonischen Symptomenkomplex zugunsten der vollkommenen Seelenstörung verschoben hat, so daß das katatonische Krankheitsbild mehr und mehr von dem der frühen Demenz oder Hebephrenie verdrängt worden ist. Andererseits glaubte auch ich ersehen zu können, daß die starken Infantilismen zweiten und dritten Grades gerade dort beobachtet werden konnten, wo die Krankheit schon in der Pubertätszeit oder den kurz darauffolgenden Jahren mit katatonischen Symptomen begann. Und zwar lehrt das Studium der Krankengeschichten, daß die akut schon in jungen Jahren einsetzenden katatonischen Krankheitserscheinungen von schlechter Prognose sind, da diese Kranken sich schon meist nach



wenigen Jahren geistig völlig gespalten, auch körperlich bald unsauber zeigten, so daß sie jetzt völlig besorgt werden müssen (Fall Nr. 6, 13, 80, 86, 88, 98, 73, 31). Hierin komme ich also ganz zu einer Bestätigung der Hauckschen Feststellungen, und vielleicht lassen sich solche typischen Genitalbefunde bei beginnenden Psychosen mit zweifelhafter Diagnose differential-diagnostisch verwerten.

Hinweisen möchte ich auch auf 5 Fälle mit mindestens trapezförmiger, viriler Schambehaarung, wobei bloß bei einer Patientin kein genitaler Infantilismus gefunden wurde. Fall Nr. 20 (II), 83 (norm.), 107 (II), 122 (I). Besonders der Fall 20 zeichnete sich dadurch aus, daß diese Frau einen so kräftigen schwarzen Bart an Oberlippe und Kinn hatte, daß sie sich alle zwei Tage rasieren ließ, auch fiel bei ihr die enorm starke Behaarung um Anus und Pubes auf, während wiederum die Linea alba gar nicht viril behaart war. Diese Fälle und ganz besonders Fall Nr. 20 scheinen mir deshalb besonders interessant, als sie an einer Person mit Dementia praecox Genitalinfantilismus, doch basierend auf Hypofunktion der Ovarien, zeigen und gleichzeitig ganz deutlich davon Zeugnis ablegen — ein recht klarer Gegengrund gegen Wilmanns völlige Ablehnung einer Dysfunktion der Genitalien bei Dementia praecox —, daß hier auch noch eine Dysfunktion der Ovarien bei mangelhaftem Überwiegen der weiblichen Geschlechtsdrüsentätigkeit mitspielt. Ebenso hat auch Kretschmer in seinem Buche „Körperbau und Charakter" einen Abschnitt Körperbauformen der dysgenitalen Gruppe eingefügt, „zu denen viele von den schizophrenen Dysplasien unverkennbare morphologische Ähnlichkeitsbeziehungen haben".

In Anbetracht dieser reichlichen Befunde an Genitalinfantilismen benutzte ich auch die Gelegenheit, um die Behauptung des Italieners Marannon nachzuprüfen, nach welcher kausale Beziehungen zwischen dem Hypogenitalismus und der Akrozyanose bestehen sollen. Dabei läßt sich nicht leugnen, daß bei den 20 Fällen mit sehr deutlich erkennbarer Akrozyanose — die Füße sind oft bis zur Wade hinauf blaurot, geschwollen und kalt, sie sehen wie erfroren aus — 12 Fälle Genitalinfantilismen zeigten, und zwar mehr II. und III. als I. Grades; jedoch scheint der Umstand, daß von den 66 Genitalinfantilismen bloß 12, also knapp $^{1}/_{5}$ Akrozyanose zeigen, und vollends 8 Fälle ohne jede Genitalhypoplasie bei dem fast ständigen Befunde, daß fast alle bei geringer körperlicher Anstrengung eine stark erhöhte Pulszahl bekommen, dafür zu sprechen, daß es sich hier wahrscheinlich doch mehr um eine endokrine Selbstvergiftung des Körpers handelt (Kraepelin) bei besonderer Schädigung und Schwächung des Herzmuskels, bei welcher das Kreislaufsystem in den peripheren Abschnitten nicht mehr genügend durchblutet werden kann. Wenn wir uns nun im Bewußtsein dessen, daß bei der Dementia praecox das ganze System innerer Drüsen gestört ist, noch nach den nächst den Geschlechtsdrüsen am meisten beteiligten innersekretorischen Drüsen umschauen, so sind es verschiedene Symptome, die uns immer wieder besonders an zwei von ihnen denken lassen: die Hypophyse und die Schilddrüse!



So fanden sich bei obigen Untersuchungen auch wieder 3 Fälle, die mühelos als Status adiposo-genitalis oder hypophysäre Dystrophie angesprochen werden konnten: Fall 17, 27, 106. Daß hier die engsten Wechselbeziehungen, die wir bis in ihre Einzelheiten leider immer noch nicht kennen, zwischen Hypoplasie der Geschlechtsdrüsen und solcher der Hypophyse, welch letztere sich immer als Status adiposo-genitalis dokumentiert, bestehen, ist allgemein bekannt, und daß ferner die dabei auftretenden psychischen Symptome wieder engste Beziehungen zur Dementia praecox haben, zeigen immer wieder beschriebene Fälle der Literatur: So berichtet Westphal von einer Patientin mit Dystrophia adiposo-genitalis, bei der die Menses sistierten und die psychisch schwere Depressionen, Versündigungswahn abwechselnd mit stuporösen Phasen und negativistischem Verhalten aufwies. Auch berichtet er von der Entstehung der Dystrophia adiposo-genitalis nach Kastration bei zwei Frauen, von denen die eine danach auch Verwirrtheitszustände, Gedächtnisabnahme und Urteilsschwäche bekam.

Was nun die Beziehungen von Ovarien zur Schilddrüse anbelangt, so ist auch da längst bekannt, daß Veränderungen der Schilddrüse die verschiedenen Abschnitte des weiblichen Geschlechtslebens zu begleiten pflegen, und bezüglich der ovariellen Hypofunktion oder Dysfunktion bei Dementia praecox mit myxödematösen Symptomen (Fall 106) möchte ich die Krankengeschichte einer Frau anführen, über welche Deusch referiert: Bei dieser stellte sich kurz nach der operativen Kastration ein Myxödem mit erheblicher Rückbildung der Schilddrüse ein. Wahrscheinlich ist auch die Keratose der Haut an den Streckseiten der Arme und Beine, wie sie bei Fall 17 mit Dystrophia adiposo-genitalis gefunden wurde, auf eine Hypofunktion der Schilddrüse zurückzuführen, ebenso wie die Fälle 106 und 61 außer dem Status adiposo-genitalis gedunsene, myxödematöse Gesichter bieten und also Hypofunktion von Schilddrüse, Hypophyse und Ovarien (Infantilismus genitalium) in sich vereinigen. Daß also bei der Dementia praecox engste Wechselbeziehungen zwischen den Funktionen gerade dieser Drüsen: Ovarien, Hypophyse und Schilddrüse bestehen, scheint sich demnach nicht ablehnen zu lassen, wie das auch immer wieder durch das Abderhaldensche Dialysierverfahren von neuem bestätigt wird (Ewald, Rautenberg, Schuster-Budapest). Ebenso soll nach Hauptmann auch das Blutbild bei Dementia praecox große Ähnlichkeit mit dem der Basedowkranken haben.

Betrachten wir nun die Untersuchungsergebnisse bei den Imbezillen und Idioten, so kann es da nicht verwundern, daß gerade bei ihnen sich eine recht große Prozentzahl von Genitalinfantilismen findet, um so mehr als es hier ja nun gar keinem Zweifel unterliegt, daß das Gehirn auf einer tieferen Entwicklungsstufe stehen geblieben ist, und über die engen Beziehungen zwischen Gehirnentwicklung und Genitale ist schon ausführlich berichtet worden. Unter den 159 untersuchten Patientinnen befanden sich 22 Imbezille und Idioten, von diesen wiesen nach obiger Einteilung des Infantilismus genitalium 6 Fälle einen solchen I. Grades



(Nr. 23, 44, 46, 47, 54, 56), 6 einen solchen II. Grades (Nr. 27, 30, 42, 51, 61, 110), 5 einen solchen III. Grades (Nr. 52, 53, 55, 62), zusammen 17 Fälle, d. h. 77 Proz. auf. Es fanden sich dabei also bloß 5 mit normal entwickelten Genitalien, von denen eine Patientin (Fall 22) gravid gewesen ist. Zum Status adiposo-genitalis rechnete nur 1 Fall (Nr. 61) und virile Behaarung, besonders auch an den Oberschenkeln, wies Fall 43 auf. Typisch mongoloide Gesichter hatten 2 Fälle (Nr. 56 und 61), wie sie bekanntlich häufig bei Idioten zu finden sind. Jedoch waren an Akrozyanose trotz der 77 Proz. hypoplastischer Genitalien bloß ein Fall (Nr. 43) zu konstatieren, was nicht gerade Marannons Behauptung von der ursächlichen ovariellen Hypofunktion für die Akrozyanose stützen kann.

Fasse ich nun noch einmal die Resultate obiger Untersuchungen kurz zusammen, so ergibt sich folgendes:

1. Von allen Patientinnen mit Dementia praecox zeigen 49 Proz. und von denen, die nicht gravid gewesen sind, 62 Proz. einen deutlichen Infantilismus genitalium, und zwar 43 Proz. einen solchen I. und II. Grades und 19 Proz. einen solchen III. Grades.

2. Aus obigen Untersuchungen geht klar hervor, daß sich bei differential-diagnostischen Schwierigkeiten mit Hilfe eines nachzuweisenden Genitalinfantilismus, besonders wenn er vollends zu dem III. Grade zählt, der ungefähr $^1/_5$ ausmacht, die Diagnose Dementia praecox wesentlich erhärten läßt.

3. Diese Untersuchungen sind eine Bestätigung und Erweiterung der Fraenkel- und Hauckschen Ergebnisse: Sie lassen die engsten Beziehungen zwischen ovarieller Unterfunktion und den seelischen und geistigen Störungen der Dementia praecox folgern und bilden demnach die klinische Parallele zu den histologischen Befunden von F. Mott.

4. Obige Untersuchungen können trotz des verhältnismäßig großen Materials keine Bestätigung der Marannonschen Behauptung bringen, nach welcher die Akrozyanose durch den Hypogenitalismus bedingt sein soll.

5. Von dem übrigen System innersekretorischer Drüsen sind bei der Dementia praecox noch die Hypophyse und Schilddrüse als besonders wichtig und mitgeschädigt zu beobachten, wobei aber stets der Funktionsstörung der Ovarien eine ganz besondere Stelle eingeräumt bleiben muß.

Literaturangabe.

1. Deusch: „Münch. med. Wochenschr.". 66, 1919.
2. Desogus: „Störungen des Geschlechtstriebes bei Kriegsverletzten". Zeitschr. f. Sexualwissensch., Bd. VIII, S. 177 ff., 1921.
3. Mc. Douga: The natura of functional disease", Zentralbl. f. Neurol. und Psych. Ref. Bd. 30, H. 3/4, 1922.
4. Ewald: „Über endogene Verblödung, serolog. Teil", Zeitschr. f. Neurol. u. Psych. Ref. 1919, I, S. 267.
5. Ewald: „Untersuchungen für fermentative Vorgänge im Verlauf endogener Verblödungsprozesse mittels des Abderhaldenschen Dialysierverfahrens". Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Ref. Bd. 19, S. 103.
6. Fraenkel, L.: „Beziehungen zwischen Geistes- und Frauenkrankheiten". Berl. klin. Wochenschr. 1915, Nr. 8 u. 35.



7. Fraenkel L.: „Ätiologie und Therapie von Frauenkrankheiten bei Irren". Med. Klinik 1915, Nr. 23 u. 30.
8. Fraenkel, L.: „Der Genitalbefund bei Dementia praecox nebst physiologischen Betrachtungen über den Infantilismus". Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäkologie. Bd. I, Heft VI, 1919.
9. Fraenkel, L.: „Innere Sekretion der Keimdrüsen und ihre praktische Nutzanwendung". Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 1922, Nr. 19.
10. Fraenkel, L. „Sexualphysiologie des Weibes". 1914.
11. Hart, C.: „Über Beziehungen zwischen endokrinem System und Konstitution". Berl. klin. Wochenschr. 1917, Nr. 47.
12. Hauck, C.: „Gynäkologische Untersuchungen an Schizophrenen". Ü1920.
13. Hoffmann, Hermann: „Ergebnisse der psychiatrischen Erblichkeitsforschung endogener Psychosen". Zeitschr. f. ges. Neurol. u. Psych. Ref. Bd. 18, 1919.
14. Hauptmann: „Zeitschr. f. ges. Neurol. u. Psych. Ref. Bd. 25, 1921.
15. Kraepelin: „Lehrbuch der Psychiatrie". 7. Aufl. 1914.
16. Krüger: „Zentralbl. f. Neurol. u. Psych.". Ref. Bd. 28, Heft 4, 5.
17. Kretschmer: „Keimdrüsenfunktion und Seelenstörung". Deutsche med. Wochenschr. 1921, Heft 23.
18. Kretschmer: „Körperbau und Charakter". 1920.
19. Mott, Frederic: „Pychopatology of puberty and Adolescence". 1921. Zentralbl. f. die ges. Neurol. u. Psych. Ref. Bd. 27, I.
20. Mott, Frederic: „The reproductive organs in Relation to mental disorders". Zentralbl. f. Neurol. u. Psych. Bd. 29, 2, 3.
21. Münzer: „Berl. klin. Wochenschr.". Heft 15, 1920.
22. Marannon: „Über die hypogenitale Hand (Acrocyanose)". Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Ref. Bd. 27, Heft 1.
23. Rautenberg: „Wert des Abderhaldenschen Dyalisierverfahrens für die Kriegspsychiatrie". Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Ref. 18, 1919.
24. Sternberg, K.: „Über Zwergwuchs". (Zieglers Beiträge zur allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie, Bd. 67, 275, 1920). Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Ref. 1919, S. 269 u. Bd. 19, 1920.
25. Sternberg, K.: „Über echten Zwergwuchs". Wiener klin. Wochenschr. 32, 1919.
26. Schuster, Budapest: „Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psych.". Ref. Bd. 30, Heft 7.
27. Walter, F. K.: „Beiträge zur Histopathologie". Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Ref. 1919, S. 296 u. Bd. 19, 1920.
28. Westphal: „Deutsche Zeitschr. f. Naturheilkunde". 58, 1918.
29. Witte, Bedburg: „Über anatomische Untersuchungen der Körperorgane bei Dementia praecox". Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 27, Heft 1.
30. Wilmanns, Karl: „Schizophrenie". Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Ref. Bd. 78, Heft 4/5, 1922.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Begabung und Rasse.

Von Privatdozent Dr. H. W. Siemens.

Im Journal of Heredity Bd. 13, S. 265 ff. und S. 295 ff. 1922/23 berichtet Paul Popenoe über einige Ergebnisse der von Yerkes an fast 2 Millionen Soldaten vorgenommenen Intelligenzprüfungen. Von 94 000 Gestellungspflichtigen weißer Rasse, die hier bearbeitet wurden, gaben 13 200 an, daß sie nicht in Amerika geboren sind. Diese zeigten, je nach dem Lande, aus dem sie stammten, eine sehr verschieden hohe durchschnittliche Intelligenz. Über dem Durchschnitt der weißen Amerikaner stand ein erheblicher Prozentsatz der Engländer, Holländer, Canadier, Deutschen, Skandinavier, Irländer; von den Türken, Österreichern, Russen und Griechen zeigten nur wenige

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!



eine überdurchschnittliche Intelligenz; die Italiener, Belgier und Polen bestanden fast nur aus Leuten, deren Begabung unterhalb des amerikanischen Durchschnitts stand. Gerade die Süditaliener, die Russen und Polen, welche in den letzten Dekaden in so großer Menge nach Amerika geströmt sind, stellen also, an dem amerikanischen Durchschnitt gemessen, einen außerordentlich tiefstehenden Volkszuwachs dar. In noch ungünstigerem Licht erscheinen die russischen Einwanderer, wenn man bedenkt, daß unter ihnen relativ viele Juden sich befinden, von denen doch vielfach angenommen wird, daß sie überdurchschnittlich intelligent sind; das Begabungsniveau der nichtjüdischen Russen muß dann also noch tiefer stehen, als es den erhobenen Befunden nach den Anschein hat. Besonders hoch steht dagegen die Intelligenz der weißen Offiziere, am allertiefsten die der gestellungspflichtigen Neger.

Es wurden 18 891 Neger untersucht. Ein großer Teil dieser sog. Neger führt aber auch Blut der weißen Rasse in den Adern; besonders trifft das für die Neger der Nordstaaten zu. Dementsprechend erwiesen sich diese auch als durchschnittlich intelligenter als die Neger aus den Südstaaten. An zwei Bataillonen wurde der Versuch gemacht, die Intelligenzprüfungen bei den Negern mit hellerer Hautfarbe (die also im Durchschnitt stärker mit Weißen aufgekreuzt sind) und bei denen mit dunklerer Hautfarbe gesondert aufzunehmen. Es zeigte sich, daß die ersteren bei den Prüfungen im Durchschnitt sehr viel besser abschnitten als die letzteren. Die Neger in ihrer Gesamtheit erwiesen sich als sehr viel weniger intelligent als die Weißen. Einen Erwachsenen, welcher die Geistesentwicklung des normalen 7jährigen Kindes hat, würde man als imbezill bezeichnen. Die zum Heeresdienst eingezogenen Neger stehen nun bezüglich ihrer durchschnittlichen Intelligenz in der Mitte zwischen einem normalen weißen 7jährigen Kinde und dem Niveau der weißen Mannschaften. Die Neger sind also bezüglich ihrer Begabung als minderwertig anzusehen. Sie haben aber nicht nur ein geringeres Durchschnittsmaß der Begabung, sondern sie bringen auch relativ sehr viel weniger hervorragende Begabungen hervor. Das folgt aus dem Vergleich der weißen Offiziere mit den schwarzen Offizieren. Auch hier erwiesen sich die Schwarzen den Weißen in hohem Maße unterlegen, trotzdem anzunehmen ist, daß die schwarzen Offiziere eine viel strengere Auslese aus der gesamten Negerbevölkerung darstellen als die weißen Offiziere aus der weißen Bevölkerung. Was den Negern vor allem fehlt, das ist die eigene Initiative, die Fähigkeit zur Führerschaft, das richtige Gefühl für Verantwortlichkeit und Zuverlässigkeit. Sie sind als Untergebene willig und brauchbar, es kommen bei ihnen aber häufiger kleine Diebstähle vor, und sie infizieren sich häufiger mit Geschlechtskrankheiten als die weißen Truppen.

Diese Ergebnisse der Intelligenzprüfungen entsprechen vollkommen der Tatsache daß der Anteil der Neger an der Erschaffung von Kulturgütern gleich Null ist. Die Neger in Afrika haben sich aus eigener Initiative niemals aus der Barbarei erhoben, trotzdem die Umwelt stellenweise eine sehr günstige genannt werden kann. In eine neue Umgebung versetzt (z. B. nach Haiti), haben sich die Neger, ihren eigenen Antrieben überlassen, ebenso unfähig gezeigt, kulturell emporzusteigen. Und auch dort, wo sie Seite an Seite mit der weißen Rasse leben konnten, ist es ihnen nie gelungen, sich kulturell durchzusetzen. Mit Unrecht hat man ihre frühere Sklaverei dafür verantwortlich gemacht; denn wir kennen Beispiele genug, wo Sklaven, nachdem die Befreiung geglückt war, sich zu Lehrern und Führern ihrer ehemaligen Herren aufschwingen konnten (die Mameluken in Ägypten, die griechischen Sklaven in Rom, die Juden unter dem Islam). Die Fähigkeiten, welche solche Rassen besitzen, fehlen aber den Negern unter ihren Erbanlagen.

Der Neger ist also intellektuell, und folglich rassenhygienisch der weißen Rasse gegenüber minderwertig. Jede Behandlung der Neger — in den Vereinigten Staaten oder wo es auch sei — muß auf diese fundamentale Tatsache Rücksicht nehmen.

Zur Lehre von der Inkretion.

Von Obermedizinalrat Dr. Grassl, Kempten, Allgäu.

Nicht nur wer eine Reise tut, sondern auch wer etwas älter als andere Leute wird, vermag etwas zu erzählen, besonders der Arzt, dessen Wissenschaft dem Wechsel so sehr unterworfen ist. Bei Beginn meines Medizinstudiums flaute die Humoralpathologie eben ab und der damit verbundene therapeutische Nihilismus, der besonders an der Wiener Schule gute Vertreter fand. Im Volke aber hielt sich die Krasenlehre noch bis zur Gegenwart. Die Zellularpathologie Virchows ist kurativ nie so bestimmend geworden wie ihre Vorgängerin. Als Reaktion auf den Behandlungsnihilismus trat aber eine Medikamenten- und Operationspolypragmasie bedenklicher Art auf, die ihre Wurzel auf Virchow zurück-

führt. Dann kam die Ära Pasteurs und Kochs. Alles war der Bazillus, also die Umwelt. Was nicht darauf eingeschworen war, galt als unwissenschaftlich und wurde von der Pforte der alleinseligmachenden Universität ausgeschlossen. Wir Süddeutschen waren, weil wir der Führung Pettenkofers folgten, selbstverständlich die Zurückgebliebenen, die „Separatisten in der Heilwissenschaft". Als aber das Bakterion das nicht hielt, was man erhoffte, ging man weiter. Unter Darwins Führung und Häckels Leitung nahm die Heilwissenschaft biologische Formen an, und als Mendel wiederentdeckt wurde, schien die Vererbungslehre dauernd befestigt zu sein. Unterdessen hat aber die Physiologie mit der Lehre von der Inkretion wieder führende Stellung erorbert. Jede dieser Lehren, die sich in der Folge als Teil der Naturvorgänge erwiesen, brachte neue Erkenntnisse, aber sie war nicht die Erkenntnis an sich. Wir sind gegenwärtig auf dem Standpunkte des Synkretismus. Das mag für manche, die originell sein wollen, betrübend sein, der Wahrheit und Wirklichkeit dürften wir aber doch mit unserer Auffassung von der Harmonie der Natur näher kommen.

Die alten Begriffe „organisch" und „funktionell" haben neue Bedeutung gewonnen. Wir verstehen unter „organisch" alle Erscheinungen des Lebens, die aus der lebenden Materie heraus sich entwickeln, und unter „funktionell" alle unter dem Einfluß der Umwelt, gleichgültig ob bakterielle, chemische, physikalische Einflüsse geltend sind, auftretenden Lebensäußerungen des Individuums. Funktionell ist also für uns eine Reaktion. Aber es ist nicht so, als ob Organ und Funktion als abgeschlossene, streng differenzierte Eigenschaft sich gegenüberständen, sondern beide sind voneinander abhängig, erzeugen sich, mindern und verstärken gegenseitig ihre Wirkung. Nirgends zeigt sich die gegenseitige Abhängigkeit mehr als auf dem Gebiete, in dem das Geschlecht mitwirkt. Ob wir die strenge Unterscheidung zwischen Lymphe und Blut dauernd aufrecht erhalten können, ist fraglich. Jedenfalls tritt die Mischung beider Flüssigkeiten sehr frühzeitig ein, und sie bedingen sich gegenseitig. Die Geschlechtsdrüsen und die Nebendrüsen des Geschlechts, die wir mit dem Namen „Geschlechtsbeidrüsen" zusammenfassen, setzen ihre Absonderungen in den Säftestrom ab, also auch in das Blut. Wir müssen also das Blut für einen viel komplizierteren Körperteil uns vorstellen als wir bisher gewohnt sind. Über die einzelnen Bestandteile des lebenden Blutes, soweit sie aus den Drüsenorganen stammen, haben wir durch die Forschungen der Physiologie und Chemie der Neuzeit nur Bruchteile der Erkenntnis uns angeeignet. Wie auch diese Drüsensekrete im Blute sich akzessorisch in der Wirkung verstärken, ob und wie weit sie vikariieren, wie weit sie Antipoden sind, ist uns chemisch-technisch und experimentell oft noch unklar. Auch hier verfügen wir lediglich über einen Teil der Erkenntnis. Und doch muß der Arzt mit dem Zusammenhang praktisch rechnen in seinem therapeutischen Handeln und seinem hygienischen Wirken. Wollen wir nicht grobschmiedmäßig in die Harmonie des Lebens eingreifen, so bleibt uns nur die Möglichkeit auf dem Wege der Deduktion, der epidemiologischen Erfahrung, wie ich dies allerdings im übertragenen Sinne nennen möchte, und der Intuition die größte Klippe aller Heilkunst, das μὴ βλάπτειν, zu meiden. Allein nicht bloß die Lehre der inneren Sekretion, sondern auch alle andern Hilfswissenschaften der Heilwissenschaften müssen miterwogen werden. Je tiefer und je länger man sich mit der Heilkunde abgibt, desto vorsichtiger wird man, und desto mehr verläßt mich das radikale Draufgängertum der jungen Ärzte.

Ich möchte nur einige Beispiele aus der Erfahrung geben.

Jene Geisteskrankheit des aufsteigenden Lebensastes, die Kräpelin mit Dementia praecox, Bleuler mit Schizophrenie bezeichnet, ist in ihrem Wesen noch völlig ungeklärt. Ist sie eine organische Krankheit, also wesentlich erbmäßig verursacht, wie unter anderem Rüdin annimmt und nachzuweisen sucht, oder ist sie funktionell in dem von uns gekennzeichneten weiten Sinn des Wortes Funktion? Hängt sie mit der inneren Sekretion, also insbesonders mit der Geschlechtsdüsenfunktion zusammen? Zweifellos kommt ein beträchtlicher Teil der Kranken bei der Entwicklung der Krankheit nicht bei dem Psychiater zur Beobachtung, sondern bei dem Arzte für Geschlechtsleiden. Geht man die Literatur der Geschlechtshygiene durch oder achtet man auf die Angaben der Kranken über das, was ihnen angeblich ein Spezialarzt für Geschlechtsleiden geraten hat, so taucht unwillkürlich der Verdacht auf, daß der Zusammenhang zwischen Psyche und Geschlecht und Geschlechtssekretion nicht in dem Maße bewertet wurde, wie es vermutlich die Wirkung der Natur verdient. Die differenten Werturteile über den Einfluß der stummen Sünde auf die Entwicklung der Psyche scheint mir in der Verschiedenheit der Bewertung der inneren Sekretion überhaupt begründet zu sein. Zweifellos ist die Anzahl der schizoiden Menschen größer als man glaubt. Ob man auf diese Spezialfälle genügend Rücksicht nimmt? Auch macht es den Eindruck, als ob die Erfolge der Psychoanalyse mit der Wellenbewegung der Schizophrenie wenigstens als unterstützendem Faktor zusammenfallen würde. Ich komme von dem Gedanken nicht weg, daß politische, wirtschaftliche, religiöse

und andere Not nicht bloß Einfluß auf die Psyche haben, sondern auch auf das Geschlecht, sowohl in der Sekretion als auch in der Explosion, und daß beide zusammenhängen; ich nähere mich also der Auffassung Griesingers von dem Wesen der Geisteskrankheiten, allerdings auf indirektem Wege. Praktisch genommen: Ich meine, was wir einem vollkräftigen wirtschaftlich gesicherten Volke vor dem Weltkriege als geschlechtshygienisch erträglich, meinetwegen sogar als zuträglich, empfehlen durften, müssen wir heute verurteilen.

Man erweist dem deutschen Volke keinen Dienst, aber auch nicht dem Einzelnen, wenn man gegen die maßlose Verschwendung der Spermatozoen, die sich bei der jetzigen Jugend oft schon in vorreifem Alter bemerklich macht, keinen Einspruch erhebt und nicht auf den dem Notzustand des Volkes angepaßten Geschlechtsgebrauch hinweist. Man sagt dem Volke die Unwahrheit, wenn man es auf dem Glauben läßt, daß der Geschlechtsgebrauch zu allen Zeiten gleich sein darf. Je länger die hungernde Jugend ihre Produkte der inneren Geschlechtssekretion zum Aufbau ihres Körpers benutzt, desto weniger fühlbar in der somatischen Entwicklung wird der Nahrungsmangel für das Volk werden. Die Predigt des Sich-aus-lebens umfaßt in der Regel nicht das ganze Geschlechtsleben, sondern nur jenen Teil, der mit dem Orgasmus endigt. Das Geschlecht umfaßt aber den ganzen Menschen, auch den idealen. Ich fürchte, daß der hinkende Bote der Lehre von dem ungehemmten Geschlechtsgenuß für das Volk erst nachkommt. Daß ich nicht der Wiederkehr der Pseudoscham, der Prüderie, das Wort rede, versteht sich von selbst. —

Wie das Volk aus politisch-doktrinären Gründen geschlechtlich oft gequält wird, zeigt die Bestimmung der Neuzeit, daß selbst in den Mittelschulen, also jener Schulgattung, die die Blüte unserer Nation in der Zeit der Geschlechtsentwicklung umfaßt, Knaben und Mädchen das gleiche Lehrziel haben und in der Koedukation gleichmäßig mißhandelt werden. Ärzten brauche ich das Abwegige dieser Bestimmung nicht auseinanderzusetzen. — Oder doch! Vergessen wir Ärzte trotz des Fortschrittes der Wissenschaft über die Inkretion nicht öfter die Folgen aus dieser Erkenntnis zu ziehen, als dies die von uns so oft verlachten Philosophen-Ärzte der Vorzeit getan haben? In den meisten älteren Lehrbüchern der Arzneimittellehre und der Heilmedizin überhaupt finden wir Warnungen, zur Zeit der Umbildung der Geschlechtsorgane, sei es zur Zeit des Mannbarwerdens oder zur Zeit der Menstruation und der anderen Geschlechtsvorgänge, mit eingreifenden Kuren den Körper zu belasten. Die heutige Medizin nimmt nur selten auf diese Evolutionszustände Rücksicht. Als Amtsarzt in einer Gegend mit epidemischen Kröpfen habe ich oft die sonderbarsten Kuren beobachten können. Während der Entwicklungszeit, in der Zeit der Menstruation, selbst während der Rückbildung im Wochenbett und während der Milchungsperiode, ja selbst in der Zeit der Menopause konnte ich die Verordnung von Jod zur Heilung des Kropfes finden. In allen diesen Zeitabschnitten ist aber die innere Sekretion auf einem kritischen Punkt angelangt, der zwar nicht pathologisch ist, der aber wie ein schalenloses Ei die Inkretionsvorgänge den Umweltseinflüssen aussetzt. Das Jod wirkt nicht bloß auf den Kropf, sondern auf alle Körperzellen. Diese Wirkungsart gehört zu der Kolloidchemie. Das Jod hat die Fähigkeit, den Quellungskoeffizienten der Zellen herabzusetzen. Es bewirkt, daß die Zelle, und zwar jede Zelle, allerdings nicht jede Zelle im gleichen Grade, weniger geeignet ist Flüssigkeitsmengen zurückzuhalten. Es macht, grobsinnlich ausgedrückt, mager, weil die Zellen entquellen; es erzeugt also den Zustand, den wir „Altern" nennen; denn Altern ist nichts anderes als Herabsetzung des Quellungsfaktors. Bei diesem zeitlichen Altern werden die Geschlechtsdrüsen ganz besonders beeinflußt. Und ausgerechnet in der Zeit, in der die Geschlechtsdrüsen in der Umwandlung sich befinden, in der sie unfähig oder doch weniger fähig sind, die ausfallende Funktion der Schilddrüse vikariierend zu übernehmen, halten es manche Ärzte für angezeigt, oft aus kosmetischen Rücksichten die Vergiftung des Gesamtkörpers vorzunehmen. Die Wahl der Zeit zur Jodanwendung ist ein Maßstab für die ärztliche Einsicht.

Wie planlos man oft arbeitet, kann man auch daraus ersehen, daß in dem gleichen Augenblick, in dem entquellende Mittel gegeben werden, auch Mittel verabreicht werden, die den Quellungskoeffizienten erhöhen; also Plus und Minus zu gleicher Zeit. So habe ich Alkohol und Arsenik, diese beiden Hauptmittel zur Erhöhung der Quellung, gleichzeitig mit Jod verordnet gefunden.

In der Gegenwart, da die innere Sekretion sicher herabgesetzt ist, ist vor einem gewaltsamen Eingriffe in die Tätigkeit der Geschlechtsdrüsen zu warnen. Ich habe gerichtliche Fälle zu begutachten gehabt, in denen das Unglück durch die tatsächliche, nicht bloß behauptete Unterernährung im Zusammenhang mit dem Eingriff in die Geschlechtssphäre, namentlich in der Sekretion zustande kam. — Zu den Sünden gegen die Lehre von der Inkretion zähle ich auch die Schwangerschaftsunterbrechung und Verweigerung der Brust. Bei beiden muß das pro und contra wohl abgewogen werden, bevor man sich entschließt.



Wenn wir wieder auf die Vererbungslehre zurückgreifen, so ist anzunehmen, daß nicht alle Individuen eines Volkes gleiche Sekretionsstärke und gleiche Sekretionsqualitäten besitzen. Wir müssen differente Stämme im Volke vermuten. Durch die Not der Zeit werden auch Familien mit gesunder und kräftiger Inkretion zur Herabsetzung der Zahl ihrer Nachkommen übergehen. Darin liegt eine Gefahr für das ganze Volk. Auf indirektem Weg, indem die schwach- und kranksekretorischen Familien sich ebensosehr vermehren wie die gesundsekretorischen, wird der Durchschnittswert der Sekretion des Volkes herabgesetzt. Allerdings wird man einwerfen, die Lehre von der Differenz der Qualität und Quantität des Sekrets ist noch sehr hypothetisch. Schlankweg zugegeben! Aber ist dieser Einwurf ein Mittel, die Gefahr, wenn sie doch bestünde, herabzusetzen? Das Leben geht weiter, ob die Gelehrten nachkommen oder nicht. Und daß die Wahrscheinlichkeit besteht, daß wir auch in dieser Hinsicht verarmen, wird wohl niemand bezweifeln.

Ich meine also, mit dem Kapital, das uns geblieben ist, sollen wir nicht Verschwendung treiben; nirgends rächt sich der Verlust der Substanz mehr als in der Volkshygiene. Die Gesundheit ist das einzige Gut, das uns noch geblieben ist. Hüten wir sie mit allem Eifer und mit dem Verantwortlichkeitsgefühl, das die Mehrzahl der Ärzte stets in sich hatte.

Bücherbesprechungen.

1) Freud, Siegm.: **Das Ich und das Es.** Leipzig, Wien u. Zürich 1923, Psychoanalytischer Verlag.

Von Dr. med. Erich Arndt (München).

Fr. sucht in dieser Arbeit seinen Begriff des Unbewußten nach zwei Richtungen hin zu vertiefen und zu differenzieren. Den Begriff des Unbewußten gewinnt er aus der Lehre von der Verdrängung. Es gibt zweierlei Unbewußtes, das latente, doch leicht bewußtseinsfähige und das Verdrängte, nicht ohne weiteres bewußtseinsfähige. Das Latente heißt das Vorbewußte, das Unbewußte im eigentlichsten Sinne ist das dynamisch unbewußte Verdrängte. Diese Unterscheidungen erscheinen jedoch unzulänglich, praktisch insuffizient. An dem Ich, der zusammenhängenden Organisation der seelischen Vorgänge in einer Person, hängt das Bewußtsein. Aber auch in diesem Ich findet sich etwas, was unbewußt ist, das sich gerade so benimmt wie das Verdrängte, d. h. starke Wirkungen äußert, ohne selbst bewußt zu werden. Es ist also notwendig, ein drittes, nicht verdrängtes und nicht vorbewußtes, auch nur unter Schwierigkeiten aufzudeckendes Unbewußtes aufzustellen.

Das Ich geht von dem Wahrnehmungssystem als seinem Kern aus und geht zunächst in das Vorbewußte über, das sich an Erinnerungsreste (Wortvorstellungen) anlehnt und sich dadurch leicht ins Bewußtsein heben läßt. Aber das Ich ragt tiefer in das Unbewußte hinein, es sitzt diesem Unbewußten (der Hauptmasse der Psyche) wie die Keimscheibe dem Ei nur oberflächlich auf; diese Tiefe des Unbewußten ist der Sitz der unbekannten, unbeherrschbaren Mächte, die das passive Ich eigentlich erst „leben", der Sitz der Leidenschaften und Triebe, es ist das unbewußte „Es" — nach Groddeks Wort- und Sinngebrauch — im Gegensatz zum oberflächlichen bewußten Ich. Das Ich ist nur der durch die Verbindung mit dem Wahrnehmungssystem (innere und äußere Wahrnehmung) modifizierte Anteil des Es. Das Ich ist vom Es nicht scharf getrennt, es fließt nach unten hin mit ihm zusammen, aber auch das Verdrängte fließt mit dem Es zusammen, ist nur ein Teil von ihm. Das Verdrängte ist nur vom Ich durch die Verdrängungswiderstände scharf geschieden, durch das Es kann es mit ihm in Beziehung treten.

Aber nicht nur in die dunklen Tiefen der Psyche lotet das Bewußtsein nicht, auch zu den höchsten seelischen Funktionen — wie schon zur schwierigsten intellektuellen Arbeit, die oft im Schlafzustand geleistet wird — reicht das Bewußtsein nicht immer hinauf. Namentlich gilt das für die Funktionen der Selbstkritik und des Gewissens. Es gibt ein unbewußtes kritisches Schuldgefühl, das bei einer großen Anzahl von Neurosen eine entscheidende Rolle spielt und nur sehr schwer, wenn überhaupt, in das Bewußtsein überzuführen ist. Also nicht nur das Tiefste, auch das Höchste am Ich kann unbewußt sein. Dies Höchste ist das Ich-Ideal oder Über-Ich. Seinen Ursprung nimmt dies Über-



Ich aus der Sexualphase der Kindheit. Diese Sexualphase wird vom Ödipuskomplex beherrscht. Bei der Zertrümmerung dieses Ödipuskomplexes im reifenden Alter tritt eine Identifizierung des jugendlichen Ichs unbewußt mit dem Ich der Eltern ein, einerseits so das Persönlichkeitsbewußtsein stärkend und erhebend, andererseits mahnend und drohend. Diese so entstandene Ich-Veränderung des Werdenden behält ihre Sonderstellung in der Person, sie tritt dem anderen Inhalt des Ichs als Ich-Ideal, als Über-Ich entgegen. Das Ich-Ideal ist also Erbe des Ödipuskomplexes, der seinerseits vor allem in dem mächtigen Triebe der Libido wurzelt, die dem Reiche des Es angehört. Während das Ich, das sich auf das Wahrnehmungssystem stützt, wesentlich Repräsentant der Außenwelt, der Realität ist, tritt ihm das Über-Ich als Anwalt der Innenwelt, des Es gegenüber. „Was die Biologie und die Schicksale der Menschenart im Es geschaffen und hinterlassen haben, das wird durch die Idealbildung vom Ich übernommen und an ihm individuell wieder erlebt. Was im einzelnen Seelenleben dem Tiefsten angehört hat (Libido, Ödipuskomplex), wird durch die Idealbildung zum Höchsten der Menschenseele im Sinne unserer Wertungen."

Die Wahrnehmungen haben für das Ich dieselbe Bedeutung wie die Triebe für das Es. Dabei unterliegt aber auch das Ich der Einwirkung der Triebe wie das Es, von dem es ja nur ein modifizierter Anteil ist. Es sind nun zwei Triebarten zu unterscheiden: der Sexualtrieb oder Eros, der Erwecker und Organisator des Lebens, der auch den Selbsterhaltungstrieb umfaßt, und sein Gegenteil, der Todestrieb, dessen Repräsentant und logische Begründung der Sadismus ist, dem die Aufgabe gestellt ist, das organisch Lebende in den leblosen Zustand zurückzuführen. Um den Organismus nicht sofort von innen heraus zu zerstören, braucht der Todestrieb eine Ableitung durch ein besonderes Organ nach außen. Dies Organ ist die Muskulatur. Durch sie äußert sich der Todestrieb als Destruktionstrieb gegen die die Außenwelt und andere Lebewesen. Der Gegensatz der beiden Triebarten drückt sich in der Polarität von Liebe und Haß aus, die in ihrer Gegensätzlichkeit bei dem Entstehen der Homosexualität, weiterhin der Paranoia persecutoria sowie gewisser neurotischer Racheaktionen ursächlich werden. Auch die Ähnlichkeit des Zustandes nach der vollen Sexualbefriedigung mit dem Sterben, bei niederen Tieren das Zusammenfallen des Todes mit dem Zeugungsakt, entspringt aus der Gegensätzlichkeit dieser beiden Triebe.

Im Vorstehenden ist der Inhalt der Arbeit in den Grundzügen, meist mit den Worten des Verf., wiedergegeben. Augenscheinlich ist die angestrebte Vertiefung und Klärung des Begriffs des Unbewußten erreicht, wenngleich nicht zu übersehen ist, daß im Gedankengang der Es-Begriff mehr von außen her als geeignet übernommen, als tatsächlich aus dem Ich-Begriff Freuds entwickelt wird. Der Es-Begriff erscheint ebenso unwiderleglich (es bleibt die größte Entdeckung der neueren Psychologie, daß das Wesen der Psyche im Unbewußten liegt), wie der Begriff des Ich-Ideals annehmbar ist. Beide Begriffe sind auch der früheren und auf anderem Standpunkt ruhenden Wissenschaft nicht so fremd wie Fr. es andeutet. In einem prachtvollen logischen Bogen schlägt Fr. dann die Brücke und schließt den Kreis zwischen dem Über-Ich und Es. Eine besondere Frage ist es, ob man Fr. in der Begründung der allgemeinen Annahmen im einzelnen folgen oder seinen speziellen Theorien zustimmen kann. Ob es wirklich des Zurückgreifens auf den Ödipuskomplex bedarf, um das Ich-Ideal zu erklären, muß doch anfechtbar bleiben. Gewissen und Schuldgefühle sehen wir auch bei den Personen sich entwickeln, wo ein Ödipuskomplex aus äußeren Gründen sich nicht herausbilden konnte. Noch bedenklicher erscheint die Gegenüberstellung von Sexual- und Todestrieb, wobei der Todestrieb noch aus dem Begriff des Sadismus entwickelt wird, der doch nur als Begleiterscheinung des Eros anerkannt zu werden pflegt. Das Organisierte braucht keinen besonderen „Trieb", um zu zerfallen, es erhält sich im Anorganischen und im Streit der Organismen nur mit Mühe und zerfällt schließlich von selbst aus inneren Bedingungen. Hier einen besonderen „Trieb" zu bemühen, erscheint mehr als eine poetische Fiktion, denn als eine wissenschaftliche Hypothese; in die Kategorie solcher Fiktionen gehört dann auch wohl die Annahme, daß die Muskulatur der Ableitung des Todestriebes zu dienen habe; schließlich dient doch die Muskulatur, nüchtern betrachtet, praktisch dem Zweck, den Organismus zu erhalten, also nach Freud dem Eros. Keine Lehre in der allgemeinen wie speziellen Psychologie verdiente eine solche energische und vorurteilslose Nachprüfung, wie die Lehre von den „Trieben", wo sich so vieles wie eine ewige Krankheit von Lehrbuch auf Lehrbuch forterbt. Fr. ziemlich unglückliche, dabei durchaus nicht neue, seit Jahrtausenden in der Philosophie spukende Lehre von einem besonderen „Todestrieb" in der Natur oder im Sein schlechthin, legt solchen Wunsch nach einer Generalkritik des Triebbegriffs besonders nahe.



2)—3) **Ossipow, N.: Tolstois Kindheitserinnerungen.** Ein Beitrag zu Freuds Libidotheorie. (Imago-Bücher II.) **Neufeld, Jolan: Dostojewski.** Skizze zu seiner Psychoanalyse. (Imago-Bücher IV.) — Leipzig, Wien u. Zürich 1923, Internationaler psycho-analytischer Verlag.

Von Privatdozent Dr. med. Karl Birnbaum.

Ossipow nimmt Tolstois autobiographische Veröffentlichung der Kindheitserinnerungen zum Ausgangspunkt einer psychoanalytischen Betrachtung der Entwicklung des Dichters und der Charakteristik seiner Persönlichkeit. Besonders der Weg der Libidoverteilung: Narzißmus, Fixierung an die Mutterimago, Etablierung einer anal-sadistischen Organisation, Verdrängung, Spaltung der Sexualität u. a. m. wird auf Grund bezeichnender Belegstellen im einzelnen herausgehoben. Daneben finden noch weitere psychogene Erscheinungen: angstneurotische, infantile Amnesien u. dgl. an der Hand literarischer und anderer Beweismittel Berücksichtigung. — In ähnlicher Weise und mit ähnlicher Methode sucht Neufelds Skizze vor allem den Nachweis zu erbringen, daß der Charakter Dostojewskis seine Schicksale und sein Erleben, seine Neurose, seine Schaffenskraft und sein Werk — kurz alles wesentliche an ihm auf den Elternkomplex, i. e. den Ödipuskomplex zurückzuführen ist.

Arbeitsrichtung und Forschungsergebnis beider Bände ist durch die Zugehörigkeit zur Imago-Bücherei grundsätzlich festgelegt. Die Einzelheiten entsprechen so weitgehend den psychoanalytischen Anschauungen, daß ihre Wiedergabe eine ermüdende Wiederholung bedeuten würde. So gewiß die allgemeine Tendenz der psychoanalytischen Forschung im biographischen und geistesgeschichtlichen Bereich, die Klarlegung der Strukturzusammenhänge, der vielseitig sich verwebenden Komponenten für Entwicklung und Gestaltung von Persönlichkeit und Werk als wertvolles Forschungsprinzip erkannt werden muß, so gewiß läßt diese Art psychologische Bearbeitung, die immer wieder auf das gleiche hinausläuft und bei der man daher von vornherein weiß, wie die Resultate aussehen werden, bei allem Interesse am Stoffgebiet und an manchen reizvollen Einzelheiten den Leser letzten Endes unbefriedigt. „Des Menschen Schicksal ist ein Ödipuskomplex", dieser Ausspruch Neufelds bringt einem deutlicher als viele Worte es können, zum Bewußtsein, wie hier ein an sich heuristisch wertvolles Prinzip die Fülle der Erscheinungen im seelischen und kulturellen Leben vergewaltigt und den Reichtum individueller Nuancen in starre enge Schablonen zwängt. Das zusammengebrachte literarische Belegmaterial behält natürlich davon unabhängig seinen biographisch- und literarisch-psychologischen Wert.

4) **Kretschmer, Ernst: Über Hysterie.** Leipzig 1923, Georg Thieme. 115 Seiten.

Von Dr. med. Erich Arndt (München).

Kr. untersucht den hysterischen Reaktionstypus als psychologisches und nervenphysiologisches Problem, und zwar in einem größeren biologischen Rahmen. Hysterisch nennt er vorwiegend solche psychogenen Reaktionsformen, wo eine Vorstellungstendenz sich instinktiv, reflexmäßig oder sonstwie biologisch vorgebildeter Mechanismen bedient. Er gliedert seinen Stoff in zwei Teile mit sechs Kapiteln. Im I. Teil („Hysterie, Instinkt und Trieb") zeigt das 1. Kapitel (Bewegungssturm und Totstellreflex), daß sich eine Hauptgruppe hysterischer Erscheinungen um das biologische Radikal des Bewegungssturms, die zweite, hynoidstuporöse, um den Totstellreflex gruppiert; die dritte Gruppe leitet zur hysterischen Gewöhnung über. Im 2. Kapitel wird die Frage „Hysterie und Triebleben" erörtert. Hysterie wächst aus dem Selbsterhaltungstrieb (Schreck, Angst) und aus dem Geschlechtstrieb hervor. An der Hand der Kriegshysterien — die hauptsächlich die einseitigen klinischen Unterlagen für Kr. geben — wird hier besonders das innere Verhältnis von Schreckneurose und Hysterie erörtert. — Schon in diesem ersten Teil zeigt sich deutlich das Bestreben des Verf., die große Mannigfaltigkeit hysterischer Erscheinungen auf psychologisch-mechanisierte und entwicklungsgeschichtlich-organische Formeln zurückzuführen und so — als subjektives Hauptziel — erklärungsgemäß zu vereinfachen und berechenbar zu machen. Noch stärker tritt diese Absicht in dem zweiten, selbständiger durchgearbeiteten, Teil („Die psychophysische Dynamik der Hysterie") hervor. Das 3. Kapitel behandelt „die hysterische Gewöhnung" mit stufenweisem Hergang: a) für einen sinnvollen Zweck wird ein Gelegenheitsapparat geschaltet, der in sich schon eine gewisse Verselbständigung gegenüber dem Willen enthält; b) bei längerer Dauer beginnt dieser Apparat sich einzuschleifen, d. h. automatischer zu arbeiten; c) mit zunehmender Einschleifung emanzipiert sich dieser Apparat vom Willen bis zur schließlichen Loslösung. Im 4. Kapitel werden „die Gesetze der willkürlichen Reflexverstärkung" auf



Grund eigener Vorarbeiten untersucht. Ausgangspunkt ist die Annahme, daß ganz leichte willkürliche Mitbeeinflussung den Muskelreflex am leichtesten auslöst. Durch dies — auch auf das Psychische übertragene — Bindeglied wird aus dem akuten Affektreflex schließlich die chronische Reflexeinschleifung, nicht nur für den als Hauptbeispiel gebrauchten Schütteltremor, sondern für hysterische Erscheinungen überhaupt. Verf. analysiert im Anschluß hieran tief und überzeugend therapeutische Maßnahmen und Erfolge, wobei er besonders an die Kriegstherapeutik anknüpft. Im 5. und eigenartigsten Kapitel untersucht Verf. die „Willensapparate des Hysterischen". Er unterscheidet einen bewußten Zweckwillen und einen phylogenetisch bedingten Unter- oder hypobulischen Willen von folgendem Typus: a) vorwiegende Ansprechbarkeit auf seelische Primitivreize, b) grob antagonistische Anordnung (Negativismus, Befehlsautomatie), c) Mißverhältnis zwischen Reiz und Reaktion. Von der Annahme dieses hypobulischen Willens schlägt Verf. kühn, ideen- und phantasiereich Brücken zur Tierpsyche, Kinderpsyche, Hysterie, Schizophrenie bis zur Überbrückung der Kluft zwischen psychischen und grob anatomischen Zuständen. („Das Gegenspannen des sich sträubenden Hysterikers ist nichts anderes als der jüngere Bruder des spinalen organischen Muskelspasmus.") Im 6. Kapitel behandelt Verf. die „hysterischen Erlebnisverwandlungen", zum Teil unter Anwendung einiger Freudscher Grundbegriffe. Das Wesentliche sieht er hier in hyponoischen Denkmechanismen, von entwicklungsgeschichtlich frühem Funktionstypus, die er in Parallele zu den hypobulischen Willensmechanismen bringt. Die hyponoischen Denkmechanismen werden zusammengehalten durch das Prinzip der Affektgemeinschaft, der „Katathymie".

Wünschenswert wäre für den Schluß der tief angelegten und wertvollen Arbeit eine Zusammenfassung der auf die Momente der Phylogenie und psychisch-physiologischen Mechanisierung aufgebauten komplizierten Problemerörterung der Hysterie gewesen. Erst diese Zusammenfassung würde Stärke und Schwäche der konsequenten Untersuchung ins helle Licht rücken. Weniger was Verf. sagt, als was er nicht sagt, bedeutet diese Schwäche. Die Hysterie als psychopathologischer Proteus läßt sich eben schwer auf einige phylogenetische Inventarstücke und einige gefällig abgerundete Konstruktionen hin in das Prokrustesbett der Mechanisierung des Ablaufs der Erscheinungen zwingen. Andererseits ist solche Arbeit als Gegengewicht gegen uferlose psychologische Spekulationen notwendig und gut.

5) Beyor, Alexander: **Geschlecht und Religion.** Ein Beitrag zur Psychologie der männlichen und weiblichen Frömmigkeit. Wien u. Leipzig 1923, Braumüller. 62 S.

Von Dr. phil. Else Voigtländer.

Die vorliegende Arbeit möchte auf der Grundlage der „anatomisch und physiologisch bedingten Verschiedenartigkeit der männlichen und weiblichen Psyche" (anatomisch bedingte Verschiedenheit der Psyche!) die Unterschiede männlicher und weiblicher Religiosität finden. Die psychischen Geschlechtsunterschiede werden durch „Analogieschlüsse" aus dem Körperbau abgeleitet. Da beim Mann die Schulter-, beim Weib die Beckenbreite größer ist, so „ergibt sich, daß beim Manne der Schwerpunkt in der oberen Hälfte, beim Weibe in der unteren Hälfte liegt": „auch das geistige Schwergewicht des Weibes neigt der Erde zu; der Geist des Mannes sucht von der Erde loszukommen." (Warum argumentiert man nicht: Bau und Gewicht des Weibes ist leichter, des Mannes schwerer; der Mann haftet an der Erde, das Weib kann leichter zum Himmel fliegen?!) — M ist das senkrechte, W das wagerechte Prinzip: „das Weibliche durchschneidet immer wieder den senkrechten Weg des Mannes" (Symbol: das Kreuz); „es bringt den Mann in Gefahr, sich selbst untreu zu werden." Für M, d. h. für den typischen, ideellen Mann (als ob Typus und Idealität dasselbe wären!) ist das Geistige das Entscheidende, „und tatsächlich gilt in den männlichen Religionen speziell das Geschlechtliche als Sünde und als Urübel". Die weibliche Religiosität ist im Grunde heidnisch, keine wahre Religion; ihr Gebet erwartet vom lieben Gott Hilfe in irdischen Angelegenheiten, — was den Verf. nötigt, der „militärischen Frömmigkeit", die den Sieg der Waffen erfleht, ein „weibliches Gepräge" zuzuweisen. Die männliche Religion ist ethisch, die weibliche „instinktiv" oder (!) „ästhetisch". Die wahre Religion, die weder männlich noch weiblich ist, ist die Religion des Geistes, in der Keuschheit eine Selbstverständlichkeit ist, das Geschlechtliche mit dem Weltlichen überwunden.

Obwohl der Verf. behauptet, daß seine Gedanken „nicht auf scholastische Art am Schreibtisch konstruiert", sondern auf Grund 11jähriger Beobachtung der Religiosität der Geschlechter entstanden seien, muß sein Buch doch als Paradigma des beliebten willkürlich-konstruktiven Vorgehens bezeichnet werden, indem ein an sich völlig „neutraler" Gegensatz, wie die christliche Wertung von „Geist" und „Fleisch" mit Unterstützung



symbolischer Analogiespielereien aus dem Körperbau auf die Geschlechter verteilt wird. Dadurch werden die „in der Welt" verlaufenden männlichen Eigenschaften, wie sexuelle Aggressivität, Brutalität, Genußsucht, Erwerbsstreben und berufliche Betätigung ebenso unterschlagen, wie die Existenz des nicht seltenen Typus sinnenfeindlicher und tugendstrenger Frauen. Durch Verwechslung von (christlichem) „Geist" mit Genialität und Rationalität wird es dem Durchschnittsmann ermöglicht, sich im Glanze des Genies und des Heiligen zu sonnen und auf die „Inferiorität" des Weibes, die für den Verf. gleichbedeutend mit seiner Unterschiedlichkeit ist, herabzublicken. — Im wesentlichen ist die Arbeit eine Wiederholung der Gedankengänge W e i n i n g e r s auf weit niedrigerem Niveau und stellt somit im Zeitalter der Papiernot eine überflüssige Verwendung knapper Produktionsmittel vor.

6) F i n g e r, F.: **Syphilis und Ehe.** Halle 1923, C. Marhold. Grundzahl 0.60.

Von Dr. med. M a x M a r c u s e.

Von autoritativer Seite wird hier die Bedeutung der Syphilis für die Ehe — für die Gatten selbst wie für ihre Nachkommenschaft — nach allen Seiten hin gewürdigt. Die Gefahren, die aus der Eigenart des syphilitischen Virus, aus seinem vielfach noch problematischen Übergang auf die Frucht im Mutterleib, aus den sozialen und ökonomischen Auswirkungen der Krankheit erwachsen, werden durch biologische, klinische und statistische Belege veranschaulicht und daraus die Pflichten des Arztes, des Patienten, der Gesellschaft und des Staates eindeutig und überzeugend abgeleitet. Die Grundlage der Abhandlung sind die Resultate der wissenschaftlichen, nicht zuletzt Fingers eigener Forschung ihr Ziel sind wesentlich ärztlich-hygienische Belehrung und Gewissensschärfung. Diese Aufgabe kann von keiner Darstellung besser gelöst werden als von der vorliegenden Schrift.

7) W e b e r, H.: **Jugendfürsorge im Deutschen Reich.** Freiburg i. B. 1923, Herder & Co. 8°. XII u. 132 Seiten. Grundzahl 2.50.

Von Dr. med. M a x M a r c u s e.

Die Orientierung über die Fragen der Jugendfürsorge wird immer schwieriger. Sie ist aber für den Sexualpolitiker unentbehrlich, da die ihm u. a. obliegende Bekämpfung und Verhütung der sexuellen Verwahrlosung Minderjähriger nur auf dem Boden planmäßiger Jugendfürsorge und bei Kenntnis ihrer sozialen und rechtlichen Zusammenhänge gelingen kann. Das vorliegende, schon durch sein Format und seine Ausstattung ansprechende Büchelchen vermittelt ihm jene Orientierung in mustergültiger Weise, d. h. knapp, prägnant, übersichtlich, unter eingehender und sorgfältiger Berücksichtigung des neuen, vom 1. April 1924 in Kraft tretenden Reichs-Jugendwohlfahrtsgesetzes.

8) N y s t r ö m , A n t o n: **Weltkatastrophen und die Mittel zur Rettung der Menschheit.** Berlin 1923, H. R. Engelmann. 175 S.

Von Dr. jur. F. D e h n o w.

In demjenigen Abschnitt, der das Gebiet dieser Zeitschrift berührt, ist beim Präventivverkehr der Gegenwart ausschließlich der Kondom erwähnt.

Ebenso übersichts-, niveau- und kritiklos ist die ganze Schrift; mag sie von dem drohenden Brennstoffmangel, von wilden Tieren in Indien, von der jüdischen Finanz, der russischen Revolution oder anderen „Weltkatastrophen" handeln oder im Schlußkapitel sich verbreiten über „die Notwendigkeit einer neuen Politik auf Grundlage der Humanität und des gesunden Menschenverstandes zur Rettung aus der allgemeinen Not und zur Erlangung des Weltfriedens".

Hiervon zu sprechen, wäre unnötig, wenn sich nicht Verleger fänden, die derartigen Unsinn verbreiten.



Referate.

1) Ratto, Lorenzo: **Das Geschlecht der Nationen.** Rassegna di studi sessuali 1923, Nr. 4.

Eine eigenartige, vorwiegend auf dem Gebiet der Kreuzung und Rassencharaktere liegende Arbeit, in der neben den Lehren des historischen Kritikers Gobineau und Nietzsches der „Mendelismus" eine hervorragende Rolle spielt. Muß auf eine annähernde Wiedergabe der für ein Referat ungeeigneten bunten, weit ausgreifenden, u. a. mit Bismarck sich auseinandersetzenden Darlegungen verzichtet werden, so sei doch eine kleine Auslese gestattet. Die Leiter des politischen und akademischen italienischen Lebens vor der Faszistenrevolution vermochten die Anschauung, daß die Nationen kollektivsexuelle Organismen sind, nicht zu assimilieren. Die neuen Bedingungen der europäischen Mentalität haben auch die nationale Akademie von der Hegemonie veralteter professoraler Festlegungen befreit, die modernen deutschen sexuologischen Forschungen in Deutschland eine Säuberung von den pathologischen Inkrustationen des „Kruppismo-Militarismo-Kaiserismo" zuwege gebracht. Italien wird in wenigen Jahren einen Vorrang bezüglich der Forschungen im Bereich der sexuologischen Synthese erlangen, zuerst den politischen Nutzen der Schaffung eines Lehrstuhls und Seminars der biologischen und ethnischen Sexuologie erfassen, nachdem der Philosoph Gentile, der geistige Leiter der erzieherischen und kulturellen italienischen Reform, ein entsprechendes, die Ersprießlichkeit der gobinistischen Lehre dartuendes Zirkular an die Universitäten und Akademien gesandt. Das europäische Elend wächst. Die Geschichtsphilosophie muß neue Maßnahmen ausfindig machen, um die Unglücklichen von dem Prokrustesbette des ehedem jüdisch-deutschen heutzutage englisch-amerikanischen Finanzwesens zu erlösen. Die europäische Not würde unverständlich und unheilbar sein, müßte die Wissenschaft die Liebe abschwören und die Golddiktatur, den Goldkult verfechten. Die Erschließung der rationellen Sexualität vermag uns die Wege zur Emanzipation, zum Fortschritt und zur Sanierung der Kriegswunden zu weisen. Der Aufsatz schließt nach Hinweisen auf die Sterilitätsverhältnisse der Hybriden (Frankreich!), die den Mendelschen Gesetzen folgende Dysgenesie, die hochgehende Fruchtbarkeit der Germanen und Slawen, sowie die etwaigen Folgen ihrer Invasion für die übrigen Völker des europäischen Kontinents mit der Betonung der Wichtigkeit der Sexualforschung in ihrer Verwertung für die Rassenvermischung und Formation des europäischen synthetischen Menschen.

Schon aus diesen wenigen Beispielen ist zu ersehen, daß der nach eigenem Anspruch seit einem Vierteljahrhundert um die Ausfüllung beklagenswerter Lücken unseres höheren Wissens bemühte Autor ein fraglos wichtiges und aktuelles Thema behandelt. Es läßt sich über die Wertung der Auslassungen nach Inhalt und Form rechten, ob nicht ein Mindermaß von selbstbewußtem Vorgreifen und gegnerische Stimmen herausfordernder Schärfe der Kritik nach Lage der Sache dem Zweck dienlicher gewesen wäre. Noch nicht abgeschlossene Fragen heischen Vorsicht. Immerhin begründet der reiche, hier größtenteils nicht berührte Betrag der mit dem Mut der Überzeugung vorgetragenen Tatsachen und Anregungen eines Kenners die Empfehlung seiner Würdigung.

Fürbringer.

2) Hübner: **Psychiatrische Beratung bei Eheschließungen und Adoptionen.** Deutsche med. Wochenschrift 1923, Nr. 25.

Übersicht über die bisherigen Maßregeln und Vorschläge zur Verhinderung von Ehen zwischen eheuntauglichen und fortpflanzungsminderwertigen Personen: 1. Gesetzliche Eheverbote, 2. Internierung, 3. Sterilisierung, 4. Tötung. Der Verf. steht allen diesen Versuchen, der Erzeugung Minderwertiger, erblich Kranker und Entarteter von Staats wegen vorzubeugen, skeptisch gegenüber und betont einerseits die Unvollkommenheit der klinischen Erblichkeitsforschung, andererseits die Unentbehrlichkeit der leichteren Psychopathen für die Volksvermehrung; aber gerade die Nachkommen dieser können ihrerseits schwer degeneriert sein. Dazu kommt die Schwierigkeit der Durchführung jener gesetzlichen Maßnahmen. Es bleibt vorläufig nur möglich, aber auch notwendig, der großen Menge des Volkes klarzumachen, daß den zur Eheschließung Gewillten regelmäßig die moralische Pflicht obliegt, über ihre Eignung zur Ehe vorher den Arzt zu befragen. Dieser habe drei Fragen zu prüfen: 1. Sind die Ehepartner körperlich und geistig den Anforderungen der Ehe gewachsen? 2. Steht bei den psychischen Eigenschaften der Ehekandidaten zu erwarten, daß die Ehe von Bestand sein wird? 3. Ist eine sozial brauchbare Nachkommenschaft zu erwarten? — Erörterung der Gesichtspunkte, die den Arzt bei dieser Prüfung leiten müssen. Betonung der beträchtlichen Verantwortung nicht nur für Er-



• **laubnis, sondern auch für Abraten der Ehe.** Berücksichtigung der Person des anderen Partners (gegenseitige Anziehung zwischen Psychopathen u. ä.), sowie des voraussichtlichen sozialen Milieus. Mahnung, vor Adoption unehelicher Kinder oder von Kindern geisteskranker oder krimineller Eltern psychiatrische Gutachten einzuholen. Hervorhebung der Fälle, in denen Abkömmlinge von Psychopathen in das denkbar beste Milieu verpflanzt und vorzüglich erzogen, in der Pubertät dennoch entgleisten, — und der umgekehrten Fälle, in denen die gesunde Anlage das unerfreulichste Milieu überwand.

Max Marcuse.

3)—4) Unterberger: **Experimentelle Röntgenschädigung der Ovarien und ihr Einfluß auf die Nachkommenschaft.** Monatschr. f. Geburtshilfe u. Gynäkologie, Bd. 60.
Nürnberger: **Keimdrüsenbestrahluug und Nachkommenschaft.** Ibid., Nr. 63.

Auf Grund von Bestrahlungsversuchen an einem weiblichen Schwammspinner und seiner Nachkommenschaft kommt Unterberger zu dem Ergebnis, daß die Bestrahlung der Ovarien eine geradezu katastrophale Abnahme der Fruchtbarkeit sowie Entwicklungsstörungen, insbesondere Zurückbleiben im Wachstum („Zwergformen") bewirke. U. hält diese Folgen für eine ausgesprochene Röntgenschädigung, die überdies zu einer „Vererbung erworbener Eigenschaften" führe. Er leitet aus seinen Experimentalbefunden die Mahnung her, daß der Staat in gleicher Weise wie das keimende Leben „auch die kommende Generation vor den Schädigungen der Röntgenstrahlen" schützen solle.

Voraussetzungen und Schlußfolgerungen Unterbergers widerspricht Nürnberger mit eingehender Kritik, die namentlich die Übertragung der Beobachtungen am Schwammspinner auf die ganz anderen physiologischen und anatomischen Verhältnisse beim Menschen angreift. Die Fragwürdigkeit auch der übrigen Unterbergerschen Beweisführungen deckt Nürnberger überzeugend auf. Seine darüber hinausgehende Erklärung, daß „schon der Beweis erbracht ist, daß beim Menschen die Bestrahlung der Keimdrüsen keine Schädigung der Nachkommenschaft zur Folge hat", scheint dem Ref. aber den Tatsachen vorauszueilen.

Max Marcuse.

5) Schinz, H. R.: **Der Röntgenabort.** Strahlentherapie Bd. 15, 1923.

Versuche an 12 Kaninchen, einigen Meerschweinchen und einer Katze. Bestrahlung im letzten Viertel der Schwangerschaft führt zu Abort von toten oder nur wenige Stunden überlebenden Tieren, Bestrahlung im dritten Viertel ruft — wahrscheinlich durch direkte Schädigung der Föten — „Röntgenschwund" derselben hervor. „Die Föten verkümmern, sterben ab und werden vermutlich resorbiert." „Je früher die Bestrahlung, um so sicherer Fruchttod und Fruchtschwund durch Resorption." Die Embryonen sind röntgenempfindlicher als der generative Anteil der mütterlichen Keimdrüse. Bei genügend starker Dosis geht auch dieser völlig zugrunde (die Graafschen Follikel speziell werden häufig zu hämorrhagischen Zysten), während der untergenerative Anteil durch die Strahlenwirkung nicht geschädigt wird. Die interstitiellen Zellen wuchern sogar infolge der Bestrahlung, ohne daß aber diese Wucherung als Folge eines Wachstumsreizes angesprochen werden könnte: auch im Schwangerschaftsovar kommt es zu einer Rückbildung des generativen und einer Wucherung des interstitiellen Anteils. Also „nicht die Röntgenenergie, sondern der Untergang des generativen Anteils ruft automatisch der Vermehrung des interstitiellen Gewebes".

B. Slotopolsky.

6) Heller, Julius: **Das Schicksal der kongenital syphilitischen Kinder.** Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung Nr. 4, 1923.

Heller stellt die Frage: „Was wird eigentlich aus diesen Kindern mit sog. Erbsyphilis; entwickeln sie sich zu brauchbaren Menschen, die geeignet sind, den Kampf mit dem Leben zu führen oder stellen sie, krank und ungeeignet, ihren Platz in der unter der Last der Nachkriegsverhältnisse gebeugten Bevölkerung auszufüllen eine weitere Belastung unserer schon über die Tragfähigkeit hinaus beschwerten Volkswirtschaft dar? wäre es für sie und die Gesamtheit besser gewesen, wenn sie nie erzeugt oder nie geboren wären?" Nach einer eingehenden Besprechung der Unterfragen über die Häufigkeit der Syphilis als Ursache nicht lebensfähiger Früchte, die Anzahl lebensfähiger syphilitischer Kinder, das Schicksal unbehandelter gegenüber behandelter kongenital syphilitischer Kinder, kommt H. zu folgendem Schluß: Auf Grund neuerer Untersuchungen erscheint das Schicksal kongenital syphilitischer Kinder stark abhängig von der hygienischen Pflege und der ärztlichen Therapie. Daher lehnt er die Syphilis der Eltern als Indikation zur Fruchtabtötung ab. Im Anschluß daran macht H. einige sehr treffende Bemerkungen über die Irrtümer der modernen Eugenik, die mit einer Bevorzugung der Qualität vor der Quantität bisher keine brauchbaren und gefahrlosen Wege zur Hochzucht zeigen konnte.

Finkenrath.



7) Nissen, R.: **Sozialpathologische Fragen im Lichte der Parabioseforschung.** Zentralblatt für Gynäkologie, 1923. No. 1.

Bei Parabioseversuchen an Ratten fanden die Verf. u. a. bei Zusammenkoppelung von trächtigem und nichtträchtigem Weibchen bei dem nichttragenden Partner in den Corpora lutea starke Lipoidansammlung; die Corpora lutea werden hier zu Corpora lutea graviditatis. (Also offenbar hormonale Beeinflussung der Corp. lut. des nichtträchtigen Parabionten durch den Fötus oder die Placenta des trächtigen. Ref.). Ferner ist erwähnenswert, daß in den Versuchen in allen Fällen Degeneration des generativen Anteils der Keimdrüsen und Wucherung der interstitiellen Zellen auftrat, gleichgültig ob Männchen und Weibchen, oder Männchen und Männchen, oder Weibchen und Weibchen zusammengekoppelt wurden, daß diese also nicht durch die antagonistische Wirkung der Sexualhormone zustandegekommen sein kann. Da ferner parallel mit der erwähnten Hypertrophie der Zwischenzellen Atrophie des Uterus und allgemeiner Marasmus bestand, sprechen die Versuche in gewisser Hinsicht gegen Steinachs Pubertätsdrüsenlehre.

B. Slotopolsky.

8) Jones, E. E.: **Die vererbungswissenschaftliche Bedeutung des intrauterinen Geschlechtsverhältnisses bei den Katzen.** Journ. of Heredity Bd. 13, S. 237, 1922/23.

Verf. untersuchte die 653 Embryonen von 148 trächtigen Katzen. Nur selten fand er Abnormitäten (Vielfingrigkeit, Eierstockszysten, Teratome). Das Geschlechtsverhältnis betrug bei 613 Embryonen 122 F 8. Ein Vergleich mit dem Geschlechtsverhältnis der Geborenen wäre sehr interessant, da man daraus ein verschiedenes intrauterines Absterben der Geschlechter erkennen könnte; das Geschlechtsverhältnis unter den Geborenen ist aber bei den Katzen nicht bekannt. Verf. verglich weiterhin die Würfe der weißen mit denen der nicht-weißen Katzen. Es zeigte sich, daß die Zahl der abgestorbenen Embryonen im Uterus der weißen Katzen etwas größer war als bei den nicht-weißen. Es ist deshalb bis zu gewissem Grade wahrscheinlich, daß die Erbanlage für Weiß in manchen Fällen mit einer letalen Funktion behaftet ist. Siemens.

9) Hieronymi, E.: **Die zyklischen Vorgänge im Genitale des weiblichen Säugetieres.** Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. Bd. LXIII, 1923.

Die Unterschiede zwischen tierischer Brunst und menschlicher Menstruation sind nur quantitativ. Eine Verschiebung hat nur insofern stattgefunden, als beim Tier der Gipfelpunkt der äußeren Symptome in die Zeit der Ovulation oder auf die Brunst fällt; beim Menschen dagegen ist der Abbau der Uterusschleimhaut, die Menstruation, das klinisch auffälligste Symptom. Während die Brunstblutung am Anfange der Schleimhautentwicklung des Uterus steht, beendet die Menstruationsbildung den Abbau der Schleimhaut. Max Marcuse.

10) Vidoni, Giuseppe: **Die „Unreinheit“ der Frau.** Quaderni di psychiatria IX, Nr. 11/12. 1922.

In dieser aus dem Laboratorium der strafrechtlichen Anthropologie in Genua stammenden psychologischen Skizze über die Menstruation nimmt der Autor Stellung zum Volksglauben an die Giftwirkung der Frau während der Regel, wie sie u. a. auch neuerdings durch Schick und Havelock Ellis unter der Form einer Gefährdung der Vegetation und der Nahrungsmittel vertreten wird. Er verbreitet sich ausführlich über die physiologische und pathologische Symptomatologie der monatlichen Reinigung und führt besonders ihre Zusammenhänge mit der inneren Sekretion ins Feld. Unter eindringlicher Verweisung auf die Einwirkung der Menses auf das Nervensystem, die Psyche, Intelligenz, Verantwortlichkeit und verbrecherische Neigung beanstandet er die Berechtigung einer schlichten Ablehnung der in Frage stehenden Beziehungen als reinen Aberglaubens und willkürlicher Phantasie. Auch die asthmatogene Wirkung des Blütenstaubes bei spezifisch Empfänglichen wird herangezogen. Jedenfalls sei ein gewisser wahrer Kern nicht von der Hand zu weisen. Birgt auch die Abhandlung keine strikten Beweise und viel Bekanntes, so lohnt sich doch eine Kenntnisnahme von den anregenden Erörterungen zumal im Lichte der Endokrinie. Fürbringer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band | Februar 1924 | 11. Heft

Der Einfluß der Unterernährung auf die Verrichtungen des weiblichen Körpers.

Von Dr. S. Weißenberg
in Elisabethgrad (Ukraine).

Die russische Hungersnot der Jahre 1921—1922, die auch die Ukraine nicht verschont hat, führte zu den verschiedenartigsten biotischen Erscheinungen, von denen die am weiblichen Organismus nicht zu unterschätzen sind.

Das große, von der Natur selbst angestellte Experiment, ließ sich leider nicht genau studieren, da es nicht immer möglich war, seine Wirkungen nach den einzelnen Komponenten zu zergliedern. Was speziell die Frau anbelangt, so sind außer dem Hunger noch die rein psychischen Faktoren zu berücksichtigen, wie Kummer um die Geliebten, Angst um bevorstehende Schwangerschaft und Familienvermehrung, Zwistigkeiten wegen Arbeitsunfähigkeit u. dgl. Außerdem treten noch verschiedene rein soziale Momente hinzu, die viele Frauen um ihren sonst gewohnten Lebenskomfort gebracht haben, indem nicht nur die Bemittelten zur Arbeit überhaupt, sondern auch die Unbemittelten zu viel größerer körperlicher Anstrengung gezwungen wurden als sonst, da der Hunger jede fremde Dienstleistung aus Mangel an Ernährung gebieterisch zu vermeiden veranlaßte. Dies ist vielleicht die Ursache davon, daß verschiedene Autoren zu verschiedenen Erklärungsmöglichkeiten der beobachteten Erscheinungen ihre Zuflucht nahmen, indem was einer z. B. als reine Folge des Hungers, der andere als solche der Überanstrengung bezeichnete.

In der Absicht, im folgenden bloß einen beiläufigen Beitrag zu den hier gestellten Fragen zu liefern, will ich nur das schildern, was ich selbst beobachtet habe, und auch vom eigenen Standpunkte aus beleuchten. Ich möchte somit nicht nur jede Kontroverse, sogar auch jeden Literaturnachweis vermeiden, um so mehr als ich hoffen will, daß eine monographische Bearbeitung des Gegenstandes nicht lange auf sich warten lassen wird.

Was zuerst bei den längere Zeit hungernden Frauen in die Augen fällt, ist die Veränderung der allgemeinen Konfiguration ihres Körpers. Die Abrundung der weiblichen Formen verdankt bekanntlich ihre Entstehung dem reichen Fettgehalt des Unterhautzellzellgewebes, das alle Muskelunebenheiten, Sehnenvorsprünge und Knochenhöcker zudeckt und nivelliert. Selbstverständlich ist es deshalb, daß längerer Hungerzustand, der alles



Fett verzehrt, zur Entblößung eben jener sonst verborgenen Teile führt, wodurch die Körpergestaltung mehr männlichen Charakter gewinnt. Die Fettverminderung führt außerdem zur Faltenbildung der Haut, die auch, wohl infolge einigen Verlustes an Elastizität, Runzeln bildet, was dem Körper ein greisenhaftes Aussehen verleiht und somit wiederum beide Geschlechter dem Aussehen nach aneinander nähert, da im höheren Alter bekanntlich die sekundären Geschlechtsverschiedenheiten sich fast bis zu völligem Verschwinden vermindern. Die Annäherung geht noch weiter in jenen Fällen, wo am Gesicht sowie an anderen sonst unbehaarten Körperteilen mehr oder weniger feinere Härchen hervorsprießen. Auch leidet die gesamte Gliederung des Körpers, indem die spezifisch weiblichen Proportionen durch die Nachgiebigkeit der Bänder und Zwischenwirbelscheiben verloren gehen. Auch diese Veränderungen, die nur bei hochgradiger Inanition auftreten, sind dem Greisenalter eigentümlich. Chronische Unterernährung liefert somit in mancher Beziehung das Bild des frühzeitigen Alterns (senilitas praecox), das seinerseits zu mehr oder weniger ausgesprochener Verwischung der sekundären Geschlechtscharaktere führt. Letzteres fiel besonders in jenen Fällen auf, wo auch die Kleidung aus Mangel an solcher keine auffallenden sexuellen Unterschiede aufwies und die Stimme männlichen Klang hatte.

Was die einzelnen Körperteile anbelangt, so verliert das runzelige, schnurbärtige Gesicht manchmal gänzlich seinen weiblichen Charakter, was auch vom Halse zu sagen ist, an dem der Adamsapfel mehr männlich hervorspringt, wohl nicht nur infolge des Fettschwundes, sondern vielleicht auch aus einiger Atrophie der Schilddrüse. Die Brüste strotzen nicht über dem Brustkasten, sondern hängen als zwei leere Taschen schlaff herunter. Die welke vordere Bauchwand bildet große Falten und läßt die Eingeweide nicht nur mit der Hand durchtasten, sondern bei gesteigerter Peristaltik auch förmlich durchschauen. Die auch in unseren Breiten für viele Frauen charakteristische Fettansammlung in der Steißgegend, Steatopygie, verschwindet, wie alles andere Fett. Die Beine endlich, die sonst bei den Frauen eng aneinanderliegen, besonders im Oberschenkelgebiet, lassen, einzig und allein infolge des Fettschwundes, einen breiten Spalt zwischen sich erkennen, der in der Gegend der Geschlechtsteile besonders weit klafft. Damit werden die kleinen Schamlippen hottentottenschürzenartig sichtbar, welches Bild noch dadurch verstärkt wird, daß die großen Schamlippen vollkommen atrophisch erscheinen [1]).

Der Fettschwund ist aber selbstverständlich keine Teilerscheinung, auf das Unterhautzellgewebe beschränkt, sondern eine allgemeine. Es schwindet somit auch das Fett der inneren Organe und ihrer Umgebung, was in vielen Fällen schwere Folgen hat. Dabei scheint aber nicht nur der Fettschwund allein, sondern auch die daraus resultierende herabgesetzte Elastizität der verschiedenen die

[1]) Ließe sich nicht die entsprechende Bildung bei den ausgehungerten Hottentotten ähnlich deuten? Diese Frage stieg in mir auf nach Betrachtung mir zugänglicher Abbildungen.



inneren Organe stützenden und festhaltenden Bandappaza zu wirken. Der schon an und für sich, besonders aber nach mehrfachen Geburten infolge fast konstant hinzutretender Nachgiebigkeit der Bauchdecken, bei der Frau auftretenden größeren Verschieblichkeit der einzelnen Bauchorgane ist in obigen Verhältnissen ein Faktor gegeben, der zur bedeutenden Steigerung der Erscheinungen geführt hat. Und wirklich traten während der Hungerperiode die verschiedenen Senkungen und Vorfälle fast epidemisch auf. Abgesehen von Klagen, die auf Wanderniere und Wandermilz, sowie auf Senkungen der verschiedenen Gedärmteile schließen ließen, handelte es sich hauptsächlich um Vorfälle der Gebärmutter, die ihrem Grade nach die gewöhnlichen überstiegen. Bei Beurteilung dieser Fälle ist aber auch die, wie eingangs erwähnt, für viele Frauen ungewohnte physische Arbeit in Betracht zu ziehen, die die Gebärmutter durch die infolge des Elastizitätsverlustes schlaffe und weite Scheide herausdrängte. Bemerkenswert ist, daß manche Frau selbst den Zusammenhang zwischen anstrengender Arbeit und Vorfall bemerkt hat und die Aufmerksamkeit des Arztes darauf lenkte. Auch ist in manchen Fällen mit der massenhaften, aber schwerverdaulichen pflanzlichen Ersatznahrung zu rechnen, die zu Verstopfungen und schwierigen Darmentleerungen führte. Diese ihrerseits verstärkten nicht nur die Gebärmuttervorfälle, sondern hatten auch Mastdarmvorfälle zur Folge. In dieses Gebiet sind auch die häufig beobachteten Brüche, besonders die Leisten- und Nabelbrüche zu zählen, die ihrerseits Folge der Durchpressung der Gedärme durch die erweiterten natürlichen Ringe sind.

Das Hungern führt auch bekanntlich zu einem, dem hier geschilderten atrophischen Zustande entgegengesetzten Bild, das mit Ödemen verbunden ist. Diese Ödemkrankheit bleibt hier unberücksichtigt, da sie keine sexuellen Besonderheiten bietet.

Das auffallendste und besonders die Frauen am meisten beunruhigende Symptom bei ungenügender Ernährung ist der Ausfall der Menstruation. Die Häufigkeit seines Auftretens, wie auch seine Dauer lassen sich nicht genau feststellen, um so mehr als der Ausfall, wie es scheint, nicht direkt mit dem Grade des Hungerns zusammenfällt, sondern auch individuell beeinflußt wird. So menstruierten hoch abgemagerte Frauen nicht selten noch mehr oder weniger regelmäßig, während zeitgemäß gut genährte Frauen über Ausbleiben der Menstruation seit mehreren Monaten klagten. Besonders häufig und dauerhaft war die Amenorrhöe in jenen Fällen, wo außer der Unterernährung noch andere den Körper erschöpfende Momente hinzutraten, wie z. B. das Stillen, Überanstrengung, Kälte u. dgl., geschweige denn längeres Kranksein oder akute Fieber, die auch ohnehin zu Amenorrhöe führen. Manche sind der Ansicht, daß die Unterernährung mit diesem Zustande eigentlich nichts zu tun habe und daß die Amenorrhöe eher ein Ausfluß psychischer Einwirkungen sei, wie Kummer, Sorge und verschiedenartige Erschütterungen des Nervensystems, die für eine solche Zeit wohl unausbleiblich sind. Ohne den Einfluß solcher Faktoren negieren zu wollen,



möchte ich aber hier der für mich mehr überzeugenden Behauptung der meisten Frauen den ersten Platz einräumen, indem diese auf eine entsprechende Frage fast immer aussagten: „Die Regel hörte mit dem Einsetzen der schlechten Ernährung auf." Und wirklich, sobald die Ernährung besser wurde, setzte auch die Regel wieder ein. Aber nicht nur diese rein subjektive, sondern auch die objektive Erfahrung spricht für diesen Zusammenhang, was wohl daraus zu schließen ist, daß weder der Weltkrieg noch die Revolution, die doch beide genug nervenerregende Elemente in sich bargen, zu einer merklichen Anhäufung der Amenorrhöe geführt haben, die aber gleich mit dem für die Ukraine verhältnismäßig spätem Einsetzen des Hungers festgestellt wurde. Auch wollten manche den Ausfall der Regel mit der während unserer, besonders für den Männerteil so beweglichen Zeit wohl anzunehmenden Einschränkung des regelmäßigen Geschlechtsverkehrs in Verbindung setzen, dagegen spricht aber die Tatsache, daß Mädchen im allgemeinen nicht weniger an Amenorrhöe gelitten haben, als Frauen.

Bemerkenswert ist, daß auch längeres, bis zu zwei Jahren dauerndes Ausbleiben der Regel fast symptomlos verlief, ausgenommen seltene Klagen über geringe Leib- oder Kreuzschmerzen zur Zeit der zu erwartenden Menstruation. Die für das höhere Alter charakteristischen Ausfallserscheinungen wurden somit nicht beobachtet. Nebenbei möchte ich die Theorie der Eierstockwirkung kurz streifen. Einerseits steht jetzt fest, daß die Ovulation von der Menstruation unabhängig ist, andererseits ist aber letztere an eine gewisse Funktion des Eierstocks gebunden, indem es ohne diesen keine Menstruation gibt. Weiter ist an die eben konstatierte Tatsache zu erinnern, wonach die Amenorrhöe nicht immer mit der Inanition parallel geht und endlich, daß es Amenorrhöen ohne und mit Ausfallserscheinungen gibt. Wird alles dies berücksichtigt, so muß zugelassen werden, daß die Wirkung des Eierstocks eine höchst verschiedenartige sein und er je nach seiner Ernährung, sowie seinem Zustande verschiedene Hormone liefern muß. So führt seine vollständige Atrophie im höheren Alter sowie seine operative Entfernung zu identischen Folgen, die durch mehr oder weniger intensive Ausfallserscheinungen charakterisiert sind. Dagegen spricht das Ausbleiben eben dieser Erscheinungen bei der Inanitions- oder Laktationsamenorrhöe dafür, daß in diesen Fällen entweder ein anderes Hormon oder eine veränderte Wirkung desselben Hormons auftritt. Eine langdauernde Amenorrhöe bei verhältnismäßig guter Ernährung spricht weiter dafür, daß beim Mangel gewisser Nährstoffe die Erzeugung der Hormone gestört wird. Alle diese physiologischen Erscheinungen müssen selbstverständlich eine anatomische Grundlage haben, die aber aufzudecken es einstweilen noch nicht gelang, obgleich es nicht an zufälligen Eierstockentfernungen bei interkurrenten Krankheiten gefehlt hat.

Wir berühren somit die anatomischen Befunde bei der Inanitionsamenorrhöe. Was diese anbelangt, so kann ich nur aussagen, was ich auf dem Wege der Palpation gefunden habe. Obgleich seltsam, aber die genaueste Untersuchung in vielen Fällen



gibt mir das Recht zu behaupten, daß der Zustand der Gebärmutter und Eierstöcke oft ein ganz normaler war, was ihre Größe, Konsistenz und Schmerzhaftigkeit anbelangt. In den meisten Fällen wurden jedoch Veränderungen festgestellt, die der Laktationsamenorrhöe eigentümlich sind, nämlich eine starke Verkleinerung der Gebärmutter nach allen Dimensionen, wie es für deren Hyperinvolution charakteristisch ist, vergesellschaftet mit einer ebensolchen der Eierstöcke bis zu deren gänzlicher Untastbarkeit. Bei besserer Ernährung erfolgte aber die Regeneration prompt, und mir ist kein Fall bekannt, wo die Inanitionsamenorrhöe in frühzeitige Menopause ausartete. Auch wurde hier, wiederum der Laktationsamenorrhöe entsprechend, die Konzeptionsfähigkeit mancher Frau nicht gestört, und hauptsächlich war es auch eigentlich die Konzeptionsangst, die die meisten Frauen mit Inanitionsamenorrhöe, wenigstens zur ersten Zeit ihres Auftretens, zum Arzt führte.

Biotisch und sozial gleich wichtig ist die Frage über das Verhalten des Geschlechtstriebes während der Unterernährung. Da aber dieser Trieb von vielen Agenten physischer, psychischer und sozialer Natur abhängig ist, die sich leider in ihre einzelnen Komponenten nicht zerlegen lassen, so stößt seine Erforschung auf große Widerstände, die wohl kaum je überwunden werden können. Die Frage läßt sich jedenfalls einstweilen nur aprioristisch aus rein logischen Gründen beantworten, und diese sprechen entschieden dafür, daß der Geschlechtstrieb zur Zeit des Hungers stärker als sonst hervortrat. Jedenfalls sind dabei auch jene Faktoren, die die Revolution mit sich gebracht hat, nicht ganz aus dem Auge zu lassen, wie z. B. die engere Gemeinschaft der Geschlechter, mit der Schule beginnend bis zu den durch der Familie gänzlich Fremde überfüllten Wohnungen, wo alles ungeniert vor sich geht; der freie Zutritt der Frau zu allen Berufen und sogar in die Kaserne; die Predigung der freien Liebe in ihrem schlimmsten Sinne u. dgl. Alle diese Faktoren führten unvermeidlich nicht nur zu einer Umwertung der Moral, sondern auch zu einer Steigerung des Geschlechtstriebes, dem keine Zügel mehr angelegt wurden. Aber dessen ungeachtet scheint auch die Unterernährung an und für sich zu einer solchen zu führen, was schon durch den bloßen Hinweis auf den größeren Kindersegen der ärmeren Schichten bewiesen wird. Diese vielleicht schon banal gewordene, aber dadurch dennoch nicht beseitigte Begründung, läßt sich auch nicht durch die Behauptung entkräften, daß die höheren Schichten in den Kulturforderungen eine Ablenkung für jenen Trieb haben; denn die ärmeren Schichten sollten doch noch eher eine solche in der ermüdenden und erschöpfenden Arbeit finden. Aber letztere scheint umgekehrt gerade anspornend zu wirken, da die ärmeren Leute, wenigstens nach ihrer eigenen Aussage, im Geschlechtsverkehr das einzige Vergnügen suchen und finden. Es ist vielleicht zu vermuten, daß die Unterernährung zu einer Koordinationsstörung in der Wirkung der Inkretionsdrüsen führt, wobei die Geschlechtsdrüsen zu gesteigerter Tätigkeit gelangen. Zur Bekräftigung meiner Ansicht möchte ich mit einem Literaturbeispiel schließen. Diejenigen, die Zolas Roman „Germinal“ gelesen haben,

erinnern sich wohl der ergreifenden Szene, wo von den drei im Kohlenschacht verschütteten Menschen die beiden Nebenbuhler ihren gegenseitigen Haß nicht vergessen, der eine den anderen tötet, um das geliebte Mädchen endlich sein nennen zu dürfen, und das alles zur Zeit, als alle dem Hungertode nahe sind und das Mädchen nach den Liebesumarmungen auch wirklich stirbt. Berücksichtigt man, daß Zola seinen Romanen „menschliche Dokumente" zugrunde legte, so gewinnt diese Szene in der uns interessierenden Frage eine gewisse Bedeutung. Auch möchte ich in diesem Zusammenhang an den Erotismus der Schwindsüchtigen erinnern.

Wenn das eben Gesagte beide Geschlechter anbelangt, so möchte ich auch Tatsachen anführen, die sich nur auf das weibliche Geschlecht beziehen. Wie ist es zu erklären, daß gerade zur Hungerszeit viele Frauen ihre Männer, besonders während deren Abwesenheit, verließen, um mit anderen offen oder geheim anzuknüpfen? Wie ist es weiter zu erklären, daß Mädchen aus den besten Familien, manchmal noch in unreifem Alter, alles aufgeben, um mit einem Kommissär durchzugehen, der in jedweder Beziehung tiefer steht? Ich gebe übrigens zu, daß meine Behauptung auf Widerspruch geraten wird und daß die geschilderten Erscheinungen vielleicht auch eine andere Deutung zulassen. Kaum jemand wird aber darauf bestehen, daß der Geschlechtstrieb zur Hungerzeit, wie es sich eigentlich mehr ziemen sollte, vermindert war, abgesehen selbstverständlich von jenen Fällen, wo der Hunger zur Stupidität geführt hat.

Wie steht es nun mit der Konzeptionsfähigkeit? Auch diese hat, wenigstens was meine Beobachtungen anbelangt, nicht abgenommen. Und warum sollte sie auch abnehmen, da der Geschlechtstrieb nicht abgenommen hat, was zur Verehelichung in jüngeren Jahrgängen führte, und die oben geschilderte Amenorrhöe erstens nicht allgemein war und zweitens in vielen Fällen die Konzeption nicht verhinderte. Wo verminderte Konzeption festgestellt wurde, handelte es sich wohl um andere Erscheinungen, wie z. B. um zeitweisen Abzug der Männer nach weniger hungernden Provinzen. Daß dem Hungern in dieser Beziehung eine gewisse Rolle zuzuschreiben ist, in dem es vielleicht zur Umstimmung der Geschlechtsorgane führt, läßt sich daraus schließen, daß Konzeption nach jahrzehntelanger Sterilität, und zwar schon in höherem Alter keine Seltenheit war. Diese Fälle betrafen hauptsächlich Frauen der reicheren Stände, weshalb vielleicht anzunehmen ist, daß deren unrationelle, übermäßige und gewürzreiche Nahrung vielleicht einige Schuld an deren relativer Sterilität trägt. Die Zahl der Schwängerungen hat somit kaum abgenommen, dagegen jene der Schwangerschaften, denen in der künstlichen Fruchtabtreibung ein mächtiger Feind erwachsen ist.

Der Schwangerschaftsverlauf war der übliche. Im besonderen ließ sich keine höhere Neigung zu natürlichen Fehlgeburten feststellen. Anstrengende Arbeit und psychische Insulte scheinen somit nicht jenen schädlichen Einfluß auf die Schwanger-



schaft auszuüben, hauptsächlich im Sinne ihrer Unterbrechung, wie es die herrschende Meinung gelten lassen will, falls sie selbstverständlich nicht über die Kraft reichen. Bemerkenswert ist die fast allseitig und allerorten festgestellte Verminderung der Eklampsie während der Hungerzeit, was entschieden dafür spricht, daß diese hauptsächlich alimentären Ursprungs und somit Folge der unvernünftigen Ernährung während der Schwangerschaft ist.

Was den Geburtsverlauf anbelangt, so zeigte auch dieser keine Ablenkungen von der Norm. Die Meinung, daß durch knappe Diät, das Wachstum des Kindes aufgehalten und dadurch die Geburt bei engem Becken z. B. erleichtert werden kann, scheint somit irrig zu sein. Es ließ sich jedenfalls in der Entwickelung der Neugeborenen, was speziell ihr Gewicht betrifft, keine nennenswerte Verschlechterung feststellen. Die höchsten Grade der Inanition führten vielleicht doch zu einiger Geburtsverlängerung sowie Gewichtsabnahme der Neugeborenen, was jedoch ganz natürlich ist und mit dem Kräfteverfall der Mutter zusammenhängt.

In der Geschlechtsverteilung der Neugeborenen ließ sich ein Prävalieren eines bestimmten Geschlechts nicht feststellen.

Theoretisch sollte eine schlecht genährte Mutter eine schlechte Amme sein. Praktisch war dem aber nicht so, indem das Stillgeschäft ganz gewöhnlich vor sich ging. Die Natur scheint somit gewissermaßen zweckmäßig zu verfahren, indem sie weder die Frucht noch den Neugeborenen an der Unterernährung der Mutter teilnehmen läßt, was aber nur bis zu einem gewissen Grade richtig ist. Die Säfte der Mutter werden hauptsächlich zum Aufwachsen des Kindes verbraucht, wobei die Mutter selbst sich bloß von den Rückständen nährt. Erreicht aber die Inanition eine gewisse Stufe, dann leidet das Kind mehr als die Mutter, indem die Milchbereitung aufhört. Die Dauer des Stillens ist deshalb von dem Grade der Inanition abhängig: je größer die mütterliche Erschöpfung, desto kürzer das Stillen.

Die Beobachtungen während der Hungerzeit haben uns somit manches gelehrt, was wir auch während der normalen Zeit verwenden können. Erstens läßt die größere Vulnerabilität der Frau ihre Bezeichnung als „schwaches Geschlecht" wohl rechtfertigen. Diese Tatsache, verbunden mit der möglichen Übertragung ihrer Schwäche auf die Nachkommenschaft, fordert zweitens im Interesse der Familie und Gesellschaft ein besonderes aufmerksames Verhalten der Frau gegenüber, und zwar hauptsächlich zur Zeit der Gestationsperiode, welches Verhalten während einer Volksnot noch verstärkt werden muß.



Sexuelle Anschauungen und Sitten des Mittelalters.

Von Studienrat Gustav Jung
in Frankenberg i. Sa.

Durch die wechselseitigen Beziehungen zwischen Germanentum und Römertum, durch das Zusammentreffen der jungen sittlichen Kraft mit einer hochentwickelten Kultur ward der Grund vorbereitet, aus dem die Formen der mittelalterlichen Liebe emporblühten; insbesondere kam durch diese Vermischung in die Auffassung der beiden Geschlechter das Element der huldigenden Frauenliebe, die später das Mittelalter kennzeichnet.

Die typischen Sittlichkeitsbegriffe der Germanen, die sich in erstaunlichem Maße dauerhaft gezeigt hatten, konnten in manchen Gegenden den Vergiftungen durch die Ausschreitungen des Südens nicht standhalten. So ergaben sich z. B. die Vandalen den prickelnden Verführungen der römischen Überkultur vollständig, um in ihnen zugrunde zu gehen.

Nach bestimmten Überlieferungen, die zuweilen mit Vorsicht aufzunehmen sind, fand bei den Germanen preisgegebene Jungfräulichkeit keine Vergebung, und die hohe Wertschätzung ungebrochenen Magdtums, die übrigens zuweilen auf ganz materiellen Faktoren beruhte, findet beredten Ausdruck in den rechtlichen Bestimmungen.

Die Volksgesetze richten sich wohl nach der Lehnsstufe; jedenfalls bewerten sie das fruchtbare Weib besonders hoch. Nach ältestem norwegischen Rechte tritt ein Verlust alles Erbes für die Töchter ein, die der Unkeuschheit bezichtigt wurden. Nach dem Schwabenspiegel verwirkte unter gleichen Umständen ein Mädchen unter fünfundzwanzig Jahren Vater- und Muttererbe; später konnte es, wie auch der Sachsenspiegel meinte, nur seine Ehre einbüßen.

In skandinavischen Ländern war es sogar verpönt, ein Liebeslied auf die Mädchen zu machen.

Schwere Sühne fand gewaltsame Entführung, der Frauenraub. Nach dem westgotischen Gesetze büßte der Entführer nur sein halbes Vermögen, falls die Geraubte ungeschändet entfloh; hatte er aber seinen Willen durchgesetzt, so bekam er öffentlich zweihundert Hiebe und wurde beständiger Sklave der Entehrten. Erklärte sich das Weib bereit, den Räuber zu heiraten, so waren beide des Todes schuldig; flohen sie zu einer Kirche oder zum Bischof, so wurde ihnen allerdings das Leben geschenkt, allein ihre Ehe war ungültig, und sie sanken zu Hörigen der Eltern des Weibes herab. Strenge Strafe traf die Brüder des Weibes, falls sie um die Tat wußten.

Römische Quellen aus dem 4. und 5. Jahrhundert erzählen uns, daß die Germanen keine Dirnen unter sich duldeten. Die Sittenstrenge nordischer Völker beweist auch Bonifaz, der erzählt, daß bei den Sachsen ein gefallenes Mädchen gezwungen ward, sich selbst zu hängen. Über dem Scheiterhaufen der Toten wurde dann der Verführer aufgehängt.



Nach dem Berichte des Neokarus wurde bei den Dithmarschen ein gefallenes Mädchen von den Verwandten zuweilen sogar getötet. Jedenfalls wagte niemand, es für Geld und Gut zu heiraten.

In den wilden Zeiten der Merowinger schritten die Frauen mitunter zum äußersten, um ihre Reinheit zu retten. Wenn das Vergehen an einer Jungfrau schwere Ahndung erfuhr, so galt der Fall noch schwerer, wenn es sich um eine Verlobte handelte. In diesem Falle mußte dem Bräutigam noch eine Buße gezahlt werden.

Die Strafe der Landesverweisung traf nach nordischem Gesetz den Verlober, wenn er wissentlich ein schwangeres Mädchen verlobt hatte.

Falls die Braut nach der Verlobung von einem anderen schwanger wurde, so mußte es der Vormund dem Bräutigam sofort, wie er es erfahren hatte, anzeigen. Wollte dieser nicht zurücktreten, so wurde er als Urheber der Schwangerschaft angeklagt und hatte dem Verlober die gesetzliche Buße für Unzucht mit dessen Mündel zu erlegen, während in entgegengesetztem Falle der Bräutigam die Buße empfing. Aus der Abfassung dieses Gesetzes geht deutlich das Bestreben hervor, die Sünderin möglichst hart zu strafen oder vielleicht, falls er ein Mann von so lauer Moral war, die Untreue zu vergessen, diese für den nationalen Charakter entehrende Handlung zu verdecken.

Übrigens war auch ein geschlechtlicher Verkehr zwischen den Verlobten verpönt, und für den vorzeitigen Beischlaf erhielt der Verlober Buße. Ein keusches Beisammenschlafen der Verlobten wird öfters erwähnt. Man pflegte wohl ein nacktes Schwert dazwischen zu legen, wie denn auch auf diese Weise Siegfried bei Brunhild ruhte.

Erwiesene Untreue der Braut fand strenge Ahndung, die teils im Tode bestand. Noch strenger sah man natürlich die Verhältnisse an, falls die Heirat bereits stattgefunden hatte.

Daß in der Vorzeit Blutschande im geschlechtlichen Verkehr unvermeidlich war, ist erwiesen, und bei den heidnischen Germanen waren wohl alle Ehen, außer denen zwischen Eltern und Kindern, gestattet, bis allmählich das Verbot der Verwandtenehen mehr und mehr aufkam; denn es waren Ehen mit der Stiefmutter, der Bruderwitwe, der Schwester der früheren Frau, mit dem Geschwisterkinde üblich. Aus solchen Verbindungen mußten ja mitunter allerlei Zwiespältigkeiten, Sittenverfehlungen nach unseren Begriffen entspringen.

Manche Quellen überliefern uns jedoch auch Belege von Sittsamkeit, Keuschheit und Schamhaftigkeit.

Allen Schmuck legte wohl die gewaltsam Entehrte ab, kleidete sich in schlechte, schmutzige Gewänder, unterließ Waschen und Salben und schlief auf nackter Erde.

Bei den Longobarden galt es für die größte Schande, wenn ein fremder Mann die bloßen Füße eines Weibes erblickte.

Wenn auch durch den gewaltigsten Merowingerherrscher Chlodwig die Aufgabe christlicher Mission in Germanien übernommen wurde, so waren doch die Zeiten wilder Gewalt, die sittliche Entfaltung der fränkischen Dynastie nicht dazu geeignet, die Moral zu



heben. Bereits zur Zeit, als die Monogamie sich zur vollen Geltung durchrang, bildeten die Fürsten aus politischen Gründen eine Ausnahme, wie das Beispiel Ariovists bewies.

Wie sich z. B. bei den Schweden die Vielweiberei ziemlich lange erhielt, so ist sie bei der Dynastie der Merowinger, wie überhaupt bei den vornehmen Franken deutlich nachzuweisen. Die Sittenlosigkeit, die Vielweiberei der Merowinger — eine Sitte, die übrigens auch bei den Westgoten bestand — artete immer mehr aus. Die ganze Zeit trägt, wenn man den Quellen Glauben schenkt, am modernen Empfinden gemessen, den Stempel sittlicher Entartung. Nach den Überlieferungen waren z. B. Blutschande und Frauenraub an der Tagesordnung.

Von den Zeiten der Karolinger stand zu erwarten, daß Formen einer höher entwickelten Sittlichkeit ihr Ausdruck werden würde, daß die neuen Errungenschaften auch der Entwicklung des Weibes zukommen würden, dessen Wesen sich unter dem chaotischen Wirbel sittenloser Zeiten nur zu oft in die Niederungen allzu brutaler Sinnlichkeit verloren hatte. Ferner zeigten sich die Karolinger dem Eheleben der Merowinger abhold, immerhin griffen sie auf das Prinzip der altnationalen Fürstenehe zurück, das ja polygam war. Allerdings entfernte man sich allmählich von den mehr barbarisch anmutenden Formen und gewann nähere Fühlung mit dem christlichen Ehegesetz.

So weisen die Bestrebungen Karls des Großen wohl vorwärts, doch ein geschlechtlich freies Wesen knüpft mit einer ungebundenen Hofhaltung an ältere Gebräuche an. Und entwickelt sich Karls Eheleben in freien Formen, so macht sich in der Sitte der zahlreichen Töchter eine aus gleichen Quellen entspringende Ansicht geltend.

„Nie hat dem Deutschen in germanischer Urzeit," sagt Lamprecht im Anschluß hieran, „kühne Frauenliebe als verpönt gegolten, auch wenn ihr das rechtlich zwingende Band fehlte; Ehebruch und Vergewaltigung waren Begriffe, deren sittliche Konsequenzen man infolge des eigentümlichen rechtlichen Baues der Ehe nur gegenüber dem schwächeren Geschlechte zog. Vermutlich erlaubten es Reste solcher Anschauungen Karl dem Großen, dem Verkehr bevorzugter Edler mit seinen Töchtern eine Freiheit zu gestatten, die heute unbegreiflich erscheint."

Über die illegitimen Liebesbünde der ungemein schönen Kaisertöchter, die von Karl aufs zärtlichste geliebt wurden, ist uns Näheres überliefert.

Die Prinzessin Hruotrud, die dem griechischen Kaiser in politischer Fürsorge bestimmt war, gebar dem Grafen Rorich einen Sohn, mit Namen Hludwig. Karls zweite Tochter, Berta, schenkte dem schönen Abte Angilbert, der wie Einhard ein Schüler des berühmten Al Ruin war, zwei Söhne, Harnid und den Geschichtsschreiber Nithard, der dies selbst berichtet.

In das rege Leben der jeweiligen Residenz Karls mischten sich, von der in mancher Hinsicht freien Anschauungsweise begünstigt, Elemente, deren sittlicher Wandel berechtigtes Bedenken erregen konnte.



Besonders bei dem Nachfolger Karls, dem frommen Ludwig, scheint das Treiben zu Aachen, das von dem Gebaren der Fahrenden, leichtsinniger Dirnen und anderer unlauterer Erscheinungen charakterisiert wird, Ärgernis erregt zu haben.

Zumal empfand er wohl äußersten Verdruß über das freie Leben seiner Schwestern, die ihre Gewohnheiten nach dem Tode des Vaters Karl fortsetzten. Um die Flecken, die solch ungebundenes Walten der sinnlichen Kräfte notwendig hinterlassen mußte, zu tilgen, ließ er einige Personen, die sich durch „besonders greuliche Unzucht" vergangen haben sollen, in Haft bringen. Starke klerikale Einflüsse mögen einwirkend gewesen sein, daß die sinnlichen Aufwallungen Ludwigs, von denen die Jugendjahre Zeugnis ablegen, in geeignete Bahnen gelenkt wurden, und daß in der kaiserlichen Umgebung auf eine gewisse Wohlanständigkeit gesehen wurde.

Die Folgezeiten wurden von Intriguen aller Art gekennzeichnet, und ungerechte Anklagen, die man gegen Frauen schleuderte, sind keine Ausnahmen gewesen. Den Anschauungen entsprechend mußten sich die wegen unsittlicher Beziehungen Angeschuldigten durch ein Gottesurteil reinigen.

Wenn sich nun die Individualisierung der Persönlichkeit anzudeuten scheint, so liegt doch in der Ehe selbst die Herrengewalt in den Händen des Mannes. Zwar gebieten die Volksrechte eine gewisse formelle Ritterlichkeit den Frauen gegenüber, aber eheliche Treue erscheint nur als ein Erfordernis der Gattin. Das sittliche Leben dieser Zeit weist Übertreibungen der Gesinnung auf. Die ungezügelte Sinnlichkeit bemerkt im Weibe nur noch tierische Instinkte, beutet sie aus oder verabscheut sie. Von solchen Standpunkten sind natürlich die zeitgenössischen Überlieferungen aufzunehmen, so z. B. die Darstellungen damaliger Fürstinnen.

Wenn man überhaupt deren Gestalten nicht als Typen des Volkstums auffassen darf und man so manche schönfärberische Phrase eines rühmenden Hofhistoriographen ausscheiden muß, so gewähren die deutschen Verhältnisse immerhin einen erfreulichen Anblick im Vergleich zu denen Italiens.

„Nur auf das sinnliche Leben", schreibt Giesebrecht, „war man bedacht, auf Essen und Trinken, prunkende Schätze und schöne Weiber; alle höheren Güter der Menschheit, welche das Leben erst zum Leben machen, hatten für dieses ebenso verweichlichte als sittlich rohe Geschlecht ihren Wert verloren. Eine Weiberherrschaft entwickelte sich hier, wie sie die Welt nie wieder gesehen hat. Königreiche, Fürstentümer, Bistümer und Abteien hingen von dem Lächeln oder Schmollen vornehmer Buhlerinnen ab, ihre Lüste und Ränke entschieden das Wohl und Wehe des Volkes, an ihren Blicken hingen Könige und Ritter, Bischöfe und Priester. Die ganze Nation stürzte sich, als sei der ausgelassenste Geist des Altertums zurückgekehrt, in bachantischem Taumel von Sinnenlust in Sinnenlust. Während das Unglück die sittliche Kraft der Deutschen stärkte, nahm es den Italienern den letzten Rest von Mannhaftigkeit und Würde.

Nicht genug kann der gleiche Geschichtsschreiber Giesebrecht das schwelgerische, unsittliche Leben der Geistlichkeit tadeln, indem er auf die Schilderung des Bischofs Rather hindeutet.

Infolge der Heirat Ottos II. mit Theophano beginnen sich die griechischen Einflüsse zu mehren, und man hat vielleicht mit zu starkem Nachdruck der schönen Griechin, die aus ihrer Heimat



neuen Glanz und ungekannte Genüsse des Lebens dem sächsischen Lande zuführte, die Ausbreitung verderbter Sitten zugemessen.

Daß die Moral der Frauen eine gewisse Trübung erfahren habe, berichtet uns Thietmars Chronik, die ihnen Mangel an Schamhaftigkeit vorwirft.

Im Zeitalter der Ottonen entwickelte sich aus der strengen Befolgung der kirchlichen Sittenvorschriften bei einzelnen eine nervöse Spannung, die das als Regel ansah, was bei der Kirche als Ausnahme galt. Allerhand körperliche Pein galt ihnen als Verdienst, u. a. die Versagung geschlechtlicher Anwandlungen.

Mit Vorsicht muß man lesen, was der oben erwähnte Thietmar von den Zuständen im Reiche des Polen Boleslaw berichtet. Wer fremde Ehefrauen mißbrauchte oder sich sittlicher Verfehlungen schuldig machte, wurde auf die Marktbrücke geführt. Dort wurde ihm ein Nagel durch die Hoden geschlagen; dann legte man ein Schermesser neben ihm hin und ließ ihm die harte Wahl, sich zu verbluten oder sich durch Entmannung selbst zu befreien.

Das urgermanische Weib hatte beim Ableben ihres Gatten sich gleichfalls dem Tode geweiht, und diese Sitte, die fast selbstverständlich, aber immerhin doch freiwillig ausgeführt wurde, erscheint uns beinahe erhaben, wenn auch furchtbar. In manchen Gegenden Polens wurde dagegen jeder Frau, die den Mann verlor, das Haupt abgeschlagen. — Wurde eine Frau des Ehebruchs überführt, so pflegte man sie rings an ihren Genitalien zu beschneiden, und diese abgeschnittenen Stücke soll man an der Haustür aufgehängt haben.

Auch das trostlose Bild, das Thietmar mit Bezug auf deutsche Lande entwirft, wird man keinesfalls auf die Allgemeinheit anwenden können, wenn man auch die bedenklichen Momente kaum übersehen darf.

In den zerrütteten Zeiten Heinrichs IV., dessen leidenschaftlichem Wesen die Einflüsse Adalberts von Bremen Vorschub geleistet hatten, ist ein Verfall öffentlicher Sittlichkeit wohl zu begreifen.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts begann ein Umschwung der bestehenden Verhältnisse sich anzudeuten. Infolge der immer mehr um sich greifenden wirtschaftlichen Bewegung trat eine Verweltlichung ein, vor deren überhandnehmender, einflußreicher Verbreitung die kirchlichen Interessen schwinden mußten.

Die Kreuzzüge, zuerst im wesentlichen von Romanen, speziell Franzosen unternommen, gaben den deutschen Streitern hinreichende Gelegenheit, jene geistigen Strömungen inniger in sich aufzunehmen, deren Ausgangspunkt Frankreich und Spanien waren. Bereits früher waren von Frankreich mancherlei belebende Einflüsse in die deutsche Kultur übergegangen. Die Anschauungen spanischer Trobadores, südfranzösischer Troubadours und nordfranzösischer Trouvères hallten durch die Weisen der deutschen Minnesänger.

Auf romanischem Fundamente basiert ganz das sich nunmehr entwickelnde höfische Leben, und ganz aus romanisch-französischen Tendenzen entwickelt sich nun in eigenartiger Weise in romantischer Überspanntheit das allgemein in den Mittelpunkt tretende Minneleben mit seinen konventionell ausgeprägten Formen.



„Und doch," sagt Lamprecht, „nicht in der höheren Weihe des Waffenberufes allein beruhten alle Wünsche des Ritters: über sie hinaus gab es für ihn ein höchstes Ideal — die Frauenliebe. Die Minne ist das belebende Element der Zeit; sie steht im Mittelpunkte des Schicksals der höheren sozialen Schichten; sie erst gibt dem geistigen Leben ganzen Inhalt, volle Färbung, einzigen Charakter."

Der gesellige Verkehr hatte noch im 11. Jahrhundert im wesentlichen nur für Männer Bedeutung gehabt. Mit der neu erstarkenden Lebenslust, dem stärkeren Verlangen gesellschaftlichen Lebens trat auch die Frau zum ersten Male aus ihrer Abgeschlossenheit und ließ sich jetzt nicht mehr nur beim Kirchgang blicken.

Charakteristisch für die ursprünglich scharfe Trennung beider Geschlechter im ritterlichen Leben ist z. B. der Umstand, daß Siegfried bereits ein Jahr beim König Gunther weilte, ohne dessen Schwester Kriemhild gesehen zu haben. Auch jetzt tritt zunächst in das gesellige Leben nur die verheiratete Frau; dem Mädchen versagte es die Sitte.

Es ist klar, daß in einer solchen Zeit, die das Minneleben und damit das Weib in den Vordergrund stellte, sich die sexuellen Anschauungen in mancher Beziehung ändern mußten.

Die früheren Jahrhunderte hatten mit ihrer düsteren Askese wider das Fleisch angekämpft. Der Körper galt nur als die Hülle der unsterblichen Seele. Natürlich hatte dies nur Gültigkeit in der Theorie gewonnen. Mochten auch kirchliche Strömungen damals noch so sehr in den Vordergrund getreten sein, wider die Natur ließ sich mit Erfolg nicht ankämpfen.

Mit der Entwicklung des Minnelebens hatte sich, wie wir an einzelnen Momenten sehen werden, Wandel geschaffen.

Trotz aller Sentimentalität, allem Versenken in nervöse Stimmungen, brach sich die gesunde Sinnlichkeit wie immer und überall siegreich Bahn.

Das zeigt uns zunächst das physische Schönheitsideal, das sich vom Weibe bildete.

Da die relative Größe aller Maße mit Bezug auf die körperlichen Dimensionen des Menschen gebildet ist, so ergibt sich umgekehrt aus deren jeweiliger Offenbarung ein ganz bestimmtes Argument für menschliches Denken überhaupt.

Von welch hervorragender Bedeutung für die ganze blühende Entfaltung unserer Phantasietätigkeit das gesamte Wesen der Erotik sich darstellt, ist längst erwiesen.

Das Wesen der höfischen Zeit zeigt ein Ringen aus blutleeren Abstraktionen zum Begriff lebensfähiger Sinnlichkeit in seinen Frauengestalten. Wenn wir die Schilderungen Walthers von der Vogelweide oder anderer lesen, so treten uns im allgemeinen zartere, lieblichere Formen als in den späteren Zeitaltern entgegen. Durch solche Auffassung geleitet, finden wir bei Gottfried von Straßburg in seiner Schilderung Isoldens das Idealbild einer höfischen Jungfrau gezeichnet.

Überprüfen wir die Proben, wie die eines Dietrich von Glaz, in denen die Schönheit des Weibes geschildert wird, so kommt man zu einem Ergebnis: Mag die poetische Ausgestaltung und Verherr-



lichung je nach der Anlage des Dichters noch so reizvoll zu nennen sein, so ergibt sich doch aus allem, daß das Seelische mehr und mehr hinter dem minniglichen Leib der gepriesenen Schönen zurücktritt.

Man beschränkt sich nicht auf das leibliche Antlitz, den runden, weißen Busen, die schlanke Gestalt des Weibes, nein, ein tieferes Eingehen auf die körperliche Schönheit der Frau entwickelt sich. Die intimsten Reize werden gelegentlich mit starkem Nachdruck gepriesen.

Wie z. B. spätere Zeiten vielfach schwangere Frauen darstellten und in ihnen vielleicht nicht das für unseren ästhetischen Begriff Unschöne in solcher Form sahen, so rühmt man im Mittelalter Extremitäten, in denen sich die geschlechtliche Aktivität offenbart.

Sehr deutlich, sehr drastisch tritt das in dem Gedichte: „Der wîze rôsendorn" zutage, dessen Fabel allerdings in viel lasziverer Weise ein altfranzösisches Seitenstück hat. Unsere mittelhochdeutsche Erzählung ist im Verhältnis zu der zotenhaften französischen Darstellung immer noch derb naiv.

Infolge eines Streites trennen sich in dieser Fabel Jungfrau und Schoß; aber beide verschmähte man nun allenthalben, bis sie wieder vereinigt wurden.

So befremdend auf einen Unbefangenen die poetische Behandlung eines solchen Stoffes wirken muß, so liegt ihm doch eine tiefe Symbolik zugrunde, die das Wesen der Zeit, wenn nicht aller Zeiten, treffend zu erklären vermag.

Gesunde Strömungen betonen immer das zweckmäßig Schöne, also das Sinnliche stark, das die Geschlechtsmerkmale so kräftig wie möglich hervortreten läßt. So bahnen sich um diese Zeit schon die Stimmungen an, die sich bei der bis ins Einzelne gehenden Spezialisierung weiblicher Schönheit in späterer Zeit ausspricht. Das Weib ohne erotische Reize entbehrt für normales Empfinden der eigentlichen Schönheit und Anziehungskraft. Deshalb wird in der erwähnten Fabel die zum Liebesgenuß unfähig dargestellte Jungfrau unter Fingerzeigen verspottet. Dagegen kann nackte, brutale, rein fleischliche Sinnlichkeit nur widerwärtig, tierisch wirken. Aus der rechten Vereinigung erwächst das mit allen Reizen ausgestattete Weib.

Mit dem auch aufs Sinnliche gerichteten Schönheitsideal schließt sich zugleich die verbindende Brücke zu der Auffassung im höfischen Liebesleben, das in seiner ihm gemäßen Weise die Geschlechtsmoral entwickelt.

Nach den Regeln der Moralität sollten den Jungfrauen bestimmte Frauengestalten der Sage und Geschichte, wie etwa Penelope, zum Vorbild dienen. Von Helena dagegen sollten die jungen Mädchen nichts lesen.

Unter den vielen Anstandsregeln kommen hier nur die in Frage, die in bezeichnender Art die sexuellen Anschauungen der Zeit widerspiegeln.

Stets sollte die züchtige Frau der Mantel umhüllen. Der Roman de la Rose gibt, französischer Sitte entsprechend, den Rat, durch Aufraffen der Kleider die körperlichen Reize zur Geltung zu bringen.



Entsprach dem äußeren Schönheitsideal ein geistiges, dessen Anforderungen zum Teil schon in den ganz konventionellen Formen der Anstandsregeln sich aussprechen, so hängt damit — und zwar besonders mit dem physischen — innig das der Mode zusammen, die ja ein erotisches Problem bildet.

Der genannte Roman de la Rose riet den Damen, die dicke Waden haben, feine Strümpfe zu tragen. In gleicher Weise heißt es bei Chrestien de Troyes von den Damen: Die sich hervortun wollte, ließ sich die Strümpfe glattziehen.

Hatte den früheren asketischen Zeiten eine Busenlosigkeit entsprochen, so folgte man jetzt, wo zwar kleine, aber volle, rundliche Brüste geschätzt wurden, anderen Prinzipien. Den späteren überhandnehmenden Busenkultus kannte man freilich noch nicht. Zunächst pflegte man die zu üppigen Formen durch ein Tuch zusammenzuhalten. (Roman de la Rose.) Auch trug man die Brust verhüllt, und die Halsöffnung wurde durch eine Agraffe geschlossen, damit ein Mann nicht leicht hineinfassen konnte. (Chastiment des Dames.) Allein bald begannen die Frauen die Hemden tiefer auszuschneiden, die Körperformen, und damit das Geschlechtliche immer stärker zu betonen, überhaupt die körperlichen Reize ständig mehr zur Schau zu stellen, bis dann im 14. und 15. Jahrhundert die Schamlosigkeit der Moden immer mehr Verbreitung fand.

Bereits in ritterlicher Zeit war in Frankreich die Üppigkeit der Frauen in Stellungen, Kleidungen und in Putz so weit gediehen, daß es das Haar des Kopfes nicht allein war, das sie aufzuputzen versuchten. So lag der Leichnam einer Frau verschiedene Stunden öffentlich den Zuschauern ausgestellt, und in einer solchen Stellung, daß man eine sonderbare Mode oder eine Art Zierrat entdecken konnte. Dieser Putz, der wahrscheinlich bei dem Verfall des Ritterwesens eingeführt wurde, bestand aus Bändern von verschiedenen Farben und scheint Frauen von Stande vorzüglich eigen gewesen zu sein. (St.-Palaye.)

Der Grundzug der Mode betont die Stellung der Frau zum Nackten, ein Umstand, der später an Hand von Sitten, die ihrem Wesen nach auch damit verwandt sind, berührt werden soll.

Die Anstandsregeln der höfischen Zeit — soweit sie für unser Thema in Frage kommen, erscheinen dem heutigen Begriff teilweise übertrieben streng, teilweise recht frei und beweisen damit doch weiter nichts, als daß der Begriff des Sittlichen einem ständigen Schwanken, vom Prinzip jeweiliger Klassenmoral beeinflußt, unterworfen scheint.

Eine ganz allgemeine Sitte war es, den Ankommenden entgegenzugehen und sie mit leisem Kusse zu begrüßen, vorausgesetzt, daß die Gäste gleichstehende oder einem höheren Stande angehörige Personen waren.

Diese Sitte des Kusses findet z. B. Anwendung bei Siegfrieds Begrüßung in Worms, bei Kriemhilds Empfang zu Wien.

Wie sich die drei Burgunderkönige Gunther, Gernot und Giselher der Pfalz des Markgrafen Rüdiger von Bechelaren nähern, küssen Mutter und Tochter die Könige, sowie die drei Helden Hagen, Dankwart und Volker.

Ein französisches Beispiel belegt die Sitte in gleicher Form. Gemahlin und Tochter des Ritters Bruns de Braulant umarmen ihren Gast Dumars.

Ein ähnlicher Empfang, wie er in dem Gedichte „der blôze ritter" geschildert wird, wird Gawan auf der Burg Schamfanzon von Anticonie zuteil.

Außer der Frau und Tochter des Hauses küßten nun ihrerseits die Gäste wohl noch die anderen weiblichen Angehörigen und an Geburt gleichstehende Gesellschafterinnen.

Als der wunderhübsche Lanzelet auf der Burg Plûvis anlangt, stehen die Damen auf, um ihn zu küssen.

Pflegte sich in Deutschland die Sitte des Küssens auf Mund, Wangen und Augen auszudehnen, so erweiterte man diese Mode in Frankreich, indem man noch Nase, Kinn und Hals mit einbegriff.

Noch freier als die Gebräuche des Küssens erscheinen uns Sitten, die ebenfalls aus dem Wesen der Gastlichkeit, vereint mit zeitgenössischer Anschauung vom Weibe, sich erklären; denn weit dehnten sich die Pflichten der Herrin aus.

Wenn ein Ritter auf einer Burg Einkehr hielt, so geleiteten ihn die Frauen des Hauses in das Schlafgemach. Man entledigte ihn seines Reisekleides, bot ihm frische, bequeme Gewande. Auch beim Bade, das dem Gaste sofort oder am nächsten Morgen zugerichtet wurde, pflegten ihn wohl die Damen zu bedienen.

Als Parzival in die Wanne steigt, erscheinen Jungfrauen, um ihm behilflich zu sein. Mit blanken, linden Händen waschen und streichen sie ihn sanft. Der Jüngling schämt sich, vor den Mädchen, die dabei bleiben möchten, aus dem Bade zu steigen. Zu ihrem Leidwesen sehen sie sich gezwungen, Parzival zu verlassen.

Derartige Situationen scheinen den Damen immer weniger peinlich als den Männern gewesen zu sein.

Als Parzival sich auf der Gralsburg zur Ruhe begeben will, da öffnet sich die Tür. Vier „clâre" Jungfrauen schreiten herein, um sich zu überzeugen, ob der Held wohl verpflegt werde und sanft liege, und kredenzen ihm nach höfischer Sitte den Schlaftrunk. Parzival, der nach damaliger Sitte völlig nackt ist, „spranc underz declacken" (Laken), da er sich vor den Frauen, die an diesem Auftritt nicht den geringsten Anstoß nehmen, schämt.

Geradezu aufdringlich ist nach unserer Anschauung das Benehmen der Damen dem Wolfdietrich gegenüber. Als dieser sich umziehen will, sieht er sich genötigt, die minniglichen Frauen besonders zu bitten, ihn allein zu lassen. Er schäme sich, so bloß von ihnen gesehen zu werden.

Viel mehr Feingefühl vom anderen Standpunkte aus verriet die Jungfrau, die dem Iwein Heilung bringt. Sie meint, daß es dem Manne wehe tue, von ihr unbekleidet gesehen zu sein.

In ähnlicher Weise, wie Tydomie meinte, Meleranz könne vor Scham nicht sprechen, wenn er sie im Bade sehe, so betont auch hier die Jungfrau die Schamhaftigkeit des Mannes. Von sich redet sie nicht.

Damit spricht sich zum Teil schon die Stellung aus, die das Weib der Nacktheit gegenüber einnimmt.

Wenn freilich die junge Sigune den Augen des geliebten Schionatulander ihre Schönheit hüllenlos darbietet, um ihn gegen die Reize anderer Frauen unempfänglich zu machen, so ist dieser Umstand einer anderen Beurteilung zu unterwerfen.

Im allgemeinen zeigen sich die Damen wenig schamhaft, wie dies auch Tydomie beweist, die von Meleranz im Bade überrascht wird und sich nun von ihm bedienen läßt.

Störte es eine Dame nicht, wenn sie einen unbekleideten Mann erblickte, war ihr ferner die eigene Nacktheit nicht peinlich, so ist es nur als eine logische Folge anzusehen, wenn beide Geschlechter in Gemeinsamkeit in paradiesischem Kostüm erscheinen.

Damit treffen wir auf die Sitte des gemeinsamen Badens, das später immer mehr zunahm und für das gesamte Mittelalter einen wichtigen Kulturfaktor bildet.



Wenn die Damen mit den Herren ein gemeinsames Bad zu nehmen pflegten, schmückten sie sich dabei, wie dies im mittelalterlichen Hausbuche dargestellt ist, nur mit einem schönen Kopfputze. Ferner weist Alwin Schultz auf eine Miniatur in dem Kodex des Valerius Maximus, der allerdings erst um 1470 geschrieben wurde, immerhin aber einen Begriff von den Badesitten der Minnesängerzeit bietet, hin. Auf diesem tragen die Männer Schambänder, die Frauen dagegen sind ganz nackt, haben aber die hohen Hennins auf und tragen goldene Halsketten.

Wenn beiderseitige Hüllenlosigkeit wie bei Bädern, in denen die Nacktheit des Weibes noch hervortretender als beim Manne sich zeigte, ein Zusammentreffen nicht hinderte, so ist es kaum zu verwundern, wenn sich leicht noch vertraulichere Situationen ergaben, bei denen nicht immer pure Naivität, sondern gewiß oft auch ein Zug erotischen Raffinements mit hineinspielte.

Zunächst erschienen diese Gebräuche als eine zu erwartende Steigerung eingeführter Sitten, die ebenfalls, wie so manches im ritterlichen Leben, mit dem Prinzip der Gastfreundschaft verbunden waren.

Der ritterliche Schiffmann Plippalinot heißt seine Tochter Bene den bei ihm rastenden Helden Gawan beim Schlafengehen bedienen. Der Vater, der die beiden allein läßt, sagt noch zur Tochter: „Erfülle all sein Begehr". Bene bleibt bei Gawan, der sich sodann zu Bett legt. Mit den Worten: „Hätt' er mehr von ihr begehrt, sie hätt' es ihm vielleicht gewährt", schließt Wolfram die Schilderung und deutet darauf hin, daß solche Gebräuche der Erotik nicht zu entbehren brauchten.

Zur Nacht, da alles schläft, schleicht, nur mit einem Hemde aus weißer Seide bekleidet, die jungfräuliche Königin Kondwiramur in die Schlafkemenate Parzivals, um seine Hilfe anzuflehen. Auf sein Versprechen hin, sie nicht zu berühren, birgt sie sich an seiner Seite im Bette (Parzival).

Auch Blancheflur verbringt die Nacht im Bette Parzivals, dem sie ihre Not klagt. (Parzival.)

Auch Flor schläft mit Blancheflur in einem Bette und treibt allerlei Scherze mit ihr (Flore).

Daß Gebräuche solcher Art die Begierde des Mannes nachweislich mitunter geradezu herausforderten, leuchtet ohne weiteres ein.

Wenn dies schon rein menschlich bei jedem Zeitalter leicht zu begreifen wäre, so erscheint es noch eher verständlich bei einer Generation, die Alwin Schultz folgendermaßen kennzeichnet.

„Die damalige Generation war körperlich gesund und kräftig. Von früher Jugend an hatten die Männer ausschließlich ihre Körperkräfte ausgebildet: viel im Freien lebend, waren sie erstarkt; die fast ausschließlich aus scharf gewürzten Fleischgerichten bestehende Kost, der Genuß von berauschenden Getränken brachte das Blut noch mehr in Wallung; zuviel Wissen beschwerte ihren Kopf nicht, und mit Gewissensskrupeln wußte man sich schon abzufinden. Und ebenso vollsaftig und begehrlich sind die Mädchen aufgewachsen."

Aus den oben erwähnten Sitten erwuchs auch die Mode, die schon deutlich die Probenächte der Dörflerinnen vorbereitet, daß man nämlich dem Geliebten eine Nacht gewährte, in dem man allerdings die Bedingung stellte, daß es nicht weiter als zum Kusse kommen sollte. Daß es dabei nicht blieb, deutet Hartmann von Aue in seinem „Iwein" an.



So geht aus manchem hervor, daß diesen Sitten leicht moralische Schäden erwuchsen, wie dies ein französisches Rittergedicht beweist, das eine Anekdote enthält, die zwischen derbster Naivität und Sittenlosigkeit schwankt. (De la Curne de Sainte-Palaye.)

Dort wird uns berichtet, wie man einen Ritter, der in einem Grafenschloß eingekehrt war, aufnahm. „Als die Gräfin — die Frau des Wirtes — schlafen ging, rief sie das schönste und artigste von ihren Mädchen zu sich und forderte es auf, sich zu dem Ritter ins Bett zu legen und ihn zu bedienen, wie es sich gebühre. Sie selbst täte es gern selber, unterließe es aber aus Schamhaftigkeit, und zwar um des Grafen willen, der noch nicht eingeschlafen sei.

Unter solchen Umständen kann es uns nicht in Verwunderung setzen, wenn wir hören, daß Ritter, die für eine bisher unbekannte Dame Kämpfe bestanden hatten, mit ihr ein Kind zeugten und von dannen zogen, wenn es ferner überliefert ist, daß sie Töchter und Frauen ihrer Gastgeber zuweilen entführten, da ja die ritterlichen Damen sich immer so bereitwillig zeigten. Auch offenbart uns schon das Benehmen, das man den Edelfrauen gegenüber zur Schau trug, auf welche Ziele man bei jeder Gelegenheit hinsteuerte, die man ja auch meistens erreichte.

So erlaubt man sich den sinnlich begehrlichen Mädchen, die wohl manchmal gar nichts anderes erwarteten, manche Kühnheit, die sich aus den vorher behandelten Gewohnheiten erklären läßt.

Der schon erwähnte Gawan ist mit dem Kusse der jungfräulichen Anticonie nicht zufrieden. Sofort begehrt er ihre Minne. Zu nächst ist die staunende Dame zwar ein wenig ungehalten. Gawan läßt sich dadurch nicht beirren. Er greift ihr unter den Mantel an die Hüfte.

Da erfaßt beide die Liebe, „daz dâ nâch was ein dinc geschehen“ wenn nicht eine unwillkommene Störung eingetreten wäre. (Wolfram, Parzival.)

In ähnlicher Weise wehrt Gymele von der Schitriêle dem Kehenis. Auch erregt nur das allzu stürmische, rasche Werben Anstoß. (Eilhart, Tristan.)

Bei der ersten Begegnung mit Medea faßt Jason die Jungfrau an ihr Kleid. Dann wird er kühner: „Er grief ir under daz kleit.“ (Herbort von Fritzlar, liet von Troye.)

Das Sprichwort: „Gelegenheit macht Diebe“ bewahrheitet sich hier vollständig. Trotz aller Anstandstheorien entwickelt sich in sexueller Beziehung eine immer freier sich gestaltende Auffassung.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen *).

Der Uranier August von Platen (1796—1835).

Von Dr. Gaston Vorberg (München).

Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe.

August Graf von Platen-Hallermund war zwar ein großer Lyriker aber mehr ein Künstler der Form — ein Gedankenformer, der den alten Meistern nachstrebte. Platens Dichtungen verraten keine starke Gemütserregung, daher machen sie auf den Leser auch keinen tiefen Eindruck. Sie gleichen, wie Goethe sagt, einem Korke, der auf dem Wasser schwimmend, keinen Eindruck macht. Platen läßt uns kalt trotz seinen Verdiensten um die dichterische Form, trotz allem stimmungsvollem Wohlklang. Heute liest man Platens

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

Namen zwar noch in der Literaturgeschichte, kümmert sich aber wenig mehr um den Mann, der als Meister der Form der Lehrmeister Dingelstedts, Geibels. Heyses u. a. wurde.

Platen war eine vornehme Natur, aber ein Mann, der seine eigenen Wege ging, seiner Anlage entsprechend, da er sich „wie ein Weib dem Manne gegenüber fühlte“. Von reger Einbildungskraft, dichtete er schon als Kind kleine Theaterstücke. Er schmiegt sich an die Mutter an und lauscht den Geschichten, die sie ihm vorliest. Er geht gerne spazieren, bewundert schöne Gärten, pflückt Blumen und flicht Kränze. Er ist eigensinnig, aber immer wahr und aufrichtig. 1806 kommt August nach München ins Kadettenhaus, später ins Pageninstitut. 1815 wird er Unterleutnant im Leibregiment. 1818 läßt er sich beurlauben und studiert Philologie und Philosophie in Würzburg und in Erlangen. Lernbegierig, sucht er sich durch die Werke großer Schriftsteller und Lebenskünstler zu bilden, zu vervollkommnen. Er liest u. a. Dante, Petrarca, Pope, Voltaire. Er begeistert sich für Goethe, den man erst ganz erfasse, wenn man sich in derselben Lebenslage befinde. Unzüchtige Bücher verletzen sein Schamgefühl.

Platen fühlt sich Rousseau geistesverwandt, der, wie er ein Wahrheitssucher, nur langsam die Gedanken in Worte bringen konnte. Er liebt wie Rousseau die Einsamkeit, weilt gerne auf abgelegenen Friedhöfen, sucht Ruinen und einsame Kapellen auf.

Schwermütig, leicht verletzbar, zu jedem Opfer bereit, sucht Platen stets nach einem Berater, nach einem Freunde. Ihm schwebt eine Idealgestalt vor, der er sein Herz öffne. An der Brust des geliebten, geistesverwandten Freundes zu ruhen, ist sein höchster Wunsch.

> Wenn einen Freund du suchst fürs ganze Leben,
> Der dich durch Freude soll und Schmerz geleiten,
> So wähle mich, du findest keinen zweiten,
> Und keinen fähigeren, sich hinzugeben.

Platen schrieb seine Eindrücke in ein Tagebuch, dem ich folgende bemerkenswerte Aufzeichnungen entnehme. „Ich gewöhnte mich, meine Hoffnungen und Träume der Liebe an Personen meines eigenen Geschlechts zu verschwenden und suchte in ihrer Freundschaft dasjenige Ziel zu erreichen, das der Liebende in der Ehe sucht. . . . Ich glaubte, daß sich bei einem Gegenstande der Neigung meines eigenen Geschlechts treue Freundschaft und reine Liebe eng vereinigen lassen, während bei Weibern die Liebe immer mit Begierde vermischt sei.“

„O, daß ich den Staub von deiner Sohle küssen dürfte,“ seufzt der Dichter im Gedanken an einen Herzensfreund. „Du hast meine Seele zerrissen, meine Seele mir geraubt und ließest mir nur den Körper, die träge, entsetzliche Last. So vegetiere ich lebenssatt und unglücklich fort.“ . . .

„Warum kann ich nicht lieben? Warum macht nicht irgendein Mädchen auf mich Eindruck? Ich vermöchte viel zu sein in der Liebe, das fühle ich, mein ganzes Herz würde in warme glühende Worte fließen. Mein stilles Wesen würde einer zärtlichen Beredsamkeit Platz machen, meine Muse würde sich neu beleben. Warum muß ich ein Glück so tief empfinden, das mir nicht zuteil wird.“

Platen verwahrt sich gegen jede Entheiligung seiner keuschen Liebe durch „gemeinsinnliche Triebe“. Jede masturbatorische oder anale Betätigung wäre ihm ein Greuel. Der Umgang mit Offizieren behagt ihm nicht, ihre leichtsinnige Art stößt ihn ab. Was bieten ihm Menschen, die nur von Pferden, Hunden und Weibern reden? Aus einem Schweine werde kein Sophokles, Lord Byron sei zwar kein Tugendheld gewesen, aber er habe nie Kneipen oder Bordelle besucht.

Die zwanzigjährige Marquise Euphrasie erregt Platens Aufmerksamkeit. Er suchte eine angenehme Ablenkung. Er ist enttäuscht, ernüchtert.

Von Freunden seien erwähnt Max von Gruber, die beiden Fugger, die beiden Gumppenberg, Joseph Xylander, der Maler Yssel, mit dem Platen die Locke Schillers teilt, Brandenstein, Rotenhan, Otto von Bülow, Liebig, Cardenio (Hoffmann) — seine letzte Hoffnung. Findet der Dichter das ersehnte Glück? O nein! Nur Schmerzen! Es quält ihn der bange Zweifel: Werde ich verstanden? Liebt man mich, haßt man mich — oder bin ich dem Freunde gleichgültig? Er flieht in das Reich der Poesie, es entstehen seine schönsten Dichtungen: Ghaselen und Sonette.

Des Vaterlandes überdrüssig, siedelt er nach Italien über, um dort sein neues Rom zu bauen, eine Stätte der Liebe und Freundschaft. Aber das „süße Sehnen“ bleibt auch dort ungestillt, die hochfliegenden Pläne werden nicht ausgeführt, es bleibt beim Wunsche. Platen ist mißmutig, niedergeschlagen, die Arbeitskraft erlahmt aus „Mangel an Liebe“.

Die abnorme Anlage des unglücklichen Dichters wurde zum Gegenstand einer Skandalgeschichte. Der erboste Heine ergoß die Lauge seines Spottes über den Grafen. Er schleppte den Uranier auf die „Schaubühne“. „Er hatte mich angegriffen mit



Knoblauchessen und den alten Ammenmärchen; ich mußte ihn vernichten." Das hat „der ungezogene Liebling der Grazien" denn auch gründlich in den Bädern von Lucca besorgt, zumal da er glaubte, Platen habe ihn „im Bunde mit Pfäffchen, Baronen und Päderasten um die Professur in München gebracht." Das ist eben das Schöne an diesem Dichter, sagt Heine, daß er nur für Männer glüht, in warmer Freundschaft; er gibt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geschlechte, und schon für diese Ehre sollten wir ihm dankbar sein. Er ist darin größer als alle anderen Dichter, er schmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geschmacke des großen Haufens, er heilt uns von unserer Passion für die Weiber, die uns so viel Unglück zuzieht. — — „Was finden sie in den Gedichten des Grafen Platen-Hallermünde?" frug ich jüngst einen solchen Mann, „Sitzfleisch" war die Antwort. „Sie meinen in Hinsicht der mühsam ausgearbeiteten Form?" entgegnete ich. „Nein", erwiderte jener, „Sitzfleisch auch in Betreff des Inhaltes". — —

Platen wollte Heine beim Kammergericht verklagen, nahm aber davon Abstand, vielleicht in der Erkenntnis: semper aliquid haeret.

Die Gegner versöhnten sich nicht. Sie starben beide fern von der Heimat, wo sie nicht fanden, was sie suchten. Platen erlag einer „fieberhaften Erkrankung" in Syrakus, wohin er aus Furcht vor der Cholera geflohen war. Heine siechte an einem Rückenmarksleiden in Paris dahin, noch bis zum letzten Atemzuge ein Zyniker.

Jugendbewegung und Sexualleben.

Von F. Dehnow (Hamburg).

In der 4./5. Lieferung des anregungsreichen Marcuseschen „Handwörterbuches der Sexualwissenschaft" äußert sich Dr. Schultz-Hencke über das Sexualleben der Jugendbewegung.

Zu der sexualethischen Höherentwickelung, unter deren Zeichen wir gegenwärtig stehen, hat diese Bewegung zu ihrem Teile kräftige Anregungen beigetragen. Daß in ihren Kreisen für die doppelte Moral kein Raum mehr war, daß sie die Zote nicht kannte, daß sie nicht die Gepflogenheit kannte, zu nichtehelichem Geschlechtsverkehr sich minderwertiger Personen zu bedienen, und daß sie von Geschlechtskrankheiten annähernd verschont blieb, hebt Schultz-Hencke zutreffend hervor. Ergänzend kann hingewiesen werden auf ihre Unbefangenheit gegenüber dem nackten Körper und auf ihre aufrichtigere Haltung gegenüber den Erscheinungen des Sexuallebens. Unbefangenheit zeigte sie auch gegenüber den geschlechtlichen Varietäten. Kreise der Jugendbewegung waren es wohl, in denen erstmals die Homosexualität als ein, neben der Heterosexualität nebenherlaufender, engerer legaler Strom des Sexuallebens angesehen wurde.

Zu den Charakterzügen der Jugendbewegung auf geschlechtlichem Gebiet gehörten aber zugleich manche Mängel; besonders Mangel an Rassigkeit (vor allem auf weiblicher, aber auch auf männlicher Seite), und ausgesprochene Schlampigkeit.

Die Jugendbewegung steht zwar gegenwärtig geradezu in Mode:

Der Philister ist uns gewogen zumeist,
Er ahnt im Burschen, was Freiheit heißt.

Indessen ist darauf hinzuweisen, daß sie teilweise weit überschätzt wird.

Wenn Schultz-Hencke ihren „wesentlichen Charakterzug" in „Zartnervigkeit und gesteigerter Empfindlichkeit" erblicken will, so spricht selbst dieser Verfechter der Jugendbewegung ihr damit das Urteil. Denn was er erwähnt, sind Schwächen, und er erwähnt sie als die wesentlichen Charakterzüge.

Liest man in dem Schrifttum der Jugendbewegung den ewigen, von Klarheit und Sauberkeit weit entfernten Wortbrei, nimmt man das großsprecherische Sich-in-Szene-Setzen wahr, die lächerliche Übertreibung eigener Bedeutung und die darin liegende Unwahrhaftigkeit, so muß bereits die Annahme schwer fallen, daß hinter diesen unerfreulichen Gebärden etwas Haltbares stehen sollte. Sieht man aber zugleich immer wieder, daß Leute, die sich in der Jugendbewegung als „Führer" gehaben dürfen, aus der Nähe betrachtet unzulängliche, oft nichtige Persönlichkeiten sind, und daß in der Jugendbewegung die Zahl der Untüchtigen und Unfähigen in auffallendem Maße überwiegt — so erkennt man leicht, daß diese Bewegung ad acta gelegt werden muß.

Ihre gute Zeit lag vor dem Kriege. Seitdem hatte sie das Schicksal vieler anderer Bewegungen: nicht an ihren Ideen, sondern an ihren Parasiten ist sie zugrunde gegangen.

Fritz Lenz macht einmal die Bemerkung, daß zu neuen Bewegungen sich mit Vorliebe Psychopathen drängen. Für keine Bewegung kann das in stärkerem Grade zutreffen

als für die Jugendbewegung. Psychopathen, Narren und auch Schwindler gewannen in ihr Oberwasser.

Auch Homosexuelle, darunter recht skrupellose, nahmen sie für ihre Interessen in Anspruch.

Die proletarische Jugendbewegung — an sich viel kernhafter und lebenskräftiger als die bürgerliche, auch mehr aus der Not geboren — ließ sich ins parteipolitische Fahrwasser ziehen. Ähnlich beuteten anderweit die Alten für ihre eigenen Angelegenheiten die Jugendbewegung aus. Alle möglichen Zweckverbände alten Geistes richteten sich ihre „Jugendbewegung" ein.

Sogenannte „junge Alte", „ewig Junge" machten sich breit, die aller Biologie spotten wollten.

Auch der Rest, der hiernach verblieb, nahm immer mehr alten Geist an. Dieselben, die prätentiös als „wir Jugend" auftraten, pflegten ebensoviel Zänkerei und Stänkerei, Vereinsmeierei und Wesenlosigkeit, wie nur je eine geistig alte Generation.

Daß die Jugendbewegung längst tot ist, ist Näherstehenden kein Geheimnis mehr. Längst wollen die wirklichen Träger des neuen Lebensstiles, längst will die wirkliche neue Jugend vielfach mit richtigem Instinkt nicht mehr viel von „Jugendbewegung" wissen.

Als die Jugendbewegung in Blüte stand, war sie von der geschlossenen älteren Generation bekämpft worden. Als dann ältere Herrschaften die „Jugendbewegung" zu erörtern begannen, sie in den Kreis der Betrachtungen und Rücksichten zogen und über sie schrieben — da hatte sie mittlerweile schon ausgelebt; ja sie trug schon Modergeruch. Daß sie ausgelebt hat, wird von diesen selben Seiten erst wieder mit ähnlicher Verspätung bemerkt werden.

Die Jugendbewegung hat, bevor sie ausspielte, ihre Saat ausgestreut. Zwar war es wieder einmal nichts mit der unbiologisch-plötzlichen Umstürzung der Gemüter. Aber die wertvollen Kerne, die die Jugendbewegung besaß und die sie übrigens mit anderen geistigen Strömungen teilte, diese Kerne leben, von ihr losgelöst, fort in einer seelisch vorgeschrittenen Generation. Das Band ist zerfallen, was hat's denn für Not? Der Geist lebt in uns allen. —

Diese Sachlage stellen allerdings nach der Schopenhauerschen Regel diejenigen in Abrede, die ein Interesse daran haben, sie nicht gelten zu lassen. Besonders diejenigen, in deren armem Leben die Jugendbewegung das einzige große Erlebnis blieb und die sich an dieses Erlebnis zäh anklammern.

Bücherbesprechungen.

1) Alsberg, Paul: **Das Menschheitsrätsel.** Versuch einer prinzipiellen Lösung. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag. 515 Seiten.

Von Dr. Alexander Elster.

Die Frage der Menschwerdung in der Natur, der Stellung des Menschen in der Natur, wird in diesem Werke erneut von Grund aus besprochen. Mit guter Kenntnis des bisherigen Schrifttums über das Problem der Abstammung des Menschen sucht der Verfasser biologisch und philosophisch das „Prinzipiell-Menschliche" gegenüber dem Tierischen und dem „Spezifisch-Menschlichen" aufzudecken und eine einheitlich festzuhaltende Linie zu finden. Das wesentliche Stück der Lösung dieses Problems scheint ihm zu sein, daß der Mensch, dessen biologisches Hervorgehen aus dem Pithekanthropogoneus nicht zweifelhaft sei, das Entwicklungsprinzip des Menschlichen dadurch betätigt und verwirklicht habe, daß ihm eine „Ausschaltung des Körperlichen" und eine außerkörperliche Anpassung an die Natur gelungen sei. Dieses Entwicklungsprinzip der Körperausschaltung gilt dem Verfasser zugleich als ein „Prinzip der Naturbefreiung"; dazu diente dem Menschen das Werkzeug, und zwar in dreierlei Form: Technik, Sprache, Vernunft. Dies führt der Verfasser breit aus: wie die Steinabwehrmethode und das Fluchtprinzip im Gegensatz zu einer Kampfbenutzung des Gebisses allmählich die Hand ausgebildet, den aufrechten Gang gefestigt und die Menschheitsbahn geebnet hat, das wird hier in beredter und interessanter Form, unter Berücksichtigung der Meinungen der großen Abstammungstheoretiker, vielfach variiert. Auf weiten Strecken des Buches äußert sich Alsberg so, als sei mit solcher begrifflich-synthetischen Festlegung des Körperausschaltungsgedankens durch das handliche, sprachliche und geistige „Werkzeug" das Menschheitsrätsel völlig gelöst. Aber wir treffen da vielfach auf Ausführungen, die Zweifel auslösen und bei denen der Leser sich fragt, ob so auf mechanisch-materialistische Weise (trotz der philosophischen Neben-



erwägungen des Verfassers) wirklich der Lösung des Menschheitsrätsels entschieden nähergekommen sei, wie Alsberg dies wähnt. Die Betonung des Gedankens, daß in solchem Zusammenhange eben das Bewußtsein, das an die Stelle des tierischen Instinkts getreten sei, einen so fundamentalen Fortschritt bedeute, wird ebenfalls Kritik hervorrufen, und es bedürfte längerer Ausführungen, wenn auf diese schon so oft erörterten Beziehungen zwischen Instinkt und Vernunft eingegangen werden sollte. Das uns hier näher interessierende sexualwissenschaftliche Gebiet wird vom Verfasser nur lose gestreift (ebenso wie die überaus wichtige Frage der Tierstaaten); mit der bekannten Hervorhebung, daß die aufopfernde Liebe und die wählende Ästhetik beim Menschen an die Stelle der tierischen wahllosen und egoistischen Befriedigung des Geschlechtstriebes getreten sei, ist ebensowenig Aufschluß über grundlegende Fragen der Mensch werdung gegeben wie mit der Betonung des kulturellen Aufgabenkreises der Menschheit und der trotz Weltkrieg u. dgl. nach Alsbergs Meinung ziemlich geradlinigen Tendenz zur Überwindung des selbstsüchtigen Kampfes ums Dasein. So scheint Alsberg denn auch am Schlusse seiner Darlegungen selbst an der Überzeugungskraft seiner naturwissenschaftlichen Lösung des Menschheitsrätsels Zweifel zu gewinnen; denn er weist in den letzten Kapiteln, in denen er m. E. mit verhältnismäßig kürzeren Ausführungen tiefer schürft als in den Hauptpartien seines Buches, auf philosophisch-metaphysische Gedankengänge hin, ohne die selbst die exakteste Naturwissenschaft nicht auskommen kann, wenn sie das „Rätsel" des Menschen zu lösen versuchen will. Da schimmern dann die Schattenseiten des Bewußtseins, die Kräfte des Unterbewußten, die Tendenzen der Entwicklung auf, die man eben nicht erklären kann, wenn man auch noch so deutlich aufzeigt, wie „das Werkzeug die erste Bresche in den menschlichen Körper gelegt", die „Bahn der Menschheitsentwicklung unwiderruflich festgelegt" habe. Solche exakte Umschreibung reicht wohl zur Erklärung der großen technischen Entwicklung der Kulturmenschheit hin — aber zu der Auffassung von Recht und Sittlichkeit, um die wir noch heute in erbittertem Kampfe stehen, genügt auch die Erklärung durch das „Werkzeug" der Vernunft nicht. Und Körperausschaltung scheint mir, zumal wenn wir in sexual-wissenschaftliche Gedankengänge eingehen, weniger treffend zum Menschheitsprinzip gemacht werden zu können als etwa eine gewisse Körperveredlung, und zwar diese nicht nur durch Bewußtheit, sondern auch unter starker Mitwirkung des sehr wertvollen Unbewußten. So regt das Buch Alsbergs mannigfach zum Widerspruch an, was an sich ja kein Fehler wäre, aber eine „Lösung des Menschheitsrätsels", die es sich vorgesetzt, bringt es nicht. Es ist flüssig und angenehm geschrieben, aber leider viel zu breit gehalten. Da das Problem, dessen Lösung Alsberg sich zur Aufgabe nahm, eines der ewig interessanten ist, so wird auch dieses fleißige Werk aufmerksame Leser finden, da einerseits die exakte biologische Darstellung des technisch-geistigen Werdeprozesses der Menschheit der Jahrmillionen hier mit ernster Kritik vorgetragen und zu strittigen Hypothesen (Urgibbontheorie, Urgorillatheorie u. dgl.) vom Verfasser Stellung genommen wird und andererseits die in den letzten Kapiteln nur angedeuteten ungelösten seelisch-metaphysischen Probleme zu weiterem Nachdenken anregen.

2) Elster, A.: **Sozialbiologie, Bevölkerungswissenschaft und Gesellschaftshygiene.** (8. Bd. des Handbuches der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Einzelbänden, hrsg. von A. Günther und G. Kessler.) Berlin u. Leipzig 1923, Walter de Gruyter & Co. 483 Seiten.

Von Professor Dr. A. Grotjahn.

Der Verf. kommt von der sozialwissenschaftlichen Seite her zur Beschäftigung mit den schwierigen Grenzgebieten, die zwischen Medizin und Hygiene auf der einen, Statistik und Volkswirtschaft auf der anderen Seite liegen. Er wird in den Kreisen der Sozialhygieniker seit Jahren als der kenntnisreiche, urteilssichere und bezüglich allen statistischen Einzelheiten zuverlässige Verfasser sozialhygienischer Gesamtübersichten, die er in der „Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege" und der „Jahrbücher für Nationalökonomie" veröffentlichte, geschätzt. Im vorliegenden umfangreichen Werke versucht er nun auch eine Synthese der oben erwähnten, methodologisch so grundsätzlich verschiedenen Gebiete in Gestalt einer neuen Wissenschaft, die er als „Sozialbiologie" bezeichnet, zu geben. Er nennt so „jene wissenschaftliche Anschauungsweise, die den Lebensprozeß von praktisch zusammenfaßbaren Gruppen von Menschen, ihr Werden und Vergehen, unter sozialen Gesichtspunkten betrachtet, wertet und zu beeinflussen sucht; sie umfaßt somit die Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik als die Betrachtung, Wertung und Beeinflussung des Werdens und Vergehens von national oder anders zusammengefaßten Menschengruppen und ebenso die gesellschaftshygienischen Erkenntnisse



und Maßnahmen, die die Lebensgestaltung solcher Menschengruppen durch Gesunderhaltung oder Gesundmachung zum Gegenstande haben" (S. 14). Der Referent kann jedoch nicht zugesetehen, daß dieser Versuch der Grundlegung einer „Sozialbiologie" geglückt ist. Die Methoden der Naturwissenschaften sind von denen der Sozialwissenschaften wohl auch gar zu sehr verschieden, als daß sich eine solche Synthese jemals schaffen ließe. Gewiß muß es Autoren geben, die, von medizinischer Seite kommend, sozialwissenschaftliches Verständnis für die Grenzgebiete mitbringen, und umgekehrt aus dem sozialwissenschaftlichen Lager stammende, die sich die fundamentalen Tatsachen der Biologie und der Hygiene angeeignet haben und dadurch befähigt worden sind, manche gesellschaftlichen Erscheinungen richtiger zu sehen, als die engherzigen Zunftgenossen. Aber bei jeder Erörterung, in der der Mediziner gezwungen wird, das Reich des Soziologen oder dieser jenes der Mediziner zu betreten, darf das Medizinische nur *medizinisch*, das Sozialwissenschaftliche nur *sozialwissenschaftlich* gehandhabt werden. Eine Vermischung der Methoden, der Ausgangspunkte und der Zielvorstellungen führt erfahrungsgemäß zu gleich Irrlichtern leuchtenden Antithesen, schiefen Analogien und verwirrenden Trugschlüssen. Auch dem Verf. ist es nicht gelungen, durch die immer wieder versuchte Synthese von soziologischen und biologischen Gedankengängen Neuland in einer Weise zu bestellen, daß man auf eine zukünftige Ernte hoffen dürfte. Das gilt von seinem Versuche im großen und ganzen. Daß ihm manche wertvolle Gedanken herauszumeißeln gelingt, soll dabei keineswegs verkannt werden, so wenn er auf S. 20 „das Sozialprinzip als regelnde Kraft auch des Leiblichen" anspricht, und auf S. 31 mit Nachdruck betont, daß „der biologischen Geschichte der Menschheit gegenüber der Zeitraum unserer historischen Zeit geradezu winzig ist, diese historische Zeit aber durchaus noch von den biologischen Vermächtnissen der Jahrtausende bestimmt wird".

Das Verdienst des Verf.s besteht darin, durch das vorliegende Buch eine Fülle von biologischen, hygienischen und medizinischen Einzelheiten in das sozialwissenschaftliche Lager zu tragen und dort auszubreiten. Zu dieser Mission ist A. Elster, was das Tatsachenmaterial anbetrifft, insofern befähigt, als er über eine ungeheuere Belesenheit verfügt. Daß er bei der Darstellung nicht selten — namentlich bei der Berührung sexueller Fragen — in Wortmalerei verfällt und Beispiele und Einzelheiten anhäuft, wo kurze Hinweise und Andeutungen genügt hätten, ist ihm nicht weiter zu verübeln: besteht doch leider ein großer Teil der sozialwissenschaftlichen Literatur aus solchen pleonastischen Schilderungen. Ernster ist schon der Vorwurf, den man dem Verf. nicht ersparen kann, daß er grundlegende Tatsachen der Biologie, die zu kennen gerade den Soziologen heilsam wäre, nicht anerkennt oder wenigstens abschwächt. Als Beispiel möge hier seine Stellung zur Unvererbbarkeit erworbener Eigenschaften angeführt werden. Sie gehört jetzt zum sicheren Besitztum der Biologie, und die Sozialpolitik muß sich ihr fügen, so unbequem es ihr sein mag. Zugleich als Stilprobe mag die Stelle wörtlich wiedergegeben werden (S. 13): „Käme eine Beeinflussung des Erbgutes durch Anpassung überhaupt nicht in Frage, dann hätte ‚sozial' in sozialhygienischem Zusammenhang nur etwa die Bedeutung eines gesellschaftlich-epidemischen Auftretens einer Schädigung z. B. in einem Berufszweig, in einer Gesellschaftsschicht, als Klassengewöhnung, als Folge eines sozialen Zustandes od. dgl. Das würde dann zwar auf gemeinsamem, aber nicht auf biologischem Grunde erwachsen sein. Ja, die Regeneration ebenso wie die Degeneration wäre ein Unding, wenn eine Beeinflussung des Biologischen durch Umwelt und Erziehung absolut gar nicht in Betracht käme und nur immer wieder dieselben äußeren Einwirkungen das Erbgut verschlechterten. Denn es fragt sich dabei immer, in welchem Maße Geistiges auf die sichtbaren biologischen Erscheinungen allmählich ändernd und formend einwirkt. Diese direkte Bewirkung des Genotypus durch den Phänotypus, d. h. die Änderung des Erbgutes durch das Individuum und allmähliche Durchdringung des anscheinend nur leiblichen Keimgutes durch seelische und ethische Belange zieht unmittelbar eine soziale und kulturelle Betrachtung nach sich." Wer eine so verhältnismäßig einfache und geklärte biologische Tatsache in dieser arg verklausulierten Form bespricht, ist doch wohl kaum berufen, den Soziologen grundlegende biologische Gedankengänge zu übermitteln. Auch über sexuelle Vorgänge hat E. sonderbare Vorstellungen. So schreibt er auf S. 191: „Wenn der Zeugungsakt und mit ihm die Wahl des Partners für den Zeugungsakt von einer ethisch-qualitativen Kraft beeinflußt wird, so liegt die Annahme nicht fern, daß das Erzeugte auf solchem Wege besser wird, als in lediglich triebhaft oder spielhaft getriebener und gar von materiellen Momenten beeinflußter Kohabitation." Ähnliche Stellen von unheilvoller Vermischung philosophisch-spekulativer und biologischer Dinge finden sich leider in der ersten Hälfte des Werkes nicht selten. Festen Boden aber gewinnt der Verf. wieder in der zweiten Hälfte seines Buches, in der er Menge und Verteilung der Bevölkerung, Ehe, Familie, das gesunde und kranke Kind, die großen Volkskrankheiten und andere rein sozialhygienische Themata bespricht.



Referate.

1) Barduzzi, D. (Siena): **Die amerikanische Invasion der Syphilis in Europa.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 1, 1923.

An seine Abhandlung (s. diese Zeitschr. IX, S. 319) anschließend, beharrt der Autor mit Bloch gegen Dewing auf der Annahme einer Einschleppung der Krankheit in Europa erst im Jahre 1493 durch die Mannschaften von Columbus und fordert zu etwaigen sachlichen Widerlegungen auf. Fürbringer.

2) Sigerist, Henry: **Der Ursprung der Syphilis.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 3, 1923.

Mit bemerkenswerter Findigkeit bekämpft der Autor in einem gewissen Gegensatz zu den Auslassungen von Barducci (s. diese Zeitschr. IX, S. 319 und vorstehendes Referat) die Theorie des amerikanischen Ursprungs der Syphilis. Schon am Ende des 12. Jahrhunderts begann in Italien die Quecksilbertherapie mit ihren unverkennbaren Heilwirkungen bei der Krankheit, die gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts als „mal franzoso" ging und in der Folge mit ihren schärfer diagnostizierten charakteristischen Symptomen infektiösen Ursprungs sich mehr und mehr ausbreitete. Woher und wann die Syphilis nach Europa gekommen, bleibt ein ungelöstes Problem, desgleichen, ob sie bereits im klassischen Altertum existiert hat. Mit großer Wärme verweist der Verfasser auf die wichtigen einschlägigen Arbeiten seines Parteigängers, des Vertreters der Geschichte der Medizin K. Sudhoff aus den letzten zwölf Jahren. Die Liste der aufgeführten 21 Schriften dieses Forschers schließt mit seinem Artikel im M. Marcuseschen Handwörterbuch der Sexualwissenschaft ab. Fürbringer.

3) Pende, Nicola: **Sexuelle Störungen bei Hyperthymikern.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 3.

Schilderung der einschlägigen Symptomatologie inkretorischen Ursprungs nach eigenen Beobachtungen, deren Eigenart im Heimatlande des Autors (Sizilien) sich einigermaßen von den deutschen Erfahrungen abzuheben scheint. Konkrete statistische Daten fehlen. Hauptzüge des ziemlich vielgestalteten Syndroms: Feminin-pueriler Habitus beim männlichen, maskulin-pueriler beim weiblichen Geschlecht. Wahre Engelschönheit der Knaben, fettes Abdomen, breites Becken, weiße, zarte, leicht errötende Haut, langes Haupthaar, feine Achsel- und Schamhaare. Der psychosomatische Parallelismus ist mangelhaft. Affektive Anhänglichkeit im Jünglingsalter an die Mutter nicht selten. Sehr häufig zumal beim weiblichen Geschlecht homosexuelle Neigungen. Nicht leicht verfallen die Träger des Hyperthymismus im Gegensatz zu anderen Endokrinopathen dem Onanismus; aber es kommt zu schweren, selbst bis zum Lebensüberdruß und Selbstmord gesteigerten psychischen Störungen. In der das Jünglingsalter betreffenden Statistik der Selbstmorde der letzten Jahre soll sogar die Hyperplasie der Thymusdrüse mit bemerkenswerter relativer Häufigkeit ermittelt worden sein. Die Versicherung, daß die Radiotherapie das Volumen und die Aktivität der Drüse „leicht" zum Schwunde bringe, mutet optimistisch an. Fürbringer.

4) Bianchini, M. Levi: **Die Dynamik der Psychismen gemäß der Psychoanalyse.** Arch. gen. di Neurol., Psich. e Psicoanal. III, 1. 2. 1922.

Die umfangreiche Abhandlung gibt den vom Autor im 7. internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Berlin gehaltenen Vortrag wieder. Sie trägt vorwiegend den Charakter eines inhaltvollen Sammelreferats, schließt viel Bekanntes aber auch so manches weniger Geläufige ein, für dessen Darbietung in anregender Form keine kleine Lesergruppe dankbar sein wird. Für ein Referat eignen sich die in großer Fülle gegebenen Berichte nebst Kommentaren nicht. Selbstverständlich hält es der Autor als Begründer des genannten Archivs mit den Anfängern der weitaus im Vordergrunde stehenden Freudschen Lehre. Die Gegner hätten mehr zum Worte kommen sollen. Beachtenswert die Unterrichtung über den Stand der einschlägigen Lehre in Italien. Angefügt ist eine 56 Abhandlungen enthaltende Bibliographie der letzten 20 Jahre, in welcher Freuds Name elfmal wiederkehre und de Sanctis, Arsagioli, sowie der Autor selbst numerisch hervortreten. Fürbringer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

X. Band | März 1924 | 12. Heft

Sexuelle Anschauungen und Sitten des Mittelalters.

Von Studienrat Gustav Jung
in Frankenberg i. Sa.

(Fortsetzung und Schluß.)

Einem solchen Geschlechte, das einem weltfreudigen Eudämonismus immer mehr sich zuzuwenden begann, konnte das ursprünglich kränkliche, sentimentale Schmachten, überhaupt die rein platonische Liebe, keineswegs genügen. Im Durchschnitt hatte man trotz aller aufs feinste ausgebildeten, idealen Ziele in der Praxis sehr reale Zwecke im Auge. Alles drängte auf den „süßen umbevank", und beide Geschlechter waren es wohl zufrieden. Aus den vielen Liebesabenteuern geht deutlich hervor, wie der Geschlechtsverkehr sich in äußerst freien Formen bewegte.

Zwar sollte selbst nach französischen Vorschriften ein Edelfräulein, das unehelichen Kindern das Leben schenkte oder überhaupt ihre Jungfräulichkeit verlor, ihres Erbes verlustig gehen, wenn man sie dessen überführte; aber wie man schon bei dem Nachsatz an die Unmöglichkeit in den meisten Fällen vielleicht denken kann, so fiel es den Jungfrauen vielfach keineswegs ein, auf den vorehelichen Geschlechtsverkehr zu verzichten.

Das stürmische Verlangen, den Liebeshunger zu stillen, der nun immer stärker wurde, die sinnliche Liebe, die schließlich einen animalischen Charakter annahm, begann mehr und mehr mit gewaltiger Macht die Sinne der Menschen zu durchwühlen.

„Die Vrouwe Venus," sagt Schultz, „ist allgewaltig; jedermann ist ihr untertänig, der Kaiser und der Papst, der Laie wie der Kleriker, Männer und Frauen, ja die größte Weisheit und Gelehrsamkeit schützt nicht vor der Venus und vor Amors Pfeilen, der grundgelehrte Aristoteles läßt sich von der lockeren Phyllis berücken, der weise Salomon, der große Zauberer Virgil, alle sind sie der Liebe gegenüber wehrlos."

Kind betont, daß im Mittelalter, dieser „dunklen Nacht mit einzelnen hellstrahlenden Gestirnen", ein Bildmotiv am populärsten gewesen sei, das die Mode der vrouve Venus oder den Begriff der Weiberherrschaft darstellt, nämlich das von Aristoteles und Phyllis. So wird der Philosoph, der für die damalige Zeit als Ausbund und Blüte aller männlichen Intelligenz und Gelehrsamkeit, das Genie aller geistigen Erkenntnisse erschien, dem Weibe untertan.

Meister Heinrich der Vrouwenlop führt die Helden an, die als erotische Typen auch im Bildwerk galten, wie dies die Kirchenskulptur beweist.



Auch Virgil, der große Zauberkünstler, wird bei einem galanten Stelldichein ertappt.

Frau Welt hat auf der ganzen Linie gesiegt. Was Wunder, wenn die reifende Jungfrau das „süße Minnespiel" zu kennen begehrte, wenn sie mit der Auszahlung des „Minnesoldes" nicht kargte. Alle Gedanken des Mädchens beschäftigten sich damit, und mangelte es den Rittern an Kühnheit, so trugen die Damen kein Bedenken, ihnen die Liebeswerbung zu erleichtern.

Das Weib, das als Objekt sinnlicher Wünsche empfunden wurde, das dem fleischlichen Gelüste Genüge leisten sollte, fühlte sich selbst als das Wesen, dessen leibliche Schönheit genossen werden mußte. Der Wert der innewohnenden geschlechtlichen Reize gewann in ihren Augen eine besondere Schätzung. Mit dem Gedanken an die bevorstehende erste Liebesnacht verbanden sich ganz bestimmte Ideen.

Von solchen Motiven geleitet, bewahrten manche Mädchen ihre jungfräuliche Reinheit für irgendeinen berühmten Helden, dessen Abenteuer vielleicht schon ihre Phantasie beschäftigt hatte.

So hat die Tochter des Schloßherrn vom Chateau du Port ihre Pucelage dem Gauvain gelobt. (Gottfried v. Straßburg, Tristan und Isolde.)

Blancheflurs Küsse erwecken die halberstorbenen Sinne des tödlich verwundeten Rivalin zu neuem Leben. (Rivalin u. Blancheflur.)

In das Bett des zunächst erschreckten Partenopier schlüpft Melieur und gibt dem Knaben ihr Magdtum hin.

Ganz gleich, ob wir von der schönen Heidin Synamonde und Bauduins, von Reinfried und Yrkane hören, die Liebesszene wiederholt sich in verschiedenen Wandlungen.

Zuweilen zeigten die Ritter, die den unbemerkten Beobachter gespielt hatten, das Geschaute an, um sich zu rächen oder etwas mit Gewalt zu erlangen.

Der Zug abenteuerlicher Romantik zieht sich durch die ganze Zeit. Hatte der Ritter unter dem Aufgebote seines Mutes und der ritterlichen Kräfte manche Schwierigkeit zu bestehen, bis er in die weichen Arme seiner Dame gelangte, so wandte die Jungfrau mehr die Hilfsmittel weiblicher Schlauheit an.

Wie zu allen Zeiten zeigt sich stark in dieser Epoche, daß alle getroffenen Maßregeln der Liebe gegenüber machtlos sind, wie es sich in der Neubearbeitung von „Hero und Leander" erweist.

Und die Frauen begannen die Ansicht zu entwickeln, die Boccaccio einer Dame in den Mund legt: „Die Gesetze der Natur gehen voran: die Natur hat nichts umsonst geschaffen, und sie hat uns diese edlen Teile verliehen, damit sie in Gebrauch gesetzt werden, nicht aber, um sie müßig feiern zu lassen". (Fuchs.)

Beleg dafür bietet die ausführlich geschilderte Liebesszene zwischen Achilles und Deidamia (Konrad v. Würzburg, Trojan. Krieg).

Skrupellos erscheint auch zuweilen im Liebesgenuß die Jungfrau mit dem Manne vereinigt, der ihren Vater erschlagen hat.

Wird die Liebe von einer Dame versagt, so kann man wohl irgendeinen Grund mehr nebensächlicher Natur entdecken. Vielleicht schläft noch ein anderer Ritter mit in der Stube. Die Damen pflegten schüchterne Ritter geradezu zu ermuntern, sie boten wohl auch „ein vingerlîn von golde".



Daß ältere Frauen sich für Jünglinge mehr als gebührend interessieren, ergibt ein Moment, das die Grundlage so mancher Märchen bildet.

Mitunter wird die Liebe unter bestimmten Bedingungen versprochen.

Derartige Stoffe sind in der mittelalterlichen Novellistik, die an verfänglichen Situationen überhaupt Freude findet, zahlreich behandelt.

Zahllos, meint Schultz, seien die Schwänke und Fabliaux, in denen mit einer Deutlichkeit ohnegleichen die bedenklichsten Geschichten erzählt würden, aber gerade, daß nichts versteckt würde, daß man alles beim richtigen Namen nenne, nichts erst zu vermuten und zu ergrübeln übrig bleibe, mache diese Geschichten erträglich.

Allerdings darf man, wie Kind ausführt, die Fabliaux und Novellen des Mittelalters nicht als typische Beweise für den Verfall ausschließlich dieser Zeit benutzen, da sie dem Motiv nach gar nicht aus dem Mittelalter stammen, sondern uralten Datums und international sind, oft in wörtlichster Fassung.

Wenn das Weib im allgemeinen es für recht und billig fand, daß man es auf jede Weise ganz zu besitzen verlangte, wenn es dem Schüchternen wenig gewogen war, den Zaghaften ermunterte, in berechnender Manier des Mannes Bestrebungen erleichterte, so folgt daraus wiederum klar ein Umstand, der die weibliche Sittlichkeit mit zu erleuchten vermag.

Und dieser eine Umstand entschuldigt im gewissen Sinne das Denken der Frau, die naturgemäß aus den zeitlichen kulturellen Zusammenhängen heraus das Gleiche, was der Mann an ihr so sehr schätzte, bei ihm bevorzugte. In ihm suchte es den Repräsentanten großer Liebeskraft, und nach einem mittelalterlichen Sprichworte durfte man den Männern alles nehmen, nur nicht ihre Mannheit.

Unter solchen Umständen wundert es uns nicht, wenn sich der Ritter laut rühmte, der unter seinen Freunden die meisten Frauen verführt hatte. Galt es doch für ihn als Ehre, und stand er noch im Rufe kräftigster Mannbarkeit, so konnte er wohl den begehrlichen Mädchen gefährlich werden.

Hatte ein Ritter die Gunst seiner Dame errungen, so sollten auch seine Freunde nicht leer ausgehen. Waren doch meistens Jungfrauen da, die gern ein kleines Liebesabenteuer bestanden.

Natürlich waren die Damen, die sich selten prüde zeigten und vielfach nur die Liebeskraft des Mannes schätzten, nicht immer mit dem ersten Besten zufrieden. (Heinrich von Freiberg, Tristan.)

Ein derartiges Verhalten der Jungfrauen läßt sich wohl begreifen, da man sie wirklich nur als Auslöserin der Minne, ja als Lustobjekte ansah. Eine solche Anschauung hegten auch die Frauen voneinander, und Isolt überläßt es dem Freunde des Geliebten, ob die Brangäne oder die Gymele, deren Meinung vollständig gleichgültig ist, seinem Liebesgenusse dienen sollen.

Wenn sich in den Zeiten der Renaissance die geschlechtliche Liebe als eine entfesselte Naturgewalt offenbarte, wenn das Sexualleben in der Lusterfüllung ein vornehmes Prinzip sah, so gewahren wir in dem an dieser Stelle behandelten Zeitraume alle Vorbedin-



gungen zu einem solchen Ausleben erotischer Wünsche als schon gegeben oder auf ihre Weise in sich abgeschlossen.

Im großen ganzen handelte es sich zunächst um ein flüchtiges Abenteuer, sei es nun, daß die Jungfrau von ihren Trieben überwältigt zögernd nachgab, oder daß sie in kokettem Raffinement sich nur so stellte, oder endlich mehr oder minder naiv ihre minnigliche Liebe feilbot. Aus solchem verhältnismäßig regellosen Sexualleben, das oft mehr wilde, als freie Geschlechtslust bedeutete, entwickelten sich Formen, die ihrem sozialen Charakter nach bestimmte geltende Werte repräsentieren und demzufolge des näheren am zuständigen Orte noch zu behandeln sind.

Mit der tieferen Entfaltung des Weibes begann auch das Sexualleben Spuren mehr individualistischer Ausprägung zu offenbaren.

Vor uns steht nicht das Weib, das die Sinnenlust um ihrer selbst willen genießen will, auch nicht die Frau, die schlechthin befruchtet zu werden wünscht, sondern in ihrer Seele lebt eine Art Ahnung, die das Prinzip der Jungfrau vertritt, die durch den Geliebten Mutter zu werden verlangt.

Damit leitet der Gedanke in die individuelleren Formen des zärtlicheren, dauernderen Liebesbundes ein. Freilich wird man einen solchen nicht ohne weiteres mit der Ehe identifizieren können. Denn nach alten germanischen Prinzipien war die Heirat vornehmlich von den beherrschenden Motiven der konventionellen Familienpolitik geleitet.

Die Mannigfaltigkeit der Hochzeitszeremonien kommt für uns kaum in Frage. Am Tage nach der Vermählung erschienen die Freunde und Verwandten des Brautpaares am Bette, wo sie die Liebenden nicht selten in den intimsten Situationen überraschten. Junge Mädchen kommen in die Schlafkammer, wo die Eheleute unbekleidet in inniger Umarmung liegen.

Derbe Züchtigungen der Ehefrau erscheinen zuweilen dieser als Ausdruck des Männlichen und spielen bei Liebeswerbungen eine Rolle.

Allmählich gewinnt bei den größten der Zeitgenossen die Anschauung Raum, in harmonischen ehelichen Freuden Höchstes zu erblicken, für das die berückende Süßigkeit der heimlichen Liebesnacht keinen Ersatz zu bieten vermag.

In ruhiger Behaglichkeit schildert Wolfram v. Eschenbach die Hochzeitsnacht der jungfräulichen Kondwiramur, und in Reinmar von Zweter findet die geschlechtliche, durch geistige Harmonie individualisierte Liebe ihren begeisterten Vertreter.

Die Fülle gegenteiliger Ansichten beweist jedoch, daß die Ansichten dieser Dichter der Mehrzahl der Zeitgenossen nicht entsprachen. Es ist vielmehr klar, daß das höfische Mittelalter keine Faktoren in sich barg, Menschen zu zeitigen, die ihrer ehelichen Pflichten voll bewußt waren. Vielmehr gestatteten die eigenartigen Formen des Minnelebens die Entfaltung freiester Sitte.

Geltung hatte die doppelte Geschlechtsmoral. Nach Lamprecht band die Pflicht ehelicher Treue rechtlich wie im Sinne der Sitte noch immer fast nur die Gattin, während die Männer, wie Guibert

von Nogent meint, bei Dirnen und anderen Weibern ihr Glück versuchten. Wolframs Ideal vom Glück des dauernden Liebesbundes galt der Mehrzahl fast als philiströs.

Indem sich die Liebessehnsucht einem unsittlichen Ziele, der Frau des ritterlichen Genossen zuwendet, bilden sich die Vorbedingungen zum Ehebruch heraus. Der eigentümliche Reiz, der in der Heimlichkeit des verbotenen Liebesgenusses sich birgt, stachelt den abenteuerlustigen Kavalier bedeutend mehr an als die schneller erworbene Zuneigung des naiven Mädchens.

Mannigfach gestaltet sich die Form der Werbung. Liebesorakel, Briefe, Geschenke, der Wert persönlichen Heldentums spielen hierbei eine gewisse Rolle. Liebespfänder sind nicht zu vergessen, wie denn Liebende, z. B. Eheleute, die Hemden wechselten.

Daß die Kalendarien für die eheliche Beiwohnung bestimmte Gebote einhalten, erklärt sich aus der asketischen Anschauung des frühen Mittelalters.

Interessant ist, daß die poetische Fiktion Liebeshöfe schafft, in denen Themen der Sexualpsychologie behandelt werden.

Zahlreiche Tagelieder der Minnesänger und anderes legen Zeugnis von heimlicher Liebeswonne ab. Man mag wohl hierbei auch an Tristans Abenteuer denken.

Grausame Strafen, wie Entmannung, treffen den Ehebrecher, wie dies die Quellen beweisen. Auch die verschmähte Liebe weiß sich zu rächen. Neben den Rittern haben auch die Pfaffen, die in der Skandalchronik oft den Mittelpunkt bilden, an den Abenteuern starken Anteil. Sie, die mit Geschenken nicht geizten, wurden wohl oft unbemittelten Rittern vorgezogen. Die allgemeine sittliche Gesunkenheit findet ihren Ausdruck im Lanzelet. Keine der Frauen am Hofe des Artus bis auf Iblis kann die Keuschheitsprobe bestehen.

Nach Johanna Sarisberiensis erscheint wohl auch der Mann als Kuppler, der Frau oder Tochter als öffentliche Ware ausbietet.

Nie wurden nach der Ansicht mancher Forscher mehr Gewalttaten gegen Frauen verübt als zur Zeit der höchsten Blüte des Ritterstandes. Nach Erstürmung von Schlössern und Städten galt es oft als gemeines Kriegsrecht, die Frauen jegliche Macht fühlen zu lassen. Brutale Gewalttat und Verführung wechseln einander ab. In romanischen Ländern soll die Frivolität in noch erschreckenderem Maße um sich gegriffen haben.

Um so schöner und voller klingen im Gegensatz zu den Schilderungen im Amadis de Gaules die Weisen, die Walther von der Vogelweide dem reinen Weibe widmet. In solchen gesättigten Tönen spricht sich doch mehr als physisches Wohlbehagen an der Frau aus. Wer manche der Dichtungen des größten Lyrikers der ritterlichen Blütezeit liest, wird vielleicht einwenden, daß aus Walthers Worten eine so begeisterte Vaterlandsliebe entgegenklingt, die naturgemäß zu idealisieren sucht.

Dagegen wird man auch nichts einwenden können. Wenn aber diese Dichtung im allgemeinen mehr den ersehnten Wunsch ausdrückt, als das getreue Bild bestehender Verhältnisse darstellt, so trifft doch der große Kenner der deutschen Volksseele in vieler Beziehung den richtigen Grundton. Der unmittelbar sich losringende



Ausdruck, der in den Herzen der Besten lebte, legte Zeugnis ab, daß tiefstes sittliches Fühlen des deutschen Weibes durchaus nicht erstorben war.

Selbstverständlich erschallen auch betrübliche Klagen im Munde eines Walther, eines Wolfram, eines Gottfried.

Gewisse kulturelle Erscheinungen mußten ja geradezu den Ehebruch begünstigen. Die starre Form der so oft geschlossenen Konvenienzehe, das ausschweifende Wesen der Männer, denen die doppelte Geschlechtsmoral jegliche Freiheit gestattete, suchte das mehr seine Persönlichkeit ausbildende Wesen des Weibes zu durchbrechen. Abgesehen von manchen individualistischen Regungen können wir hier auch ein Gefühl feststellen, das Vergeltung für manche Unterdrückung begehrt.

Der Mann, der in die wertvollsten Eigentumsrechte seines Genossen oder Feindes einbrach, mußte jederzeit auf Gleiches gefaßt sein. In einem solchen Einbruche in das Herrenrecht des Mannes, der ja durch allerhand kriegerische Unternehmungen oft zu langer Abwesenheit gezwungen war, wurde von vielen tiefe Schmach für den Verletzten erblickt, und mancher Ritter suchte sich also mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen.

Da man im Schutze eines alten, bewährten Kriegsmannes oder eines Freundes oft keine genügende Sicherheit für das allein zurückbleibende Weib erblickte, ersann die Phantasie die Einführung des Keuschheitsgürtels, die den Beweis liefert, daß man auf die physische Unverletzlichkeit sehr oft den einzigen Wert legte. Daß diese eisernen Keuschheitswächter, deren Verwendung übrigens von manchen angezweifelt ist, ein unbedingt sicheres Schutzmittel gegen Gewalttaten oder Untreue gewesen seien, ist längst widerlegt worden.

Hiermit berühren wir Geschehnisse, die uns die Käuflichkeit der Liebe beweisen, wo wir sie billigerweise nicht erwarten.

Weil die Ehe in höfischen Kreisen ganz von Standesinteressen bestimmt wurde, so bildeten sich unter dem Drucke der alle Hemmnisse durchbrechenden Liebe Beziehungen heraus, deren Vertreterin unter dem Namen Âmie bekannt geworden ist.

Verdrängten nun deren nur vom Standpunkte der Liebe geleiteten Motive rein berechnende Absichten, so zeigten sich schon bedenkliche Schäden. Wenn man nun auch für die Âmie und die Dirne mitunter gleiche rechtliche Bestimmungen aufstellte, so wird ihre Wesensverschiedenheit doch aus dem Umstande klar, daß der ersteren die anderen Damen keineswegs mit Geringschätzung begegneten. Entbehrte doch auch der ganze Liebesbund vollständig der Heimlichkeit. Mitunter deutet sich allerdings auch die ganze spätere Form der Mätressenschaft aus, und die Nachwelt verdammt diese Frauen oft unbeschadet der hohen Ehren, die man ihnen einst erwiesen hatte.

In manchen Ländern veranlaßten die Rechte, die sich eine bevorzugte Gesellschaft von Männern auf die Mädchen anmaßte, einen gewissen Hetärismus. Man hat die Vermutung ausgesprochen, daß ein solches Vorrecht (Herrenrecht) der Urtypus des Jus primae noctis gewesen sei, eines Brauches, dessen Tatsächlichkeit neuere Forschungen in Frage zu stellen versucht haben.



Klarer treten allmählich Verfallserscheinungen auf. Hatten sich die anfänglichen Momente dieses Zeitalters auf den Bedingungen schwindender Naturalwirtschaft, auf der Entfaltung eines mehr finanziellen Charakter tragenden Wirtschaftslebens schlechthin, entwickelt, so erklärt aus dem in solcher Weise sich fortentwickelnden Daseinsprinzip, aus den gleichen immer erstarkenden Faktoren, die die kommende Blütezeit der Geldwirtschaft bedingen helfen, sich das Ende höfischen Wesens. Überall mußte das Ideelle dem Materiellen weichen. Das hochgestimmte Standesprinzip der Ritterschaft war im Grunde genommen nie erreicht worden. Immer stärker werdende Genußfreudigkeit, der die Kunst übrigens viel verdankte, drückte sich in Formen stärker werdender Sinnlichkeit aus. Höchst gestimmten Idealismus verdrängte derbstes, naturalistisches Empfinden. Grobe Ausschweifungen kennzeichnen die Zeit, und an der Frau schätzte man immer mehr das „Rosengärtlein der Minne".

An dem eigenen Gebrechen geht rittertümliches Wesen zugrunde. Wirksam wird eine ganz neue Macht, wie Lamprecht sagt, das eigentliche bürgerliche Kampfmittel, das Geld.

Wenn nun eine wunschlos schmachtende Sentimentalität durchaus nicht der eigentliche Typus des höfischen Lebens gewesen war, sondern sehr oft materielle Ziele, wie derbster Liebesgenuß, erstrebt wurden, wie sollte es nun werden, als auf den Trümmern einer alten Gesellschaft eine neue emporwuchs, die auf künftige Größe hinwies!

Man kann mit Eduard Fuchs sagen, daß revolutionäre Zeiten zugleich Zeiten gewaltiger, erotischer Sinnlichkeit sind.

Die Liebesanschauung der höfischen Gesellschaft trug den Stempel raffinierten Genusses. Sie wäre am wenigsten geeignet gewesen, neue Werte ins Leben zu rufen. Die neue Zeit drückte sich in einer zunächst zwar rohen, aber gesunden Sinnlichkeit aus.

Hatte die höfische Zeit die Körperformen des Mädchens geschätzt, so wurde nun die volle Üppigkeit der jungen Mutter gepriesen, und der Schönheitskodex analysiert die einzelnen körperlichen Reize.

Eine Zeit, die so sinnlich veranlagt war, daß sie das körperliche Ideal jedem anderen vorzuziehen suchte, mußte in seiner Stellung zur Nacktheit sein Wesen treffend kennzeichnen. Dazu bot sich Gelegenheit bei dem so stark entwickelten Badeleben, von dem uns so viel berichtet wird.

Abgesehen von den privaten Badeeinrichtungen, in denen Damen und Herren gemeinsam badeten, gelangten bald die öffentlichen Badestuben zur eigentlichen Blüte, in denen der freieste Verkehr mit dem anderen Geschlecht stattfand. Wenn man in der vollständigen Entblößung des Körpers in Gegenwart anderer naive Unbefangenheit erblicken kann, so darf man doch nicht vergessen, daß die Frau die Nacktheit, die sie zur Ausgezogenheit gestaltete, hervorhob, so daß sie zur ausgekleideten, pikanten Dame wurde. Beide Geschlechter pflegten wohl, wie ein Bild aus einer französischen Übersetzung des Valerius Maximus beweist, zweisitzige Wannen zu benutzen. Man muß natürlich derartige Bilder nicht ohne weiteres als sichere Quellen betrachten. So hält Alwin Schultz (Das höfische Leben z. Zeit der Minnesänger, I, S. 68) eine derartige Miniatur für



übertrieben. Nach seiner Ansicht ist in ihnen der Vorliebe des Mittelalters für derbe, handgreifliche Scherze Rechnung getragen.

Im allgemeinen bedienten in den Badestuben Bademägde und Badeknechte, und so geschah es wohl, daß die Frauen von Männern gewaschen wurden, wie dies Gemälde beweisen. Noch häufiger wurde wohl der Körper der männlichen Gäste von den Händen der Badedirnen frottiert und abgerieben. Diese bedienten die Gäste im einfachsten Badehemd oder ganz unbekleidet. Auch bildeten sie wohl für die im Bade ausruhenden Gäste die Gesellschafterinnen.

Am ausgelassensten entwickelte sich selbstverständlich das Leben in den eigentlichen Badeorten, die natürlich von den kapitalkräftigen Klassen am ausgiebigsten benutzt werden konnten.

Eine ausführliche Schilderung der Freuden, die beide Geschlechter in Baden im Aargau genossen, verdanken wir Poggio Bracciolini.

Wenn es für die Badegäste Hauptsache war, sinnliche Genüsse voll und ganz auszukosten, wenn ein Prunken mit nackter Schönheit Mode wurde, so bot sich bald ein ergiebiges Feld für die Halbwelt. Der ausgelassene Taumel ergriff übrigens nicht nur die Laien, sondern auch die Geistlichen, die Mönche und Nonnen. Alle Verordnungen hätten nichts gefruchtet, dem immer anstößiger werdenden Badeleben zu begegnen, wenn nicht die Verbreitung der seuchenartig auftretenden Syphilis einen zwingenden Hinderungsgrund geboten hätte. Dazu kam ferner, daß das Holz, das Brennmaterial der Bäder, stark im Preise stieg und aus diesem Grunde der Besuch sehr nachließ.

Schaustellungen nackter Schönheit geschahen gelegentlich bei Festen, etwa bei Einzügen von Fürsten; sie bewiesen, welcher Kultus getrieben wurde.

Wenn die Zeit das Körperliche, Sinnliche so stark betonte, so mußte das in der Mode seinen Ausdruck finden, die sich ja sexuellen Prinzipien unterordnet. So begann sie die geschlechtlichen Merkmale des Weibes möglichst hervorzuheben bzw. üppiger zu gestalten, wie dies bei den Hüften und dem Busen geschah. Bei letzterem wurde oft möglichste Entblößung angestrebt, wie dies die verschiedenen Kleiderordnungen beweisen.

Von großem Einflusse auf die öffentliche Sittlichkeit erscheint der Tanz, den man treffend als in stilisierte Rhythmik umgesetzte Erotik bezeichnet hat.

Wenn in den besseren Kreisen Anstandsregeln galten, die im Vergleich mit heutigen Gebräuchen für äußerst streng anzusehen sind, so mehrten sich die Angriffe gegen die rohe, unanständige Art, die in geringeren bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen Verbreitung fand. In der Form des begleitenden Tanzliedes schien sich der erotische Charakter in ziemlich eindeutiger Weise zu offenbaren.

Die Stätten der Tanzfreuden wurden mehr und mehr Sammelplätze sittlicher Ausschreitungen, deren Wirkungen sich um so fühlbarer zeigten, als in jenen Tagen eine schreckliche Tanzwut gehaust haben muß.

Am derbsten ging es wohl in bäuerlichen Kreisen zu, in denen Handgreiflichkeiten kaum übelgenommen wurden. Auch die Ein-



buße der Unschuld wurde wohl nicht allzusehr von den Dorfmädchen gefürchtet.

Ebenfalls von erotischen Bestrebungen durchwebt waren die Gesellschaftsspiele, die geselligen Zusammenkünfte in den Spinnstuben. Auch das Heim war bereit, dem Liebhaber die Freuden der Probenächte zu bieten.

Natürlich wurde, trotzdem allzuoft die Frau die sinnlichen Wünsche des Mannes nicht unerfüllt ließ, in bestimmten Kreisen hoher Wert auf die Erhaltung reinen Magdtums gelegt. Selbst Prinzessinnen scheuten nicht peinliche Untersuchungen, wenn es galt, die unberührte Unschuld zu belegen.

Die Quellen, d. h. die Rechtsordnungen u. a. erzählen uns, wie Schmach und Schande das gefallene Mädchen erwartete. Oft erwartete auch den Räuber weiblicher Ehre scharfe Sühne. Gewalttätigkeiten wurden jedenfalls, wie etwa das Weistum von Eltville von 1383 berichtet, grausam gerügt. Auch die Unkeuschheit mit beiderseitigem Einverständnis wurde mitunter gerügt (Seligenstädter Landweistum 1390), mitunter allerdings nur mit Geld.

Wenn die Probenächte der Bauern den Liebenden Gelegenheit bieten sollten, die physische Tauglichkeit für die Ehe zu belegen, so kamen derartige Bräuche nicht nur im Ritterstande, sondern beim höchsten Adel und den Fürsten vor. Die Sitte des Beilagers hat wohl auch lediglich eine formelle Gestaltung erlangt. Wenn eine Decke das Paar beschlagen hatte, galt die Ehe für vollzogen.

Diese wurde im Gegensatz zum wilden Geschlechtsgenuß z. B. von Berthold von Regensburg gepriesen, und das mit üppigsten Geschlechtsreizen begabte Weib am meisten geschätzt. Man feierte die Frau als Gattin und Mutter. Ebenso wurde am Manne sexuelle Potenz am meisten gepriesen. Die Verpflichtungen des Ehemannes der Frau gegenüber wurden z. B. durch westfälische Weistümer besonders festgelegt. (Man vgl. auch das Basler Heidenrecht und das Bochumsche Landrecht.)

Entsprachen die Männer den Frauen, deren Recht offiziell bestätigt wurde, nicht im ehelichen Leben, so war es sicher, daß bald — will man den Fastnachtsspielen glauben — Klagen der begehrlichen Frauen laut wurden.

Natürlich darf man diese literarischen Erzeugnisse wie die früher erwähnten Anekdoten nicht allzu wörtlich nehmen. Sie bewegten sich im Zeichen des Grobianus und ergingen sich oft nach unseren Begriffen in unflätigen Übertreibungen über geschlechtliche Verhältnisse.

Ein so gründlicher Kenner wie Alwin Schultz meint sogar mit Beziehung auf das 14. u. 15. Jahrhundert (Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh., 271 f.), die Ehen seien damals nicht glücklicher oder unglücklicher ausgefallen als jetzt.

Auch gegen die ritterlichen Herren, die sich gern mit den hübschen Bürgerinnen amüsierten, wußte das genügend erstarkte Bürgertum die Ehre des Hauses zu schirmen. So wurden bei einer lustigen Fastnachtsfeier im Jahre 1267 zu Basel Edelleute, die die städtische Ehrbarkeit verletzten, „den schönen Junkfravlein in dem Schooss zerhauen“.



Geiler von Kaisersberg hat die Verfehlungen des Ehebruches angegriffen. Verordnungen weisen darauf hin, daß sich Frauen mit Knechten und Klerikern vergingen. Bald begannen die Pfaffendirnen öffentliches Ärgernis zu erregen. Bildete doch, wie betont, das Leben der Geistlichkeit Jahrhunderte lang die Skandalchronik. Becker erzählt in seiner Geschichte Lübecks, daß die dortigen Bürgersfrauen, dem Beispiele der Nonnen folgend, Bekanntschaften mit den Mönchen anknüpften, die nachts herumschwärmten. Ja, vornehme Lübeckerinnen sollen sogar, von dichten Schleiern geschützt, die Weinkeller aufgesucht haben, wo Prostitution und Seeleute ihre Orgien feierten.

Was nun die belastenden Nachrichten über die Geistlichkeit anbelangt, so meinen Kenner der Zeit, daß z. B. die ausschweifenden Menschen der Klostergeistlichkeit nicht häufiger als heutzutage gewesen seien. Es ist wohl auch begreiflich, daß die Phantasie der Nonnen in Sphären schweifte, die die sexuelle Unbefriedigung beweisen. Aber selbst wo die Nonnen in natürlicher Geschlechtsliebe ihr ersehntes Ziel fanden, scheint diese oft wenig individuelle Prägung getragen haben.

Selbstverständlich spielte auch die Prostitution, die auf Kreuzzügen, Hoflagern und Konzilien zahlreich vertreten war, eine große Rolle. Soll der große Dirnentroß, der sich im Heere Konrads III. befand, doch sogar das Mißlingen des Kreuzzuges mit verschuldet haben. Gegen das Überhandnehmen der Prostitution entwickelte sich besonders gegen das Ende des Mittelalters eine Opposition, die teilweise mit der reformatorischen Bewegung der Kirche zusammenfiel. In glühender Beredsamkeit wiesen deutsche Kanzelredner auf die Mängel hin.

Den Hauptgrund für den finanziellen Ruin der Frauenhäuser wie auch der Badestuben hatte die Lues geboten, die um die Wende des 15. Jahrhunderts in so furchtbarer Gestalt auftrat.

Das Zeugnis des Aloysius von Orelli rühmt die Zucht und Sittsamkeit der Züricher Frauen.

Im Vergleich zu den frühesten Anfängen des Mittelalters hatte nun das Leben statt des weltentsagenden einen weltfreudigen Zug bekommen.

Nicht nur Festlichkeiten der Vornehmen zeigen die Lust am Übermaß, sondern auch solche niederer Bürger legen Beweis für den vergnügungsheischenden Zug ab. Hier kamen die Liebesuchenden Frauen auf ihre Kosten, denn es wurde „gar freundlich und zärtlich gebuhlet, geneckt und geliebt“.

Zimperlich waren die Städterinnen nicht, und mitunter trieben sie ihre Scherze sogar mit dem Monarchen.

Als eine ausgemachte Erfahrung sah man es im Mittelalter an, daß in den Städten, wo Päpste, Könige und große Fürsten sich eine Zeitlang aufhielten, das geschlechtliche Leben eine Trübung erfuhr. So hat Agrippa von Lyon einen Ausspruch getan: „Wehe den Städten, die der Hof eine Zeitlang zu seinem Aufenthalte wählt.“ Weiber und Töchter seien verführt, Söhne, Bediente und Mägde verdorben worden. Eine Stadt in Frankreich sei durch den Hof so zu-



grunde gerichtet worden, daß sich kaum eine unverdorbene Frau oder Jungfrau darin gefunden hätte.

Ins Bedenkliche spielte auch der Ton, der zu Fastnacht herrschte, wie aus den Ratsverordnungen gegen Maskenspiele oder nächtliche Schlittenfahrten hervorgeht.

Die alte germanische Anschauung hatte in der Verletzung der Ehe nur den Eingriff in die Rechte des Mannes gesehen. Denn die Frau wurde als ein Stück von dessen Vermögen betrachtet und damit ihre Keuschheit als kostbarstes Gut des Mannes. Verletzte man diese, so strafte man den Mann. Aus solchen Anschauungen erwuchsen Bestimmungen, die forderten, daß demjenigen, der eine Buße an Geld oder an Sachwerten nicht leisten konnte, die Frau entehrt würde. (Weistum von Wilzhut).

Eheliche Treue galt in diesen Zeiten als ein unsicheres Ding, wie Geiler und Murner meinen. Ersterer warnt vor Studenten, Pfaffen und Mönchen. In Murners „Gäuchmatt“ wird einschlägiger Stoff satirisch behandelt, und nach dieser sollen die Bürgermädchen es zuweilen ganz gut verstanden haben, die Liebhaber auszunutzen. Paulis „Schimpf und Ernst“ bietet entsprechende Anekdoten. Auch hielten wohl die Männer ihrerseits die Frauen zur Liederlichkeit an, um wirtschaftliche Vorteile zu erlangen. (Joh. Sarisberiensis). Aeneas Sylvius weiß in seiner Schilderung Wiens die Häufigkeit des Ehebruchs zu belegen. Es kam so weit, daß man sagte: „Wer ein schön Weib hat und dazu eine Hintertür, sowie ein Simmeri Getreide, der hat das ganze Jahr zu essen.“

Der Glaube an eheliche Treue schien in manchen Kreisen ganz erloschen zu sein. Sahen doch in der Bewahrung der Treue viele nur die Enthaltsamkeit in physischer Beziehung.

Und doch, wenn man all die Schatten, die auf das Geschlechtsleben im Mittelalter fallen, ruhig feststellt, so wird man gern zugeben müssen, daß sich der Weg zuweilen in Niederungen zu verlieren scheint, im großen ganzen eine gewisse aufstrebende Tendenz zeigt.

Freilich können wir uns nicht begnügen, von einer Hebung der Moral, die überhaupt in den jeweiligen Zeiten verschieden ist, zu reden und zu sagen, sie habe diese oder jene Übelstände besiegt. Mit anderen Worten heißt das, daß die gesamten kulturellen Erscheinungen durch das Wirtschaftsleben bedingt werden, wenn damit auch nicht behauptet werden soll, daß der Entwicklung dieses letzteren diejenige der ethischen Kultur ohne weiteres als eine Parallele entspreche.

Jedenfalls ringt sich in diesen Jahrhunderten das Weib, ursprünglich ein Ding, eine Sache, zur selbständigen Individualität empor.

Nur die Unfähigkeit historischen Denkens würde sich dartun, wenn wir die Höhe einer Moral, die ja fortwährenden Wandlungen unterworfen ist, mit einem Prädikat belegen wollten. Niemals läßt sich eine Zeit vom Standpunkte einer anderen gewissermaßen korrigieren, und die Menschen vergangener Epochen genügten unter den sie umgebenden Bedingungen, nach dem Ausspruche eines bekannten



Historikers, den Anforderungen des Tages im gleichen Maße, wie wir unter den heutigen obwaltenden Umständen.

Man kann demnach weder von einer sogenannten „guten, alten Zeit“ reden, noch mit Bezug auf bestimmte Einzelerscheinungen diese auf Kosten moderner Erscheinungen herausstreichen, wie genau so wenig der Mensch der Gegenwart berechtigt ist, auf Grund moderner Errungenschaften verschwundene Zeiten zu rügen.

Wenn wir also eine Erscheinung als gut, eine als böse bezeichnen, so dürfen wir nie vergessen, daß die Begriffe von „Gut und Böse“ erst nach unserem Empfindungsvermögen gemessen sind und wenigstens unter dem Gesichtspunkte der Zeitlosigkeit keinerlei Wert besitzen.

Das Einzige, was uns übrig bleibt, ist zu versuchen, den Entwicklungsgang der Erscheinungen zu begreifen, um dann zu dem Ergebnis zu kommen, daß sie alle mit ihren „Vorzügen“ und „Mängeln“ weiter nichts als das notwendige Produkt ihrer Voraussetzungen sind.

Eine ausführliche Darstellung des Themas mit Zitaten und genauen Quellenangaben findet sich in meinem Buche: Die Geschlechtsmoral des deutschen Weibes im Mittelalter. Leipzig 1921. Ethnologischer Verlag Dr. Friedrich S. Krauß.

Handwörterbuch der Sexualwissenschaft [1].

Von Dr. Erich Arndt
in München.

Das Titelblatt des bedeutsamen Werkes schmückt ein brennendes, antikes Lämpchen, das von einem Sternenkreis umgeben ist. Diese Verlags-Vignette könnte als besonderes Symbol für die geistige Richtung des Handwörterbuches dienen: die stille Arbeit des Gelehrten im Zusammenhang mit der Welt. In diesem Zusammenhang findet das Werk seine Eigenart und Kraft, findet sie um so mehr, als in der Tat kaum eine Spezialwissenschaft so im Brennpunkt alles geistigen und kulturellen Lebens steht wie die Sexualwissenschaft. Gewiß war es ein großes Unternehmen, zum erstenmal den Versuch zu wagen, diese weltumspannenden Zusammenhänge einer Wissenschaft zugleich mit ihren eigensten Resultaten in einem stark begrenzten Werke darzustellen, zumal die Wissensgebiete zu umfangreich waren, als daß ein Einzelner hätte daran denken können, das Ganze nach einheitlicher Auffassung und Durchdringung aufzubauen; sondern der Herausgeber war auf eine Anzahl (zweiunddreißig) geeigneter Mitarbeiter angewiesen, die einerseits Persönlichkeit und Autorität genug sein mußten, um ihr Thema aus dem Vollen heraus zu bewältigen, die aber andererseits sich in das Ganze und seine Gesamtauffassung harmonisch einordnen mußten, um natürliche Reibungen und Widersprüche der Urteile nicht zu stark hervortreten zu lassen und so die Einheit des Ganzen zu sprengen. Daß diese Harmonie in der Tat im wesentlichen erreicht ist, wird sich hauptsächlich dem erschließen, der ohne Scheu vor dem alphabetischen Schema des Handbuches dasselbe von „A bis Z“ im Sinne des Wortes durcharbeitet, sei es, daß er ein Gelehrter von Fach, sei es, daß er ein Angehöriger anderer Fakultät oder ein Allgemeingebildeter der praktischen Intelligenz ist. Der Herausgeber hat es eben verstanden, die Themata durch die Verarbeitung verwandter und in ihnen eingeschachtelter Begriffe immer wieder zu ergänzen für das Verständnis, zu erläutern und zu vertiefen, so daß gerade ein systematischer Leser auch ohne speziellste Vorkenntnisse sich im Labyrinth der Tatsachen zurechtfinden kann.

Der Herausgeber ist dabei selbstkritisch genug, vorzubemerken, daß ihm die Bewältigung aller Schwierigkeiten bei dem ersten Versuch nicht gelang und nicht gelingen

[1]) Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen. Herausgegeben von Max Marcuse. Bonn 1923, A. Marcus & E. Webers Verlag.



konnte. Er nimmt daher in geschickter Weise die schon angedeuteten Einwände voraus, die nur bedingt einer Kritik Anstoß geben, nämlich die Einwände, daß Unstimmigkeiten, Widersprüche und auch Wiederholungen ähnlicher Diskussionen sich störend aufdrängen würden. Liegt doch gerade in dem Spiel und Widerspiel des sich immer wieder zugeworfenen und nach wechselnder oder ähnlicher Richtung zum Ziel zurückgeschlagenen Themas ein wesentlicher Reiz und Vorzug des Handbuches, das es vor dem Schicksal der meisten Lexika, nämlich der Ermüdung und Öde bei systematischer Lesung bewahrt. Gerade die selbstherrliche Mannigfaltigkeit der Autoren macht die zusammenhängende Lesung zu einem literarischen Genuß, wenn auf den gravitätisch-schwerfälligen Stil Fürbringers der leichter beschwingte, plauderkundige Scheuers folgt, wenn nach dem leidenschaftlich-polemischen Reitzenstein der kühle, vornehm-zurückhaltende Kronfeld spricht, wenn nach der knapp-exakten Art Sands der sinnlich-blühende Brandt in hymnenartiger Begeisterung für das Hellenentum schwelgt.

Nein, ein Haupteinwand dürfte gegen die Verteilung des Raumes, der äußeren Bewegungsfreiheit der Autoren gerichtet sein. Die Raumspanne, welche der Herausgeber den Autoren — meist Spezialarbeitern oder Spezialbearbeitern des jeweiligen Themas — zugewiesen oder zugestanden hat für die Behandlung ihrer Aufgaben, entspricht nicht stets der geistigen Ökonomie des Werkes. Das gilt vor allem für den unsparsamen Raum, den der Herausgeber oft rein juristischen sexualwissenschaftlich wenig vermittelnden, von Paragraphen wie von Pallisaden starrenden juristischen Erörterungen verstattet hat. Im ringenden Gedränge wichtigster Themata um ihre Existenz werden sexualwissenschaftlich und kulturell ebenso bedeutsame Themata wie: Mehrlinge in einem Mutterleib — an die Wand gedrückt. Wenn man beispielsweise die Aufsätze über neurologische, sexualpathologische und psychiatrische Themata ohne viel Übertreibung in ein paar handfesten juristischen Eheartikeln unterbringen kann, so heißt das doch die Hauptaufgaben eines sexualwissenschaftlichen Handbuches um mehr in juristische Handbücher gehöriger Erörterungen willen verkümmern oder ihnen nicht die Bedeutung für die Sexualwissenschaften zugestehen, die ihnen eignet. — Die Verknüpfung des Hauptthemas der Sexualwissenschaft mit anderen Geistesgebieten mußte doch bei den wesentlichen Beziehungen zu eben dieser Wissenschaft selbst Halt machen, wie denn auch aus diesem Gesichtspunkt der Raum, welcher mehr urologischen Artikeln eingeräumt wurde, relativ zu groß ist. Dieser Einwand trifft um so mehr, als sich durch den Juristen aus dem juristischen Kapitel etwa des Ehebruchs oder des Verlöbnisses nicht alles herausarbeiten ließ, was an sexualwissenschaftlichen Werten reichlich in den Themen lag. Gerade in rein juristischen Artikeln hätte zuweilen glücklich eine Arbeitsteilung mit dem Sexuologen oder Psychologen eingesetzt, welche von dem Herausgeber bei anderen Kapiteln im überreichlichen Maße angewendet ist. Aus dem gleichen Gesichtspunkte der ökonomischen Raumverteilung für die Durcharbeitung wichtigster Begriffe hätten eine Reihe von kleineren Artikeln fehlen können, worauf später noch zurückzukommen ist. Gleich hier sei jedoch hervorgehoben, daß der Herausgeber seine wichtigste Aufgabe: die kritische Auswahl der Themata — im ganzen vorbildlich gelöst hat, so wie er seine zweite Aufgabe: die Auswahl und die Arbeitsverteilung betreffs seiner Mitarbeiter in ebenso sorgfältiger wie meist glücklicher Weise erfüllte — wenngleich hier und da für die Wahl auch persönliche Beziehungen im Vordergrund gestanden haben mögen und es sich zuweilen zeigt, daß jemand ein vortrefflicher Gelehrter sein kann, ohne gerade die besondere Eignung für die anregende Form eines Artikels im lexikalischen Handbuch zu besitzen. Eine Eigentümlichkeit des Handbuches, die vielleicht auch durch die Wahl der Mitarbeiter mit bedingt ist, scheint darin zu bestehen, daß alles „Männliche" im weitesten Sinne in den Vordergrund des Interesses gerückt ist, was selbst bei organischen Fragen wie Klimakterium und Sterilität hervortritt; so findet das Sexualpsychologische des Weibes keinen Interpreten, wie es ihn etwa hinsichtlich des „Männlichen" in der Person Paul Brandts besitzt. Der Herausgeber hat hier zum Teil auszugleichen gesucht, indem er das fragliche Hauptthema, z. B. Päderastie, wieder in Unterthemata zerlegte und entgegengesetzte Persönlichkeiten zum Ausdruck kommen ließ; eine Zerlegung, die zwar die bereits erwähnten Vorzüge für die Klarlegung der Hauptbegriffe in sich schließt, jedoch zuweilen eine gewisse Zersplitterung wesentlicher Gedanken bringt, sodaß manchmal eine entschlossene Zusammenfassung in ein Thema zu mehr Übersichtlichkeit und Einheitlichkeit geführt hätte. Schwierigkeiten, die der Herausgeber infolge Mannigfaltigkeit der Mitarbeiter nicht immer vermeiden konnte, lagen auch in der stilistischen Form, welche von den meisten wie besonders Freud, Brandt, Traumann, Marcuse, Scheuer, Reitzenstein glänzend beherrscht wird, während — abgesehen von dem erwähnten Reiz der Gegensätzlichkeit — der meist unanschauliche, zäh klebende Stil Kronfelds und der oft schwierige Schraubenstil Fürbringers die Auffassung des massigen Inhaltes erschwert.



Die geistige Eigenart des Handbuches prägt sich vor allem in der sicheren, klar begründeten und streitbaren Kritik aus, die es immer wieder an Wissenschaft, geltendem Recht, öffentlicher Meinung, Geschichte und Mode ausübt, um seine eigenen, auf Vernunft, Wissen und Humanität beruhenden Prinzipien zum Ziele zu führen. Hierin besteht eine Hauptleistung des Herausgebers. Er will vor allem Aktualität, greift in den Fluß der Dinge und wirft sich in ihn hinein; er will das noch Dunkle beleuchten, das Absterbende niederreißen, er wendet sich mit der Schar seiner Mitarbeiter gegen Dünkel und Mißverstand, kämpft gegen das siebenköpfige Ungeheuer sozialer Beschränktheit, das sich, besonders auf Grund dogmatischer Enge, in der Bewertung des Sexuellen an sich als gemeingefährlich erweist. Er will die Sexualität unter fast prüder Vermeidung alles Obszönen und Lüsternen zu ihrem natürlichen Recht bringen und das kulturschädliche Mysterium vom „Sündenfall", das von dem Judentum und der jüdischen Sekte des Christentums als Hauptscheidewand gegen die antike Naivität und Heiterkeit aufgerichtet wurde, aufhellen und in seiner Wirkung entgiften. Es ist ihm daher auch weniger um die Wiederholung altbekannter Resultate hergebrachter Wissenschaft zu tun, was vielleicht die auffallende Kürze in der Behandlung mancher wichtiger Themata mit erklärt, als um die Wiedergabe neuer und zu neuen Fragen anregender Tatsachen. So wird gegen die obsoleten Vorurteile bestehenden oder in Aussicht genommenen Strafrechts und Bürgerlichen Rechts durch Bovensiepen, Traumann, Mittermaier unermüdlich gekämpft. Immer steht das Handbuch auf seiten des Individuums, wo es der Staat zum eigenen Schaden vergewaltigen will; immer kämpft es für das höchste Gut der Persönlichkeit, um streng dem Individuum entgegenzutreten, wo es sich gemeinschädlich sexueller Leidenschaft überläßt. Dabei vermeidet das Handbuch alles innerlich Extreme, stellt sich auf seiten des ruhig Abwägenden, des psychologisch wie sozial Verstehenden, Einfühlenden, schützt ohne Sentimentalität das weibliche Element, sowohl um seiner selbst wie vor allem des Nachwuchses wegen. Trotzdem steht jedoch nicht das Individuum im Vordergrund des Interesses des Handbuches, sondern das Hauptinteresse gruppiert sich um die Zukunftsfragen der Rasse, des Staates im weitesten Sinne, der Menschheit: „Von der Quelle bis zum Meer malet manche Mühle, und das Wohl der ganzen Welt ist's, auf das ich ziele." Dies Goethewort drückt das innerste Bestreben des Handbuches aus, darin sucht und findet es seinen Hauptwert. Daher die große Bedeutung, die auf Kapitel wie Ethnologie, Keimlehre, Sexualhygiene, Eugenik, Beherrschung der Prostitution, sowie, bei ausdrücklicher Dominanz der Ehe, auf die nachwuchsschonenden anderen Gemeinschaftsverhältnisse der Geschlechter gelegt wird, andererseits auf eine vorbeugende Sterilisierung oder den oft kräfte- und rasseschonenden Präventivverkehr; daher die Forderung auf Fortfall des Anathema gegen das Uneheliche: die uneheliche Mutter, vor allem das uneheliche, oft todgeweihte Kind, dessen bürgerliche Gleichsetzung mit dem ehelichen angestrebt wird. Scharf geht das Werk gegen den brutalen Kinderschänder, geldgierigen Kuppler und Zuhälter vor und fordert Strafen, wo das Gesetz zu milde bleibt, um andererseits Irrtümer hinsichtlich Inzestes, Blutsverwandtschaft und Blutsvermischung aufzuklären, wo sie für Erhaltung der Rasse in Frage kommen oder in Vorzeit zur Tat geworden sind.

Es handelt sich bei dieser Wegspanne zwischen „A bis Z" um zweihundertvier Artikel, die zum Teil die Länge eines Essays, nur selten die Kürze einer wissenschaftlichen Anmerkung umgreifen.

Das Gebiet der Ethnologie und Liebessitten beherrscht vor allem Reitzenstein in vortrefflichen Aufsätzen über Aberglauben, Couvade, Hochzeitsgebräuche und Liebesleben. Er geht dabei mit Vorliebe auf primitive Völker zurück und weist nach, daß ihre sexuellen Gebräuche, die sich bis in fernste Zeit widerspiegeln, durch den Ahnenkult und die Furcht vor Zauber und bösen Geistern gestempelt sind. Da er durch den Nebel der Jahrtausende und das Völkerheer den ewigen Wechsel sexueller Wertungen vom gebotenen Inzest bis zur Madonna immaculata durchschaut, von den rituellen Tanzorgien bis zur Askese der Selbstkastrierung nach Ursache und Wirkung vor sich ausgebreitet sieht, ist es verständlich, daß vor allem er sich temperamentvoll gegen engherzige Vorurteile wendet, wie sie in beschränkter Dogmatik wurzeln, einer Dogmatik, die sich freilich aus der jüdischen Sexualethik im wesentlichen entwickelt hat. Dabei fällt eine gewisse Einseitigkeit in seinen Deduktionen auf, so z. B. wenn er aus der Furcht vor dem „bösen Blick" in der Hauptsache auch das Schamgefühl, die subjektive Grundlage aller Sexualethik, herleiten will, ein viel komplizierteres psychologisches und ethnologisches Phänomen, über das im Handbuch charakteristischerweise so viel Erklärungen stehen, als es erklärende Autoren dafür gibt. — In der Polemik gegen unfreie Anschauung der Sexualität steht diesem Autor Paul Brandt am nächsten, der begeisterte Interpret namentlich männlicher Erotik und Homoerotik des klassischen Altertums, der in glänzendem Stil reicher Wissenschaftlichkeit eine Ehrenrettung der Päderastie im dorisch-griechischen



Sinne unternimmt und halb unbewußt zu zeigen scheint, daß das Problem der modernen Homosexualität, bei dem die Frage angeborener Konstitution im Vordergrund steht, trotz äußerer Ähnlichkeit wenig gemeinsam hat mit hellenischer Homoerotik; diese trug mehr den Charakter einer Volkssitte und war trotz der Verbreitung im ganzen Volk mehr eine Folge gesamter sozialer Lebensweise und antiker Geistesanschauung als eine Folge besonderer organischer Anlage, wenngleich die mächtige Suggestion öffentlicher Einrichtung und die auf Schritt und Tritt begegnende Phalluskultur phänomenologisch die Grenzen unfeststellbar verwischt hat, zumal die Jünglingsliebe, die zeitlich doch sehr nahe an die „Knabenliebe" heranstreifte — erotische antike Bildwerke zeigen den „Jüngling" gerne mit unentwickelten Pubes — doch manche Übergänge der normalen Liebe zum Weiblichen in sich verborgen trug. Diese Erkenntnis war vielleicht mit die innere Ursache, daß die griechische Frauenwelt nicht energischer gegen diesen Einbruch in ihre Domäne Front machte und sich, scherzhaft zu sagen, gleichsam mit der Revanche des Sapphismus begnügte, wobei Brandts schöner Artikel über die Dichterin Sappho betont sei. Das Hauptmerkmal der modernen Homoerotik bleibt der Widerstand im sexuellen Volksgefühl: sie ist eine reine Privatangelegenheit; das Signum der antiken Jünglingsliebe ist die äußerlich und innerlich begründete Volkssitte; ein Unterschied, der zeigt, daß die Schwierigkeit für Anerkennung oder Duldung der neueren Homosexualität eigentlich jenseits des Verstandesurteils liegt. Wie ein kalter Guß wirken im Handbuch daher die gegenübergestellten, zuweilen dicht danebengestellten Lehren und Anschauungen Kronfelds über Homosexualität, eine Entgegensetzung, die doch wahrscheinlich zugleich ein Gegensatz der Persönlichkeiten ist. — Kronfeld, der Neurologe und vorwiegende Sexualpathologe des Handbuches (wozu braucht er Rogge als Mithelfer?), steht in seiner kühlen, nüchternen Art der Homosexualität anscheinend objektiver gegenüber und plaidiert dort nur für eine „milde" Beurteilung, wo selbst der Jurist des Handbuches Straffreiheit verlangt; das letztere ist zweifellos auch die Anschauung des Herausgebers, der in sorgfältig ausgewählten Kapiteln gerade die Zwischenstufen sexueller Gestaltung erörtern und immer wieder von den mannigfaltigsten Gesichtspunkten dartun läßt, daß die Phänomenologie individueller Sexualität im wesentlichen von organischen Momenten abhängt, worin sich am tiefsten ihr Recht auf Toleranz begründet. Ätiologisch steht Kronfeld auf dem Boden Kräpelins und Freuds in neurologischer und sexualpathologischer Hinsicht; die phylogenetische Entwicklung, das Zurückbleiben auf der Stufe des Infantilen wird der einheitliche Erklärungsgrund für die Neurose und Perversion erwachsener Sexualität. Daß die einschlägigen Abschnitte (ein Kapitel der Beziehungen zu organischen Nervenkrankheiten fehlt ganz!) zu kurz und namentlich, sich in unanschaulicher, theoretischer Betrachtung meist erschöpfend, symptomatologisch zu dürftig geraten sind, wurde schon bemerkt; wahrscheinlich hängt das zum Teil mit der prinzipiellen Absicht des Herausgebers zusammen, grobe Einzelheiten sexuellen Lebens in den Hintergrund treten zu lassen unter Bevorzugung alles Gesetzmäßigen; immerhin werden hier wissenschaftliche Gebiete für die Sexualwissenschaft zugunsten anderer bedeutungsloserer Themata oder Einzelheiten hintangestellt. Eine Ausnahme von dem kritisch eben Gesagten macht der hervorragende Aufsatz Kronfelds über sexuelle Konstitution, die er im Zusammenhang mit den Gesamtanschauungen des Handbuchs wesentlich in der Mischung der endokrinen Säfte begründet sieht; Gesamtanschauungen, die sich auf die grundlegenden Arbeiten Brown-Séquards, Bouins und Ancels, Steinachs, Sands u. a. stützen, sowie, in der Verwertung des weiteren Gedankens von „Körperkonstitution und Charakter", auf die Arbeiten Kretschmers, Hirschfelds und Freuds. — Freud tritt als Neurologe nur auf seinem eigensten Gebiete der Psychoanalyse und Libido-Theorie im Handbuch hervor und hat in dem prächtigen Artikel über Psychoanalyse vielleicht den schönsten des ganzen Sammelwerkes beigesteuert. Es ist ein Vergnügen, dem wissenschaftlichen Plauderton des großen Gelehrten zuzuhören, welcher die Entwicklung und das Wesen seiner Theorie in so klarer und anschaulicher Weise schildert, wie es einem andern kaum möglich gewesen wäre. Dieser Vorzug der Schilderung der epochemachenden Theorie durch den genialen Schöpfer selbst wird für das Handbuch dadurch eingeschränkt, daß nun eine kritische Besprechung der in Einzelheiten anfechtbaren, zum mindesten doch diskutablen Lehre im Handbuch fehlt, zumal einerseits der Geist Freuds trotz aller Betonung organischer Ätiologie sozusagen über den Wassern liegt, andererseits doch hie und da, namentlich durch den besonnenen Kronfeld, Bedenken in freilich sehr zurückhaltender Weise gegenüber der Theorie nicht unterdrückt werden; einer Theorie, die, ihrem innersten Geist nach betrachtet, fast wie eine moderne Auferstehung des alten Mysteriums vom „Sündenfall" anspricht, der Lehre der sexuellen Sünde von Jugend auf; war ja schließlich in der Sage des Alten Testaments auch diese erste Sünde eine Art Inzest. — Was für die Beengung des Arbeitsraums Kronfelds im Handbuch gilt, kommt auch für die räumliche Beschränkung des Psychiaters Birnbaum in Betracht, der in



seinem Aufsatz über Psychosen nicht die rechte Flugfreiheit hat, um seine geistvoll-anschauliche, tiefschürfende Eigenart zu betätigen; systematisch steht er im wesentlichen auf dem Boden Kräpelinscher Anschauung, rein inhaltlich gibt er allgemein bekannte, klinisch-psychiatrische Tatsachen. In dem gedrängten Abschnitt über Sexualdelikte sucht er nach einer befriedigenden Erklärung der Altersdelikte, für welche man wohl ein Augenmerk auf die Tatsache richten muß, daß im zunehmenden Alter die Sexualität aktuellen Erlebens zurücktritt, während die bisher überlagerte Jugendpsyche mit ihren libidinösen Erfahrungen und Erinnerungen überwältigend stark, namentlich unter dem Eindruck zufälliger Anstöße, leicht erwacht; ist es andererseits ja eine der Einseitigkeiten der Theorie vom Ödipuskomplex, das Libido-Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hauptsächlich von seiten der letzteren zu betrachten, während der entgegengesetzte Standpunkt vieles im neurotischen und sexualpathologischen Leben älterer Erwachsener einfacher und natürlicher erklärt. — Die ungemein gründlichen, von reichster Erfahrung getragenen uro-sexuologischen Abschnitte Fürbringers über Themen wie Sterilität, Potenz, Pollutionen und Urethrorhoe sind trotz ihrer praktischen Wichtigkeit relativ für die räumliche Ökonomie des Handbuches öfter zu lang und spezialisiert gehalten, zumal die sexualpsychologische Seite hier nicht selten zu kurz kommt. Der Aspermatismus ist wohl besser im wesentlichen von der psychischen Seite des mangelnden Orgasmus als Gegenstück der weiblichen Frigidität aufzufassen, da schließlich bei der Herbeiführung der Ejakulation im normalen Kongressus ätiologisch doch wohl der psychische Zustand prädominiert, und die große Unabhängigkeit des Orgasmus umgekehrt von der Ejakulation ja schon aus dem doch sehr verwandten weiblichen Orgasmus, aus der erfolgreichen Masturbation des Knaben und nach neueren Erfahrungen (Marcuse) aus dem Orgasmus eine ejaculatione bei Erwachsenen hervorgeht. Ebenso wie bei der Potenz die Potenz der Klitoris nicht erwähnt wird (Hammerschlag), die doch wahrscheinlich bei der Frigidität namentlich alternder Frauen eine Rolle spielt, werden bei den Pollutionen die wichtigen weiblichen, psychisch oft viel labileren, Pollutionen von Fürbringer nicht berührt; auch wird man Bedenken haben, Fürbringer in dem Zweifel an der Periodizität der Libido im Zusammenhang mit der Menstruation zu folgen, ein Zusammenhang, in dem beim Weibe wohl auch die Größe der Voluptas und des Orgasmus periodisch schwankt. Der steife, umständliche Stil Fürbringers paßt trefflich zu seiner etwas pedantischen Art, sexuelle Vorgänge ethisch zu betrachten; er ist — sit venia verbo — der Moralist des Handbuchs. — Im Gegensatz zu Fürbringer zeichnet sich Marcuse durch die Überlegenheit vorurteilsloser Beurteilung sexueller Vorgänge aus, wobei er psychologische Vertiefung mit umfassendem Wissen und doch anziehender Darstellung verbindet. Seine zahlreichen Aufsätze berühren mannigfache Seiten des Sexuallebens und machen ihn zu einem der fleißigsten und wertvollsten Mitarbeiter seines Handbuches. Sein Hauptinteresse widmet er den Fragen der Blutvermischung vom Inzest bis zur Kreuzung, und er kommt zu dem Schlusse, daß die Schädlichkeiten der Blutsverwandtschaft im sexuellen Leben überschätzt, ihr Nutzen, der dem Aufbau und der Stärkung der Rasse und bestimmter Volksschichten dient, meist verkannt wird. Eine angeborene Inzestscheu gibt es nach ihm nicht, das Inzestgefühl hat sich auf Grund politischer, sozialer und ökonomischer Verhältnisse entwickelt; es gab Zeiten, Riten und Völker, wo die Inzesthandlung als eine erlaubte oder gar heilige Sache galt; ein Resultat, das eigentlich eine stille Polemik gegen die Theorie vom Ödipuskomplex in sich schließt, welcher doch wohl eine angeborene bzw. erbliche Inzestscheu voraussetzt. Marcuses Aufsatz über Selbstmord geht auf sexuelle Ätiologie in tiefgründiger Weise ein; der unheilvolle Faktor zyklothymer Depression darf jedoch auch hier nicht verkannt werden, die sexuelle Verzweiflung wird oft erst auf dem Boden echter Verstimmung zur Katastrophe führen; ethnologische Besonderheiten kann er wohl aus Raummangel nicht berücksichtigen, wie z. B. daß in Japan der „Doppelselbstmord" so häufig war, daß es in der wortarmen Sprache ein eigenes Wort „Joshi" dafür gibt. Neben seinen trefflichen Artikeln über Abstinenz, Kastration und Pubertät sei noch der aktuelle, praktisch so wichtige Aufsatz über Röntgenstrahlen als gesuchter oder gefürchteter Vermittler der Sterilität genannt; der jedenfalls theoretisch-eugenisch, sowie auch praktisch mindest ebenso wichtigen entgegengesetzten Frage der „künstlichen Befruchtung" (Hammerschlag) wird übrigens seitens Marcuses nur geringe Aufmerksamkeit zugewandt. Immerhin eröffnet der Gedanke der Möglichkeit gesetzmäßiger künstlicher Befruchtung beim Menschen doch eugenische und soziale Perspektiven, die — jetzt noch komische Utopien — nach Zeiten vielleicht Bedeutung für das Völkerleben gewinnen könnten, wenn Staatsdiktatoren sterbender Völker sich dieses Gedankens rücksichtslos annehmen. Der große Züchtungsgedanke Nietzsches möchte hier vielleicht in anderer Form, als es sich der Philosoph in Sils-Maria träumte, der Verwirklichung näher kommen. — In seinen Ausführungen über Inzest gibt Marcuse zum Schluß ein Beispiel, daß die sich anschließenden juristischen Fragestellungen

(er verlangt Straflosigkeit des Inzestes) sehr wohl, ja zuweilen fast allein, von dem entsprechend gebildeten Sexualpathologen hier besprochen werden können. Trotzdem hat es der Herausgeber, wohl auch mit Rücksicht auf die stärkere öffentliche Wirkung seines Buches hinsichtlich der Rechtspflege, vorgezogen, die Bearbeitung juristischer Fragen fast ausschließlich Fachjuristen zu übertragen, was zu Anständen in der Raumverteilung, wie schon erwähnt, und zur mangelnden sexuologischen Durcharbeitung mancher Themata geführt hat. Abgesehen von dieser Ausstellung ist der Herausgeber in der Wahl seiner Juristen glücklich gewesen, namentlich die Aufsätze Traumanns über Eherecht gehören in ihrer Art sowohl stilistisch wie inhaltlich zu den besten des Handbuches. Das wesentliche Resultat dieser juristischen Abschnitte liegt, in Harmonie mit den Gesamtbestrebungen des Handbuches, darin, daß in strafrechtlicher wie in zivilrechtlicher Hinsicht in ihnen der Geist der Humanität, der Aufklärung, der Einfühlung in die Rechte des Individuums zugleich bei Wahrung der Ansprüche des Staates und der Gesellschaft zum Ausdruck kommt. Als Grundgedanken ergeben sich für die Ehe: sie bleibt das Ideal der sexuellen Gemeinschaft im Staat; für den Fall ihrer besseren Lösung muß das obsolete Verschuldensprinzip fallen; Ehehindernisse sind nach Möglichkeit aufzuheben, Ehebrecher dürfen sich heiraten, kirchliche Vorurteile müssen unwirksam werden; die „eheliche Pflicht" ist als im Wesen des Sexualcharakters der Ehe liegend anzuerkennen. Eine kräftige Unterstützung seiner freisinnigen Anschauung findet Traumann in den überreichlich herbeigezogenen historischen und auch völkischen Vergleichungen, sowie auch zuweilen in den vorliegenden Gesetzesentwürfen für eine Umgestaltung des deutschen Rechts. — Mittermaier fordert gesetzliche Duldung des Konkubinats. Vorzüglich ist sein freigeistiger Artikel über Ehebruch, der nach ihm zur Pflicht werden kann. Sein Aufsatz über Schweigepflicht ist ein gutes Beispiel dafür, wie allzu ausführliche, fast rein juristische Artikel in dem Handbuch an Stelle von solchen Bearbeitungen zuweilen stehen, welche sich das Festhalten an sexualwissenschaftliche Beziehungen jederzeit zur Richtschnur nehmen. — Wie Traumann und Mittermaier führt auch Bovensiepen eine ausgesprochene Polemik gegen das geltende Strafrecht des Deutschen Reiches, er besonders auch gegen die Strafgesetzentwürfe, die zum Teil einen atavistischen Charakter haben. Die Inkongruenz zwischen Tatsachen und juristischen Diktionen und die schüchterne Verbeugung vor dem Ungeheuer der „öffentlichen Meinung" seitens des Strafrechts tritt deutlich in den klaren, von reinster Menschlichkeit erfüllten Ausführungen Bovensiepens hervor. Er fordert Straffreiheit des Homosexuellen, Ausdehnung des Milderungsgrundes bei Kindstötung auch für die eheliche Mutter; er polemisiert gegen die Härte des Strafrechts hinsichtlich Abtreibung; er fordert Einschränkung der zum Teil skurilen Kuppeleiparagraphen, Beseitigung sinnloser Strafen für nichtsadistischen Sexualverkehr mit Tieren, und er fordert erhöhten Schutz des Kindes, auch hinsichtlich der Eltern (im schroffen Gegensatz zu Marcuse). Der Kinderschutz beruht im geltenden Rechtsbewußtsein wohl weniger, als Bovensiepen es glaubt, auf der „mangelnden Erfahrung" des Kindes, sondern vor allem auf dem modernen Grundsatz. die sexuelle Leidenschaft im Jugendlichen so spät wie möglich, möglichst erst in Annäherung an die Reifezeit zur Ehe erwachen zu lassen. — Eine Reihe speziell sexualpsychologischer und kultureller Themata ruhen bei v. Wiese und dem gründlichen Vierkandt in den besten Händen: so die Ausführungen über Liebe, Ehe, erotischen Trieb, Schamgefühl, Askese, Kunst, Religion u. a. Namentlich hinsichtlich der letzteren, für die besondere kulturelle Absicht des Handbuches so wichtigen Themata wie „Kunst" und „Religion", ist v. Wiese leider ein so geringer Raum zur Verfügung gestellt worden, daß er die Beziehungen zur Sexualwissenschaft in keiner Weise auch nur andeutend erschöpfen und ausdeuten kann. Diese beiden Abschnitte müssen, wenn das Werk seine Absicht ideal erfüllen soll, bei wiederholter Auflage eine erhebliche Zunahme — vielleicht auf Kosten rein juristischer und hauptsächlich urologischer Abschnitte — erfahren. Weshalb ein Kapitel sexualwissenschaftlicher Beziehung zur schönen Literatur fehlt, ist beinahe unverständlich, auch ein Abschnitt über das so beziehungsreiche Kunsthandwerk dürfte wünschenswert sein; sogar die „reine" Wissenschaft und Philosophie haben tiefe Beziehung zum Sexualleben; die Abstinenz großer Geister bedeutet Geiz, nicht Mangel, darin mag der eigentliche Sinn des Zölibats für Gelehrte gelegen haben. Der Polemik v. Wieses gegen Volkelt wird man nur zum Teil beipflichten können; auch ausgesprochen erotische Kunstwerke können als „Kunst" nur unerotisch genossen werden; der Phallus ist der Sperriegel jedes Kunstgenusses. Viel inniger, als es v. Wiese ahnen läßt, sind die Beziehungen der Religion zur Erotik; „religiöses Gefühl" und „sexuelles Gefühl" unterscheiden sich oft nur durch Nuancen: der Liebende betet und der Betende liebt. Das Erstaunen über obszöne Kleriker ist sinnlos, sie sind nur zum Phaenotypus geworden. Für Religion bildet Erotik psychisch eine tiefere Grundlage, als Glauben. — Der Plauderer und nicht selten der Humorist und Satiriker des Handbuches ist Scheuer, der z. T. in Gemeinschaft mit den feinsinnigen



Elster und Giese, in den „Sonderartikeln", wie es im Handbuch heißt, wissenschaftlich und geschmackvoll all die bunten, glitzernden Dinge behandelt, welche durch die Prismen Gesellschaft und Mode das Licht der Erotik irisieren läßt: von der lockenden Schminke bis zum exhibitionierenden Strumpf, von den Zaubern des Korsetts bis zum Getuschel des Frou-Frou, von der Berauschung durch Düfte und Parfüms bis zu den Lustfeuern des Farbensinns, von der Tätowierung des Wilden bis zu dem umständlichen Rüstzeug des Modepalasts, von den Orgientänzen vor dem Bild der Astarte bis zu den Negertänzen des modernen Salons. — In vortrefflichen, immer von sinnvollem Maß und humaner Gesinnung getragenen Abschnitten bearbeiten Timerding und Kuhn, auch die tiftelnde, in Definitionen wie in Dornengestrüpp hängenbleibende Voigtländer, sozialethische und hygienische Fragen wie: sexuelle Erziehung, sexuelle Ethik, Sexualreform, Hygiene der Prostitution, Ehevermittlung, Uneheliche, Verwahrlosung; wobei Elsters Abfertigung des seligmachenden Alkohols und seines Aufsatzes über Bevölkerungslehre und -politik gedacht sei. Hier ist auch die ausgezeichnete Mitarbeiterin des Handbuches Agnes Bluhm hervorzuheben, welcher mit Erfolg so wichtige Kapitel wie Eugenik, Zölibat, Früh- und Spätehe, Geschlechtsbestimmung übertragen sind; für das eminent wichtige Thema der Eugenik hätte man ihr mehr Raum gewünscht. Bedeutungsvoll schließt sich die moderne Erblichkeits- und Züchtungsforschung in den schönen Aufsätzen von Siemens über Auslese, Bastard, Blutsverwandtschaft und Geschlechtsabhängigkeit hier an. — Die keimgeschichtlichen und keimbestimmenden Tatsachen und Vorgänge spielen in der Darstellung des Handbuches mit Rücksicht auf seine sozialen Absichten naturgemäß eine große Rolle; so auch die Fragen und Lösungen hinsichtlich Geschlechtsveränderung durch künstliche Umwandlung, hinsichtlich Beherrschung sexueller und allgemeiner Verjüngung und Kraft, wie sie vorerst in Steinachs Arbeiten gipfeln. Überall bewahren die originellen Forscher und Bearbeiter Sand und Posner die vorsichtige Zurückhaltung des überlegenen Urteils trotz klarer Eröffnung bedeutender Perspektiven für Gesellschaft und Recht. — Der Statistiker des Handbuchs ist Guradze, der bei allem Fleiße und aller Gründlichkeit freilich öfter die Brücke zu dem Grundthema der Sexualwissenschaft aus dem Gesichtsfeld verliert; sein Lexikonartikel über Soziologie und Statistik erbringt seine Hierseinsberechtigung nicht. — Die Gynäkologen des Handbuchs sind Hammerschlag, W. Liepmann und Siegel. Hammerschlags zuverlässige, zu kurze Artikel über Klimakterium, Potenz, Sterilität, Menstruation und Ovulation weisen eine gewisse Farblosigkeit und nicht übergroße Tiefe auf. Auch Liepmann hat ihn nicht wesentlich überflügelt. Lehrreich sind die Aufsätze über Abort und Abortiva von Siegel, der die eugenische Indikation nicht anerkennt. — Zum Beschluß seien die ausgezeichnete kritische Darstellung der Geschichte der Geschlechtskrankheiten besonders der Syphilis und der Geschichte der Prostitution von Sudhoff, ferner die advokatorischen Mitteilungen Schulz-Henckes über moderne Jugendbewegung hervorgehoben. Der Aufsatz Brustmanns über „Sport" holt das sexuologisch Interessante aus dem Thema nicht befriedigend heraus; so betont er z. B. bei dem Frauensport nicht, daß das Flirt- und Verlobungsspiel der besonderen Auswahl vielleicht mehr, als der Grund der „Leichtigkeit" zugrunde liegt, wenngleich er im übrigen mit Recht dem Vorurteil entgegentritt, daß offene Erotik beim Sport die große Rolle spiele, während er in der Tat der beste Mentor zur sexuellen Erziehung und Abhärtung ist. In das Kapitel über den Penis teilen sich Lewin-Sklarz, entsprechend der Bedeutung dieses Organs; vielleicht hätten sie auch eine Bemerkung über die nicht uninteressanten ethnischen Differenzen bringen können.

Trotz der außerordentlich reichhaltigen Auswahl der Themata möchte man dem Herausgeber doch anraten, der Vollständigkeit halber, bei späteren Auflagen sexual-wissenschaftliche Themata so interessanter Art wie die folgenden mit in sein Wörterbuch einzubeziehen: organische Nervenkrankheiten, schöne Literatur, Massage, vielleicht auch Statuen-Leichenliebe (Lust am Unbelebten), sowie Hypnose-Okkultismus; auch würde sich Scheuer wohl gern der erotischen Beziehungen des Kranzes, Hutes, sowie des Stocks und Schirmes annehmen. Man würde ohne wesentlichen Verlust die Miszellen über Baubo, Kotys, Tetragamie, Spintria u. a. dagegen eintauschen können.

Die wertvollen, reichhaltigen Literaturangaben unter jedem Artikel werden vielleicht zweckmäßig noch in einem Register zusammengefaßt; auch würde die registermäßige Zuordnung der Artikel zu den Autoren nach mancherlei Hinsicht zu einer besseren Übersicht über den inneren und persönlichen Aufbau des Werkes führen. Die äußere Ausstattung des ca. 500 Seiten umfassenden Handbuches, im Lexikonformat, ist schlicht-geschmackvoll, dauerhaft im Einband. Druck und Papier leisten das Wünschenswerte; nur hebt sich das Komma in der Type zu wenig von dem Punktzeichen ab, namentlich, wo es nicht ganz scharf zur Ausprägung gelangt.

Die kritischen Ausstellungen im einzelnen ändern nichts an der Bedeutung des Handbuches, welche im Eingang der Besprechung schon charakterisiert wurde. Es ruht in dem Werk nicht nur ein reicher Schatz von Wissen, sondern auch von Weisheit, nicht nur von Können, sondern auch von Wollen, Streben und Ringen, nicht nur die starre Würde einer selbstgenügsamen Wissenschaft, sondern ein bewußt-skeptisches, fragendes Forschen und unbefriedigtes Suchen. So sucht und findet das Handbuch nicht nur von dem Gipfel seines eigensten Themas alle Beziehungen zu den Höhen und Tiefen des kulturellen und natürlichen Seins, sondern es ist selbst dazu geworden, was dem, an der Lösung seiner Aufgabe einst verzweifelnden, Herausgeber wohl als Ideal vorgeschwebt hat: ein wertvolles Stück Kultur.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen *).

„Die Frau als Interpretin der Frauengefühle".

Von Dr. med. et phil. Konrad Radig.

Zu den Artikeln der Kollegen Dr. Weißenberg in Nr. 7 und Dr. Sernau in Nr. 9 dieser Ztschr. möchte ich einen Fall aus meiner Praxis mitteilen:

M. K., Alter 22 Jahre, ledig, landwirtschaftliche Arbeiterin. Bei der gynäkologischen Untersuchung am 16. 1. 23 stellte ich als Nebenbefund eine Gravidität vom Ende des dritten Monats fest. Als ich dieses Ergebnis der Patientin mitteilte, erfolgte entrüstete Ablehnung unter dem Hinweis, daß sie noch nie geschlechtlich verkehrt hätte. Die Patientin blieb selbst dann bei ihrer Behauptung, als ich ihr weiterhin eröffnete, daß sie auf Grund des klaren Befundes außerdem schon einmal geboren haben müsse. Hartnäckiges Leugnen. Sie verließ unter dem Bilde der gekränkten Unschuld das Sprechzimmer. Seitdem trafen wir öfters zufällig zusammen, und ich hatte dabei Gelegenheit, mich über ihre psychischen und intellektuellen Fähigkeiten zu orientieren. Ihre geistige Verfassung entsprach mindestens dem Durchschnitt ihrer Bildungsstufe. Sie plauderte ungezwungen, war meist heiterer Stimmung und zeigte sich vollkommen als Herrin der Situation. Auf ihre Gravidität kam ich jedoch nicht mehr zu sprechen. Anfang März hatte ich wieder Gelegenheit, sie gynäkologisch zu untersuchen. Die Gravidität hatte normalen Verlauf genommen, kindliche Herztöne deutlich zu hören. Weiter hartnäckiges Leugnen jeglichen geschlechtlichen Verkehrs. Auf meine Frage: Woher denn sonst das Kind käme? nach einigem Zögern unter Lächeln die Antwort: „Ach was, Herr Doktor, Sie sind auch so neugierig wie die anderen Männer." Sprach's und verschwand. Bald darauf verließ sie die Gegend, und ich verlor sie aus den Augen.

Welches war nun der Grund ihres Leugnens? Prüderie glaube ich auf Grund meiner Kenntnis der Familienverhältnisse, des Milieus usw. vollkommen ausschließen zu können. Ledige Mütter sind hierzulande durchaus nicht verfemt. Im übrigen hatte die Patientin bereits mit ihrer ersten Mutterschaft die Schranke des Schamgefühls wirksam durchbrochen.

Das Leugnen meiner Patientin im besonderen und die fehlende Aufklärung von seiten der Frauen über ihre eignen Triebe und Erlebnisse im allgemeinen liegen ganz zweifellos in ihrer psychisch-intellektuellen Konstitution begründet. Im Weib wohnt eine ererbte Abneigung gegen Analyse und Abstraktion, ihr Interesse an Objektivität ist gering. Sie läßt sich bei ihren Handlungen hauptsächlich von ihrem Gefühl leiten und trifft dort instinktiv das Richtige, wo der Mann oft mit seiner verstandesmäßigen Einstellung versagt. Dazu kommt ein geringeres Kausalitätsbedürfnis, und zwar selbst in Dingen, die eigentlich brennendes Interesse verlangten. Wie häufig kommt es vor, daß Mädchen ohne jede Aufklärung eine Ehe eingehen und in den einfachsten Dingen eine grenzenlose Naivität an den Tag legen. Wie weit eine derartige Unwissenheit gehen kann, hält ein männlicher Laie für völlig unmöglich, weil er sein natürliches Interesse an derartigen Dingen auch auf die Frauen projiziert.

Seit einiger Zeit mache ich mir planmäßige Aufzeichnungen über die geistige Einstellung meiner Patienten zu ihrer Krankheit, vor allem darüber, wie weit sie Interesse für die Ätiologie ihrer Krankheit durch Fragen an den Tag legen. Nach dem vor-

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!



liegenden Material kann ich jetzt schon sagen, daß der männliche Patient in dieser Hinsicht weit wißbegieriger ist, und wenn die weiblichen Patienten derartige Fragen äußern, so resultieren diese im Gegensatz zu denen der Männer weit mehr aus der Absicht, mit ihrer gewonnenen Erkenntnis neue Krankheiten zu verhüten, gewiß eine schöne Illustration zu der Tatsache, daß die Frauen auf das tägliche Leben weit praktischer eingestellt sind als die Männer.

Wie es mit der Befähigung der Frauen für Lösung derartiger Fragen bestellt ist, ergibt sich u. a. sehr klar aus A. Kirchhoff: Die akademische Frau. Berlin 1897 und Heymanns: Die Psychologie der Frauen. Heidelberg 1910. Beide Arbeiten fußen auf praktischen Erhebungen und kommen zu dem Resultat, daß jedes objektive Denken durch die starke Gefühlsbetonung bei Frauen unmöglich ist. Deshalb erscheint dem typischen W die Wissenschaft als ein Buch mit sieben Siegeln. Sie ist ihr wesensfremd. „Die ganze Frau hängt den Doktorhut an den Nagel, wenn es gilt, die Wiege zu schaukeln", sagt W. Liepmann.

Aber noch ein anderer Punkt, der die Frauen zur Selbstanalyse wenig geeignet erscheinen läßt, spielt eine ausschlaggebende Rolle. Die Scham entwickelt sich beim weiblichen Geschlecht stärker und intensiver zu einem mächtigen Hemmungsfaktor. Die Neigung zur Sexualverdrängung ist aus diesem Grunde größer und eine objektive Auskunft über das eigne Sexualleben in Frage gestellt. Dazu ist der Frau von Natur aus der Hang zu Lüge und Heuchelei als wichtige Waffe gegen die Aktivität des Mannes verliehen worden, die sie instinktiv, ohne Bewußtsein des eigentlichen Zweckes aus sich selbst heraus anwendet. Sie liebt das Versteckenspielen, ein tändelndes Verschleiern ihrer Person. Sphinxproblem. Eine Frau mag ihrem Mann vielleicht nichts verschweigen können, aber was ihr Gefühls- und Seelenleben anbetrifft, besonders in sexualibus, hütet sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln. Sie kennt hierin wenig Offenheit und offenbart ungeschminkte Wahrheit niemanden, selbst der intimsten Freundin nicht. Daher die oft behauptete Freundschaftsunfähigkeit des Weibes. „Es kennt nur die Liebe." (Nietzsche.)

Aber die wissenschaftlich arbeitenden Frauen? wird jemand einwenden. Diese treten wegen ihrer eminenten Seltenheit zurück. Selbst wenn Frauen auch produktiv arbeiten, verfolgen sie meist ganz bestimmte Ziele im Rahmen einer bestimmten Bewegung. Ihr Herz spricht dabei zuviel. Und wenn es wirklich eine von den relativ seltenen Frauen ist, die dem Logosprinzip huldigt, dann fragt es sich sehr, ob ihr Bekenntnis den Wünschen von Herrn Kollegen Weißenberg entsprechen würde. Denn den Typus ihres Geschlechts verkörpern unsere Wissenschaftlerinnen sicher nicht. Dazu sind sie infolge der Beschäftigung mit ihrer Materie zu sehr vermännlicht und geben ein verfälschtes Bild von der Psyche ihres Geschlechts. Und doch auf das spezifisch und typisch Weibliche kommt es uns doch mit Herrn Kollegen W. an.

Ein einziger Weg nur erscheint mir aussichtsreich: das Tagebuch. Aber nur, wenn es einzig und allein fürs eigne Ich geschrieben worden ist. Doch welche Zufälle müssen hier zusammentreffen, um ein solches Tagebuch in die Hände eines wissenschaftlich interessierten Menschen gelangen zu lassen?

Alles in allem leider: „Über das Weib darf man nur zu Männern reden." Jedoch lasse auch ich mich sehr gern und willig zum Gegenteil bekehren.

Betrachtungen zum Gesetze zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Von Dr. med. Julie Bender, Frankfurt a. M.

In den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Bd. 21, Nr. 3, 1923, S. 13, lesen wir die Begründung, mit welcher „das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" vom Reichsministerium des Innern unter dem 21. Juli 1923 erneut dem Reichstage zur nochmaligen Beschlußfassung vorgelegt worden ist. Es heißt da unter anderem: „Von den durch das Gesetz veranlaßten Mehraufwendungen der Länder und Gemeinden seien hier nur hervorgehoben die Vermehrung der Fälle von Krankenhauszwangsbehandlung, die zur Neuerrichtung oder Erweiterung von Krankenhäusern nötigen wird, und die Ausdehnung der Beratungsstellen auf alle Kreise der Bevölkerung." In dem gleichen Blatte steht auf S. 16: „Das Mannheimer System der Beratungsstellen hat sich bewährt, ca. 60 Proz. der Überwachten werden bis zur Heilung erfaßt, gegen 18 Proz. der nicht Überwachten." Das Mannheimer System ist anerkannt als eines der besten in Deutschland. Wenn man einen Vergleich zieht zwischen seinen Erfolgen und den Erfolgen in der Stadt Neuyork, über



welche L. W. Funkhousen berichtet (Journ. of Soc. Hyg. Juli 1922; Referat von J. P. zum Busch, Ztschr. f. Sexualw. Bd. IX, 1922/23, S. 238) nach welchen bei einer ausgedehnten sozialen Fürsorge im Dienste der Erfassung der Geschlechtskranken 30—50 Proz. der Fälle sich vor der Heilung der Behandlung entziehen, so kann man sagen, daß durch das Mannheimer System das Höchstmaß des Erfolges der Beratungsstellen erreicht ist. Man könnte nunmehr der Meinung sein, daß die übrigen 40 Proz. der Zwangsbehandlung und Einweisung in ein Krankenhaus bedürftig seien. Das würde einen ungeheueren Kostenaufwand erfordern, dem sich der Staat allerdings unterziehen müßte, wenn er nicht zu umgehen wäre. Ich habe bereits im Februar 1922 in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft (Bd. VIII, H. 11, S. 354/55) darauf hingewiesen, daß wir die Beratungsstellen im Sinne der „sozialen Psychiatrie" erweitern müssen, d. h., daß wir die Mitarbeit fachgeschulter Psychiater an den Beratungsstellen brauchen. Über das Wesen und die Bedeutung der sozialen Psychiatrie im allgemeinen öffentlichen Leben orientieren die Arbeiten von Prof. Dr. Raecke: „Soziale Psychiatrie (Die Umschau 1921, Nr. 20) und „Die Frankfurter Fürsorgestelle für Gemüts- und Nervenkranke" (Arch. f. Psychiatrie Bd. 66, H. 6, S. 593). Auch im Staate Neuyork ist man zu der Erkenntnis gekommen, daß ein großer Prozentsatz der Geschlechtskranken einer gesteigerten Fürsorge bedarf. J. S. Lawrence berichtet darüber (Journ. Soc. Hyg. Mai 1923; Referat von J. P. zum Busch: Ztschr. f. Sexualw. Bd. X, H. 8, 204/205). Danach werden die Kranken, die überhaupt nicht sich behandeln lassen wollen oder zu früh sich der Behandlung entziehen, von fest angestellten Fürsorgekräften in ihrem Heim aufgesucht und belehrt. Es heißt, daß dies sich so bewährt hat, daß weniger als 5 Proz. der Erkrankten ohne sorgfältige Behandlung bleiben.

Wie kommt es, daß Amerika in seiner Beratung vor uns einen solchen Vorrang errungen hat? Erst seit 1920 widmet es sich intensiv seinen Geschlechtskranken. Darüber berichtet M. A. Clack (Journ. Soc. Hyg. 1923, Nr. 1; Referat von J. P. zum Busch: Ztschr. f. Sexualw. Bd. X, 1923, H. 3). Das ist wohl darauf zurückzuführen, daß die wissenschaftliche Fürsorge im Staate Neuyork längst die denkbar günstigste Entfaltung gefunden hat. Da war es ein kleiner Schritt, die Erfahrungen, die man an vorwiegend jugendlichen Fürsorgezöglingen früher gemacht hat, schnell in einer modifizierten Weise auf die Geschlechtskranken in Anwendung zu bringen. Ob meine Anregung im Februar 1922 dazu beigetragen hat, kann ich nicht ermessen. Es ist aber wohl sehr beachtenswert, daß es sich in Neuyork erwiesen hat, daß ich mit meinen Vorschlägen das Richtige getroffen habe. Wie es mit dem Geisteszustand der Geschlechtskranken aussieht, das berichtet Prof. Dr. Raecke in seiner Arbeit: „Psychopathie und Geschlechtskrankheiten" (Ärztl. Sachverst.-Ztg. 1923, Nr. 23, 1, Bd. XII, S. 241). Seine Forderungen gehen darauf hinaus, daß die Erfahrungen der sozialen Psychiatrie mitverwertet werden zur Verstopfung einer Hauptquelle der Verseuchung. Er fordert für eine Gruppe debiler Frauen, zumeist Hausangestellte: „Entmündigung mit anschließender langfristiger Verwahrung, wo es gilt, sozial besonders gefährliche und therapeutisch besonders undankbare Fälle auf Jahre hinaus von der Straße zu entfernen."

Vielleicht wird man sich bei der Neubeschlußfassung im Reichstage neben anderen wichtigen Fragen auch mit einer Einbeziehung der sozialen Psychiatrie in den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten befassen.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Die sozialwissenschaftliche Bewertung der Untersuchung von „Erotik" und „Sexualität".

In seinem originellen und gedankenreichen Buch „Sozialbiologie" (Vereinigung wissenschaftl. Verleger. Berlin 1923) schreibt Alexander Elster u. a. (S. 153 f.):

...Solange der Sexualtrieb von der „Brunst" gelenkt wird oder zum mindesten einer animalischen Periodizität unterliegt, fällt jede sozialwissenschaftliche Betrachtung des Bevölkerungsproblems ins Leere; erst das Bewußtsein von Ursache und Wirkung der Fortpflanzung und von Beeinflußbarkeit der Ursache, damit die Wirkung eintrete oder nicht eintrete, hat soziale Beziehungen der Menschen in vollem, umfassendem Sinne möglich gemacht, weil ja die sexuellen Beziehungen die ersten sozialen Beziehungen sind und auf ihrem Boden der Familiengedanke als Anfang aller sozialen Schichtung erwachsen ist. Dieselbe Bedeutung in sozialwissenschaftlicher Hinsicht kommt der bewußten



Unterscheidung von Erotik und Sexualität (in Theorie und Praxis!) zu. Mit dem Augenblick, in dem es dem Menschen klar wurde, daß er sich und andern den Sexualgenuß versagen konnte ohne Feindseligkeit, ja aus einem erhöhten Gefühl der erwartenden Spannung und aus sozialwertbaren Erwägungen heraus, geschah eine Veredlung der sozialen Beziehungen, die fast ohnegleichen war! Aus dieser Spannung des Versagens entstanden wesentlichste Teile des Kunstschaffens: Dichtung, Musik, Schönheitskult. Aus dieser Spannung des Versagenkönnens erwuchsen die Grundätze der Endogamie und Exogamie, das jus connubii, die polygamischen und monogamischen Beschränkungen. Kriege und Völkerschicksale schlossen sich an solche Vorgänge an. Unmittelbarer aber — um das Bild aus der Gegenwart abzurunden — leben heute zahlreiche Institute der Kunst und des Vergnügens — Theater, Ballokale, Bars, fast der ganze großstädtische Anreiz, soweit er nicht der Prostitution dient — von jener Spannung zwischen dem Erotischen als Anreiz und dem Sexuellen als Erfüllung!

Es ist nicht nur der rein animalische Hunger, der die „soziale Frage" geschaffen hat und sie brennend erhält, es ist ebenso — wie mancher Forscher zugegeben hat — die „Liebe"! Die Idee des Minnesängertums, d. h. das aufblickende Begehren des sozial niedrigerstehenden Knappen zu der Herrin, ist heute noch lebendig (heute handelt es sich dann um Chauffeure, Gärtner u. dgl.), und umgekehrt ist die Idee des Maitressentums auch heute noch sozial erheblich, wenn das „Verhältnis" aus der „Kammer und Küche" des Hinterhauses hervorgehoben und in eleganter Kleidung ihren zurückbleibenden Standesgenossinnen entgegengestellt wird. Aus dem sozialen Bild heutiger Macht- und Geldverteilung sind diese erotisch-sexuellen Begleiterscheinungen nicht mehr wegzudenken, sie sind teils die Vorläufer, teils aber auch eine Antinomie der sozialethischen Veredlung des Geschlechtstriebes, erwachsen auf dem Grunde der Hebung der unteren Klasse. Denn bei dieser ist durch die Schulung ihrer Geistestätigkeit an die Stelle scheuer Bewunderung vor der Unerreichbarkeit ästhetisch betonter Sexualität allmählich das Verlangen getreten, selbst an solcher ästhetischen Betonung des Allzumenschlichen teilzuhaben.

Diese sozialethische Veredlung des Geschlechtstriebes — um dies zum Schluß zusammenfassend zu sagen — kann nur auf dem Grunde einer Verbindung von Erotik und Sexualismus erstehen; denn eine Erotik ohne Sexualbetätigung für sich bleibt sozial irrelevant (wenn auch kulturell oft sehr bedeutsam), eine Sexualbetätigung an sich aber ohne Erotik ist der Gegensatz aller Veredlung und deshalb antisozial! Die Überwindung des Gegensatzes ist Aufgabe des Menschenwillens im Rahmen der sozialen Ordnung; die Überwindung kann aber nur durch Vereinheitlichung von Erotik und Sexualbetätigung gelingen, sobald die Geschlechtsreife da ist, also der für das Gemeinschaftsleben vollgültige Mensch herangewachsen ist, der zu dem sozialsexuellen Problem notgedrungen Stellung nehmen und eine Entscheidung treffen muß (wohin auch die oben gegebenen Gedankengänge über Erbsünde, Priestertum, Junggesellentum, Demimonde usw. gehören). Das aber ist einer der Fehler der einseitigen Rassehygieniker, daß sie die Liebe, diesen höchsten Grad erotischen Entscheides, oftmals völlig außer acht lassen bei den Postulaten zur Höherzüchtung des Menschengeschlechts. Es ist vielmehr gerade nach den in diesem Kapitel vorgetragenen Gedankengängen die Frage am Platze, deren biologische Beantwortung schwer, aber wünschenswert ist, die Frage: ob nicht die Geheimnisse der Regeneration, des Dominierens gewisser Erbqualitäten, der Zurückdrängung anderer Keimzellen im Gesamterbgut letzten Endes — also „Auslese" auf dem Wege der inneren Sekretion natürlich! — auf das erotische Problem hinweisen — gemäß dem Volksglauben, daß „Kinder der Liebe" besser geraten als andere und daß aus ethisch glücklichen Ehen (nicht nur infolge erzieherischen Einflusses) ein wertvollerer Nachwuchs ersteht — eine sozialbiologisch außerordentlich wichtige Frage, die man geneigt sein wird, hypothetisch mit ja zu beantworten, aber mangels jeglichen exakt-biologischen Nachweises noch nicht beantworten kann.

Die klassische Sedes materiae der Eugenese

nennt Alexander Elster in dem Abschnitt über Eugenese und Euthanasie (S. 155 ff.) seines oben genannten Buches die StGParagraphen, die die Abtreibung verbieten und bestrafen. Im Zusammenhange damit heißt es u. a.:

Ehe wir auf dieses sehr wichtige Problem des Fortpflanzungsrechts näher eingehen, erscheint es von Wichtigkeit, sich klar darüber zu werden, warum hier die rechtliche Grenze anders läuft, als es die eugenetische oder gar die sozialbiologische Einstellung fördern würde. Mit andern Worten: warum es dem Gesunden erlaubt ist, die



Immissio seminis durch Spülungen o. dgl. zu beseitigen, die Frucht aber auch am ersten Tage nach der Befruchtung nicht straflos zu beseitigen, während andrerseits ein degenerierter Syphilitiker straflos Kinder erzeugen darf, die vorzeitige Beseitigung einer Mola (eines befruchteten, aber verkümmerten Abortiv-Eis) aber nicht einmal sicher straflos ist (vgl. Ebermayer, Kommentar zum Strafgesetzbuch zu § 218). Diese Gegenüberstellung zeigt, daß die Eugenik hier nur zögernd herantreten durfte, daß vielmehr der staatliche Wunsch unbedingten Bevölkerungszuwachses sowie ein einseitiger Schutz des Lebendigen schlechthin ohne Rücksicht auf seinen Wert federführend bei der hierhergehörigen Gesetzgebung war. Das trifft dann zusammen mit gleichen Zweifelsfragen und Problemstellungen bei der Euthanasie (Sterbehilfe), worauf noch zurückzukommen sein wird. Die Eugenese im Sinne der Förderung des „Gut-Geborenwerdens" zieht sich ja durch alle meine Darlegungen; hier an dieser Stelle gewinnt sie noch speziellere Bedeutung als die Verhinderung oder gar Beseitigung lebensunwerten Lebens — wie bei dem Problem der Euthanasie. Nur in solchem Sinne hat das Recht mit diesen Dingen etwas zu tun.

Im Strafrecht der Abtreibung ist aber, gerade im Gegensatz zu den bei dem Problem der Euthanasie auftretenden Schwierigkeiten, darauf hinzuweisen, daß man dort von dem Vorhandensein eines Seelenlebens völlig absieht. Die katholische Kirchenlehre weiß ja zu sagen, von welchem Tage der Schwangerschaft an der Fötus als beseelt anzuerkennen ist; aber mangels eines sicheren naturwissenschaftlichen Beweises hat die Rechtslehre von einer Beachtung dieser Hypothese Abstand genommen und den Fötus von der Befruchtung an als Nasciturus, d. h. als werdenden Menschen, geschützt. Gerade mit diesem Verzicht aber hat das Recht den schutzfähigen werdenden Menschen allzunahe an den dem Willen noch unterworfenen zeugungsfähigen Samen herangerückt und gerade damit die sozialbiologischen Konflikte erzeugt oder sie zum mindesten über Gebühr vergrößert. Denn wenn nicht mehr die Enthaltsamkeit des Parens einerseits und die Beseelung des Nasciturus andrerseits die ethischen Eckpfeiler darstellen, so wird die Frage der Strafentschlüpfung zu einem technischen Problem, dessen Lösung im Geschicklichen statt im Schicklichen liegt, und muß auf solche Weise die Heiligkeit des Rechts verdunkeln. Da ist denn naturgemäß von der Technik des Präventivverkehrs bis zur Technik der Entfernung des Ovum ein so kleiner Schritt, daß er als Übertritt vom Erlaubten zum Strafbaren sich nur schwer im Volksempfinden Geltung verschaffen kann. So sagt auch die Denkschrift zu dem Strafgesetzentwurf von 1919 (zu § 286 S. 229): „Der Gedanke, daß es sich um eine der Kindestötung nahe verwandte Tat handelt, ist nicht immer lebendig und tritt besonders bei Eingriffen, die in der ersten Zeit der Schwangerschaft erfolgen, leicht hinter den Vergleich mit der Verhinderung der Empfängnis zurück, die ähnlichen Zwecken wie die Abtreibung dient und nicht strafbar ist." Kommt dann noch das weit höhere Problem der gesundheitlichen oder auch der sozialen Indikation der Gebärverhütung auf Grund ärztlicher Überzeugung hinzu, dann ist vollends die Frage der Fruchtabtreibung in praxi so geworden, daß sie mit dem auf absolute Geltung Anspruch erhebenden § 218 StGB. in unlösbaren, weil ethisch begründeten Widerstreit gerät. Denn zu dem im § 218 StGB. verkörperten staatsethischen Moment tritt das eugenetische der ärztlichen Indikation in gleichberechtigten Wettbewerb (wobei oft nicht einmal Gemeininteresse und Einzelinteresse in Widerspruch miteinander stehen), und das technische Moment spielt in dem medizinischen Eingriff die gleichwertige Rolle wie beim Präventivverkehr.

Der Mißerfolg des „Rechts" gegenüber der „Technik" ist nicht verwunderlich; denn das Recht sah hier von einer Berücksichtigung der dringend gewordenen Erfordernisse des sozialen Lebens ab und diente mit seiner Strafbestimmung ganz unklaren Rechtsvorstellungen. Man wollte nämlich dreierlei Zwecke erfüllen: 1. dem Staate jeden möglichen Volksgenossen zu sichern; 2. Tötungen grundsätzlich unter Strafe zu halten; 3. die Integrität der Schwangeren zu wahren. Diese drei Zwecke sind aber methodisch gänzlich verschieden. Die Integrität der Schwangeren verlangt gerade oftmals aus ärztlichen, sozialen und rassehygienischen Gründen die Entfernung der unerwünschten oder voraussichtlich minderwertigen Frucht. Hier die strafrechtliche Gegenwirkung auf das Lebensrecht des Nasciturus abzustellen, ist künstlich konstruiert, weil der Nasciturus kein Rechtssubjekt ist und nur in Ausnahmefällen (im Erbrecht) dazu gemacht wird. Aber der deutsche Strafgesetzentwurf von 1919 stellt die Strafbarkeit der Abtreibung noch stärker als das geltende Strafrecht auf die „Tötung" der Frucht ab. Endlich aber kann der Staat mit lebensunwertem Fötus so wenig Gutes beginnen, daß dieser Anspruch ebenfalls sehr problematisch ist. Man sah also von allen feineren Rechtsansprüchen des Individuums und der Gesellschaft ab, um ganz blindlings ein sog. „Leben" zu schützen. Kein Wunder, daß über solchen Doktrinarismus das Leben hinwegflutete.



Vorausbestimmung des Geschlechts.

Die Versuche zur Vorbestimmung des Geschlechts sind uralt. Interessant ist die Annahme von Dr. Alich (Bull. acad. méd. 1923, 89). Schon 1902 hat Mc. Clung jedem Tier zwei Arten von Spermatozoen in gleicher Menge zugesprochen, von denen die eine das sog. akzessorische Chromosom (Vererbungsträger) besitze, die das Geschlecht bestimme. Alich gibt dies zu, spricht aber nicht bloß dem Spermatozoon, sondern auch dem Ei dieses bestimmende Vermögen zu. Denn wie beide an der Befruchtung teilhaben, so müssen auch beide an der anfänglichen Bildung der Geschlechtsorgane der Frucht beteiligt sein. Und zwar durch aktivierende Mikrozellen, die letzten Endes dadurch geschlechtsbestimmend wirken, daß sie nach der einen oder anderen Seite hin überwiegen, wenn die beiden zur Befruchtung zusammentreffen. Alich sagt: Beide, Ei und Spermatozoon, haben vor der Befruchtung ihren bestimmten Lebenszyklus und sind Entwicklungsgesetzen unterworfen, die bei beiden verschieden sind. Das menschliche Ei ist 8—12 Tage nach der Ausstoßung aus dem Ovarium und damit nach dem Schluß der Regel befruchtungsfähig. Das Spermatozoon bleibt 6 bis 8 Tage aktiv, nachdem es 6—20 Stunden gebraucht hat, in den Uterus zu gelangen.

Nun hat jede der obengenannten Mikrozellen eine besondere Bestimmung mit einer analogen Mikrozelle, wodurch vermöge der schaffenden Kraft des ganzen Zellkerns mit seinen Mikrozellen das Genitalsystem der Frucht geschaffen wird. Dazu ist eine bestimmte Zahl männlicher und weiblicher Mikrozellen nötig. Nun ist bei jeder dieser das Maß ihrer Energie am höchsten im Höhepunkt ihres Lebens und nimmt mit diesem ab. Also ist das Spermatozoon oder Ei, das in dieser besonderen Energieform das mächtigste ist, der entscheidende Faktor, ob männliche oder weibliche Frucht.

Beweise aus dem Tierreiche: eine durch Arbeit erschöpfte Stute gibt mit einem frischen Hengst männliche Nachkommenschaft und umgekehrt. Ein 2 Jahre alter Haushahn gibt mit $^1/_2$—1 Jahr alten Hennen mehr männliche Nachkommenschaft und umgekehrt. Ermüdung und Alter spielen also eine gewisse Rolle dabei.

Demnach ist die Bestimmung des Geschlechts syngam, d. h. sie findet schon zur Zeit der Befruchtung statt. (Die Umschau 1923, 57.)

Not und Fruchtabtreibung.

In der Münch. med. Woch. vom 14. 12. 23 schreibt Geheimrat Professor Dr. E. Bumm:

Wir haben an der Berliner Universitäts-Frauenklinik viel mehr Aborte als Geburten am normalen Ende, täglich kommen 15—20, manchmal auch 30 Frauen mit beginnender oder halbvollendeter Fehlgeburt, und es gibt schon Tage, wo die Frauen, um noch zur Behandlung zu kommen, ein paar Stunden „anstehen" müssen. Auch die Hebammen klagen, daß sie viel mehr Aborte als Geburten sehen und nichts mehr zu tun haben. Die Verhältnisse mögen in kleineren Städten und auf dem Lande günstiger sein, aber auch von dort kommen überallher Klagen über die Zunahme der Abtreibungen, und aus den Statistiken der Gemeinden und Länder geht hervor, daß der frühere Geburtenüberschuß immer mehr zusammenschrumpft und teilweise schon eine Abnahme der Bevölkerung bemerkbar wird. 90 Proz. der Aborte sind künstlich herbeigeführt, 85 Proz. der Frauen, die zu uns mit Abort in die Klinik kommen, sind verheiratet. Das Motiv ist bei fast allen die Not, bald werden mehr die Schwierigkeiten der Wohnungsverhältnisse, bald mehr die Ernährung und das Fehlen aller Mittel zur Aufzucht der Kinder betont, man braucht die Frauen nur anzusehen, um überzeugt zu sein, daß sie die Wahrheit sprechen. Eine weitere Bestätigung geben die poliklinischen Entbindungen in den Wohnungen, wo es oft an allem Nötigen, an einem richtigen Lager, an Wäsche, Seife, Warmwasser und sogar an Beleuchtung mangelt. 50 Proz. unserer Abortierenden haben Fieber, 15 Proz. sind schwer krank, und ca. 3 Proz. bezahlten die Abtreibung mit dem Tode. Die Mehrzahl der Erkrankungen an puerperaler Sepsis, die wir jetzt in die Klinik bekommen, sind nicht nach Geburten am normalen Ende, sondern nach Aborten entstanden; auch bei den Sektionen überwiegt die Sepsis nach Abtreibung. Es ist möglich, daß vorzugsweise die schweren Fälle in die Kliniken gebracht werden, mit 10 Proz. Erkrankungen, die die Frauen wochenlang ans Bett fesselt, wird man wohl rechnen müssen, und auch die allgemeine Sterblichkeit nach der Abtreibung wird nicht viel unter 1 Proz. betragen. Bei einer Steigerung der Aborte auf 40 Proz. der Schwangerschaften würde das 75 000 Kranke und 7500 Tote im Jahr ergeben.



Künstliche Sterilisierung Minderwertiger.

Im Ärztlichen Vereinsblatt vom 9. I. 24 erläßt Dr. Boeters, Regierungsmedizinalrat und Bezirksarzt in Zwickau-Land einen „Aufruf an die deutsche Ärzteschaft", der einen schon längst diskutierten, in den V. St. v. Nordamerika sowie in der Schweiz vielfach bereits verwirklichten — wie wir jetzt erfahren: also auch schon bei uns planmäßig durchgeführten eugenischen Gedanken propagiert, dies aber in einer juristisch wie biologisch so schlecht begründeten und ärztlich-ethisch so wenig überlegten Form tut, daß der ganze Aufruf mit Entschiedenheit abgelehnt werden muß. Eine Kritik an dieser Art negativ-auslesenden Rassenhygiene im einzelnen bleibt vorbehalten. Die inzwischen im Ärztlichen Vereinsblatt in Gang gekommene Diskussion beweist, daß die Auffassung des Bezirksarztes Dr. Boeters leider nicht durchweg den gebührenden Protest seitens der Kollegen gefunden hat. Hier geben wir den Aufruf nur zur Warnung vor solchen Unbedenklichkeiten wieder:

Eine ungeheuer wichtige Kulturaufgabe harrt ihrer Lösung durch die deutsche Ärzteschaft!

Neben schon jetzt unerträglichen und dabei stetig zunehmenden wirtschaftlichen Lasten droht uns die Vernichtung der geistigen Blüte des deutschen Volkes — ihr Untergang in einer Hochflut von geistig und moralisch minderwertigen Existenzen, die Verpöbelung unserer Rasse und damit das Ausscheiden Deutschlands aus der Reihe der Kulturnationen.

Wer kann die drohende Gefahr in letzter Stunde noch abwenden?

Niemand weiter als der deutsche Ärztestand!

Die Regierungen des Reiches und der Länder haben anscheinend den Ernst der Lage noch gar nicht erkannt. Ihre verantwortlichen ärztlichen Berater sind entweder mit den Naturgesetzen der Vererbung und mit den Grundsätzen und Forderungen der neuzeitlichen Rassenhygiene nicht genügend vertraut oder ihr Blick ist getrübt durch Vorurteile persönlicher und nicht zuletzt religiöser Art.

Und die Kreisärzte, — die Bezirksärzte, — die Anstaltsärzte?

Die stehen untätig beiseite, weil sie ihre Hände gebunden glauben, solange der vorgesetzte Verwaltungsjurist ihnen die Mitarbeit auf dem Gebiete der praktischen Rassenhygiene nicht ausdrücklich gestattet hat.

Bei dieser Sachlage kann Deutschland Hilfe und Rettung nur erhoffen von seinen praktischen Ärzten!

Die operative Unfruchtbarmachung der Blödsinnigen, Geisteskranken, Epileptiker usw. ist gesetzlich erlaubt, sobald die Zustimmung des gesetzlichen Vertreters vorliegt.

Diese Tatsache steht unabänderlich fest!

Deshalb werden auf meine Veranlassung solche Operationen schon seit länger als einem Jahre in dem großen Staatlichen Krankenstift zu Zwickau (Leiter ist der durch die Begründung der neuzeitlichen Anästhesierungstechnik bei der Ärzteschaft der ganzen Welt in höchstem Ansehen stehende und durch seine grundlegenden Arbeiten zu einem Wohltäter der ganzen Menschheit gewordene Geheime Medizinalrat Prof. Dr. H. Braun, der derzeitige Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie), — in allen hiesigen chirurgisch-gynäkologischen Privatkliniken und — natürlich nur bei Knaben und Männern — auch von praktischen Ärzten ausgeführt.

Erst kürzlich wieder hat ein junger Landarzt aus meinem Bezirk (Dr. Keller in Crossen bei Zwickau) die Resektion je eines Stückes der beiden Vasa deferentia in örtlicher Betäubung bei einem 33jährigen Manne unter den primitiven Verhältnissen einer Proletarierwohnung ausgeführt. Eine Woche später lief der Mann schon wieder draußen herum.

Die abdominelle Entfernung beider Eileiter mit keilförmigen Exzisionen der Tubenecken muß natürlich einem geschulten Operateur überlassen werden. Nur diese Methode verbürgt Dauererfolge!

An alle Kollegen in Stadt und Land richte ich die dringende Bitte, nach geistig Minderwertigen usw. zu fahnden — dabei die Unterstützung der Ortsbehörden, Lehrer, Wohlfahrtsbeamtinnen, Gemeindeschwestern und Hebammen in Anspruch zu nehmen und so viele Fälle wie nur irgend möglich selbst zu operieren oder geeigneten Fachkollegen zuzuweisen.

Geschieht dies nicht, so werden meine unten abgedruckten Leitsätze, die ich im Mai vorigen Jahres der sächsischen Staatsregierung unterbreitet habe, wohl niemals einer Gesetzesvorlage zugrunde gelegt werden.

Geben wir frisch ans Werk, gewöhnen wir die Öffentlichkeit an solche Operationen, beweisen wir durch die Tat, daß sie glatt zu verlaufen pflegen und niemals irgendwelche Nachteile hinterlassen, sondern im Gegenteil recht oft die körperliche und geistige Entwicklung auffallend günstig beeinflussen, — — — und erheben wir lauten Protest, wenn der im öffentlichen Interesse so dringend notwendige harmlose Eingriff wegen Unvernunft der Eltern oder wegen Mangels an verfügbaren Mitteln (in Wirklichkeit handelt es sich um eine vorzügliche Kapitalanlage für die Gemeinden) unterbleiben soll, — dann, aber auch nur dann wird die gesetzliche Regelung der Frage nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Leitsätze.

1. Kinder, die bei ihrem Eintritt in das schulpflichtige Alter als blind (blindgeboren), taubstumm (taubstummgeboren) oder blödsinnig — und somit als unfähig erkannt worden sind, an dem normalen Volksschulunterricht mit Erfolg teilzunehmen, sind einer Operation zu unterziehen, durch welche die Fortpflanzungsfähigkeit beseitigt wird.

2. Bei der Operation sind die — für die „Innere Sekretion" wichtigen Organe zu erhalten.

3. Den Eltern darf die Bezahlung der entstehenden Kosten nicht angesonnen werden.

4. Zuständig für die Erteilung der Genehmigung zu Vornahme der Operationen ist neben den Eltern auch das Vormundschaftsgericht.

5. Bei den in Landesanstalten untergebrachten Blindgeborenen, Taubstummgeborenen, Blödsinnigen, Epileptischen und Geisteskranken ist die sterilisierende Operation vor der Entlassung vorzunehmen.

6. Der Operation sind zu unterziehen Sittlichkeitsverbrecher und solche Personen, die zwei oder mehr uneheliche Kinder geboren haben, deren Vaterschaft zweifelhaft ist.

7. Zur Eheschließung sind Blindgeborene, Taubstummgeborene, Epileptische, Blödsinnige und Geisteskranke erst dann zuzulassen, wenn bei ihnen eine sterilisierende Operation vorgenommen worden ist.

8. Verbrechern kann ein Teil ihrer Strafe erlassen werden, wenn sie sich freiwillig einer sterilisierenden Operation unterzogen haben.

9. Damit nicht die sterilisierten blödsinnigen Mädchen zu einer besonders großen sittlichen und gesundheitlichen Gefahr (Geschlechtskrankheiten!) für die männliche Jugend werden, ist über die stattgefundene Operation Stillschweigen — besonders auch von seiten der Familienangehörigen — zu beobachten.

Bücherbesprechungen.

1) Kronfeld, Arthur: **Sexualpsychopathologie.** Handbuch der Psychiatrie, Spez. T. 7. Abt., 3. T. herausgegeben von Aschaffenburg. Leipzig u. Wien, 1923, Verlag Deuticke.

Von Privatdozent Dr. Birnbaum (Herzberge).

Krafft-Ebings Psychopathia sexualis genügte schon lange nicht mehr den modernen wissenschaftlichen Anforderungen an eine Sexualpsychopathologie. Nicht nur, daß sie vorwiegend am Äußerlichen, am Deskriptiven haften bleibt, ist sie zu einseitig klinisch-psychiatrisch eingestellt und zieht zu wenig die sonstigen fundierenden Faktoren, insbesondere die biologischen, heran. Eine Neubearbeitung des ganzen Gebietes erwies sich schon deswegen als wissenschaftliches Erfordernis. Hinzu kommt, daß die Überfülle an teils wertlosen, teils aber doch bedeutsamen sexualpathologischen Produktionen dahin drängte, das ganze Gebiet unter kritischer Heranziehung und Verarbeitung des im Laufe der Jahre von den verschiedensten Fachkreisen her zusammengebrachten Materials neu aufzubauen. Das Wagnis ist naturgemäß nicht gering, Kronfeld hat es im Rahmen eines psychiatrischen Handbuches unternommen, und man darf sagen, daß es ihm im wesentlichen geglückt ist. Er beginnt mit der Beschreibung und Analyse des typischen gesunden Sexuallebens, mit einer Kennzeichnung des Geschlechtstriebes, seiner Grundlagen und Auswirkungen innerhalb der psychischen Persönlichkeit. Dabei werden die konstitutionellen Faktoren — normale wie pathologische — an ihrer Bedeutung für Entwicklung und Gestaltung des Sexualtriebes eingehend gewürdigt. Daran schließt sich als Hauptteil die Darstellung der einzelnen sexuellen Perversionen, gegliedert im wesentlichen als solche in actu, bei denen der Primat der Genitialen entweder hinter anderen Ausdruckstendenzen des Triebes zurücktritt oder sich nicht in adäquaten Entäußerungen kundgibt, und solche in objektu, bei denen es sich um ab-



artige gegenständliche Bindung des sexuellen Trieblebens, die Triebfixierung an inadäquate Sexualziele handelt. Onanie und sexuelle Hyperästhesie werden als „Grenzfälle" vorweggenommen, Sexualneurosen, bei denen im Gegensatz zu den Perversionen nicht der Geschlechtstrieb selbst, sondern seine seelische Verarbeitung sich in abnormer Weise vollzieht und zu abnormen Folgezuständen führt, schließen sich an. Waren es in den ersten Abschnitten vor allem die biologisch-konstitutiven Gesichtspunkte, die im Vordergrunde der Betrachtung und Analyse standen, so sind es in den letzteren besonders die psycho-dynamischen: psychogene Mechanismen und psycho-nervöse Reaktionstypen werden in ihrer Eigenart und ihrer inneren Zusammenordnung systematisch dargelegt. Allenthalben werden dabei die Anschauungen der Psychoanalytiker, speziell freilich Freuds, berücksichtigt und, wie man ausdrücklich hervorheben muß, meist positiv gewertet.

Daß die Beschreibung der sexualpsychopathologischen Phänomene in Kronfelds Buch alles Wesentliche und Charakteristische fast erschöpfend zusammenträgt, ist bei der großen einschlägigen Erfahrung und Literaturkenntnis des Verfassers nicht anders zu erwarten. Wichtiger erscheint, daß überall der Versuch gemacht wird, nicht vor der Außenfassade stehenzubleiben, sondern ins Innere und in die Tiefe der Phänomene zu dringen, sie genetisch zurückzuverfolgen, ihre inneren Zusammenhänge aufzurollen und jede Einzelerscheinung als Produkt aus dem Zusammenspiel der verschiedensten Bestimmungs- und Formkräfte: biologischer und psychologischer, organischer und funktioneller, konstitutiver und exogener, normaler und pathologischer verstehen zu lassen. Damit ist mit dem Buche eine erneute Grundlegung der Sexualpsychopathologie gewährleistet, wobei das angefügte Literaturverzeichnis von fast 1500 Nummern zugleich dem Neueintretenden die Orientierung weitgehend erleichtert.

2) Stekel, W.: **Der Fetischismus.** Berlin u. Wien 1923, Urban & Schwarzenberg. 21 Mk.

Von Dr. Max Marcuse.

Die neueste Frucht des unerhörten Sammler- und Schriftsteller-Fleißes Wilhelm Stekels ist zwar wieder nicht ausgereift, aber grade mit aus diesem Grunde von jenem besonderen Reiz und Geschmack, den alle Stekelschen Werke haben. Man darf sie nicht mit den Organen zünftlerischer Pedanterie und Kritik genießen wollen: dem Laboratoriums-Mediziner und dem Seminar-Psychologen bleiben sie unbekömmlich. Aber wer die menschliche Seele kennt wie sie wirklich schwingt, namentlich nicht nur am Tage, sondern auch in „tiefer Mitternacht", dem muß das Studium des Buches wieder eine reiche Fülle von Anregungen und Aufschlüssen bringen. Daß noch vieles zu enträtseln bleibt, verkennt Stekel selbst am wenigsten; aber mit fraglosem Rechte darf er glauben, die Psychologie des Fetischismus als einer „komplizierten Zwangsneurose" um ein gutes Stück vorwärts gebracht zu haben. Der Versuch einer grundsätzlichen Klärung des Symbol-Begriffs und -Wesens ist dabei ein bedeutender Nebenertrag der Arbeit; ebenso die Inbeziehungsetzung des Transvestismus zum Fetischismus auf Grund einer Analyse von Gutheil, einem Mitarbeiter Stekels. Den ganzen Gedankengang des Werkes im Rahmen einer Besprechung aufzuzeigen, ist unmöglich, ihm in eigener Durcharbeitung des Originals nachzuspüren jedem Sexuologen unerläßlich, wobei ihm aber das Überschlagen weiter, allzu eintöniger und ertragloser Wegstrecken nicht wird verdacht werden dürfen.

3) Lurje, Walter: **Mystisches Denken, Geisteskrankheit und moderne Kunst.** Stuttgart 1923, Püttmann.

Von Dr. Max Marcuse.

Der Verf. sucht in weitgehender Anlehnung an Levy-Brühls Erhebungen über das Denken der Naturvölker die geistige Wesensart des Primitiven dem Verständnisse des modernen Menschen zu erschließen, indem er das „mystische" und das „prälogische" Denken als charakteristisch für jene aufzeigt, andererseits auf seine Wiederkehr bei den Menschen unserer Zeit und Kultur in der Kindheit und im Traume hinweist. Nachdrücklich hebt L. das mystisch-prälogische Denken auch bei gewissen Abnormen hervor: den Schizophrenen, den Zwangsneurotikern und den Hysterischen sowie den im engeren Sinne religiösen und künstlerischen Naturen. Mit Hilfe einiger prägnanter Belege aus dem Leben und der Kunst setzt er dann die mystische und die reale Welt zueinander in jene Beziehung, die durch das Lächeln der Gioconda Lionardos und das der Buddha-Statuen versinnbildlicht wird. So schließt sich dem Verf. der Kreis: Kunst der Primitiven und der Asiaten, moderne Kunst — und Geisteskrankheit.



Mehr als eine andeutende Skizze ist die Abhandlung nicht. Aber sie ist klug und anregend abgefaßt und erscheint in dem freundlichen Rahmen der von Kronfeld heraus gegebenen kleinen Schriften zur Seelenforschung.

4) Strohmayer, Wilh.: **Die Psychopathologie des Kindesalters.** 2. neubearbeitete Auflage. München 1923, J. F. Bergmann.

Von Dr. Max Marcuse.

Die erheblichen Schwierigkeiten, die der Aufgabe, ärztliche, insbesondere psychiatrische Erkenntnisse, Zusammenhänge und Forderungen einem wesentlich auch aus medizinischen Laien gedachten Leserkreise zu unterbreiten, entgegenstehen, hat Strohmayer so gut wie völlig bezwungen. Sein Buch, der Niederschlag umfangreicher Spezialerfahrung in der Klinik und Sprechstunde, will „schlichter praktischer Belehrung" dienen und hält sich von aller „prunkenden Gelehrsamkeit" fern. Es braucht bei dem Namen des Autors nicht versichert zu werden, daß trotzdem die Grundlage strenger Wissenschaftlichkeit nirgends verlassen wird. Wir wissen, daß auf sog. heilpädagogischem Gebiet neben ernstem Streben und fleißiger Arbeit ein übler Dilettantismus viel Unfug stiftet; ihm zu steuern, sind die Auseinandersetzungen Strohmayers wie kein anderes dem Referenten bekanntes Buch geeignet. Die besonderen Beziehungen zwischen Psychiatrie und Pädagogik, und innerhalb dieser die oft entscheidenden Zusammenhänge mit dem Geschlechtsleben des Kindes werden hier durch eine ungewöhnlich vielseitige und mit großem didaktischem Geschick ausgesuchte Kasuistik in einer sehr eindrucksvollen Weise offenbart, und den fesselnden, alles Wesentliche vom Unwesentlichen scharf sondernden Erläuterungen des Verfassers kann sich das Interesse des aufmerksamen Lesers nirgends entziehen. Dieses Interesse wird und soll natürlich vor allem sachlich gegeben sein, dürfte jedoch nicht selten auch aus seelischen Erschütterungen über so viel Kinder- und Elternleid, schicksalhaft unvermeidbares, aber auch nur durch Unwissenheit verschuldetes, bedingt werden.

5) Langer, Georg: **Die Erotik der Kabbala.** Prag 1923, Dr. Josef Flesch. 167 S.

Von Dr. Richard Samuel.

Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Problematik der Mystik als spezifischer Ausdrucksform der religiösen Kultur. Mögen die Kultformen und Dogmen der einzelnen Weltreligionen auch noch so sehr sich unterscheiden, eine jede hat ganz aus sich selber heraus eine bestimmte Form der Religiosität als Seitenzweig sich geschaffen, deren Struktur eine solche Verwandtschaft, ja Identität zeigt, daß aus ihr das Zentralproblem der Religion für das menschliche Kulturbewußtsein normativ abgelesen werden kann. Die Strukturelemente der Mystik sind von berufenen Theologen untersucht worden [1], so daß es bei Betrachtung vorliegenden Buches vor allem auf die individuelle Ausprägung innerhalb der jüdischen Religiosität ankommt. Langer weist nach, daß im Mittelpunkt der jüdischen Mystik, gerade so wie in der Mystik der anderen Religionen, der Eros steht. Er zeigt zugleich auf, daß das jüdische Schrifttum überhaupt voll von tiefer Erotik ist und nicht, wie Sombart meint, grundsätzlich antierotisch eingestellt ist. Ja er will nachweisen, daß der Urgrund der ganzen jüdischen Lehre auf dem einen Symbol der Vereinigung zweier Liebender beruht. Sie ist grundsätzlich Monismus und setzt die unbedingte Einheit der menschlichen Persönlichkeit voraus, die einmal dann gegeben ist, „wenn sich Mann und Weib in geschlechtlicher Vereinigung befinden" (Buch Sohar III, 71), und zum andern, wenn Schüler und Lehrer in innigster Verbindung und engster geistiger Gemeinschaft den Sinn des Talmud ergriffen haben. Aus dieser Tatsache ergibt sich die Kompliziertheit des erotischen Problems innerhalb der nachklassischen jüdischen Religionsgeschichte und die große Bedeutung des gleichgeschlechtlichen Problems im Judentum, das Langer eingehend untersucht. Der Verfasser kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß ein gewisser Rhythmus in der jüdischen Religionsgeschichte des Mittelalters obwaltet, der sich im Kampf und ablösenden Sieg der hetero- und homosexuellen Richtungen dartut. Der Führer der heterosexuellen Richtung ist jener bekannte Heiland Schabbatai Zai aus der Spinozazeit († 1627), dessen Sekte nach seinem im Schoße der islamischen Religion erfolgten Tode in einen orgiastischen Kultsexualismus ausartet, wie er uns aus der Geschichte der deutschen Mystik in der Sekte der Brüder vom Heiligen Geiste bekannt ist. Die Reaktion auf diese wilde Bewegung, die mit dem letzten jüdischen Heiland, dem wunderlichen Jacob Frank

[1] Ich verweise auf die grundlegende kleine Schrift von Friedrich Heiler (München, Reinhardt 1919, 23 S.), Die Bedeutung der Mystik für die Weltreligionen.



(1726—1816) (dessen Lehre eigentümliche Verwandtschaft mit Zeitgenossen, wie den Böhmejüngern St. Martin, Eckardtshausen, Baader zeigt), abschließt, ist die Bewegung des Chassidismus, der wie einst die Essäer die Frau aus der religiösen Lebensgemeinschaft ausschließt, den Geschlechtsverkehr, wenn nicht gar als Sünde, so doch als Übel empfindet und das Höchste in der eroserfüllten Geistesgemeinschaft von Schüler und Lehrer sucht. Daß diese Gemeinschaft vielfach die körperliche Vereinigung in die Ganzheit religiösen Lebens einbezieht, weist Langer durch die Widergabe hebräischer Freundschaftslegenden nach, wie er überhaupt in dem Kapitel „Männerliebe" die Behauptung Hans Blühers widerlegt, die jüdische Rasse habe keinen Teil am gleichgeschlechtlichen Eros und den daraus folgenden soziologischen Bedingungen.

Der Art, wie der Verfasser methodisch seine Untersuchungen vornimmt, vermag ich nicht in allem zuzustimmen. Er ist seinem Wesen und seiner Methode nach Talmudist, und dabei wirkt die Anwendung moderner psychologischer Theorien als eigentümliches Überkleid, das dem Stil und der Form der Untersuchung etwas Wirres und Unwissenschaftliches gibt, ganz abgesehen davon, daß der Verfasser durchaus nicht über seinem Stoff steht. Die wissenschaftliche Bedeutung Hans Blühers wird aus persönlichen Erlebnismotiven ganz bestimmt überschätzt[2]), und die Art der Anwendung Freudscher Theorien zeugt einmal von nicht restlosem Verständnis und verführt zum anderen oft zur Einseitigkeit der Auffassung geistesgeschichtlicher Probleme.

Auf zwei literarisch interessante Bestandteile möchte ich zum Schluß noch besonders aufmerksam machen: auf das Kapitel „Die Erotik der Schrift und der Sprache" und auf den unverfälschten Abdruck mehrerer Legenden des Baal Schem (S. 70 ff.), die Martin Buber für das religiöse Bedürfnis der Gegenwart umgestaltet hat.

6) Rolland, Romain: **Peter und Lutz.** München 1923, Kurt Wolff.

Von Werner Buhre.

Ein junger Mensch, aufgewachsen in der Atmosphäre enger und behütender Bürgerlichkeit. Die Eltern, eingeschlossen in die dumpfe Luft von Staat und Kaste vorgeschriebener Gesinnung, ängstlich bemüht, sich zu schützen gegen jeden frischen Luftzug, der eigene Gedanken wecken, ungewußte Gefühle bewußt machen könnte. Von ihnen hat der Junge keine Hilfe zu erwarten in den Nöten seiner Jugend, keine Antwort auf die Fragen, die ihn bestürmen und quälen. Über allem wetterleuchtet das große Erlebnis dieser ganzen Generation, der Krieg, dessen Sinn oder Unsinn die jungen Geister bewegt, die noch zu bewegen sind. In diesem Schwanken zwischen Anlehnungsbedürfnis und Mißtrauen, zwischen Impuls und pessimistischem Fatalismus — „in jedem jungen Menschen zwischen dem sechzehnten und dem achtzehnten Lebensjahre regt sich etwas von Hamlets Seele" — steht Peter allein. Der einzige, dem er früher sich anvertrauen konnte, sein älterer Bruder, ist im Felde.

Er findet ein Mädchen, Lutz, und flieht mit ihr ins Traumland. Sie ist früh mit Not vertraut, kennt den täglichen Kampf ums Brot, sieht das Leben ohne Illusionen, aber auch ohne Bitterkeit. Frischdreist malt sie ihre Kopien, die schlecht genug sind, um Käufer zu finden und wird selbst dabei erst ironisch, als sie das Entsetzen ihres Peter sieht über den Barbarismus, dem sie sich ganz naiv hingegeben. In der Welt, wie sie um die beiden tobt, können sie nicht leben; da haust der Krieg, verwüstet Länder, Leiber und Geister und wirft eine neue Sprachverwirrung über die Menschen, daß keiner mehr seinen Nächsten versteht, auch Lutz ihre Mutter, Peter seinen Bruder nicht mehr. Sie verstehen nur noch einander, wo die Stimme jungen Blutes den verwandten Sinn und Rhythmus findet, und erleben in reiner Unbewußtheit und doch gedrängt von der kurzen Spanne Zeit, die ihnen gegeben ist, alle Phasen, deren ihre Seele im Zusammenklang fähig ist. Immer deutlicher tritt ihre tiefe Mütterlichkeit hervor, mit der sie ihren „kleinen Jungen" einhüllt, der mit dem Leben und mit sich selbst so gar nicht Bescheid weiß und fertig werden kann. Im Grunde sind sie beide Kinder, und welche Gestalt ihre Sehnsucht wünscht, in der leben sie auch. Unvergeßlich der Zwiegesang über Vergangenheit und Zukunft ihrer Seelen, wie sie zusammenlebten, ehe sie als Peter und Lutz erschienen, als Menschen („dann war aber bestimmt Peter das Mädchen und Lutz der Bursch"), als Vögel, als Elemente. Alles, was ihnen köstlich erscheint, werden sie sein: der schöne Sommertag, der laue Lindenschatten, duftendes Pfirsichfleisch, der westliche Abendhimmel mit seinen rosa Wölkchen. „Alles werden wir sein, alles was gut und süß tut, ob man es sieht oder erfaßt und faßt, küßt oder ißt oder einsaugt und atmet." Und sie sind es schon im Augenblick, da sie es denken.

[2]) S. 89. „Ich gestehe, daß es nur wenige europäische (!) Schöpfungen gibt, die auf mich einen so mächtigen Eindruck machten, wie Blühers Schriften."!!



Aber immer tiefer senken sich die drohenden Schicksalswolken auf ihren Weg. Die sechs Monate, die ihnen der Krieg noch Frist gelassen hatte, sind fast verstrichen. Doch er kann sie nicht zurückholen zu seinem Zweck, sie sind zu tief in die Wälder ihrer Träume geflohen. So bringt er ihnen den gemeinsamen Tod im höchsten Glück.

Diese an sich alltägliche Geschichte ist geschrieben mit der Sicherheit und instinktmäßigen Kenntnis der Menschenseele, die nur der Dichter haben kann. Man darf wohl vermuten, daß Rolland von den Ergebnissen moderner Sexualforschung und Psychoanalyse nichts oder nur sehr wenig kennt. In Frankreich ist von diesen Dingen ja überhaupt am wenigsten von allen europäischen Völkern aufgenommen oder gar weitergeführt worden. Um so erstaunlicher die Unfehlbarkeit, mit der der Dichter hier alle die unbewußt wirkenden Strömungen aufdeckt, die die Handlungen und Reden liebender Menschen bestimmen. Wie jeder den Anderen gleichzeitig als Geliebten und als das eigene Kind betrachtet und behandelt, sodaß diese beiden Blickpunkte untrennbar ein Ganzes werden, das Verhältnis zur Mutter, zum Bruder, zur älteren Generation überhaupt, das kindliche Einswerden mit allen betrachteten und geliebten Dingen, — das alles ist meisterlich geschildert und ohne theoretisches Werkzeug als unausweichlich und ewig gültig in seinen Ursprüngen aufgezeigt. Sogar eine deutliche Symptomhandlung findet sich zwanglos in den Fluß der Erzählung eingestreut. Nur wo der Kämpfer für das Recht und die Menschlichkeit seine reif und gründlich gedachten Worte diesen jungen Menschen in den Mund legt, wird die Kraft und Unmittelbarkeit der Darstellung etwas gehemmt. — Beigefügt sind Holzschnitte von Franz Masereel, die als mächtige Begleitakkorde den Sinn des Buches in sich zusammenballen.

Referate.

1) Fürbringer, P.: **Eine besondere Form seniler Potenzstörung** (Involutions-Aspermatismus). Deutsche med. Wochenschr. 1923, Nr. 51.

F. weist auf eine nicht ganz spärlich vertretene, aber bisher so gut wie gar nicht beachtete Gruppe von Potenzstörungen beim Manne hin, die mit der vom Referenten geschilderten klinischen Erscheinung des „Orgasmus sine ejaculatione" engste Berührungspunkte hat, mit ihr auch zusammenfallen kann, aber ätiologisch und genetisch von ihr durchaus unterschieden ist. Denn hier hat die Störung, die F. durchweg bei — nicht hochbetagten — Greisen angetroffen hat, nichts mit einer Funktionstrennung des Orgasmus von der Ejakulation, auch nichts mit nervösen oder psychischen Anomalien zu tun, vielmehr stellt sie lediglich die Folge eines physiologischen senilen Vorganges, einer partiellen genitalen Involution dar: „Die Produktion des Spermas ist in einem solchen Grade vermindert, daß es trotz der ejakulativen Stöße nur die hintere Harnröhre füllt, um, wenn überhaupt, erst später zutage zu treten." Die mikroskopische Untersuchung der dieser zugänglichen Sekrete ergibt das typische „Sperma des Climacterium virile". Die hiermit implizite erfolgende Anerkennung des namentlich neben Kurt Mendel wesentlich vom Referenten behaupteten und beschriebenen, aber von der medizinischen opinio communis unverständlicherweise noch immer bestrittenen Phänomens der männlichen Wechseljahre von seiten einer Autorität wie Fürbringer ist besonders bemerkenswert. Im übrigen ist Fürbringers Auffassung zutreffend, daß Referent in seinem Artikel „Klimakterium des Mannes" im „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft" bei dem Hinweis auf das Vorkommen auch eines „Orgasmus sine ejaculatione" als klimakterischen Symptoms an die von ihm in der Deutschen medizinischen Wochenschrift (1923, Nr. 35) hervorgehobene Gruppe, aber nicht an die von Fürbringer in dem vorliegenden Aufsatz erörterten Fälle gedacht hat. Diese der gebührenden Würdigung jetzt unterzogen zu haben, ist ein neues Verdienst des Verfassers.

Max Marcuse.

2) Jamin, Fr.: **Zur Entwicklung des psychischen Infantilismus.** Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 83.

Gegenüber der allgemeinen Betrachtung des Infantilismus als eines durch Entwicklungsstörungen herbeigeführten Zustandes, sucht ihn J. als etwas Werdendes nach dem Zeitmaß und der Reihenfolge der körperlichen und der seelischen Entwicklung zu erfassen, und glaubt die hierfür entscheidende Lebensphase in der Alters-



stufe der „P u b e r t ä t s v o r b e r e i t u n g“ zu erkennen. Ihm fiel die verhältnismäßig große Zahl von Fällen psychasthenischer Beschwerden bei 10jährigen Knaben und 8jährigen Mädchen auf, für die ihm das Ausschlaggebende eine p s y c h i s c h e E n t w i c k l u n g s s t ö r u n g zu sein scheint, deren Ausgleich erwartet werden kann und durch eine vorsichtige, konsequente und methodische G e w ö h n u n g a n d i e E r f o r d e r n i s s e d e r U m w e l t gefördert werden soll. Gelingt diese Gewöhnung nicht, so kann der „psychische Infantilismus der Zehnjährigen“ in krankhafte Verwicklungen der späteren Pubertätszeit und weiterhin in den (psychischen) Infantilismus der Erwachsenen als eine Konstitutionsminderwertigkeit übergehen. M a x M a r c u s e.

3) H i r s c h f e l d , M a g n u s: **Die intersexuelle Konstitution.** Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität, Bd. 23.

Verf. führt die verschiedenen Formen seelischer und körperlicher Übergänge zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht auf eine einheitliche innersekretorische Drüsenformel zurück und ordnet sie alle in ein bestimmtes „intersexuelles Konstitutions- und Variationsschema“ ein, dessen einen Pol die Homosexualität, dessen anderen die Heterosexualität abgibt und deren Zwischenglieder teils auf der körperlichen, teils auf der seelischen Verbindungslinie liegen. Auf der körperlichen liegen in ununterbrochener Typenfolge zwischen Homo- und Heterosexualität: Androgynie, Vorstufen des Hermaphroditismus und Hermaphroditismus, auf der seelischen: Transvestitismus, Bisexualität und Metatropismus. Ein Seitenstrang führt sowohl von den körperlichen wie den seelischen Typen her zum Infantilismus. Alle diese Einzeltypen erfahren eine gesonderte Kennzeichnung und kritische Beleuchtung, die die ungewöhnliche Erfahrung des Verf. und seinen scharfen Blick für das Wesentliche wiedererkennen lassen.

B i r n b a u m (Herzberge).

4) K r o n f e l d , A.: **Über einen bestimmten Typus metatropischer Frauen.** Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen XXIII, 1923.

Prägnante Charakterisierungen von drei Frauen, als deren übereinstimmende Züge zunächst scharfe Logik, starker Wille, kraftvolles Selbstgefühl auffallen. Alle drei haben ihren eigenen Beruf, in dem sie Bedeutendes leisten; sie sind alle drei kinderlos und weichen in ihren Ausdruckserscheinungen und im Körperbau vom weiblichen Typus mehrfach ab. Ihrer Einstellung zum Manne fehlt durchweg die spezifisch weibliche hingebende Tendenz; vielmehr lebt in ihnen die normal-männliche Neigung zur aktiven Aggression. Ihr erotisch-sexuelles Wunschziel ist daher der feminine, zarte, sich ihnen unterwerfende Mann: M e t a t r o p i s m u s (Hirschfeld), dem nicht etwa irgendwelche Beziehungen zur sadistischen Perversion zugehören. Es handelt sich um eine besondere Variante der intersexuellen Konstitutionstypen, von der aus die untereinander sehr verschiedenartigen individuellen Psychogenesen biologisch bestimmt worden sind. Alle drei Frauen lösten den Konflikt zwischen dem Weiblichen in sich und den metatropischen Wünschen durch eine N e u r o s e.

„Es ist wichtig, daß man derartige Typen n i c h t ohne weiteres für psychopathisch oder für hysterisch hält, und ebenso, daß man n i c h t bloß die Neurose sieht, ohne ihre schicksalshafte, in der intersexuellen Konstitution wurzelnde Grundlage.“

M a x M a r c u s e.

5) H a t t i n g b e r g , H a n s v.: **Über die Bedeutung der Onanie und ihre Beziehungen zur Neurose.** Münchn. med. Woch. 1923, Nr. 28.

H. definiert die Onanie als den besten Ausdruck und die stärkste Befestigung der seelischen Abschließungshaltung, der I s o l i e r u n g , und sieht hierin ihre Hauptbedeutung. Sie sei eine Ausübung des Geschlechtstriebes zum alleinigen Zweck des eigenen Orgasmus, die die seelische Verbindung mit dem Geschlechtspartner ausschließt. S c h ä d l i c h sei n i c h t der einzelne masturbatorische Akt als schnellste Erledigung einer auftretenden sexuellen Erregung, auch wenn diese häufig auftritt: die sogenannte N o t o n a n i e. Überall aber, wo es durch die dauernde Unbefriedigung zu einer Befestigung der Isolierung und dadurch zur Z w a n g s o n a n i e gekommen ist, auch wenn dies nur einmal im Monat vorkommt, sei die Onanie schädlich. Die Perversionen könne man im weiteren Sinne als besondere Formen der Onanie unterordnen, da bei ihnen das Hauptinteresse auf einem Körper t e i l des Partners gerichtet ist und es auch hier nur auf den Orgasmus ankommt, wodurch die gleichzeitige körperliche und seelische Vermischung unmöglich gemacht wird. Maßloser Ehrgeiz, Liebesbedürfnis, Wut, Trotz,



Todessehnsucht und anderes kann durch die Onanie ausgedrückt werden und diese schließlich neurotisch fixieren. Die Zwangsonanie sei also die häufigste monosymptomatische Neurose, wie ja wahrscheinlich auch in jeder Neurose ein Stück Onanie enthalten sei. Die letztere Behauptung sucht der Verfasser an einer Reihe von Beispielen zu beweisen, die von der Angstonanie ihren Ausgangspunkt nehmen.

Käthe Hoffmann.

6) Klein, Heinrich Viktor: **Hypothese zur Vererbung und Entstehung der Homosexualität.** Ein Beitrag zur Lehre der sexuellen Zwischenstufen. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie Bd. 83, 1923.

Die Homosexualität ist nach dem Verf. eine zygotische Intersexualität und schon syngam festgelegt. Der psychischen Intersexualität entspricht eine Erbeinheit im Keime, aller Wahrscheinlichkeit nach eine ganz gewisse Hirnform evtl. mit einer entsprechenden hormonalen Erblichkeit. Es ist aber auch die Möglichkeit einer Gametenschädigung vor der Vereinigung gegeben, und damit die Aktivierung bestimmter hemmender Faktoren. Auch hier sei das Zentralnervensystem und die hormonale Keimdrüsentätigkeit der Vermittler. Gegengeschlechtliche Merkmale im Greisenalter seien durch „Valenzwechsel" der Erbfaktoren erklärbar. Goldschmidts Lehren beeinflussen die interessante Darlegung des Verf. wesentlich. Urbach.

7) Kauders, Otto: **Zur Frage: innere Sekretion des Hodens und Sexualität** Psychiatrische Begutachtung von zwei Samenstrangunterbindungen von Jugendlichen. Zeitschr. f. Psychiatrie u. psych. gerichtl. Med. Bd. 79, H. 3/4, 1923.

Schilderung zweier interessanter Fälle, die im direkten Gegensatz zu Steinachs, besonders aber Lichtensterns Anschauung stehen, die bekanntlich dahin geht, daß die Vasoligatur Potenzstörungen junger männlicher Individuen mit mangelnder Libido weitgehend bessere. In beiden Fälen wegen exzessiver Masturbation beiderseitige Vasoligatur. Im ersten Fall bedeutende und anhaltende Besserung und beträchtlich verminderte Sexualität nach beiden Richtungen hin. Sekundäre Geschlechtscharaktere ohne Veränderung. Verblassen der psychopathischen Charakterzüge zugunsten eines sichtbaren intellektuellen und sozialen Fortschritts. Im zweiten Fall Heilung der Onanie. Die sekundären Geschlechtscharaktere im Sinne einer Wachstumssteigerung verändert. Verf. sieht im Untergang des germinativen Epithels und dem durch das Fehlen der Spermatogenese ausfallendem Reize die ursächlichen Momente der Heilung, läßt aber auch unterstützende Faktoren, wie Schmerzen in der Wunde usw., nicht unberücksichtigt. Urbach.

8) Hanse, A.: **Über Amenorrhöe bei Nerven- und Geisteskrankheiten und ihre Behandlung mit Menolysin.** Arch. f. Psychiatrie u. Nervenkrankh. Bd. 68, H. 3/5, 1923.

Die Amenorrhöe ist ein häufiges Begleitsymptom verschiedener Psychosen (von 430 Fällen 197). Besonders organische Hirnleiden, dann Katatonie und Depressionszustände, schließlich Hebephrenie dementia paranoides weisen oft Amenorrhöe auf. Aber auch bei psychopathischen Frauen trat Amenorrhöe noch in 40 Proz. der Fälle auf, während bei Paranoia chronica eine Amenorrhöe nicht zu beobachten war. Die zeitliche Differenz zwischen Ausbruch der Psychose und Eintritt der Amenorrhöe war gewöhnlich klein, besonders gering aber bei starken affektiven Spannungen. Interessanterweise wich die Amenorrhöe einer regulären Menstruation nicht nur in Fällen mit Besserung, sondern auch in Fällen, die nach stürmischen Auftakten schließlich in progressive Verblödung übergingen. Bei 10 von 21 Fällen wirkte Menolysin prompt. Urbach.

9) Breitenbecher, J. K.: **Erbliche Kürze des Daumens.** Journal of Heredity XIV, 15, 1923.

Die Daumen reichen bei gestreckter Hand nur bis zum Grundgelenk der Zeigefinger. Die Daumennägel sind sehr kurz und sehr breit. Die Röntgenaufnahme zeigt, daß die Daumenknochen, abgesehen von der Kürze der Phalangen, nichts Absonderliches aufweisen; der Mittelhandknochen des Daumens ist von normaler Länge.

Die Kurzdäumigkeit ließ sich durch 5 Generationen einer Familie verfolgen. Es waren 13 Personen behaftet, 6 Männer und 7 Weiber. Überspringen einer Generation wurde nicht beobachtet. Es ist offenbar, daß es sich um ein dominant erbliches Leiden handelt. Siemens.



Namenregister.





Sachregister.

25*

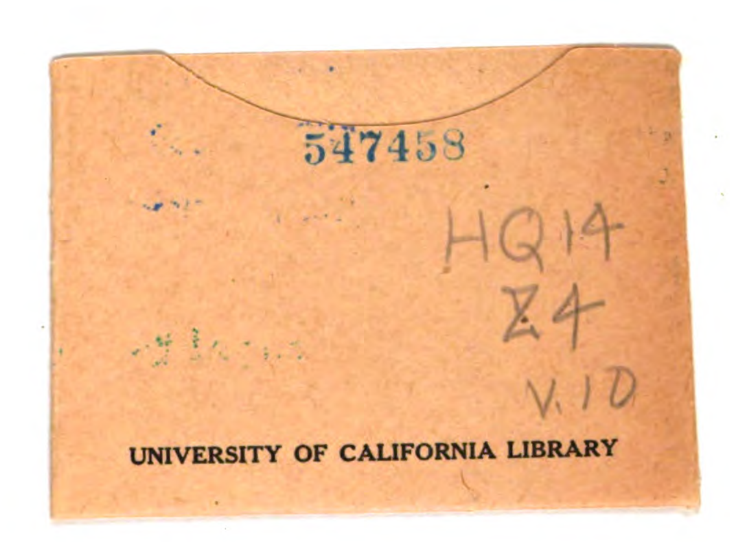




Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Max Marcuse** in **Berlin**.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in **Bonn**.
Druck: **Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H.** in **Leipzig**.






547458
HQ14
Z4
V.10
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



